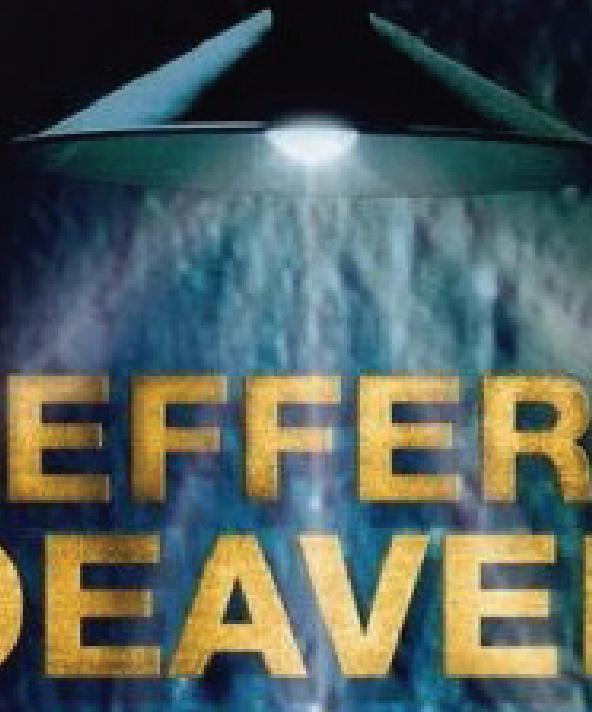


blanvalet



**JEFFERY
DEAVER**

**DIE
MENSCHEN
LESERIN**

ROMAN



Jeffery Deaver

Die Menschenleserin

Roman

Sie ist charismatisch wie Lincoln Rhyme und clever wie Amelia Sachs - Jeffery Deavers neue faszinierende Ermittlerin Kathryn Dance, Verhörspezialistin beim California Bureau of Investigation, löst ihren ersten brisan-ten Fall!

Vor acht Jahren löschte Daniel Pell auf einen Streich eine ganze Familie aus - zumindest beinahe: Nur die neunjährige Tochter hat diese schreckliche Nacht überlebt, verborgen zwischen den Kuscheltieren in ihrem Bett. Der hoch-intelligente Psychopath Pell, den die Presse bald nur noch »Charles Mansons Sohn« nannte, konnte damals gerichtlich überführt und zu lebenslanger Haft verurteilt werden. Daniel Pell selbst hat jedoch bis heute zu allen Vorwürfen geschwiegen. Nun erhält die Körpersprache-Expertin Kathryn Dance die einmalige Gelegenheit, dem Mörder endlich ein umfassendes Geständnis zu entlocken. Doch während des Verhörs kommt es zur Katastrophe: Pell gelingt die Flucht aus dem Hoch-sicherheitsgefängnis! Und nur Kathryn Dance kann jetzt noch verhindern, dass seine grausige Leidenschaft neue Opfer fordert. Dafür muss die brillante Ermittlerin jedoch ganz tief in Daniel Pells Psyche eintauchen - ein Höllentrip, von dem es vielleicht keine Wiederkehr für sie gibt...

»Jeffery Deaver ist der beste Autor psychologischer Thriller weltweit!« The Times

Jeffery Deaver hat sich nach dem ersten großen Erfolg als Schriftsteller aus seinem Beruf als Rechtsanwalt zurückgezogen und lebt nun abwechselnd in Virginia und Kalifornien. Seine Bücher wurden in zwölf Sprachen übersetzt und haben ihm bereits zahlreiche renommier-te Auszeichnungen eingetragen. Die kongeniale Verfil-mung seines Romans »Die Assistentin« unter dem Titel

»Der Knochenjäger« (mit Denzel Washington und Angelina Jolie in den Hauptrollen) war weltweit ein sensationeller Kinoerfolg und hat dem faszinierenden Ermittler- und Liebespaar Lincoln Rhyme und Amelia Sachs eine riesige Fangemeinde erobert. Auch mit »Die Menschenleserin«, dem ersten Fall seiner neuen charismatischen Serienheldin Kathryn Dance, stürmte Jeffery Deaver wieder die internationalen Bestsellerlisten.

Zuletzt von Jeffery Deaver bei Blanvalet:
Der gehetzte Uhrmacher (geb. Ausgabe 0202)

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
»The Sleeping Doll«

Für den G-Man

After changes upon changes,
we are more or less the same,
after changes we are more or less the same.*

Paul Simon, »The Boxer«

* Trotz aller Veränderungen sind wir eigentlich dieselben geblieben; trotz aller Veränderungen sind wir eigentlich dieselben.

13. September 1999

»Mansons Sohn« des Mordes an der Familie Croyton für schuldig befunden

SALINAS, KALIFORNIEN - Daniel Raymond Pell, 35, wurde heute wegen vierfachen Mordes sowie Totschlags verurteilt. Die Geschworenen in Monterey County berieten sich nur fünf Stunden lang.

»Der Gerechtigkeit wurde Genüge getan«, ließ der leitende Anklageverteilter James J. Reynolds nach dem Schulterspruch gegenüber der Presse verlauten. »Dies ist ein äußerst gefährlicher Täter, der entsetzliche Verbrechen begangen hat.«

Pell wurde als »Mansons Sohn« bekannt, weil es Parallelen zwischen seinem Leben und dem des verurteilten Mörders Charles Manson gibt. Manson war 1969 in Südkalifornien dafür verantwortlich gewesen, dass die Schauspielerin Sharon Tate und mehrere andere Personen zu Opfern von Ritualmorden wurden. Im Anschluss an Pells Verhaftung fand die Polizei in seinem Haus eine Vielzahl von Büchern und Artikeln über Manson.

Das heute gefällte Urteil bezieht sich auf die am 7. Mai verübten Morde an William Croyton, seiner Frau und zwei ihrer drei Kinder in Carmel, Kalifornien, knapp zweihundert Kilometer südlich von San Francisco. Die Anklage wegen Totschlags ergab sich aus dem Tod von James Newberg, 24, der mit Pell zusammengewohnt und ihn am Tatabend zum Haus der Croytons begleitet hat. Die Staatsanwaltschaft erklärte, Newberg habe sich anfangs an den Morden beteiligen wollen, sich dann aber geweigert, wo-raufhin Pell ihn getötet habe.

Croyton, 56, war ein wohlhabender Elektroingenieur und Computer-Trendsetter aus dem Silicon Valley. Seine im kalifornischen Cupertino ansässige Firma stellt hochmoderne Software her, die sich in den meisten der weltweit beliebtesten PC-Programme wiederfindet.

Aufgrund von Pells Interesse an Manson kamen Spekulationen auf, die Morde könnten - wie seinerzeit bei Manson - ideologisch motiviert sein, aber laut Staatsanwalt Reynolds hatte der Täter es höchstwahrscheinlich auf das Eigentum der Familie Croyton abgesehen. Pells Strafregister reicht zwanzig Jahre zurück und umfasst Dutzende von Laden- und Einbruchdiebstählen sowie zahlreiche Raubüberfälle.

Ein Kind der Croytons, die neunjährige Tochter Theresa, hat überlebt. Sie lag schlafend im Bett und wurde von Pell übersehen, weil sie durch ihre Spielzeuge und Stofftiere verdeckt war. Dieser Umstand hat ihr später den Beinamen Spielzeuge und Stofftiere verdeckt war. Dieser Umstand hat ihr später den Beinamen

Genau wie der von ihm bewunderte Charles Manson besaß auch Pell eine düstere Ausstrahlung und konnte eine Gruppe ergebener und fanatischer Anhänger um sich scharen, die er seine Familie nannte - ein ebenfalls dem Manson-Clan entlehnter Begriff - und über die er absolute Kontrolle ausügte. Zur Zeit der Croyton-Morde bestand diese Gruppe aus Newberg und drei Frauen, die alle gemeinsam in einem ärmlichen Haus in Seaside wohnten, nördlich von Monterey, Kalifornien. Im Einzelnen handelt es sich um Rebecca Sheffield, 26, Linda Whitfield, 20, und Samantha McCoy, 19. Whitfield ist die Tochter von Lyman Whitfield, Generaldirektor und Vorstandsvorsitzender der Santa Clara Bank and Trust, der viertgrößten Bankgesellschaft des Staates, mit Hauptsitz in Cupertino.

Die Frauen wurden zwar nicht in der Strafsache Croyton/New-berg angeklagt, aber ihnen konnten zahlreiche Fälle von Diebstahl, Hausfriedensbruch, Betrug und Hehlerei nachgewiesen werden. Whitfield hatte sich zudem der Behinderung der Ermittlungen, des Meineides und der Zerstörung von Beweismitteln schuldig gemacht. Infolge einer Absprache zwischen Verteidigung

und Staatsanwaltschaft wurden Sheffield und McCoy zu je drei Jahren Haft verurteilt, Whitfield zu viereinhalb.

Sogar Pells Verhalten vor Gericht glich dem von Charles Manson. Er saß reglos am Tisch der Verteidigung und starrte die Geschworenen und Zeugen an, um sie offenbar einzuschüchtern. Gerüchten zufolge glaubte er, übersinnliche Kräfte zu besitzen. Einmal wurde der Angeklagte aus dem Gerichtssaal entfernt, nachdem eine Zeugin unter seinem Blick zusammengebrochen war.

Vom morgigen Tag an beraten die Geschworenen über das Strafmaß. Pell könnte zum Tode verurteilt werden.

... Montag

. Eins

Die Vernehmung begann wie jede andere.

Kathryn Dance betrat das Verhörzimmer. An einem Metalltisch saß in Ketten ein dreiundvierzigjähriger Mann und blickte ihr aufmerksam entgegen. Das taten die Verdächtigen natürlich immer, aber bisher noch nie mit so erstaunlichen Augen. Ihr Blau ähnelte weder dem Himmel noch dem Meer oder gar kostbaren Edelsteinen.

»Guten Morgen«, sagte Dance und nahm auf der anderen Seite des Tisches Platz.

»Ihnen auch«, erwiderte Daniel Pell, der vor acht Jahren vier Mitglieder einer Familie erstochen und den Grund dafür niemals preisgegeben hatte. Seine Stimme war sanft.

Der klein gewachsene, sehnige Mann verzog das Gesicht zu einem leichten Lächeln und lehnte sich entspannt zurück. Sein Kopf mit dem langen grauscharzen Haar war zur Seite geneigt. Die meisten Verhöre im Gefängnis wurden von einem stetigen Klicken der Ketten begleitet, weil die Verdächtigen mit ausholenden, bere-

chenbaren Gesten ihre Unschuld beteuerten. Daniel Pell hingegen saß vollkommen still.

Für Dance, spezialisiert auf Vernehmungen und Kinesik - Körpersprache -, signalisierte Pell durch sein Verhalten und seine Pose vorsichtige Zurückhaltung, aber auch Selbstbewusstsein und sogar Belustigung. Er trug einen orangefarbenen Overall, auf dessen Brust »Strafanstalt Capitola« geschrieben stand. Auf dem Rücken prangte überflüssigerweise das Wort »Häftling«.

Gegenwärtig befanden Pell und Dance sich jedoch nicht in Capitola, sondern sechzig Kilometer entfernt in einem gesicherten Verhörraum des Bezirksgerichts von Salmas.

Pell setzte seine Begutachtung fort. Zuerst nahm er sich nunmehr Dances Augen vor - ein Grün, das gut zu seinem Blau passte, eingerahmt durch eine Brille mit rechteckigem schwarzem Gestell. Dann widmete er sich ihrem dunkelblonden, zu einem festen Zopf geflochtenen Haar, dem schwarzen Jackett und darunter der dicken, blickdichten weißen Bluse. Auch das leere Holster am Gürtel entging ihm nicht. Er war gewissenhaft und ließ sich Zeit. (Bei einer Vernehmung sind beide Beteiligten aufeinander neugierig. »Der Verdächtige nimmt Sie genauso gründlich in Augenschein wie Sie ihn«, ermahnte Dance die Teilnehmer ihrer Seminare. »Für gewöhnlich sogar noch gründlicher, denn er hat mehr zu verlieren.«)

Dance suchte in ihrer blauen Handtasche nach ihrem Dienstausweis und ließ sich nichts anmerken, als sie eine kleine Spielzeugfledermaus vom letzjährigen Halloween entdeckte. Der zwölfjährige Wes oder seine jüngere Schwester Maggie, vermutlich aber beide gemeinsam, hatten sich mal wieder einen Streich für sie ausgedacht. Ist das nicht ein herrlicher Kontrast?, dachte Dance. Noch vor einer Stunde hatte sie mit ihren Kindern in der Küche ihres gemütlichen viktorianischen Hauses im idyllischen Pacific Grove gefrühstückt, wäh-

rend zu ihren Füßen zwei übermütige Hunde um Speck bettelten, und nun saß sie hier, an einem ganz anderen Tisch, einem verurteilten Mörder gegenüber.

Sie fand den Ausweis und zeigte ihn vor. Pell kniff die Augen zusammen und musterte ihn eindringlich. »Dance. Interessanter Name. Wo der wohl herkommt? Und das California Bureau... was steht da?«

»Bureau of Investigation. Wie ein FBI auf Staatsebene. Also, Mr. Pell, Sie sind sich bewusst, dass diese Unterredung aufgezeichnet wird?«

Er schaute zu dem Spiegel, hinter dem eine Videokamera summte. »Glaubt ihr eigentlich allen Ernstes, wir würden annehmen, diese Dinger seien dafür gedacht, dass wir uns die Frisur richten können?«

Verhörzimmer sind nicht mit Spiegeln versehen, um dahinter Kameras und Zeugen zu verstecken - zu diesem Zweck gibt es weitaus bessere technische Lösungen -, sondern weil Menschen weniger zum Lügen neigen, wenn sie sich selbst sehen.

Dance lächelte matt. »Und Sie wissen, dass Sie dieses Gespräch jederzeit beenden können und das Recht auf einen Anwalt haben?«

»Ich kenne mich mit den Strafrechtsbestimmungen besser aus als der ganze Abschlussjahrgang einer juristischen Fakultät. Was ein ziemlich trauriges Licht auf unsere Universitäten wirft, wenn Sie mich fragen.«

Wortgewandter als Dance erwartet hatte. Und schlauer.

Eine Woche zuvor war Daniel Raymond Pell, der im Jahre 1999 William Croyton, dessen Frau und zwei ihrer Kinder ermordet hatte und dafür zu lebenslanger Haft verurteilt worden war, an einen Mitgefangehen herangetreten, dessen Entlassung unmittelbar bevorstand, und hatte ihm Geld für die Erfüllung eines Auftrags angeboten. Pell erzählte ihm von einigen Beweisstücken, die er vor vielen Jahren in einen Brunnenschacht in

Sahnas geworfen habe, und erklärte, er sei besorgt, die Gegenstände könnten ihn mit dem ungelösten Mord an einem wohlhabenden Farmeigentümer in Verbindung bringen. Er habe kürzlich gelesen, Sahnas wolle das städtische Leitungsnetz überholen. Daraufhin habe er sich an diese alte Sache erinnert und fürchte nun, die Beweise könnten entdeckt werden. Der andere Häftling sollte sie finden und beseitigen.

Aber Pell hatte sich den Falschen ausgesucht. Der Mann verriet ihn an die Gefängnisdirektorin, und die wiederum verständigte das Monterey County Sheriffs Office. Die Ermittler fragten sich, ob Pell die unaufgeklärte Ermordung des Farmeigentümers Robert Herron meinte, der vor zehn Jahren erschlagen worden war. Das Tatwerkzeug, mutmaßlich ein Klauenhammer, konnte nie gefunden werden. Nun ließ die Polizei alle Brunnen schächte in dem betreffenden Stadtteil absuchen. Und tatsächlich - man fand ein zerlumptes T-Shirt, eine leere Brieftasche mit den eingeprägten Initialen Ermordung des Farmeigentümers Robert Herron meinte, der vor zehn Jahren erschlagen worden war. Das Tatwerkzeug, mutmaßlich ein Klauenhammer, konnte nie gefunden werden. Nun ließ die Polizei alle Brunnen schächte in dem betreffenden Stadtteil absuchen. Und tatsächlich - man fand ein zerlumptes T-Shirt, eine leere Brieftasche mit den eingeprägten Initialen

Die Staatsanwaltschaft von Monterey County beschloss, den Fall zwecks Anklageerhebung einer Grand Jury in Sahnas vorzulegen, und bat die CBI-Agentin Kathryn Dance, den Verdächtigen zu verhören und ihm möglichst ein Geständnis zu entlocken.

»Wie lange haben Sie in der Nähe von Monterey gewohnt?«, fragte Dance nun.

Er schien überrascht zu sein, dass sie nicht von vornherein versuchte, ihn unter Druck zu setzen. »Ein paar Jahre.«

»Wo genau?«

»In Seaside.« Eine Stadt mit ungefähr dreißigtausend Einwohnern, hauptsächlich junge Arbeiterfamilien und Ruheständler, nördlich von Monterey am Highway 1 gelegen. »Da hat man mehr für sein schwer verdientes Geld bekommen«, erklärte Pell. »Nicht so wie in Ihrem feinen Carmel.« Er sah ihr ins Gesicht.

Grammatik und Satzbau waren gut, registrierte sie, ohne auf seinen Versuch einzugehen, ihren Wohnort in Erfahrung zu bringen.

Dance stellte ihm noch einige Fragen über sein Leben in Seaside und im Gefängnis und ließ ihn dabei nicht aus den Augen: wie er sich benahm, wenn sie die Fragen stellte, und wie er sich benahm, wenn er antwortete. Sie war nicht auf den Inhalt der Antworten aus - sie hatte ihre Hausaufgaben gemacht und kannte diese Fakten bereits -, sondern sie verschaffte sich einen grundlegenden Eindruck von seinem Verhalten.

Um Lügen zu enttarnen, berücksichtigen Verhörspezialisten drei Faktoren: das nonverbale Verhalten (die Körpersprache respektive Kinesik), die verbale Qualität (die Tonlage einer Stimme oder das kurze Zögern vor den Antworten) und den verbalen Inhalt (das Gesagte). Die ersten beiden Faktoren sind bei weitem verlässlichere Indikatoren für einen Täuschungsversuch, weil wir viel einfacher kontrollieren können, was wir sagen, als wie wir es sagen oder wie unser Körper derweil reagiert.

Der Ersteindruck des Vernehmungsbeamten basiert stets auf dem Verhalten des Verdächtigen bei wahrheitsgemäßen Aussagen. Diesen Standard vergleicht er später mit dem Benehmen des Befragten, wenn dieser Anlass zu einer Lüge haben könnte. Falls Unterschiede auftreten, deutet das auf eine Irreführung hin.

Nach einer Weile hatte Dance ein gutes Profil des aufrichtigen Daniel Pell vorliegen und wandte sich in diesem modernen, sterilen Gerichtsgebäude an einem neb-

ligen Junimorgen dem schwierigen Teil ihrer Aufgabe zu. »Ich würde Ihnen gern ein paar Fragen über Robert Herron stellen.«

Er sah ihr kurz in die Augen und präzisierte seine Untersuchung: die Halskette mit dem Schneckenhaus, die ihre Mutter angefertigt hatte. Dann Dances kurze, rosa lackierte Fingernägel. Der graue Perlenring an ihrem linken Ringfinger erhielt zwei Blicke.

»Wo haben Sie im Januar 1996 gewohnt?«

»In Monterey.«

»In welcher Straße?«

Er schürzte die Lippen. »Weiß ich nicht mehr. Im Norden der Stadt, glaube ich.«

Interessant. Wer eine Täuschung versucht, vermeidet es meistens, konkrete und überprüfbare Angaben zu machen, die später vor Gericht zudem gegen den Beklagten verwendet werden können, falls er dort eine abweichende Aussage zu Protokoll gibt. Und es war ungewöhnlich, dass jemand sich nicht an seine frühere Adresse erinnerte. Wie dem auch sei, seine kinesische Reaktion war unverdächtig.

»Wie haben Sie Robert Herron kennengelernt?«

»Das unterstellen Sie mir zwar, aber nein, ich habe ihn im ganzen Leben nie getroffen. Ich schwöre.«

Der letzte Satz war typisch für eine versuchte Irreführung, doch auch jetzt ließ Pells Körpersprache nicht erkennen, ob er log.

»Aber Sie haben den Häftling in Capitola gebeten, er solle den Hammer und die Brieftasche aus dem Brunenschacht holen.«

»Nein, das hat er der Direktorin erzählt.« Pell verzog das Gesicht erneut zu einem belustigten Lächeln. »Warum reden Sie nicht mal mit ihm über die Sache? Sie haben scharfe Augen, Officer Dance. Mir ist nicht entgangen, wie Sie mich gemustert haben, um herauszufinden,

ob ich die Wahrheit sage. Ich wette, Sie würden innerhalb kürzester Zeit feststellen, dass der Junge lügt.«

Sie ließ sich nicht aus der Ruhe bringen, dachte aber daran, wie selten es war, dass ein Verdächtiger es merkte, wenn er kinesisch analysiert wurde.

»Aber woher wusste er denn von den Beweisen in dem Schacht?«

»Oh, das habe ich mir inzwischen zusammengereimt. Jemand hat meinen Hammer gestohlen, damit Herron ermordet und die Sachen dann in dem Brunnen deponiert, um mich zu belasten. Dabei hat er Handschuhe getragen. Diese Gummidinger, wie sie bei CSI auch immer alle anhaben.«

Er war weiterhin entspannt. Die Körpersprache hatte sich nicht verändert. Er vollführte lediglich die üblichen Bewegungen, die so gut wie jede Unterredung begleiten, zum Beispiel Achselzucken oder kleine Gesten. Nichts wies auf Anspannung oder andere Gefühlsregungen hin.

»Aber falls der Täter das vorgehabt hat, wieso hat er nicht damals die Polizei gerufen und ihr den Fundort des Hammers verraten?«, wandte Dance ein. »Warum sollte er mehr als zehn Jahre warten?«

»Weil er ziemlich gerissen ist, schätze ich. Er hat auf den richtigen Augenblick gewartet und dann die Falle zuschnappen lassen.«

»Und weshalb hat der wahre Mörder den Häftling in Capitola benutzt? Wieso hat er nicht direkt die Polizei verständigt?«

Ein Zögern. Dann ein Lachen. Seine blauen Augen funkelten vor offenbar aufrichtiger Erregung. »Weil die ebenfalls darin verwickelt ist. Die Polizei. Na klar... Die Cops können den Fall Herron nicht aufklären und wollen irgendjemandem die Schuld zuschieben. Warum nicht mir? Ich sitze ja bereits im Knast. Ich wette, die Bullen haben den Hammer selbst deponiert.«

»Sehen wir uns das etwas genauer an. Sie sagen hier zwei verschiedene Dinge. Erstens, jemand hat Ihren Hammer vor Herrons Tod gestohlen, ihn damit ermordet und will Sie nun, nach all der langen Zeit, ans Messer liefern. Doch Ihre zweite Version lautet, die Polizei habe sich Ihren Hammer besorgt und ihn zu Ihrer Belastung in dem Brunnen platziert, nachdem Herron von jemand völlig anderem ermordet worden war. Das widerspricht sich. Es geht nur entweder das eine oder das andere. Was halten Sie für wahrscheinlicher? «

»Hm.« Pell überlegte einige Sekunden lang. »Okay. Ich nehme Nummer zwei. Die Polizei. Es ist ein abgekartetes Spiel. Das muss es gewesen sein.«

Sie sah ihm in die Augen, Grün in Blau. Nickte zustimmend. »Nehmen wir mal an, es trifft zu. Erstens, woher sollte die Polizei den Hammer haben?«

Er dachte nach. »Aus der Zeit, als ich wegen dieser Carmel-Sache verhaftet wurde.«

»Die Croyton-Morde 1999?«

»Genau. In meinem Haus in Seaside wurde jede Menge Kram sichergestellt.«

Dance runzelte die Stirn. »Das bezweifle ich. Beweisstücke werden zu gründlich dokumentiert. Nein, ich halte es für wesentlich glaubwürdiger, dass der Hammer erst kürzlich gestohlen worden ist. Wo könnte man heutzutage einen Hammer von Ihnen finden? Haben Sie hier im Staat irgendwelchen Grundbesitz?«

»Nein.«

»Könnten Verwandte oder Freunde Werkzeuge von Ihnen besitzen?« »Eigentlich nicht.«

Was keine Antwort auf eine Ja-oder-nein-Frage war; es war sogar noch ausweichender als »Ich kann mich nicht erinnern«. Dance fiel außerdem auf, dass Pell bei dem Wort »Verwandte« seine Hände mit den langen, sauberen Fingernägeln auf die Tischplatte gelegt hatte. Das war eine Abweichung von seinem bisherigen Verhal-

ten. Es bedeutete nicht, dass er log, aber er empfand eindeutig Stress. Die Fragen brachten ihn aus der Fassung.

»Daniel, leben einer oder mehrere Ihrer Angehörigen in Kalifornien?«

Er zögerte, musste bemerkt haben, dass Dance zu der Sorte gehörte, die jedes seiner Worte auf die Goldwaage legte - was zutraf -, und sagte dann: »Es ist nur noch meine Tante übrig. Unten in Bakersfield.«

»Heißt sie auch Pell?«

Wieder eine Pause. »Ja... Das ist gar keine so üble Idee, Offi-*cer* Dance. Ich wette, die Deputies, die den Fall Herron versiebt haben, haben den Hammer aus ihrem Haus gestohlen und in dem Schacht deponiert. Diese Kerle stecken hinter der ganzen Sache. Warum sprechen Sie nicht mal mit denen?«

»Also gut. Kommen wir jetzt zu der Brieftasche. Woher könnte die stammen?... Wie wär's damit? Was ist, falls es sich überhaupt nicht um Robert Herrons Brieftasche handelt? Was ist, wenn dieser hinterhältige Cop, von dem wir hier reden, einfach irgendeine Brieftasche gekauft und die Initialen R. H. in das Leder hat prägen lassen? Dann hat er die Brieftasche und den Hammer in dem Brunnen versteckt. Vielleicht letzten Monat. Oder sogar erst letzte Woche. Was halten Sie davon, Daniel?«

Pell senkte den Kopf - sie konnte seine Augen nicht sehen - und sagte nichts.

Alles lief genau so, wie sie es geplant hatte.

Dance hatte ihn dazu veranlasst, die glaubwürdigere der beiden Erklärungen für seine Unschuld auszuwählen - und hatte ihm dann dargelegt, dass diese Erklärung keineswegs glaubwürdig war. Keine geistig gesunde Jury würde glauben, dass die Polizei Beweise gefälscht und Werkzeuge aus einem Haus gestohlen hätte, das Hunderte von Meilen vom Tatort entfernt lag. Pell begriff

nun, welchen Fehler er begangen hatte. Er saß in der Falle.

Schachmatt...

Ihr Herz schlug ein wenig schneller, und sie rechnete damit, dass er nun womöglich um eine Absprache mit der Staatsanwaltschaft bitten würde.

Sie irrte sich.

Sein Kopf ruckte hoch, und sein Blick bohrte sich voller Bösartigkeit in ihre Augen. Pell sprang so weit vor, wie er konnte. Nur die Ketten, die an dem mit Bolzen am Fliesenboden gesicherten Stuhl befestigt waren, hielten ihn davon ab, seine Zähne in Dances Fleisch zu vergraben.

Sie keuchte erschrocken auf und zuckte zurück.

»Du verdammte Schlampe! Oh, jetzt wird mir alles klar. Natürlich, du steckst auch mit drin! Ja, ja, schiebt alles ruhig auf Daniel. Ich bin an allem schuld! Ich bin ein einfaches Opfer. Und du kommst hier rein und tust ganz freundlich und stellst mir ein paar Fragen. Herrje, du bist genau wie die anderen!«

Ihr Herz klopfte jetzt wie wild, und sie hatte Angst. Aber sie merkte schnell, dass die Fesseln halten würden und er sie nicht erreichen konnte. Sie wandte sich zu dem Spiegel um, hinter dem der Beamte bei der Videokamera mit Sicherheit aufgestanden war, um ihr zu helfen. Doch Dance sah in seine Richtung und schüttelte den Kopf. Der Fortgang der Sitzung war wichtig.

Dann wich Pells Wut schlagartig einer kalten Ruhe. Er lehnte sich zurück, atmete tief durch und betrachtete sie erneut. »Sie sind Mitte dreißig, Officer Dance, und eigentlich ganz hübsch. Wie eine Lesbe sehen Sie nicht aus, also dürfte es einen Mann in Ihrem Leben geben. Oder gegeben haben.« Ein dritter Blick auf den Perlenring.

»Falls meine Theorie Ihnen nicht gefällt, Daniel, lassen Sie uns doch eine neue aufstellen. Darüber, was wirklich mit Robert Herron passiert ist.«

Es war, als hätte sie kein Wort gesagt. »Und Sie haben Kinder, richtig? Na klar, haben Sie. Das kann ich sehen. Erzählen Sie mir von ihnen. Erzählen Sie mir von den Kleinen. Noch nicht allzu alt und wenige Jahre auseinander, möchte ich wetten.«

Das ging ihr nahe, und sie dachte sofort an Maggie und Wes. Aber sie versuchte, sich nichts anmerken zu lassen. Er weiß natürlich nicht, dass ich Kinder habe. Das ist unmöglich. Aber er verhält sich, als sei er sich sicher. Ist ihm an ihm an

Der Verdächtige nimmt Sie genauso gründlich in Augenschein wie Sie ihn...

»Hören Sie, Daniel«, sagte sie besänftigend, »ein solcher Ausbruch hilft uns allen nicht weiter.«

»Wissen Sie, ich habe Freunde draußen. Die sind mir noch was schuldig. Die würden Ihnen gern mal einen Besuch abstatten. Oder etwas Zeit mit Ihrem Mann und den Kindern verbringen. Ja, das Leben als Cop ist hart. Die Kleinen sind oft allein, nicht wahr? Bestimmt freuen sie sich über ein paar neue Spielkameraden.«

Dance hielt seinem Blick stand, ohne mit der Wimper zu zucken. »Könnten Sie mir erzählen, in welcher Verbindung Sie zu dem Häftling in Capitola stehen?«, fragte sie.

»Ja, könnte ich. Werde ich aber nicht.« In seinem untermühlten Tonfall lag Spott, weil er andeuten wollte, dass sie als Vernehmungsspezialistin ihre Frage nachlässig formuliert hatte. »Ich glaube, es ist an der Zeit, dass ich in meine Zelle zurückkehre«, fügte er ruhig hinzu.

... Zwei

Alonzo »Sandy« Sandoval, der leitende Staatsanwalt von Monterey County, war ein gut aussehender, rundlicher Mann mit dichtem schwarzem Haar und einem stattlichen Schnurrbart. Er saß eine Etage über den Haftzellen in seinem Büro hinter einem Schreibtisch voller Akten. »Hallo, Kathryn. Also, unser Freund... Hat er sich auf die Brust geschlagen und *mea culpa* gerufen?«

»Nicht ganz.« Dance setzte sich und warf einen verstohlenen Blick in die Kaffeetasse, die sie vor fünfundvierzig Minuten auf dem Tisch zurückgelassen hatte. An der Oberfläche trieb geronnener Kaffeeweißer. »Ich würde sagen, das war, äh, eines der erfolglosesten Verhöre aller Zeiten.«

»Du siehst mitgenommen aus, Boss«, sagte ein kleiner, drahtiger junger Mann mit Sommersprossen und lockigem rotem Haar, der Jeans, T-Shirt und ein kariertes Sakko trug. Für einen Ermittlungsbeamten des CBI - der konservativsten Strafverfolgungsbehörde von ganz Kalifornien - war TJs Kleidung ziemlich unkonventionell, aber das traf auch auf den Rest seiner Person zu. TJ Scanion war um die dreißig und Single und wohnte in den Hü-geln von Carmel Valley. Sein baufälliges Haus hätte als Diorama des kalifornischen Lebens der sechziger Jahre in ein Museum für Gegenkultur gepasst. Entgegen der üblichen Gepflogenheiten des CBI arbeitete TJ meistens allein, vernehmlich im Bereich Überwachung und verdeckte Ermittlung. Aber da Dances eigentlicher Partner in Mexiko war und auf die Auslieferung eines Gefangenen wartete, hatte TJ sich sofort auf die Gelegenheit gestürzt, Mansons Sohn zu Gesicht zu bekommen.

»Nicht mitgenommen. Bloß neugierig.« Sie schilderte, wie die Vernehmung zunächst reibungslos verlaufen war, bis Pell seinen Wutanfall bekommen hatte. »Okay,

ich bin ein bisschen mitgenommen«, räumte sie unter TJs skeptischem Blick ein. »Man hat mich schon vorher bedroht. Aber das hier waren die schlimmstmöglichen Drohungen.«

»Schlimmstmöglich?«, fragte Juan Miliar, ein hochgewachsener, dunkelhäutiger junger Detective aus der Ermittlungsabteilung des MCSO - des Monterey County Sheriffs Office -, dessen Zentrale unweit des Gerichtsgebäudes lag.

»Ruhige Drohungen«, sagte Dance.

»Freundliche Drohungen«, warf TJ ein. »Man weiß, dass man in Schwierigkeiten steckt, wenn sie aufhören zu schreien und anfangen zu flüstern.«

Die Kleinen sind oft allein...

»Was ist passiert?«, fragte Sandoval, der anscheinend eher wegen seines Falls besorgt war als wegen der Drohungen gegen Dance.

»Als er abstritt, Herron gekannt zu haben, gab es bei ihm keinerlei Stressreaktion. Erst als ich ihn so weit hatte, über ein Polizeikomplott zu reden, wurden bei ihm Abwehr und Zurückweisung spürbar. Und ein paar Bewegungen der Gliedmaßen, die vom bisherigen Verhalten abgewichen sind.«

Kathryn Dance wurde oft als menschlicher Lügendetektor bezeichnet, aber das traf es nicht ganz; in Wahrheit war sie - wie alle erfolgreichen kinesischen Analytiker und Verhörspezialisten - ein Stressdetektor. Das war der Schlüssel zu jeder Irreführung; sobald Dance Stress wahrnahm, ging sie näher auf das auslösende Thema ein und grub immer tiefer, bis der Verdächtige einknickte.

Kinesik-Experten unterscheiden zwischen mehreren Arten von Stress. Der Stress, der hauptsächlich auftritt, wenn jemand nicht die vollständige Wahrheit sagt, wird »Täuschungsstress« genannt.

Doch Menschen können auch ganz allgemein Stress empfinden, wenn sie verunsichert oder nervös sind. Das hat dann nichts mit Lügen zu tun. Es ist, was jemand verspürt, der beispielsweise zu spät zur Arbeit kommt, eine Rede in der Öffentlichkeit halten muss oder Angst vor körperlichen Schmerzen hat. Dance hatte gelernt, dass jede Art von Stress von verschiedenen kinesischen Verhaltensweisen begleitet wurde.

Sie erklärte dies und fügte hinzu: »Ich hatte den Eindruck, dass er das Gespräch nicht wieder unter Kontrolle bekommen konnte. Also ist er ausgerastet.«

»Obwohl die von Ihnen angebotene Theorie seine Verteidigung gestützt hätte?« Der schlaksige Juan Miliar kratzte sich geistesabwesend an der linken Hand. Auf der Haut zwischen Zeigefinger und Daumen war eine Narbe zu sehen, das Überbleibsel einer entfernten Bandentätowierung.

»Genau.«

Dann vollführte Dances Verstand einen seiner sonderbaren Sprünge. Von A nach B nach X. Sie konnte sich nicht erklären, wie es dazu kam. Aber sie schenkte diesen Eingebungen stets Beachtung. »Wo wurde Robert Herron ermordet?« Sie ging zu einer Karte von Monterey County, die an Sandovals Wand hing.

»Hier.« Der Staatsanwalt deutete auf einen Punkt in dem gelben Trapez.

»Und der Brunnenschacht, in dem der Hammer und die Briefflasche gefunden wurden?« »Ungefähr hier.«

Etwa vierhundert Meter vom Tatort entfernt, in einer Wohngegend. Dance starrte die Karte an.

Sie fühlte TJs Blick auf sich ruhen. »Was ist los, Boss?«

»Haben Sie ein Foto des Brunnens?«, fragte sie.

Sandoval wühlte in der Akte. »Juans Leute von der Spurensicherung haben jede Menge Bilder geschossen.«

»Nimm einem dieser Jungs die Kamera weg, und er ist nackt«, sagte Miliar, was aus dem Mund eines so jungen Beamten seltsam klang. Er lächelte verlegen. »Das hab ich irgendwo gehört.«

Der Staatsanwalt holte einen Stapel Farbfotos hervor und blätterte sie durch, bis er fand, wonach er suchte.

Dance sah sich die Bilder an. »Wir hatten dort vor sechs oder acht Monaten einen Fall, erinnerst du dich noch?«, fragte sie TJ.

»Klar, die Brandstiftung. In dem Neubaugebiet.«

Dance klopfte auf die entsprechende Stelle der Karte. »Da wird immer noch gebaut. Und das - sie nickte in Richtung eines der Fotos - »ist ein Felsbrunnen.«

Jeder in der Gegend wusste, dass Wasser in diesem Teil Kaliforniens ein kostbares Gut war und dass Felsbrunnen aufgrund ihres niedrigen und unzuverlässigen Wasserstandes nie für landwirtschaftliche Bewässerungsvorhaben genutzt wurden, sondern nur für private Haushalte.

»Scheiße.« Sandoval schloss kurz die Augen. »Vor zehn Jahren, als Herron ermordet wurde, war das alles noch Ackerland. Den Brunnen hat es damals noch gar nicht gegeben.«

»Es hat ihn noch nicht mal vor einem Jahr gegeben«, murmelte Dance. »Deshalb stand Pell so unter Stress. Ich habe mich der Wahrheit genähert - es hat tatsächlich jemand den Hammer von seiner Tante aus Bakersfield geholt, eine falsche Brieftasche besorgt und beides vor kurzem dort deponiert. Nur dass es nicht darum ging, Pell etwas anzuhängen.«

»O nein«, flüsterte TJ.

»Was ist?«, fragte Miliar und schaute von Dance zu ihrem Kollegen.

»Pell hat die ganze Sache selbst inszeniert.« »Warum?«, fragte Sandoval.

»Weil eine Flucht aus Capitola unmöglich war.« Die Strafanstalt, genau wie Pelican Bay im Norden des Staates, war ein modernes Hochsicherheitsgefängnis und für die gefährlichsten Verbrecher reserviert. »Aber hier könnte es ihm gelingen.«

Kathryn Dance lief zum Telefon.

. Drei

Daniel Pell saß in einer von den anderen Gefangenen abgesonderten Einzelzelle und musterte die Gitter und den Korridor dahinter, der zum Gerichtsgebäude führte.

Nach außen hin wirkte er gelassen, aber in seinem Innern herrschte Aufruhr. Die Polizistin, die ihn verhört hatte, hatte ihm mit ihren ruhigen grünen Augen hinter dem schwarzen Brillengestell und ihrer unbeirrbaren Stimme einen mächtigen Schreck eingejagt. Er hatte nicht damit gerechnet, dass jemand so tief und so schnell in seinen Verstand vordringen würde. Es war, als könne sie seine Gedanken lesen.

Kathryn Dance...

Pell wandte sich wieder zu Baxter um, dem Wärter vor dem Gitterkäfig. Er war ein anständiger Kerl, nicht wie Pells Aufpasser aus Capitola, ein stämmiger Mann, schwarz und hart wie Ebenholz, der schweigend an der gegenüberliegenden Tür saß und alles beobachtete.

»Was ich sagen wollte«, setzte Pell nun das Gespräch mit Baxter fort. »Jesus hat mir geholfen. Ich habe bis zu drei Schachteln am Tag geraucht. Und Er hat sich trotz seines vollen Terminkalenders die Zeit genommen, mir zu helfen. Ich habe es mir praktisch von einem Tag auf den anderen abgewöhnt.«

»Die Hilfe könnte ich auch gebrauchen«, gestand der Aufseher.

»Glauben Sie mir«, sagte Pell, »mit dem Qualmen aufzuhören war schwieriger als mit dem Saufen.«

»Ich hab's mal mit diesen Pflastern versucht, die man sich auf den Arm klebt. Das lief nicht so gut. Vielleicht sollte ich auch um Hilfe beten. Meine Frau und ich beten sowieso jeden Morgen.«

Pell war nicht überrascht. Er hatte den Anstecker am Hemd des Mannes gesehen: ein kleiner Fisch. »Das ist gut.«

»Letzte Woche konnte ich meinen Autoschlüssel nicht finden, und wir haben eine Stunde lang gebetet. Dann hat Jesus mir verraten, wo der Schlüssel lag. Da kommt mir ein Gedanke, Daniel:

An den Verhandlungstagen werden Sie hier unten sein. Falls Sie möchten, könnten wir gemeinsam beten.«

»Sehr gern.«

Baxters Telefon klingelte.

Einen Augenblick später gellte eine Alarmsirene so laut los, dass es in den Ohren wehtat. »Was, zum Teufel, geht hier vor?« Der Wärter aus Capitola sprang auf.

In diesem Moment loderte auf dem Parkplatz ein gewaltiger Feuerball auf. Das Fenster der Zelle war zwar vergittert, aber geöffnet, und eine Flammenzunge schoss herein. Pell ließ sich zu Boden fallen und rollte sich zusammen. »Um Gottes willen.«

Baxter war erstarrt und schaute ungläubig auf die züngelnden Flammen, die den gesamten Platz hinter dem Gerichtsgebäude einhüllten. Er nahm den Hörer ab, aber die Leitung war offenbar tot. Dann hob er sein Funkgerät und meldete das Feuer. Daniel Pell senkte den Kopf und fing an, ein Vaterunser zu murmeln.

»He, Pell!«

Der Häftling öffnete die Augen.

Der kräftige Beamte aus Capitola stand vor der Zelle und hatte einen Taser in der Hand. Er warf Pell die Fußfesseln zu. »Leg sie an. Wir gehen den Gang hinunter, zur Vordertür hinaus und steigen in den Wagen. Du wirst...« Es schossen wieder Flammen in die Zelle. Die

drei Männer duckten sich. Der Tank des nächsten Autos war explodiert. »Du wirst direkt neben mir bleiben. Verstanden?«

»Ja, sicher. Lassen Sie uns abhauen! Bitte!« Er ließ die Fesseln einrasten.

»Was war das?«, fragte Baxter schwitzend und nervös.
»Ein Terroranschlag?«

Der Wärter aus Capitola ignorierte den in Panik geratenen Aufseher und ließ Pell nicht aus den Augen. »Falls du nicht genau machst, was ich sage, jage ich dir fünfzigtausend Volt durch den Arsch.« Er richtete den Taser auf den Gefangenen. »Und falls ich dann keine Lust habe, dich zu tragen, lasse ich dich hier verbrennen. Alles klar?«

»Ja, Sir. Bitte lassen Sie uns gehen. Ich möchte nicht, dass Sie oder Mr. Baxter wegen mir zu Schaden kommen. Ich mache alles, was Sie wollen.«

»Öffnen!«, herrschte der Beamte nun Baxter an, der einen Knopf drückte. Die Tür schwang mit einem Summen nach außen auf. Die drei Männer gingen den Korridor entlang, durch eine zweite Sicherheitstür und bogen auf einen schwach beleuchteten Gang ein, der sich mit Rauch füllte. Die Sirene dröhnte noch immer.

Halt, Moment mal, dachte Pell. Das hier war ein zweiter Alarm -der erste war vor den Explosionen losgegangen. Hatte etwa jemand seinen Plan durchschaut?

Kathryn Dance...

Als sie an einer Brandschutztür vorbeikamen, warf Pell einen Blick über die Schulter. Überall um sie herum wallten dichte Rauchschwaden empor. »Es ist zu spät«, rief er Baxter zu. »Das ganze Gebäude geht in die Luft! Wir müssen hier raus.«

»Er hat recht.« Baxter griff nach der Notentriegelung des Ausgangs.

Der Aufpasser aus Capitola blieb vollkommen ruhig. »Nein«, sagte er mit fester Stimme. »Zur Vordertür hinaus und in den Gefangenentransporter.«

»Sie sind verrückt!«, rief Pell. »Um Himmels willen. Wir werden alle sterben.« Er stieß die Stahltür auf.

Den Männern schlug eine Woge aus enormer Hitze, Rauch und Funken entgegen. Die Feuerwand draußen verschlang Fahrzeuge, Sträucher und Mülltonnen. Pell fiel auf die Knie und riss beide Hände vor das Gesicht. »Meine Augen...«, schrie er. »Es tut so weh!«

»Pell, verdammt noch mal...« Der Aufpasser trat vor und hob den Taser.

»Nehmen Sie das Ding weg. Er geht nirgendwohin«, sagte Baxter verärgert. »Er ist verletzt.«

»Ich kann nichts sehen!«, stöhnte Pell. »Hilf mir doch jemand!«

Baxter ging zu ihm und bückte sich. »Nicht!«, rief der andere Beamte.

Dann taumelte der Aufseher mit verblüffter Miene zurück, weil Pell ihm mehrfach ein Filetiermesser in Bauch und Brust stieß. Baxter sank auf die Knie und griff nach dem Pfefferspray. Das Blut schoss in Strömen aus seinem Leib hervor. Pell packte ihn an den Schultern und duckte sich hinter ihn, als der andere Wärter den Taser abfeuerte. Die beiden Sonden gingen fehl.

Pell stieß Baxter beiseite und stellte sich dem Aufpasser, der den nun nutzlosen Taser fallen ließ.

Der große Mann erstarrte und musterte das Messer. Pells blaue Augen richteten sich auf sein verschwitztes schwarzes Gesicht.

»Tu das nicht, Daniel.«

Pell griff an.

Der Aufpasser ballte die riesigen Fäuste. »Okay, du hast es so gewollt.«

Pell sagte nichts. Wer die Kontrolle besaß, brauchte weder zu erniedrigen noch zu drohen oder zu spotten.

Er sprang vor, wich den Schlägen des Mannes aus und verpasste ihm ein Dutzend harte Treffer. Die Waffe steckte in seiner geballten rechten Faust, mit der Klinge nach unten und der Schneide nach außen. Gegen einen starken, kampfbereiten Gegner setzte man ein Messer am effektivsten ein, indem man damit in schneller Folge zuschlug.

Der Mann verzog das Gesicht und fiel auf die Seite. Seine Beine strampelten, und er griff sich an Brust und Kehle. Dann hörte er auf, sich zu bewegen. Pell nahm ihm die Schlüssel ab und öffnete die eisernen Fesseln.

Baxter kroch langsam weg und versuchte immer noch, mit vor Blut rutschigen Fingern das Reizgas aus dem Holster zu ziehen. Als Pell zu ihm ging, riss er die Augen auf. »Bitte. Tun Sie mir nichts. Ich hab doch bloß meine Arbeit gemacht. Wir sind beide gute Christen! Ich war freundlich zu Ihnen. Ich...«

Pell packte ihn an den Haaren. Er war versucht zu sagen: Du hast Gottes Zeit damit verschwendet, für deinen Autoschlüssel zu beten?

Aber man sollte nicht erniedrigen oder drohen oder spotten. Pell bückte sich und schnitt ihm zügig die Kehle durch. Als Baxter tot war, ging Pell wieder zu dem Hinterausgang. Er schützte seine Augen, öffnete die Tür und nahm den feuerfesten Beutel aus Metallgewebe, der draußen unmittelbar vor der Schwelle lag und das Messer enthalten hatte.

Pell griff erneut hinein und spürte plötzlich eine Pistolenmündung im Genick.

»Keine Bewegung.«

Pell erstarnte.

»Weg mit dem Messer.«

Er zögerte kurz. Die Pistole zitterte nicht; Pell merkte, dass sein Gegner bereit war, den Abzug zu drücken. Er seufzte. Das Messer fiel klappernd zu Boden. Dann warf er dem Mann einen Blick zu. Es war ein junger Latino in

Zivil, der nun ein Funkgerät an den Mund hob, ohne Pell aus den Augen zu lassen.

»Juan Miliar hier. Kathryn, sind Sie da?«

»Sprechen Sie«, erklang die verzerrte Stimme der Frau. Kathryn...

»Ich bin elf-neun-neun, brauche dringend Verstärkung, an der Brandschutztür, Erdgeschoss, kurz vor dem Zellentrakt. Zwei Aufseher am Boden. Schwer verletzt. Neun-vier-fünf, benötigen Krankenwagen. Wiederhole, ich bin elf-neun...«

In diesem Moment explodierte draußen der Tank des nächstgelegenen Wagens, und eine orangefarbene Flamme schoss zur offenen Tür herein.

Der Beamte duckte sich.

Pell nicht. Sein Bart loderte auf, die Flammen züngelten über seine Wange, aber er wankte nicht. Sei standhaft...

... Vier

»Juan, wo ist Pell?«, rief Kathryn Dance in das Funkgerät. »Juan, bitte melden. Was ist da unten los?« Keine Antwort.

Der Elf-neun-neun war eigentlich ein Funkcode der Highway Patrol, aber in Kalifornien kannte ihn jeder Beamte. Er bedeutete, dass ein Kollege sofortige Unterstützung anforderte.

Und nun meldete er sich nach seinem ersten Funkspruch nicht mehr.

Der Sicherheitschef des Gerichtsgebäudes, ein ehemaliger Cop mit grauem Bürstenhaarschnitt, steckte seinen Kopf zur Tür herein. »Wer leitet die Suche? Wer hat hier das Sagen?«

Sandoval sah zu Dance. »Sie sind die ranghöchste Beamtin.«

Eine solche Situation hatte Dance noch nie erlebt - eine Brandbombe und die Flucht eines Mörders wie Daniel Pell; andererseits gab es wohl niemanden auf der

gesamten Halbinsel, der über entsprechende Erfahrungen verfügte. Sie konnte die Suche koordinieren, bis jemand vom MCSO oder der Highway Patrol übernahm. Es war von entscheidender Bedeutung, schnell und zielstrebig vorzugehen.

»Okay«, sagte sie und wies den Sicherheitschef an, sofort mehr Leute nach unten zu beordern und die Ausgänge zu überwachen.

Von draußen hörte man Schreie. Menschen liefen über den Flur. Funksprüche wechselten hin und her.

»Seht euch das an«, sagte TJ und nickte in Richtung des Fensters, vor dem schwarzer Rauch vollständig die Sicht verdeckte. »O Mann

Trotz des Feuers, das mittlerweile auch in das Gebäude vorgedrungen sein konnte, beschloss Kathryn Dance, in Alonzo Sandovals Büro zu bleiben. Sie würde keine Zeit mit einem Ortswechsel oder einer Evakuierung verschwenden. Falls das Haus in Flammen aufging, konnten sie aus dem Fenster auf die Dächer der Wagen springen, die auf dem vorderen Parkplatz standen, drei Meter unter ihnen. Dance versuchte erneut, Juan Miliar zu erreichen, aber er ging weder an sein Telefon noch an sein Funkgerät. »Das Gebäude muss Raum für Raum abgesucht werden«, sagte sie zu dem Sicherheitschef.

»Ja, Ma'am.« Er lief los.

»Für den Fall, dass er abhaut, will ich vorsorglich Straßensperren«, sagte Dance zu TJ. Sie zog das Jackett aus und warf es über einen Stuhl. Unter ihren Achseln bildeten sich Schweißflecke.

»Hier, hier, hier...« Ihre kurzen Fingernägel klopften laut auf die laminierte Straßenkarte von Salmas.

TJ merkte sich die Stellen und verständigte die California Highway Patrol - Kaliforniens Staatspolizei - und das MCSO.

Sandoval, der Staatsanwalt, schaute grimmig und erschüttert ebenfalls zu dem rauchverhangenen Parkplatz.

Auf der Fensterscheibe spiegelten sich blinkende Signalleuchten. Er sagte nichts. Weitere Meldungen kamen herein. Keine Spur von Pell, weder im Gebäude noch draußen.

Von Juan Miliar auch nicht.

Einige Minuten später kehrte der Sicherheitschef zurück. Er hatte Ruß im Gesicht und hustete laut. »Das Feuer ist unter Kontrolle. Hat praktisch nur draußen gebrannt.« Er atmete tief durch. »Aber, Sandy...«, fügte er mit bebender Stimme hinzu. »Ich muss Ihnen leider mitteilen, dass Jim Baxter tot ist. Der Wärter aus Capitola auch. Erstochen. Wie es aussieht, ist Pell irgendwie an ein Messer gelangt.«

»Nein«, flüsterte Sandoval. »O nein.«

»Und Miliar?«, fragte Dance.

»Wir können ihn nirgendwo entdecken. Vielleicht hat Pell ihn als Geisel genommen. Wir haben ein Funkgerät gefunden. Vermutlich seines. Aber wir können nicht sagen, wohin Pell verschwunden ist. Jemand hat die hintere Brandschutztür geöffnet, aber bis vor ein paar Minuten hat es da überall gebrannt. Da entlang kann er nicht geflohen sein. Der einzige andere Weg führt durch das Gebäude, und dort wäre er in seinem Häftlingsoverall sofort aufgefallen.«

»Es sei denn, er hat Millars Sachen angezogen«, sagte Dance. TJ sah sie verunsichert an; sie wussten beide, was das bedeuten würde.

»Sagen Sie allen Bescheid, dass er einen dunklen Anzug mit weißem Hemd tragen könnte.« Miliar war viel größer als Pell. »Die Hosenbeine wären hochgekrempelt«, fügte sie hinzu.

Der Sicherheitschef drückte die Sendetaste seines Funkgeräts und gab die Nachricht durch.

TJ blickte von seinem Telefon auf. »Die ersten Straßen werden gesperrt«, rief er und wies auf die Karte. »Die CHP hat ein halbes Dutzend Streifenwagen und Motor-

räder zusammengerufen. In fünfzehn Minuten dürften die wichtigsten Highways abgeriegelt sein.«

Zum Glück war Sahnas keine allzu große Stadt - nur etwa hun-dertfünfzigtausend Einwohner - und lag zudem mitten in einem ausgedehnten Agrargebiet (ihr Spitzname lautete »Salatschüssel der Nation«), das nur von wenigen Straßen (und damit möglichen Fluchtrouten) durchzogen wurde. Falls Pell es zu Fuß und querfeldein versuchte, würde er weithin sichtbar sein, da man dort in erster Linie niedrig wachsende Feldfrüchte wie Kopfsalat, Beeren, Rosenkohl, Spinat und Artischocken anbaute.

Dance wies TJ an, er solle dafür sorgen, dass Pells Foto an das Sheriffs Office und sämtliche Straßensperren weitergeleitet wurde.

Was gab es noch zu tun?

Sie griff sich an den Zopf, der in dem roten elastischen Band endete, das die energische Maggie ihr an jenem Morgen um das geflochtene Haar geschlungen hatte. So war es bei ihnen Brauch; jeden Morgen wählte das Kind die Farbe für Haarband, -spange oder -klammer des jeweiligen Tages aus. Dance erinnerte sich, wie die braunen Augen ihrer Tochter hinter dem Metallgestell der Brille gefunkelt hatten, als sie der Mutter von dem bevorstehenden Tag im Musiklager erzählte und vorschlug, welche Snacks es auf der morgigen Geburtstagsfeier von Kathryns Vater geben sollte. (Vermutlich hatte Wes genau diese Gelegenheit genutzt, um ihr die Stofffledermaus in die Handtasche zu stecken.)

Und sie dachte daran, wie gespannt sie gewesen war, einen so berüchtigten Verbrecher zu verhören.

Mansons Sohn...

Das Funkgerät des Sicherheitschefs erwachte knisternd zum Leben. »Wir haben einen Verletzten«, rief eine aufgeregte Stimme. »Ziemlich schlimm. Dieser Monterey County Detective. Anscheinend hat Pell ihn mitten ins

Feuer gestoßen. Die Sanitäter haben einen Rettungshubschrauber angefordert. Er ist bereits auf dem Weg.«

Nein, nein... Dance und TJ sahen sich an. Seine sonst so unbezwingbar fröhliche Miene verzog sich bestürzt. Dance war klar, dass Miliar unter entsetzlichen Schmerzen litt, aber sie musste wissen, ob er ihnen irgendeinen Hinweis auf Pells Fluchtweg geben konnte. Sie deutete auf das Funkgerät. Der Sicherheitschef gab es ihr. »Hier spricht Agent Dance. Ist Detective Miliar bei Bewusstsein?«

»Nein, Ma'am. Es... es sieht nicht gut aus.« Eine Pause. »Trägt er Kleidung?« »Ob er... wie bitte?«

»Hat Pell ihm die Kleidung abgenommen?«

»Oh, nein, hat er nicht. Ende.«

»Was ist mit der Waffe?«

»Keine Waffe.«

Scheiße.

»Geben Sie an alle durch, dass Pell bewaffnet ist.« »Roger.«

Dance fiel noch etwas ein. »Ich möchte, dass der Rettungshubschrauber vom ersten Moment an bewacht wird. Pell könnte vorhaben, als blinder Passagier mitzufliegen.«

»Roger.«

Sie gab das Funkgerät zurück, nahm ihr Telefon aus der Tasche und drückte die Kurzwahltaste vier.

»Herzstation«, meldete sich Edie Dances leise, sanfte Stimme. »Mom, ich bin's.«

»Was ist los, Katie? Ist irgendwas mit den Kindern?« Dance sah die untersetzte Frau mit dem kurzen grauen Haar und dem alterslosen Gesicht vor sich, wie sie nun besorgt durch die große runde Brille mit dem grauen Gestell blickte. Und sie würde sich ein Stück vorbeugen - ihre unwillkürliche Reaktion auf Anspannung.

»Nein, uns geht's gut. Aber einer von Michaels Detectives hat schlimme Verbrennungen erlitten. Es gab einen

Brandanschlag auf das Gerichtsgebäude, als Teil eines Fluchtplans. Du wirst es in den Nachrichten hören. Wir haben zwei Aufseher verloren.«

»Oh, das tut mir leid«, murmelte Edie.

»Der Detective heißt Juan Miliar. Du hast ihn ein paarmal getroffen.«

»Ich kann mich nicht an ihn erinnern. Ist er hierher unterwegs?«

»Bald. Per Hubschrauber.« »So schlimm?«

»Habt ihr eine Abteilung für Brandwunden?«

»Eine kleine, als Teil der Intensivstation. Zur weiteren Behandlung dürfte er so bald wie möglich nach Alta Bates, zur Uniklinik in Davis oder nach Santa Clara verlegt werden. Vielleicht auch nach Grossman.«

»Könntest du von Zeit zu Zeit nach ihm sehen und mich wissen lassen, wie es ihm geht?«

»Aber natürlich, Katie.«

»Und falls es irgendwie möglich ist, möchte ich mit ihm sprechen. Was auch immer er gesehen hat, könnte uns weiterhelfen.«

»Ist gut.«

»Ich werde heute den ganzen Tag zu tun haben, sogar falls wir den Kerl gleich wieder einfangen. Könntest du Dad bitten, die Kinder abzuholen?« Stuart Dance, ein pensionierter Meeresbiologe, arbeitete gelegentlich im berühmten Monterey Aquarium, war aber stets gern bereit, die Kinder zu fahren.

»Ich rufe ihn gleich an.«

»Danke, Mom.«

Dance unterbrach die Verbindung und sah, dass Staatsanwalt Alonzo Sandoval wie betäubt auf die Karte starrte. »Wer hat ihm geholfen?«, flüsterte er. »Und wo, zum Teufel, steckt Pell?«

Auch Kathryn Dance stellte sich immer wieder diese beiden Fragen.

Und dazu noch eine dritte, in verschiedenen Varianten: Was hätte ich tun können, um ihn besser zu analysieren? Was hätte ich tun können, um diese ganze Tragödie zu verhindern?

. Fünf

Der Rotor wirbelte die Rauchfahnen in einem eleganten Muster vom Parkplatz, als der Hubschrauber abhob, um Juan Miliar ins Krankenhaus zu bringen. Vaya con Dios...

Dance erhielt einen Anruf. Schautete auf das Display des Telefons. Sie war erstaunt, dass Overby so lange gebraucht hatte, um sie zurückzurufen. »Charles«, begrüßte sie ihren Chef, den Leiter der CBI-Dienststelle für den Westen von Zentralkalifornien.

»Ich bin auf dem Weg zum Gerichtsgebäude. Was haben wir, Kathryn?«

Sie brachte ihn auf den neuesten Stand, einschließlich der beiden Toten und Millars Verfassung.

»Tut mir leid, das zu hören... Gibt es schon irgendwelche Anhaltspunkte, die wir weitergeben können?«

»An wen?«

»An die Presse.«

»Lieber nicht, Charles. Wir haben kaum Informationen. Er könnte überall sein. Ich habe Straßensperren angeordnet und lasse das ganze Gebäude absuchen.«

»Genaueres wissen wir nicht? Nicht mal eine Richtung?«

»Nein.«

Overby seufzte. »Okay. Ach, übrigens, Sie leiten die Operation.« »Was?«

»Ich möchte, dass Sie die Fahndung übernehmen.«

»Ich?« Sie war überrascht. Als oberste Strafverfolgungsbehörde des Staates konnte das CBI natürlich die Zuständigkeit für sich beanspruchen, und Kathryn

Dance war zweifellos erfahren und qualifiziert genug, um die Aufgabe zu bewerkstelligen, aber das CBI war eine Ermittlungseinheit und verfügte über keine große Belegschaft. Die California Highway Patrol und das Sheriffs Office würden Personal für die Suche abstellen müssen.

»Warum nicht jemand von der CHP oder dem MCSO?«

»Dieser Fall sollte von zentraler Stelle aus koordiniert werden. Das scheint mir mehr als angebracht. Außerdem ist es bereits beschlossene Sache. Ich habe das mit allen Beteiligten geregelt.«

So schnell? Sie fragte sich, ob er auf ihren Anruf deswegen nicht sofort reagiert hatte - um für das CBI einen Fall mit hoher Medienresonanz an Land zu ziehen.

Nun, ihr sollte es nur recht sein. Sie hatte ein persönliches Interesse daran, Pell zu fangen.

Sie sah seine gebleckten Zähne vor sich, hörte seine beklemmenden Worte.

Ja, das Leben als Cop ist hart. Die Kleinen sind oft allein, nicht wahr? Bestimmt freuen sie sich über ein paar neue Spielkameraden ...

»Okay, Charles. Ich mache es. Aber ich möchte Michael mit an Bord haben.«

Wenn Dance mit dem MCSO zusammenarbeitete, dann meistens mit Michael O'Neil. Sie und der sympathische Detective, der sein ganzes Leben in Monterey zugebracht hatte, kannten sich schon seit Jahren. Als sie zum CBI gegangen war, hatte er sogar als ihr Mentor fungiert.

»In Ordnung.«

Gut, dachte Dance. Denn sie hatte ihn schon angerufen.

»Ich bin bald da. Vor der Pressekonferenz halten wir noch eine Lagebesprechung ab.« Overby unterbrach die Verbindung.

Dance wollte zur Rückseite des Gerichtsgebäudes gehen, als ihr ein sich näherndes Einsatzfahrzeug auffiel. Sie erkannte einen Ford Taurus des CBI. Die Signallichter hinter dem Kühlergrill blinkten rot und blau.

Rey Carraneo, der Neuzugang ihrer Abteilung, hielt neben Dance am Bordstein und stieg aus dem Wagen. Der schlanke Mann, dessen schwarze Augen tief unter dichten Brauen lagen, war erst seit zwei Monaten dabei. Dennoch war er nicht so unbedarft, wie er aussah, und hatte unweit von Reno in einer schwierigen Gegend drei Jahre als Polizist gearbeitet, bevor er und seine Frau auf die Halbinsel gezogen waren, damit sie sich um seine kranke Mutter kümmern konnten. Er musste sich noch ein wenig zurechtfinden und mehr Erfahrung sammeln, aber er war ein tüchtiger, zuverlässiger Kollege. Und das war schon viel wert.

Carraneo war nur sechs oder sieben Jahre jünger als Dance, aber im Leben eines Cops waren das wichtige Jahre, und er konnte sich nicht dazu durchringen, sie Kathryn zu nennen, wie sie es ihm häufig anbot. Normalerweise begrüßte er sie mit einem Nicken. Diesmal fiel es besonders respektvoll aus.

»Kommen Sie mit.« Dance musste an die Beweise im Fall Herron und die Benzinbombe denken. »Er hat wahrscheinlich einen Komplizen, und wir wissen, dass er bewaffnet ist«, fügte sie hinzu. »Also Augen auf.« Sie gingen hinter das Gebäude, wo Brandstiftungsexperten und die Spurensicherung des MCSO den Tatort untersuchten. Es sah hier aus wie in einem Kriegsgebiet. Vier Fahrzeuge waren vollständig ausgebrannt, die beiden anderen zur Hälfte. Die rückwärtige Fassade war rußgeschwärzt, die Mülltonnen geschmolzen. Ein blaugrauer Dunst hing in der Luft. Es stank nach verbranntem Gummi - und nach etwas anderem, das sehr viel widerwärtiger war.

Dance ließ den Blick über den Parkplatz schweifen. Dann musterte sie die offene Hintertür.

»Da ist er auf keinen Fall rausgekommen«, sprach Carraneo aus, was Dance bereits dachte. Durch die zerstörten Wagen und Brandspuren auf dem Pflaster war klar, dass die Flammen die Tür umschlossen hatten; das Feuer war ein Ablenkungsmanöver gewesen. Aber wo war er rausgekommen?

»Wissen wir, wem die Autos gehören?«, fragte sie einen Feuerwehrmann.

»Ja, den Angestellten.«

»He, Kathryn, wir haben die Bombe«, sagte ein Mann in Uniform zu ihr. Er war der oberste Branddirektor des Bezirks.

Sie nickte ihm zu. »Was ist es gewesen?«

»Ein großer Koffer mit Rollen, gefüllt mit Plastikmilchflaschen voller Benzin. Der Täter hat ihn unter dem Saab dort platziert. Mit einer langsam brennenden Zündschnur.«

»Ein Profi?«

»Vermutlich nicht. Wir haben die Rückstände der Lunte gefunden. Man kann sie aus einer Wäscheleine und Chemikalien herstellen. Ich würde sagen, die Anleitung stammt aus dem Internet. So wie Kinder sie sich besorgen, um irgendwas in die Luft zu jagen. Leider oft auch sich selbst.«

»Lässt sich irgendwas davon zurückverfolgen?«

»Kann sein. Wir schicken es ins MCSO-Labor, und dann sehen wir weiter.«

»Wissen Sie, wann die Bombe gelegt wurde?«

Er deutete auf den Saab. »Der Fahrer ist gegen Viertel nach neun hier eingetroffen, also irgendwann danach.«

»Wie sieht's mit Fingerabdrücken aus?«

»Eher schlecht.«

Dance stemmte die Hände in die Seiten und nahm das Schlachtfeld erneut in Augenschein. Irgendetwas fühlte sich falsch an.

Der halbdunkle Korridor hinter der offenen Tür, das Blut auf dem Beton.

Die offene Tür.

Dance drehte sich langsam zur Seite und suchte mit den Augen alles ab. Ein Stück hinter dem Gebäude gab es einen Kiefern- und Zypressenhain. An einem der Äste baumelte ein orangefarbenes Band, wie es benutzt wurde, um Sträucher und Bäume zu markieren, die beschnitten werden sollten. Als Kathryn näher kam, fiel ihr auf, dass die Kiefernnadeln unter dem besagten Baum höher aufgetürmt waren als an anderen Stellen. Sie kniete sich hin, schob den Haufen auseinander und brachte einen großen versengten Beutel aus metallischem Gewebe zum Vorschein.

»Rey, ich brauche Handschuhe.« Der Rauch ließ sie husten.

Der junge Agent besorgte sich bei der Spurensicherung ein Paar Latexhandschuhe und brachte es Dance. In dem Beutel steckten Pells orangefarbene Häftlingsmontur sowie ein grauer Kapuzenoverall, der sich als eine Art feuerfester Anzug herausstellte. Ein Etikett besagte, das Kleidungsstück bestehe aus PBI- und Aramidfasern und entspreche dem SFI-Standard 3.2A/5. Dance hatte keine Ahnung, was das genau bedeutete - nur dass es Daniel Pell offensichtlich genug Schutz geboten hatte, um ihn sicher durch die Feuersbrunst hinter dem Gerichtsgebäude zu bringen.

Sie schüttelte ungläubig den Kopf.

Ein feuerfester Anzug? Was steht uns hier noch bevor?

»Das kapiere ich nicht«, sagte Rey Carraneo.

Sie erklärte ihm, dass Pells Partner vermutlich die Bombe gelegt und den nicht entflammbaren Beutel vor

der Tür deponiert hatte; darin steckten der feuerfeste Overall und ein Messer. Eventuell auch ein Universal-schlüssel für Hand- und Fußfesseln. Nachdem er Juan Miliar entwaffnet hatte, hatte Pell den Schutzanzug angelegt und war durch die Flammen zu dem mit dem orangefarbenen Band markierten Baum gelaufen, wo Zivilkleidung versteckt lag. Pell hatte sich umgezogen und war geflohen.

Dance hob das Funkgerät und meldete ihren Fund. Dann winkte sie einen Beamten der Spurensicherung heran und übergab ihm die Beweisstücke.

Carraneo rief sie zu einem freien Fleck Erdboden ganz in der Nähe. »Fußabdrücke.« Es waren mehrere Spuren im Abstand von etwa einem Meter zwanzig - hinterlassen von jemandem, der gerannt war. Sie stammten eindeutig von Pell; er hatte bereits vor der Brandschutztür des Gerichtsgebäudes deutliche Spuren hinterlassen. Die beiden CBI-Agenten liefen in die entsprechende Richtung los.

Pells Schritte endeten an einer nahen Straße, dem San Benito Way, wo es sowohl leere Grundstücke als auch ein Spirituosengeschäft, eine schäbige Billardhalle, einen Kopier- und Versandladen, eine Pfandleihe und eine Bar gab.

»Hier hat der Partner ihn also eingesammelt«, sagte Carraneo und schaute den San Benito Way hinauf und hinunter.

»Aber auf der anderen Seite des Gerichtsgebäudes gibt es auch eine Straße. Sie ist sechzig Meter näher dran. Warum ausgerechnet hier?«

»Vielleicht ist hier weniger Verkehr.«

»Könnte sein.« Dance kniff die Augen zusammen und sah sich noch einmal um. Sie musste erneut husten. Schließlich kam sie wieder zu Atem, und ihr Blick richtete sich auf die andere Straßenseite. »Los, kommen Sie mit!«

Der Mann, Ende zwanzig, in kurzer Hose und einem Diensthemd von Worldwide Express, fuhr mit seinem grünen Lieferwagen durch die Innenstadt von Sahnas. Er konnte an nichts anderes als an den Pistolenlauf auf seiner Schulter denken, und er weinte. »Hören Sie, Mister, ich weiß nicht, was das soll, ehrlich, aber wir haben kein Bargeld dabei. Ich hab ungefähr fünfzig Dollar eigenes Geld in der Tasche, und Sie können es gern...«

»Gib mir deine Brieftasche.« Der Entführer trug Shorts, einen Anorak und eine Baseballmütze. Sein Gesicht war rußverschmiert, und sein Bart war zum Teil versengt und zu kurzen Stoppeln gekräuselt. Er war nicht mehr der Jüngste, aber schlank und kräftig. Und er hatte komische hellblaue Augen.

»Was auch immer Sie wollen, Mister. Aber tun Sie mir nichts. Ich habe Familie.«

»Die Brieftasche?«

Der stämmige Billy benötigte einen Moment, um sie aus der Gesäßtasche seiner engen Hose zu ziehen. »Hier!«

Der Mann überprüfte den Inhalt. »Also, William Gilmore aus der Rio Grande Avenue in Marina, Kalifornien, Vater dieser beiden hübschen Kinder, falls das Foto aktuell ist.«

Billy bekam immer mehr Angst.

»Und verheiratet mit dieser entzückenden Frau. Sieh sich einer diese Locken an. Naturlocken, da halte ich jede Wette. He, sieh auf die Straße. Das eben war ein ganz schöner Schlenker. Und vergiss nicht, wohin du fahren sollst.« Der Entführer hielt kurz inne. »Gib mir dein Mobiltelefon.«

Seine Stimme blieb ruhig. Ruhig ist gut. Es bedeutet, dass er nichts Unüberlegtes oder Dummes tun wird.

Billy hörte den Mann eine Nummer eingeben.

»Hallo. Ich bin's. Schreib das auf.« Er wiederholte Billys Adresse. »Er hat Frau und zwei Kinder. Die Frau ist wirklich niedlich. Das Haar wird dir gefallen.«

»Mit wem sprechen Sie da?«, flüsterte Billy. »Bitte, Mister... Bitte. Nehmen Sie den Wagen, nehmen Sie alles Mögliche. Ich lasse Ihnen so viel Zeit zur Flucht, wie Sie wollen. Eine Stunde. Zwei Stunden. Aber tun Sie...«

»Pssst.« Der Mann setzte das Telefonat fort. »Falls ich nicht auftauche, bedeutet das, ich habe es nicht durch die Straßensperren geschafft, weil William hier nicht überzeugend genug war. Dann gehst du seine Familie besuchen. Sie gehört ganz dir.«

»Nein!« Billy drehte sich um und griff nach dem Telefon.

Die Mündung der Waffe berührte sein Gesicht. »Fahr weiter, Junge. Das ist kein guter Moment, um von der Straße abzukommen.« Der Entführer klappte das Telefon zu und steckte es ein.

»William... Nennt man Sie Bill?«

»Meistens Billy, Sir.«

»Also, Billy, Folgendes: Ich bin da hinten aus dem Knast geflohen.«

»Ja, Sir. Find ich gut.«

Der Mann lachte. »Vielen Dank. Du hast gehört, was ich am Telefon gesagt habe. Du weißt, was ich von dir erwarte. Wenn du mich durch die Straßensperren bringst, lasse ich dich gehen und deiner Familie wird kein Haar gekrümmkt.«

Billys Gesicht glühte, und sein Magen krampfte sich vor Angst zusammen. Er wischte sich über die runden Wangen.

»Du bist keine Bedrohung für mich. Jeder weiß, wie ich heiße und aussehe. Ich bin Daniel Pell, und mein Bild wird am Mittag sowieso in allen Nachrichtensendungen sein. Ich habe also gar keinen Grund, dir etwas anzutun, solange du machst, was ich sage. So, und jetzt

reiß dich zusammen. Du musst dich beruhigen. Falls die Polizei dich anhält, möchte ich einen fröhlichen und neugierigen Kurierfahrer erleben, der die Stirn runzelt und fragt, was denn da in der Stadt passiert ist. All der Rauch und das Durcheinander. Ach, herrje. Verstehst du, was ich meine?«

»Bitte, ich tue alles, was...«

»Billy, ich weiß, dass du zugehört hast. Du sollst nicht alles tun, sondern das, worum ich dich gebeten habe. Mehr nicht. Ist doch nicht schwierig, oder?«

. Sechs

Kathryn Dance und Carraneo standen in dem Versandladen am San Benito Way und hatten soeben erfahren, dass ein Paketdienst namens Worldwide Express kurz nach der Flucht seine allmorgendliche Lieferung gebracht hatte. Von A nach B nach X...

Dance befürchtete, dass Pell einen der Transporter entführen könnte, um durch die Straßensperren zu gelangen, und rief die örtliche Zentrale von Worldwide Express an, wo man ihr bestätigte, dass der Fahrer auf dieser Route alle weiteren planmäßigen Zustellungen versäumt hatte. Dance ließ sich das Kennzeichen des Wagens geben und meldete es dem MCSO.

Dann kehrten sie in Sandy Sandovals Büro zurück, um die Suche zu koordinieren. Leider hatte Worldwide Express im fraglichen Gebiet fünfundzwanzig Transporter im Einsatz. Dance wies die Firma an, allen Fahrern zu befehlen, sofort die jeweils nächstgelegene Tankstelle anzusteuern und dort zu halten. Das Fahrzeug, das dann noch unterwegs war, musste Daniel Pell an Bord haben.

Bis dahin würde es allerdings noch etwas dauern. Die Zentrale musste jeden einzelnen Fahrer auf dessen Mo-

biltelefon anrufen, weil eine Funkdurchsage Pell gewarnt hätte, dass man seinen Fluchtplan kannte.

Jemand kam langsam zur Tür herein. Dance drehte sich um und sah Michael O'Neil, den erfahrenen Chief Deputy des MCSO, den sie vor einer Weile verständigt hatte. Sie nickte ihm lächelnd zu und war überaus erleichtert, dass er gekommen war. Es gab auf der ganzen Welt keinen besseren Kollegen, mit dem sie diese große Last hätte teilen wollen.

O'Neil gehörte dem MCSO schon seit vielen Jahren an. Er hatte als einfacher Deputy angefangen und sich nach oben gearbeitet. Dabei war er ein erstklassiger, methodischer Ermittler geworden, der auf eine beachtliche Zahl von Verhaftungen - und, viel wichtiger, Verurteilungen - verweisen konnte. Inzwischen war er Chief Deputy und als Detective für die Fahndungsgruppe der Ermittlungsabteilung des MCSO tätig.

Er hatte es stets abgelehnt, in die lukrative Privatwirtschaft oder zu größeren Behörden wie dem CBI oder FBI zu wechseln. Ein Job, der einen Umzug oder viele Reisen erfordert hätte, kam für ihn nicht in Betracht. O'Neil war auf der Monterey Halbinsel zu Hause und wollte nie von dort weg. Auch seine Eltern lebten noch da - in dem Haus am Meer, in dem er und seine Geschwister aufgewachsen waren. (Sein Vater litt an Senilität; seine Mutter zog in Erwägung, das Haus zu Geld zu machen und ihren Mann in ein Pflegeheim zu geben. O'Neil hatte vor, das Haus selbst zu kaufen, damit es in der Familie blieb.)

Mit dieser großen Zuneigung zu der Bucht, dem Angeln und seinem Boot hätte Michael O'Neil der standhafte, bescheidene Held in einem Roman von John Steinbeck sein können, wie Doc in Die Straße der Ölsardinen. Und tatsächlich besaß der Detective, der ein begeisterter Buchsammler war, Erstausgaben von sämtlichen Steinbeck-Werken. (Am liebsten mochte er Meine Reise mit

Charley, ein Sachbuch, in dem der Autor eine Rundreise durch Amerika in Begleitung seines Pudels beschrieb. O'Neil hatte vor, irgendwann einmal die einzelnen Stationen dieses Buches zu besuchen.)

Letzten Freitag hatten Dance und O'Neil einen dreißigjährigen Mann namens Ese verhaftet, Kopf einer besonders unangenehmen Gang aus mexikanischen Einwanderern, sogenannten Chicanos, die von Sahnas aus tätig war. Abends hatten sie den Erfolg auf der von Touristen bevölkerten Terrasse eines Restaurants am Fisherman's Wharf mit einer Flasche Sekt begossen.

Nun schien diese Feier bereits Jahrzehnte zurückzuliegen. Sofern sie überhaupt stattgefunden hatte.

Die Uniform des MCSO war typisch khakifarben, aber O'Neil zog meistens Zivilkleidung vor. Heute trug er einen marineblauen Anzug, keine Krawatte und ein dunkelgraues Hemd, dessen Farbton ungefähr dem der Hälfte seiner Haare entsprach. Die braunen Augen unter den halb geschlossenen Lidern glitten nun langsam über die Karte der Gegend. O'Neil war von auffallend massiger Statur, mit dicken Armen, die er nicht nur seinen Erbanlagen verdankte, sondern auch dem gelegentlichen Tauziehen mit kräftigen Fischen in der Monterey Bay, wenn Zeit und Wetter es ihm erlaubten, mit seinem Boot hinauszufahren.

O'Neil nickte grüßend TJ und Sandoval zu.

»Gibt's schon was Neues von Juan?«, fragte Dance.

»Ich kümmere mich darum.« Er und Miliar arbeiteten häufig zusammen und gingen hin und wieder gemeinsam angeln. Dance wusste, dass er auf der Fahrt hierher in ständigem Kontakt mit den Ärzten und Millars Familie geblieben war.

Das California Bureau of Investigation verfügt über keine allgemeine Funkzentrale, die Verbindung zu Streifen- und Krankenwagen oder beispielsweise Booten der Küstenwache aufnehmen könnte. Daher sorgte O'Neil

dafür, dass die Zentrale des Sheriffs Office die Information über den vermissten Worldwide-Express-Transporter an die eigenen Deputies und die Highway Patrol weitergab. Er wies darauf hin, dass innerhalb weniger Minuten nur noch der Wagen des Flüchtigen nicht an einer Tankstelle angehalten haben würde.

O'Neil bekam einen Anruf, nickte und ging zu der Karte. Er klemmte sich das Telefon zwischen Ohr und Schulter, nahm einen Block mit kleinen Haftnotizzetteln, die wie Schmetterlinge geformt waren, und klebte einen nach dem anderen auf den Stadtplan.

Straßensperren, erkannte Dance.

Er unterbrach die Verbindung. »Sie sind auf dem Achtundsechzig, dem Eins Dreiundachtzig, dem Eins Null Eins... Die Nebenstrecken nach Hollister, Soledad und Greenfield sind auch abgedeckt, aber falls er es ins Tal des Himmels schafft, wird man den Lieferwagen kaum noch erkennen können, nicht mal vom Hubschrauber aus - und es zieht Nebel auf.«

Das »Tal des Himmels« war der Name, den John Steinbeck in dem Buch gleichen Titels einem fruchtbaren Tal voller Obstplantagen abseits des Highway 68 verliehen hatte. Das Gebiet rund um Sahnas bestand überwiegend aus flachem, niedrigem Ackerland, aber es gab auch bewaldete Flächen. Und nicht weit entfernt lag die zerklüftete Gegend um Castle Rock, die mit ihren Klippen, Steilufern und Bäumen hervorragende Verstecke bot.

»Falls Pells Partner nicht den Fluchtwagen fährt, wo steckt er dann?«, fragte Sandoval.

»An irgendeinem vereinbarten Treffpunkt?«, mutmaßte TJ.

»Oder er bleibt hier in der Nähe«, sagte Dance und wies aus dem Fenster.

»Was?«, rief der Staatsanwalt ungläubig. »Warum sollte er das denn tun?«

»Um herauszufinden, was wir unternehmen und was wir wissen. Oder was wir nicht wissen.«

»Das klingt ein wenig zu... raffiniert, meinen Sie nicht?«

TJ lachte und deutete auf die schwelenden Autowracks. »Ich würde sagen, das ist eine ziemlich treffende Bezeichnung für dieses ganze Theater.«

»Vielleicht will er für irgendeine Verzögerung sorgen«, gab O'Neil zu bedenken.

»Auch das wäre aus seiner Sicht sinnvoll«, stimmte Dance ihm zu. »Pell und sein Partner wissen nicht, dass wir von dem Lieferwagen erfahren haben. Sie gehen davon aus, wir würden Pell immer noch in der näheren Umgebung vermuten. Der Partner könnte versuchen, uns darin zu bestärken, indem er zum Beispiel auf einen Passanten schießt oder sogar noch eine Bombe zündet.«

»Scheiße. Noch so ein Brandsatz?« Sandoval verzog das Gesicht.

Dance rief den Sicherheitschef an und teilte ihm mit, der Partner könne sich weiterhin im Umkreis des Gebäudes aufzuhalten und eine Bedrohung bedeuten.

Aber wie sich herausstellte, blieb ihnen keine Zeit, weiter über den Aufenthaltsort des Partners zu spekulieren. Der Plan hinsichtlich der Transporter hatte funktioniert. Die Funkzentrale des MCSO setzte O'Neil davon in Kenntnis, dass zwei Streifenbeamte Daniel Pell ausfindig gemacht und die Verfolgung aufgenommen hatten.

Der dunkelgrüne Lieferwagen zog auf der schmalen Straße eine lange Staubfahne hinter sich her.

Der uniformierte Beamte der Polizei von Salinas, der am Steuer des Streifenwagens saß, war ein Veteran aus dem ersten Golfkrieg und hielt das Lenkrad umklammert, als wäre es das Ruder eines kleinen Bootes in stürmischer See.

Sein Partner - ein muskulöser Latino - hielt sich mit einer Hand am Armaturenbrett fest und in der anderen das Mikrofon des Funkgeräts. »Salmas Police, Wagen sieben. Wir sind immer noch hinter ihm. Er ist von der Natividad auf eine unbefestigte Straße abgebogen, etwa anderthalb Kilometer südlich der Old Stage.«

»Roger... Zentrale an Wagen sieben, seien Sie vorsichtig. Der Verdächtige ist vermutlich bewaffnet und gefährlich.«

»Wenn er bewaffnet ist, ist er natürlich gefährlich«, sagte der Fahrer und verlor seine Sonnenbrille, als der Wagen über einen kleinen Hügel schoss und hart wieder aufprallte. Die beiden Beamten konnten kaum etwas sehen; der Lieferwagen verursachte einen regelrechten Sandsturm.

»Zentrale an Wagen sieben, wir schicken Ihnen alle verfügbaren Einheiten.«

»Roger.«

Verstärkung war eine gute Idee. Es hieß, Daniel Pell, der verrückte Kultführer, der Charles Manson der heutigen Zeit, habe im Gerichtsgebäude ein Dutzend Menschen niedergeschossen, einen Bus voller Schulkinder angezündet und sich mit dem Messer einen Weg durch eine Gruppe potenzieller Geschworener gebahnt und dabei vier von ihnen getötet. Oder zwei. Oder acht. Was auch immer davon wahr sein mochte, die beiden Beamten wünschten sich so viel Unterstützung wie möglich.

»Wohin will er?«, murmelte der ehemalige Soldat. »Hier oben ist doch nichts.«

Die Straße wurde hauptsächlich von landwirtschaftlichen Maschinen und von Bussen genutzt, die Wanderarbeiter zu den Feldern brachten oder von dort abholten. Sie führte zu keinem der größeren Highways. Zwar wurde heute nicht geerntet, aber der Zweck dieses beseren Feldwegs ergab sich schon allein aus seinem schlechten Zustand sowie aus den Trinkwassertanks

und den transportablen Toilettenhäuschen am Straßenrand.

Doch Daniel Pell mochte davon keine Ahnung haben und annehmen, es handle sich um eine Straße wie jede andere. Zumindest nicht um eine, die - wie diese - plötzlich mitten in einem Artischockenfeld endete. Ungefähr dreißig Meter vor den Beamten stieg Pell panisch auf die Bremse, und der Transporter geriet ins Schleudern. Er konnte unmöglich noch rechtzeitig anhalten. Die Vorderräder rutschten in einen flachen Bewässerungsgraben und das Hinterteil des Lieferwagens hob vom Boden ab, um gleich darauf mit gewaltigem Krachen wieder aufzuschlagen.

Der Streifenwagen kam dicht dahinter zum Stehen. »Hier Wagen sieben. Pell ist von der Straße abgekommen«, meldete der Latino.

»Roger. Ist er...«

Die Beamten sprangen mit gezogenen Waffen aus dem Fahrzeug.

»Er will abhauen, er will abhauen!«

Aber niemand stieg aus dem Transporter.

Die Männer kamen näher. Die hintere Tür war bei dem Unfall aufgesprungen, und sie sahen im Innern zunächst nichts als Dutzende von Paketen und Umschlägen, die überall im Laderaum verstreut lagen.

»Sieh mal, da ist er.«

Pell lag bäuchlings und regungslos auf dem Boden des Führerhauses. »Vielleicht ist er verletzt.«

»Wen kümmert das?« Die Beamten liefen los, legten ihm Handschellen an und zerrten ihn nach draußen.

Dort ließen sie ihn fallen und drehten ihn um. »Netter Versuch, Kumpel, aber...«

»Scheiße. Das ist er nicht.«

»Was?«, fragte sein Partner.

»Verzeihung, aber sieht das für dich wie ein dreiundvierzigjähriger Weißer aus?«

Der Exsoldat beugte sich über den benommenen Teenager, dessen eintätowierte Träne auf der Wange ihn als Bandenmitglied auswies. »Wer bist du?«, fragte er ihn barsch auf Spanisch, eine Sprache, die in und um Sahnas jeder Polizist beherrschte.

Der Junge wich ihren Blicken aus. »Ich sag gar nichts«, murmelte er auf Englisch. »Ihr könnt mich mal am Arsch lecken.«

»O Mann.« Der Latino untersuchte das Zündschloss. Der Schlüssel steckte. Er verstand: Pell hatte den Lieferwagen mit laufendem Motor in der Stadt abgestellt und gewusst, dass man ihn nach höchstens einer Minute stehlen würde. Sobald die Polizei die Verfolgung aufnahm, hätte Pell Gelegenheit, in einer anderen Richtung zu entkommen.

Dem Beamten kam noch ein weiterer Gedanke. Kein guter. Er wandte sich an seinen Partner. »Als wir gemeldet haben, wir hätten Pell vor uns, und die Zentrale alle verfügbaren Einheiten zu unserer Unterstützung geschickt hat... Ich meine, sie haben sie doch hoffentlich nicht von den Straßensperren abgezogen, oder?«

»Nein, das würden die nicht machen. So blöd kann man gar nicht sein.«

Die Männer sahen sich an.

»Um Gottes willen.« Der Latino rannte zu dem Streifenwagen und nahm das Mikrofon.

... Sieben

»Ein Honda Civic«, berichtete TJ, der soeben mit der Zulassungsstelle telefoniert hatte. »Fünf Jahre alt. Rot. Ich habe das Kennzeichen.« Sie wussten, dass Pell mittlerweile im Privatfahrzeug des Kurierfahrers saß, das nicht mehr auf dem Firmenparkplatz in Sahnas stand.

»Ich gebe es an die Straßensperren weiter«, fügte TJ hinzu.

»Sobald die Leute wieder vor Ort sind«, murmelte Dance.

Zum Entsetzen aller Anwesenden hatte irgendjemand aus der Funkzentrale das Personal der nächstgelegenen Straßensperren abgezogen und hinter dem Lieferwagen hergeschickt. Als sie davon erfuhren, hatte O'Neil die Fahrzeuge sofort wieder zurückbeordert. Auf seiner weitgehend unbewegten Miene zeichnete sich Verachtung ab - seine Lippen wurden schmäler.

Sie befanden sich in einem Besprechungsraum auf derselben Etage wie Sandovals Büro. Da Pell sich eindeutig nicht mehr in der Nähe des Gerichtsgebäudes aufhielt, wollte Dance in die Zentrale des CBI wechseln, aber Charles Overby hatte sie alle angewiesen, vor Ort auf ihn zu warten.

»Ich glaube, er möchte außer uns auch keine Pressekonferenz verpassen«, sagte TJ, woraufhin Dance und O'Neil mürrisch auflachten. »Wenn man vom Teufel spricht«, flüsterte TJ im nächsten Moment. »Er kommt... Volle Deckung!«

Jemand kam selbstbewusst zur Tür herein. Charles Overby, ein fünfundfünfzigjähriger Karrierebeamter, begrüßte seine Agenten und O'Neil.

»Das war nicht er in dem Transporter?«, fragte er Dance.

»Nein. Ein Halbwüchsiger aus einer der hiesigen Banden. Pell hat den Wagen mit laufendem Motor stehen gelassen. Er konnte davon ausgehen, dass man ihn stehlen und die Polizei sich darauf konzentrieren würde. Dann ist er in dem Privatfahrzeug des Kurierfahrers geflohen.«

»Und der Fahrer?«

»Bislang keine Spur von ihm.«

»Autsch.« Der braunhaarige und sonnengebräunte Charles Overby gab sich trotz seiner birnenförmigen Statur gern sportlich, spielte Tennis und Golf. Er hatte

erst kürzlich die Leitung der CBI-Dienststelle für den Westen von Zentralkalifornien übernommen. Sein Vorgänger, Stan Fishburne, war aus Gesundheitsgründen in den vorzeitigen Ruhestand gegangen, sehr zur Bestürzung der gesamten CBI-Belegschaft (sowohl wegen des schweren Herzinfarkts, den Fishburne erlitten hatte, als auch wegen seines Nachfolgers im Amt).

O'Neil nahm einen Anruf entgegen, und Dance brachte Overby auf den aktuellen Stand. Sie zählte auf, was sie über Pells neuen Wagen wussten, und äußerte ihre Befürchtung, der Partner könne sich immer noch in der Nähe aufhalten.

»Glauben Sie wirklich, er hat noch eine Bombe gelegt?«

»Eher nicht. Aber dass er uns beobachtet, würde ich nicht ausschließen.«

O'Neil unterbrach die Verbindung. »Die Straßensperren sind alle wieder in Funktion.« »Wer hatte sie aufgehoben?«, fragte Overby. »Das wissen wir nicht.«

»Es war doch wohl niemand von uns oder euch, Michael, oder?«, fragte Overby verunsichert.

Es herrschte verlegenes Schweigen. »Nein, Charles«, sagte O'Neil dann.

»Wer denn?«

»Wir sind uns nicht sicher.« »Wir sollten es herausfinden.«

Dance und O'Neil hielten sich zurück. Es half niemandem weiter, irgendwelche Beschuldigungen zu erheben. O'Neil sagte, er werde sich darum kümmern. Dance wusste jedoch, dass er nichts unternehmen würde, und Overby gab sich mit diesem Versprechen zufrieden.

»Der Civic ist noch nirgendwo aufgefallen«, fuhr der Detective fort. »Aber wir hatten ausgesprochenes Pech mit dem Timing. Er könnte auf dem Achtundsechzig oder dem Eins Null Eins durchgerutscht sein. Den

Achtundsechzig halte ich allerdings für unwahrscheinlich.«

»Stimmt«, pflichtete Overby ihm bei. Der kleinere Highway 68 führte in das dichtbevölkerte Monterey. Der 101 hingegen war breit wie eine Interstate und eröffnete Pell die Möglichkeit, jeden größeren Expressway des Staates zu erreichen.

»Es werden zurzeit neue Kontrollpunkte in Gilroy errichtet. Und etwa fünfzig Kilometer südlich von hier.« O'Neil markierte die entsprechenden Stellen mit Schmetterlingsklebezetteln.

»Die Busbahnhöfe und der Flugplatz werden überwacht?«, fragte Overby.

»Werden sie«, bestätigte Dance.

»Die Polizei von San Jose und Oakland wurde verständigt?«

»Ja. Außerdem Santa Cruz, San Benito, Merced, Santa Clara, Stanislaus und San Mateo.« Die umliegenden Bezirke.

Overby machte sich einige Notizen. »Gut.« Er blickte auf. »Ach, übrigens, ich habe mit Amy gesprochen.«

»Grabe?« »Richtig.«

Amy Grabe war die Leiterin der FBI-Dienststelle San Francisco. Dance kannte die scharfsinnige, zielstrebige Kollegin gut. Das Zuständigkeitsgebiet ihrer CBI-Abteilung reichte im Norden bis zur Bay Area, sodass Dance und Grabe schon bei mehreren Gelegenheiten zusammengearbeitet hatten. Auch Kathryn's verstorbener Ehemann, ein FBI-Agent der hiesigen Dienststelle, hatte Amy gekannt.

»Falls wir Pell nicht bald zu fassen bekommen, möchte ich einen Spezialisten hinzuziehen«, fuhr Overby fort. »Einen Spezialisten wofür?«

»Jemanden vom FBI, der sich mit Situationen wie dieser auskennt.«

Pell ist aus der Haft entflohen, dachte Dance. Was für einen Spezialisten braucht man da? Ihr fiel unwillkürlich Tommy Lee Jones in Auf der Flucht ein.

Auch O'Neil war neugierig. »Ein Verhandlungsführer?«

»Nein, ein Experte für Kulte«, sagte Overby. »Er hat oft mit Leuten wie Pell zu tun.«

Dance zuckte die Achseln - eine unterstreichende Geste, die zur Bekräftigung einer Äußerung gedacht war, in diesem Fall ihrer Zweifel. »Nun, ich weiß nicht, wie nützlich das wäre.« Sie hatte schon häufig in gemischten Einsatzgruppen mitgearbeitet. Es ging ihr nicht darum, ihr Revier gegen das FBI oder sonst jemanden zu verteidigen, aber sobald unterschiedliche Behörden beteiligt waren, litt unweigerlich die Reaktionsgeschwindigkeit. Außerdem leuchtete ihr nicht ein, dass ein Kultführer sich auf der Flucht anders verhalten sollte als ein Mörder oder Bankräuber.

Doch Overby hatte sich bereits entschieden; sie erkannte es an seinem Tonfall und der Körpersprache. »Er ist ein erstklassiger Profiler und kann sich wirklich in die Köpfe dieser Leute versetzen. Die Kultmentalität ist eine ganz andere als die eines herkömmlichen Täters.«

Ach ja?

Overby gab Dance einen Zettel, auf dem ein Name und eine Telefonnummer standen. »Er ist in Chicago und schließt irgendeinen Fall ab, aber er kann heute Abend oder morgen früh hier sein.«

»Sind Sie sich sicher, Charles?«

»Wir sollten bei Pell jede Unterstützung nutzen, die wir kriegen können. Unbedingt. Und ein Fachmann aus Washington bedeutet mehr Sachkenntnis und eine Verstärkung für unser Team.«

Sowie notfalls einen weiteren Sündenbock, dachte Dance zynisch, als ihr klar wurde, worum es eigentlich ging. Grabe hatte angefragt, ob das FBI bei der Suche nach Pell behilflich sein könne, und Overby hatte die

Chance sofort beim Schopf ergriffen. Falls es noch mehr unschuldige Opfer gäbe oder der Ausbrecher auf freiem Fuß bliebe, würden bei der Pressekonferenz zwei Leute auf dem Podium sitzen, nicht nur Overby allein. Aber Dance hörte nicht auf zu lächeln. »Also gut. Ich hoffe, wir erwischen Pell, bevor wir andere Leute bemühen müssen.«

»Ach, und Kathryn? Nur dass Sie es wissen: Amy hat sich erkundigt, wie es zu dem Zwischenfall kommen konnte, und ich habe ihr versichert, dass Ihr Verhör nichts damit zu tun hatte.«

»Mein... was?«

»Es wird kein Problem sein. Ich habe ihr gesagt, dass nichts, was Sie getan haben, irgendwie zu Pells Flucht beigetragen hat.«

Sie merkte, wie ihr Gesicht heiß wurde und in diesem Moment zweifellos rot anlief. Starke Gefühlsregungen äußern sich auf diese Weise; Dance hatte im Laufe der Jahre zahlreiche Täuschungsversuche erkannt, weil Schuld- und Schamgefühle die Durchblutung des Gesichts verstärken.

Das Gleiche gilt für Zorn.

Amy Grabe hatte vermutlich nicht mal gewusst, dass Dance den Täter verhört hatte, geschweige denn geargwöhnt, sie habe sich dabei fahrlässig verhalten und ihm die Flucht erleichtert.

Nun aber würde Amy - und mit ihr die gesamte FBI-Dienststelle San Francisco - mit Sicherheit diesen Verdacht hegen.

Die CBI-Zentrale in Sacramento vielleicht ebenfalls. »Er ist aus seiner Zelle entkommen, nicht aus dem Verhörraum«, warf Dance untermüht ein.

»Ich habe gemeint, dass Pell von Ihnen womöglich etwas erfahren hat, das er benutzen konnte, um zu fliehen.«

Dance spürte, wie O'Neil sich anspannte. Wenn es um Kollegen ging, die noch nicht so viel Erfahrung wie er hatten, besaß der Detective einen ausgeprägten Beschützerinstinkt. Aber er wusste auch, dass Kathryn Dance ihre Kämpfe allein austrug. Er sagte nichts.

Sie war wütend, dass Overby gegenüber Grabe diese Bemerkung gemacht hatte. Nun wurde ihr noch etwas klar: Deshalb hatte er gewollt, dass das CBI den Fall leitete - falls irgendeine andere Behörde übernahm, konnte das als Eingeständnis gewertet werden, das CBI sei in irgendeiner Form für die Flucht verantwortlich.

Und Overby war noch nicht fertig. »Nun zum Thema Sicherheit ... Ich bin überzeugt, alles wurde streng gehandhabt. Bei jemandem wie Pell musste es besondere Vorkehrungen geben. Ich habe zu Amy gesagt, dass Sie gewiss daran gedacht haben.«

Da er keine Frage gestellt hatte, erwiderte Dance einfach ungerührt seinen Blick und ließ sich nicht das Geringste anmerken.

Overby schien zu spüren, dass er zu weit gegangen war, und wandte nervös die Augen ab. »Ich bin sicher, alles hatte seine Ordnung.«

Erneut Stille.

»Okay, ich habe diese Pressekonferenz und muss mich der Meute stellen.« Er verzog das Gesicht. »Falls Sie noch etwas hören, lassen Sie es mich wissen. Es geht in ungefähr zehn Minuten los.«

Er verließ den Raum.

TJ musterte Dance von oben bis unten und sagte mit übertriebenem Südstaatenakzent: »Da hol mich doch der Teufel, also du warst das, die vergessen hat, die Stalltür zu schließen, nachdem du die Kühe befragt hastest. So konnte er entkommen. Ich hab mich schon gewundert.«

O'Neil verkniff sich ein Lächeln.

»Geh mir nicht auf die Nerven«, murmelte Dance.

Sie ging zum Fenster und schaute zu den Leuten, die aus dem Gerichtsgebäude evakuiert worden waren und nun draußen warteten, weil sie wieder hineinwollten oder -mussten. »Dieser Partner macht mir Sorgen. Wo steckt er, und was hat er vor?«

»Wer würde jemanden wie Daniel Pell aus dem Knast holen?«, fragte TJ.

Dance erinnerte sich an Pells kinesische Reaktion, als während des Verhörs die Sprache auf seine Tante in Bakersfield gekommen war. »Ich glaube, wer auch immer ihm hilft, hat sich den Hammer bei seiner Tante besorgt. Sie heißt ebenfalls Pell mit Nachnamen. Mach sie ausfindig.« Ihr kam noch ein Gedanke. »Du hast doch einen Kumpel beim FBI unten in Chico.«

»Ja.«

»Ist er diskret?«

»Wir ziehen zusammen durch die Kneipen und baggern Frauen an. Ist das diskret genug?«

»Kann er diesen Kerl überprüfen?« Sie hielt den Zettel hoch, auf dem der Name des Kultexperten stand.

»Ich wette, er macht mit. Er sagt immer, beim FBI gebe es mehr Intrigen und Verwicklungen als in einer durchschnittlichen Daily Soap.« TJ schrieb sich den Namen auf.

O'Neil bekam einen Anruf und führte ein kurzes Gespräch. »Das war die Gefängnisdirektorin aus Capitola«, erklärte er dann. »Ich dachte mir, wir sollten mal mit dem Oberaufseher von Pells Zellenblock reden. Vielleicht kann er uns weiterhelfen. Er bringt außerdem den Inhalt von Pells Zelle mit.«

»Gut.«

»Dann gibt es da noch einen Mithäftling, der behauptet, Informationen über Pell zu haben. Sie lässt ihn holen und ruft uns zurück.«

Dances Telefon klingelte, ein quakender Frosch.

O'Neil hob eine Augenbraue. »Da haben Wes und Maggie sich aber Mühe gegeben.«

Es war ein Familienspaß, genau wie die Stofftiere in der Handtasche. Die Kinder änderten den Klingelton des Telefons, wenn Dance nicht hinsah (dabei war fast alles erlaubt; die einzigen Regeln lauteten: niemals stummschalten und keine Lieder von Boygroups).

Sie nahm das Gespräch entgegen. »Hallo?«

»Ich bin's, Agent Dance.«

Im Hintergrund war es laut und das »ich« wenig aussagekräftig, aber die Aussprache ihres Namens verriet ihr, dass es sich bei dem Anrufer um Rey Carraneo handelte.

»Was gibt's?«

»Keine Spur von seinem Partner oder weiteren Bomben. Der Sicherheitsdienst möchte wissen, ob die Leute wieder zurück ins Gebäude dürfen. Die Feuerwehr sagt, von ihrer Seite aus bestehen keine Bedenken.«

Dance besprach sich mit O'Neil. Sie beschlossen, noch ein wenig zu warten.

»TJ, geh raus und hilf bei der Suche. Es gefällt mir nicht, dass der Verbleib des Komplizen ungeklärt ist.«

Ihr fiel ein, was ihr Vater zu ihr gesagt hatte, nachdem er vor der Nordküste Australiens beinahe mit einem großen weißen Hai aneinandergeraten war. »Der Hai, den man nicht sieht, ist immer gefährlicher als der, den man entdeckt hat.«

...Acht

Der untersetzte, bärtige Mittfünfziger mit dem schütteren Haar stand in der Nähe des Gerichtsgebäudes und ließ den Blick über das Chaos schweifen. Seine scharfen Augen musterten jeden, die Polizeibeamten, die Wachleute, die Zivilisten.

»He, Officer, wie geht's, haben Sie eine Minute? Ich möchte Ihnen bloß ein paar Fragen stellen... Hätten Sie was dagegen, mir ein, zwei Worte auf Band zu sprechen?... Oh, sicher, ich verstehe. Wir sehen uns später. Natürlich. Viel Glück.«

Morton Nagle hatte verfolgt, wie der Hubschrauber herangeflogen und auf dem Parkplatz gelandet war, um den verbrannten Cop abzutransportieren.

Er hatte die Männer und Frauen bei der Suche beobachtet und aus ihrer Vorgehensweise - und ihren Gesichtern - geschlossen, dass sie noch nie mit einem Ausbruch zu tun gehabt hatten.

Er hatte die verunsicherte Menge im Auge behalten, die anfangs von einem zufälligen Feuer und dann von einem Terroranschlag ausgegangen war. Als die Wahrheit sich herumsprach, wirkten die Leute sogar noch verängstigter, als hätte al-Qaida höchstpersönlich hinter der Explosion gesteckt.

Und das sollten sie auch, dachte Nagle.

»Verzeihung, könnten wir uns kurz unterhalten?... Oh, aber klar. Kein Problem. Lassen Sie sich nicht stören, Officer.«

Nagle ging in der Menge umher. Er strich sich über das dünne Haar und zog dann seine ausgebeulte gelbbraune Hose zurecht. Dabei sah er sich aufmerksam um, sah die Löschzüge, die Streifenwagen, die Signallichter, die in dem nebligen Dunst mit gewaltigen Aureolen aufblinkten. Er hob seine Digitalkamera und schoss noch mehr Bilder.

Eine Frau mittleren Alters betrachtete seine schäbige Weste - eine Anglerweste mit zwei Dutzend Taschen - und die abgenutzte Kameratasche. »Ihr angeblichen Journalisten, ihr seid wie die Geier«, schimpfte sie. »Warum lassen Sie die Polizei nicht ihre Arbeit machen?«

Er lachte auf. »Ich wusste gar nicht, dass ich sie davon abhalte.«

»Ihr seid alle gleich.« Die Frau wandte sich ab und starnte wieder wütend auf das qualmende Gerichtsgebäude.

Ein Wachmann kam zu ihm und fragte ihn, ob er etwas Verdächtiges bemerkt habe.

Na, das ist ja mal eine seltsame Frage, dachte Nagle. Wie in einer dieser alten Fernsehserien.

Nur die Fakten, Ma'am...

»Nein«, antwortete er.

Und fügte im Stillen hinzu: Zumindest nichts, was mich überrascht hätte. Aber vielleicht fragen Sie mit mir den Falschen.

Einen Moment lang stieg ihm ein furchtbarer Geruch in die Nase - verbranntes Fleisch und Haare -, und das ließ ihn aus irgendeinem Grund erneut belustigt auflachen.

Als er nun so darüber nachdachte - Daniel Pell hatte ihn auf diesen Gedanken gebracht -, wurde ihm klar, dass er häufig dann kichern musste, wenn andere Leute es für ungehörig oder gar geschmacklos gehalten hätten; in Momenten wie diesen: wenn er ein Blutbad sah. Im Laufe der Jahre hatte er unzählige gewaltsame Todesfälle zu Gesicht bekommen. Die meisten Menschen hätten sich von derartigen Bildern abgestoßen gefühlt.

Von Bildern, die Morton Nagle oftmals zum Lachen brachten.

Vermutlich war es eine Art Verteidigungsmechanismus. Eine Möglichkeit, die Gewalt - ein Thema, mit dem er sich gründlich auskannte - nicht zu nahe an sich heranzulassen, wenngleich er sich fragte, ob das Lachen nicht bedeutete, dass es längst geschehen war.

Dann machte die Polizei eine Durchsage. Man würde den Zutritt zum Gerichtsgebäude bald wieder freigeben.

Nagle zog sich die Hose hoch, schob den Gurt der Kameratasche weiter auf die Schulter und schaute sich um. Er entdeckte einen hochgewachsenen, jungen Lat-

no in einem Anzug - eindeutig ein Beamter in Zivil. Der Detective sprach mit einer älteren Frau, die ein Geschworenenabzeichen trug. Die beiden standen etwas abseits der anderen Leute.

Gut.

Nagle taxierte den Polizisten. Genau was er gesucht hatte: jung, leichtgläubig, vertrauensselig. Er ging langsam auf den Mann zu. Kam näher.

Der Beamte ging weiter, ohne auf Nagle zu achten, und suchte offenbar nach anderen Zeugen, die er befragen konnte.

Als Nagle noch drei Meter entfernt war, legte er sich den Riemen der Kamera um den Hals, öffnete den Reißverschluss der Umhängetasche und griff hinein.

Anderthalb Meter...

Er kam noch näher.

Und spürte, wie eine starke Hand sich um seinen Arm schloss. Nagle keuchte auf, als sein Herz einen Sprung vollführte.

»Halten Sie die Hände so, dass ich sie sehen kann, klar?« Der Mann war ein kleiner, nervöser Beamter des California Bureau of Investigation. Nagle las den Dienstausweis, der um seinen Hals hing.

»He, was...«

»Pssst«, zischte der Mann, der lockiges rotes Haar hatte. »Und die Hände? Wissen Sie noch, wo ich die haben möchte?... He, Rey.«

Der Latino kam zu ihnen. Auch er trug einen CBI-Ausweis und musterte Nagle von oben bis unten. Gemeinsam führten sie ihn neben das Gerichtsgebäude und weckten damit die Aufmerksamkeit aller Umstehenden.

»Hören Sie, ich weiß nicht...«

»Pssst«, unterbrach ihn der drahtige Agent abermals.

Der Latino filzte ihn gründlich und nickte. Dann nahm er Nag-les Presseausweis von dessen Brust und zeigte ihn seinem Kollegen.

»Hm«, sagte er. »Das Ding ist ein bisschen veraltet, meinen Sie nicht?«

»Genau genommen schon, aber...«

»Sir, der Ausweis ist vor vier Jahren abgelaufen«, betonte der Latino.

»Und sagen Sie jetzt nicht, wir seien kleinlich«, fügte sein Kollege hinzu.

»Ich muss wohl den falschen Ausweis eingesteckt haben. Ich bin Reporter beim...«

»Wenn wir also bei dieser Zeitung anrufen, wird man uns bestätigen, dass Sie dort angestellt und in deren Auftrag unterwegs sind?«

Falls sie bei der Zeitung anriefen, würden sie lediglich feststellen, dass die Telefonnummer nicht mehr existierte. »Hören Sie, ich kann alles erklären.«

Der kleinere Beamte runzelte die Stirn. »Wissen Sie, Ihre Erklärung würde mich wirklich interessieren. Denn sehen Sie, ich habe gerade mit einem Hausmeister gesprochen, und der hat mir erzählt, dass ein Mann, auf den Ihre Beschreibung passt, gegen halb neun heute Morgen hier gewesen ist. Aber wie kann das sein? Zu diesem Zeitpunkt war doch noch niemand geflohen... Wenn man vor dem Ereignis am Ort des Geschehens ist, das nenne ich einen echten... wie heißen die Dinger, Rey?«

»Scoop?«

»Ja, das nenne ich einen echten Scoop. Also, bevor Sie mit dem Erklären anfangen, drehen Sie sich um und legen die Hände auf den Rücken..«

In dem Besprechungsraum im ersten Stock des Gerichtsgebäudes gab TJ an Dance weiter, was er bei Morton Nagle gefunden hatte.

Keine Waffen, keine Zündschnur, keine Lagepläne des Gerichtsgebäudes oder Skizzen von Fluchtrouten.

Lediglich etwas Bargeld, eine Brieftasche, eine Kamera, ein Diktiergerät und ein dickes Notizbuch. Außerdem drei Sachbücher über wahre Kriminalfälle. Auf den Umschlägen stand Nagles Name, und auf die Rückseiten war sein Foto gedruckt (das ihn sehr viel jünger und sein Haar sehr viel üppiger zeigte).

»Paperback Writer«, sang TJ, ohne den Beatles wirklich gerecht zu werden.

In den Angaben zum Autor stand, Nagle sei »ein ehemaliger Kriegsberichterstatter und Polizeireporter, der sich in seiner schriftstellerischen Tätigkeit inzwischen ausschließlich auf das Verbrechen konzentriert. Er lebt in Scottsdale, Arizona, hat bislang dreizehn Sachbücher verfasst und bezeichnet sich als Herumtreiber, Nomade und Geschichtenerzähler.«

»Das beweist gar nichts«, herrschte Dance ihn an.
»Was haben Sie hier zu suchen? Und wieso waren Sie vor dem Brand beim Gerichtsgebäude?«

»Ich berichte nicht über die Flucht. Ich war so früh hier, um ein paar Interviews zu führen.«

»Mit Pell?«, fragte O'Neil. »Der gibt keine.«

»Nein, nein, nicht mit Pell. Mit den Angehörigen von Robert Herron. Ich hatte gehört, sie würden herkommen, um vor der Grand Jury auszusagen.«

»Was ist mit dem falschen Presseausweis?«

»Ja, gut, es ist vier Jahre her, dass ich zuletzt für eine Zeitschrift oder Tageszeitung gearbeitet habe. Seitdem schreibe ich nur noch Bücher. Aber ohne Presseausweis kommt man nirgendwohin. Niemand achtet je auf das Datum.«

»Fast niemand«, berichtigte TJ ihn lächelnd.

Dance blätterte in einem der Bücher. Es hatte den Mordfall Peterson zum Thema, der sich einige Jahre zu-

vor in Kalifornien ereignet hatte, und schien gut geschrieben zu sein.

TJ blickte von seinem Laptop auf. »Er ist sauber, Boss. Zumindest hat er keine Vorstrafen. Das Foto von der Führerscheinstelle stimmt ebenfalls überein.«

»Ich arbeite an einem Buch. Ganz regulär. Sie können es überprüfen.«

Er nannte ihnen den Namen seiner Lektorin in Manhattan. Dance rief die Frau an und sprach mit ihr. Ihre erste Reaktion war: »Ach, herje, was hat Morton sich nun wieder eingebrockt?«, aber sie bestätigte, dass er laut Vertrag sein nächstes Buch über Pell schreiben würde.

»Nimm ihm die Handschellen ab«, sagte Dance zu TJ.

»Worum geht es in dem Buch?«, wollte O'Neil von dem Autor wissen.

»Es wird anders als alle True-Crime-Titel, die Sie bisher gelesen haben. Es dreht sich nicht um die Morde, ein solches Buch gibt es schon. Mein Buch handelt von Daniel Pells Opfern. Wie ihr Leben vor den Morden ausgesehen hat und was aus den Überlebenden geworden ist. Wissen Sie, die meisten Verbrechensberichte im Fernsehen oder in Büchern konzentrieren sich allein auf den Mörder und seine Tat - das Blut, die grausigen Einzelheiten. Das billige Zeug. Ich hasse das. Mein Buch erzählt von Theresa Croyton - dem Mädchen, das verschont geblieben ist - und den Verwandten und Freunden der Familie. Der Titel wird lauten: Die Schlafpuppe. So wurde Theresa nach der Tat bezeichnet. Außerdem gehe ich auf die Frauen in Pells sogenannter Familie ein, die Opfer seiner Gehirnwäsche. Und auch auf alle anderen Opfer Pells. Genau genommen sind es Hunderte. Ein Gewaltverbrechen ist für mich wie ein Stein, der in einen Teich fällt. Die Kreise der Konsequenzen können sich fast unendlich weit ausbreiten.«

In seiner Stimme lag Leidenschaft; er klang wie ein Prediger. »Es gibt so viel Gewalt auf der Welt. Wir werden davon überschwemmt und stumpfen ab. Mein Gott, der Krieg im Irak? In Gaza? In Afghanistan? Wie viele Bilder von explodierten Autos und wehklagenden Müttern haben Sie gesehen, bevor Sie das Interesse verloren haben?

Als ich Kriegsberichterstatter im Mittleren Osten, Afrika und Bosnien war, bin ich auch abgestumpft. Und man muss nicht persönlich vor Ort sein, damit das geschieht. Zu Hause im Wohnzimmer ist es das Gleiche, wenn man einfach nur die Nachrichten sieht oder sich brutale Filme anschaut - wo die Gewalt keine echten Konsequenzen hat. Doch wenn wir Frieden wollen, wenn wir wollen, dass Mord und Totschlag aufhören, ist es genau das, was die Leute erfahren müssen, die Konsequenzen nämlich. Und das macht man nicht, indem man blutige Leichen anglotzt; man beschäftigt sich mit den Lebensläufen, die durch das Böse für immer verändert worden sind.

Ursprünglich sollte es in meinem Buch nur um den Fall Croyton gehen. Dann finde ich heraus, dass Pell noch jemanden ermordet hat - diesen Robert Herron -, und möchte alle berücksichtigen, die von diesem Todesfall betroffen sind. Und wenn ich recht verstehe, sind nun auch noch zwei Aufseher umgebracht worden.«

Das Lächeln lag immer noch auf seinem Gesicht, aber es war ein trauriges Lächeln, und Kathryn Dance erkannte, dass sie als Mutter und Polizeibeamtin, die ständig mit Kapitalverbrechen wie Vergewaltigungen, Überfällen und Morden zu tun hatte, es ihm nachfühlen konnte.

»Das alles ist gar nicht so einfach.« Er wies mit ausholender Geste in die Runde. »Bei einem nie aufgeklärten Fall lassen sich Opfer und Familienangehörige sehr viel schwieriger ausfindig machen. Herron wurde vor etwa

zehn Jahren ermordet. Ich dachte...« Nagles Stimme erstarb, und er runzelte die Stirn, obwohl aus irgendeinem Grund seine Augen wieder zu funkeln begannen. »Warten Sie, warten Sie... O mein Gott, Pell hatte gar nichts mit dem Mord an Herron zu tun, nicht wahr? Er hat ein Geständnis abgelegt, damit man ihn aus Capitola herbringen würde und er fliehen könnte.«

»Das wissen wir nicht«, sagte Dance wohlüberlegt. »Wir ermitteln noch.«

Nagle glaubte ihr nicht. »Hat er Beweise gefälscht? Oder jemanden veranlasst, ihn scheinbar zu denunzieren? Ich wette, so war's.«

»Wir möchten vermeiden, dass irgendwelche Gerüchte uns bei unseren Nachforschungen behindern«, sagte Michael O'Neil mit leiser, ruhiger Stimme. Wenn der Chief Deputy in diesem Tonfall etwas äußerte, waren die Angesprochenen stets gut beraten, es sich zu Herzen zu nehmen.

»Sicher. Ich werde nichts sagen.«

»Das wissen wir zu schätzen«, sagte Dance. »Mr. Nagle, verfügen Sie über Informationen, die uns weiterhelfen könnten? Wohin Daniel Pell unterwegs sein oder was er vorhaben könnte? Wer ihm behilflich ist?«

Mit seinem Schmerbauch, dem dünnen Haar und dem freundlichen Lächeln wirkte Nagle wie ein in die Jahre gekommener Kobold. Er zog sich die Hose hoch. »Keine Ahnung, tut mir leid. Ich habe wirklich erst vor einem Monat oder so mit dem Projekt angefangen und seitdem nicht mehr als ein paar grundlegende Recherchen ange stellt.«

»Sie haben erwähnt, Sie wollten auch über die Frauen in Pells Familie schreiben. Haben Sie sich mit ihnen in Verbindung gesetzt?«

»Mit zwei von ihnen. Ich habe sie gefragt, ob sie bereit wären, sich von mir interviewen zu lassen.«

»Die Frauen sind auf freiem Fuß?«, fragte O'Neil.

»Aber ja. Sie waren an den Croyton-Morden nicht beteiligt und wurden nur zu kurzen Haftstrafen verurteilt, hauptsächlich wegen Eigentumsdelikten.«

O'Neil sprach aus, was Dance dachte. »Könnte eine von ihnen Pells Komplizin sein? Oder sogar beide?«

Nagle überlegte eine Weile. »Das kann ich mir nicht vorstellen«, sagte er dann. »Die beiden halten Pell für das Schlimmste, was ihnen je passiert ist.«

»Wer sind sie?«, fragte O'Neil.

»Rebecca Sheffield. Sie lebt in San Diego. Und Linda Whitfield wohnt in Portland.«

»Sind die beiden sauber geblieben?«

»Denke schon. Ich hab jedenfalls nichts Gegenteiliges gefunden. Linda lebt bei ihrem Bruder und dessen Frau und arbeitet für eine Kirche. Rebecca hat eine Beratungsfirma für kleine Unternehmen. Ich habe den Eindruck, dass die beiden mit der Vergangenheit abgeschlossen haben.«

»Haben Sie ihre Telefonnummern?«

Der Autor blätterte in seinem dicken Notizbuch. Seine Handschrift war unsauber und ausladend - und die Notizen umfangreich.

»Es gab in der Familie noch eine dritte Frau«, sagte Dance, die zur Vorbereitung des Verhörs entsprechende Nachforschungen angestellt hatte.

»Samantha McCoy. Sie ist vor Jahren verschwunden. Rebecca sagt, sie habe ihren Namen geändert und sei weggezogen, weil sie es satthatte, als eines von Daniels >Mädchen< bekannt zu sein. Ich habe ein paar Erkundigungen eingezogen, sie bislang aber noch nicht finden können.«

»Gibt es Hinweise?«

»Irgendwo an der Westküste, mehr wusste Rebecca nicht.«

»Finde sie«, sagte Dance zu TJ. »Samantha McCoy.«

Der Agent mit dem lockigen Haar zog sich in eine Ecke des Raumes zurück. Er sieht irgendwie auch wie ein Kobold aus, dachte Dance.

Nagle fand die Nummern der beiden Frauen, und Dance schrieb sie sich auf. Dann rief sie Rebecca Shefffield in San Diego an.

»Women's Initiatives«, meldete sich eine Empfangsdame, deren leichter Akzent sie als Mexikanerin auswies.
»Was kann ich für Sie tun?«

Gleich darauf sprach Dance mit der Firmenchefin, einer sachlichen Frau mit leiser, rauer Stimme. Als Rebecca Shefffield von Pells Flucht erfuhr, war sie schockiert.

Und wütend. »Ich dachte, er sitzt in irgendeinem Superknast.«

»Er ist nicht von dort entkommen, sondern aus dem Zellentrakt des Bezirksgerichts.«

Dance fragte, ob die Frau sich vorstellen könne, wohin Pell wohl gehen würde, wer sein Komplize sein möchte und welche anderen Freunde er womöglich kontaktieren wolle.

Doch Rebecca fiel nichts ein. Sie sagte, sie habe Pell nur wenige Monate vor den Croyton-Morden zum ersten Mal getroffen und sei gerade dabei gewesen, ihn und die anderen besser kennenzulernen, als sie verhaftet wurden. Dann fügte sie hinzu, vor ungefähr einem Monat habe jemand sie angerufen, der angeblich ein Buch schrieb. »Er klang echt. Aber vielleicht hat er etwas mit dem Ausbruch zu tun. Sein Vorname war Murry oder Morton. Ich glaube, ich habe hier irgendwo seine Nummer.«

»Nicht nötig. Er ist hier bei uns. Wir haben ihn überprüft.«

Über Samantha McCoys Aufenthaltsort oder neue Identität konnte Rebecca keine weiteren Angaben machen.

»Damals, vor acht fahren, habe ich ihn zwar nicht verpfiffen, aber später mit der Polizei kooperiert«, sagte sie verunsichert. »Glauben Sie, ich bin in Gefahr?«

»Das kann ich nicht sagen. Aber solange er noch nicht wieder festgenommen wurde, können Sie sich gern an die Polizei von San Diego wenden.« Dance gab der Frau die Nummer ihres Mobiltelefons und ihres Anschlusses beim CBI, und Rebecca versprach, sich zu melden, falls ihr jemand einfiele, der Pell behilflich sein oder wissen könnte, wo er sich aufhielt.

Kathryn drückte die Gabel des Telefons herunter und ließ sie wieder los. Dann wählte sie die zweite Nummer, die sich als die der Kirche der Heiligen Bruderschaft in Portland erwies. Sie wurde zu Linda Whitfield durchgestellt, die auch noch nichts von der Flucht gehört hatte. Ihre Reaktion fiel vollkommen anders aus: Stille, unterbrochen von einem fast unhörbaren Flüstern. Alles, was Dance verstand, war »Herr Jesus«.

Offenbar ein Gebet, kein Ausruf. Die Frau verstummte, oder die Leitung war unterbrochen.

»Hallo?«, fragte Dance.

»Ja, ich bin hier«, sagte Linda.

Dance stellte ihr die gleichen Fragen wie zuvor Rebecca Sheffield.

Linda hatte seit Jahren nichts mehr von Pell gehört - wenngleich sie nach den Croyton-Morden noch etwa achtzehn Monate in Verbindung geblieben waren. Schließlich hatte sie aufgehört, ihm zu schreiben, und er hatte sich nie wieder gemeldet. Sie wusste nichts über den Verbleib von Samantha McCoy, schilderte Dance aber ebenfalls, dass ein gewisser Morton Nagle sie vor einem Monat angerufen habe. Kathryn versicherte ihr, sie würden den Mann kennen und seien überzeugt, dass er nicht mit Pell zusammenarbeite.

Was Pells gegenwärtiges Ziel oder seine Komplizen angegangen, war Linda überfragt.

»Wir wissen nicht, was er vorhat«, sagte Dance. »Und wir haben keinen Grund zu der Annahme, Sie könnten in Gefahr schweben, aber...«

»Oh, Daniel würde mir nichts tun«, sagte sie schnell. »Vielleicht sollten Sie dennoch Ihr zuständiges Polizeirevier verständigen.«

»Gut, ich werde es mir überlegen.« Sie hielt kurz inne. »Gibt es eine Hotline, wo ich anrufen und mich über den aktuellen Stand informieren kann?«

»Wir haben noch nichts Derartiges eingerichtet. Aber die Medien berichten umfassend über den Fall. Sobald wir etwas erfahren, werden Sie es in den Nachrichten sehen.«

»Tja, mein Bruder hat aber keinen Fernseher.«

Keinen Fernseher?

»Okay, falls es wichtige Neuerungen gibt, lasse ich es Sie wissen. Und falls Ihnen noch etwas einfällt, rufen Sie mich bitte an.« Dance nannte ihr die Telefonnummern und legte auf.

Gleich darauf betrat CBI-Chef Charles Overby den Raum. »Die Pressekonferenz ist ganz gut gelaufen, glaube ich. Es waren ein paar heikle Fragen dabei, so wie immer. Aber ich habe sie nicht schlecht gekontert, muss ich sagen. Bin denen einen Schritt voraus geblieben. Haben Sie es gesehen?« Er wies auf das Fernsehgerät in der Ecke. Niemand hatte sich die Mühe gemacht, den Ton aufzudrehen, um Overbys Auftritt zu verfolgen.

»Ich hab's verpasst, Charles. War am Telefon.«

»Wer ist das?«, fragte Overby. Er hatte Nagle angestarrt, als käme er ihm bekannt vor.

Dance stellte die beiden einander vor, und der Dienstellenleiter verlor sofort das Interesse an dem Autor. »Irgendwelche Fortschritte?« Ein kurzer Blick auf die Straßenkarten.

»Der Wagen wurde nirgendwo gesichtet«, sagte Dance und erwähnte, dass sie mit zwei der Frauen aus Pells

Familie gesprochen hatte. »Eine lebt in San Diego, die andere in Portland, und nach der dritten suchen wir noch. Wenigstens wissen wir, dass keine der ersten beiden seine Komplizin ist.«

»Weil Sie den Frauen glauben?«, fragte Overby. »Haben Sie das am Tonfall ihrer Stimmen erkannt?«

Keiner der Beamten im Raum sagte etwas. Daher musste Dance ihren Chef auf seinen offensichtlichen Denkfehler hinweisen. »Falls die beiden die Bombe gelegt hätten, könnten sie inzwischen noch nicht wieder zu Hause sein.«

Eine kurze Pause. »Ach so, Sie haben die beiden am jeweiligen Wohnort erreicht«, sagte Overby. »Das haben Sie verschwiegen.«

Kathryn Dance, die ehemalige Reporterin und Beraterin bei der Geschworenenauswahl, wusste schon lange, wie es im wirklichen Leben zuging. Sie wich TJs Blick aus und sagte: »Stimmt, Charles, das habe ich. Tut mir leid.«

Der CBI-Chef wandte sich an O'Neil. »Dieser Fall ist ein harter Brocken, Michael. Mit jeder Menge Aspekte, die berücksichtigt werden müssen. Ich bin froh, dass Sie uns behilflich sind.«

»Ich tue gern, was ich kann.«

Charles Overby war in seinem Element. Mit dem Wörtchen »behilflich« machte er klar, wer hier das Sagen hatte, und ließ O'Neil gleichzeitig wissen, dass auch für den Chief Deputy und das MCSO viel auf dem Spiel stand.

Sündenböcke...

Overby verkündete, er werde nun in sein Büro zurückkehren, und verließ den Besprechungsraum.

»Haben Sie eine Akte über Pell angelegt, die ich mir anschauen dürfte?«, fragte Dance nun Morton Nagle.

»Tja, meinetwegen. Aber wozu?«

»Vielleicht hilft es uns irgendwie weiter, was sein Ziel angeht«, sagte O'Neil.

»Sie können Kopien haben«, sagte der Autor. »Nicht die Originale.«

»Das genügt völlig«, versicherte Dance. »Einer von uns kommt später vorbei und holt die Unterlagen ab. Wo ist Ihr Büro?«

Nagle hatte für die Nachforschungen ein Haus in Monterey gemietet. Er gab Dance die Adresse und Telefonnummer und fing an, seine Kameratasche zu packen.

Dance sah ihm dabei zu. »Moment.«

Nagle merkte, dass sie den Inhalt beäugte. Er lächelte. »Aber gern.« »Wie bitte?«

Er nahm ein Exemplar eines seiner Bücher mit dem Titel Blindes Vertrauen, signierte es mit schwungvoller Geste und reichte es ihr.

»Danke.« Sie legte es hin und deutete auf den Gegenstand, der sie eigentlich interessiert hatte. »Ihre Kamera. Haben Sie heute Morgen hier Fotos geschossen? Noch vor dem Feuer?«

»Oh.« Er lächelte gequält angesichts des Missverständnisses. »Ja, habe ich.«

»Digitalbilder?«

»Richtig.«

»Können wir einen Blick darauf werfen?«

Nagle nahm die Canon und fing an, Knöpfe zu drücken. Dance und O'Neil beugten sich über das winzige Display auf der Rückseite des Apparats. Kathryn registrierte ein neues Rasierwasser. Sie fühlte sich wohl in Michaels Nähe.

Der Autor scrollte durch die Aufnahmen. Die meisten zeigten Leute auf dem Weg ins Gerichtsgebäude, und einige waren künstlerische Fotos von der Fassade im Nebel.

Dann sagten O'Neil und Dance gleichzeitig: »Halt!« Auf dem Bild vor ihnen war die Zufahrt zum Ort des Feuers

zu sehen. Hinter einem Wagen konnte man Kopf und Schultern einer Person erkennen. Sie trug eine blaue Jacke, eine Baseballmütze und eine Sonnenbrille.

»Achte auf den Arm.«

Dance nickte. Der Arm der Person war nach hinten ausgestreckt, als ziehe sie einen Koffer mit Rollen hinter sich her.

»Hat das Foto einen Zeitstempel?«

Nagle rief die Anzeige auf. »Neun Uhr zweiundzwanzig.«

»Das würde genau passen«, sagte Dance. Der Branddirektor hatte angegeben, die Benzinbombe sei nicht vor Viertel nach neun gelegt worden. »Können Sie die Aufnahme vergrößern?«

»Nicht in der Kamera.«

TJ sagte, auf seinem Computer sei es problemlos möglich. Nagle gab ihm die Speicherkarte, und Dance schickte TJ zurück in die CBI-Zentrale. »Denk außerdem an Samantha McCoy«, erinnerte sie ihn. »Finde sie. Und die Tante. Bakersfield.«

»Verlass dich drauf, Boss.«

Rey Carraneo suchte draußen noch immer nach Zeugen. Doch Dance war mittlerweile der Ansicht, dass der Komplize vermutlich ebenfalls geflohen war; nachdem Pell wahrscheinlich die Straßensperren umgangen hatte, gab es für den Partner keinen Grund mehr, in der Nähe zu bleiben. Sie schickte auch Rey zurück in die Zentrale.

»Ich fertige die Kopien für Sie an«, sagte Nagle. »Ach, und vergessen Sie das hier nicht.« Er drückte ihr das signierte Taschenbuch in die Hand. »Ich bin sicher, es wird Ihnen gefallen.«

Als er gegangen war, hielt Dance das Buch hoch. »Bei all der Freizeit, die ich habe.« Dann gab sie es O'Neil für seine Sammlung.

... Neun

Auf einer Terrasse vor einem großen Feinkostladen in Montereys Del Monte Center saß eine Frau Mitte zwanzig.

Es war Mittag, und hinter den sich auflösenden Nebelschwaden kam allmählich die Sonne zum Vorschein.

Die junge Frau hörte eine ferne Sirene, das Gurren einer Taube, eine Hupe, ein weinendes Kind und dann ein Kind, das lachte.

Engelsgesänge, dachte Jennie Marston.

Die kühle Luft war von Kiefernduft erfüllt. Es war windstill.

52

Trüb. Ein typischer Tag an der kalifornischen Küste, aber alles daran kam ihr irgendwie intensiver vor.

Wie es einem nun mal geht, wenn man verliebt ist und gleich seinen Freund treffen wird.

Anticipation...

Irgendein alter Popsong, dachte Jennie. Ihre Mutter sang ihn gelegentlich vor sich hin, mit rauer Rauchernstimme und falsch, oft auch mit halb verschluckten Silben.

Die blonde Jennie - eine echte kalifornische Blondine - nippte an ihrem Kaffee. Er war teuer, aber gut. Dies war nicht ihre Art von Laden (die Vierundzwanzigjährige hatte einen Teilzeitjob bei einem Partyservice und kaufte für gewöhnlich bei Safeway ein), aber ein guter Treffpunkt.

Sie trug enge Jeans, eine hellrosa Bluse und darunter rote Unterwäsche von Victoria's Secret. Genau wie den Kaffee konnte sie sich die Dessous eigentlich nicht leisten. Aber manchen Luxus musste man sich einfach gönnen. (Außerdem, dachte Jennie, ist die Wäsche in gewisser Weise ein Geschenk für meinen Freund.)

Was sie an ihre anderen Schwächen erinnerte. Sie rieb sich den kleinen Höcker auf ihrem Nasenrücken. Hör auf damit, ermahnte sie sich.

Aber sie hörte nicht auf, sondern rieb schnell noch zweimal darüber. Engelsgesänge...

Warum konnte sie ihn nicht ein Jahr später kennenlernen? Bis dahin würde sie die kosmetischen Eingriffe hinter sich gebracht haben und schön sein. Zumaldest die Nase und die Brüste ließen sich richten. Sie wünschte nur, man hätte auch die spitzen Schultern und die schmalen Hüften korrigieren können, aber das lag jenseits der Möglichkeiten des talentierten Dr. Ginsberg.

Dünn, dünn, dünn... Und was du alles isst! Zweimal so viel wie ich, aber sieh mich an. Gott hat mir eine Tochter wie dich gegeben, um mich zu prüfen.

Jennie beobachtete die Frauen, die mit ernsten Gesichtern ihre Einkaufswagen zu den Familienautos schoben. Ob die ihre Männer lieben?, grübelte sie. Mit Sicherheit nicht so sehr wie Jennie ihren Freund. Die Frauen taten ihr leid.

Jennie trank aus und ging in den Laden, bewunderte die riesigen Ananas, die Kästen voller Getreide, die lustig geformten Salatköpfe und die perfekt aufgereihten Steaks und Koteletts. Am längsten blieb sie vor den Konditorwaren stehen. Sie wollte nichts kaufen - es war viel zu teuer. Sie war einfach nur zu aufgereggt, um stillsitzen zu können.

So hätte ich dich nennen sollen. Zappeljennie. Verdammt noch mal, setz dich hin.

Sie musterte die Lebensmittel, das aufgereihte Fleisch.

Die Frauen mit den langweiligen Ehemännern.

Sie fragte sich, ob sie ihren Freund nur deshalb so sehr liebte, weil das Gefühl noch so neu war. Würde es nach einer Weile verblasen? Immerhin waren sie beide schon älter; das hier war nicht die unüberlegte Leidenschaft von Teenagern. Sie waren reife Erwachsene. Und am wichtigsten war ihre Seelenverwandtschaft, die nur höchst selten vorkam. Jeder von ihnen wusste genau, was der andere fühlte.

»Deine Lieblingsfarbe ist Grün«, hatte er ihr schon beim ersten Gespräch mitgeteilt. »Ich wette, du schlafst unter einer grünen Steppdecke. Das gibt dir nachts Trost.«

O mein Gott, er hatte ja so recht. Es war zwar keine Steppdecke, sondern ein Federbett, aber es war grün wie Gras. Welcher Mann hatte ein solches Einfühlungsvermögen?

Auf einmal schnappte sie ein paar Gesprächsfetzen auf. Zwei der gelangweilten Hausfrauen in ihrer Nähe waren im Augenblick nicht ganz so gelangweilt.

»Jemand wurde getötet. In Salmas. Es ist eben erst passiert.«

Sahnas?, dachte Jennie.

»Ach, bei diesem Gefängnisausbruch oder was das war? Ja, ich hab's auch gerade gehört.«

»David Pell, nein, Daniel. So heißt er.«

»Ist er nicht der Sohn von Charles Manson oder so?«

»Keine Ahnung. Aber angeblich sind mehrere Leute ums Leben gekommen.«

»Er ist nicht Mansons Sohn. Nein, er hat sich bloß so genannt.« »Wer ist Charles Manson?«

»Machst du Witze? Erinnerst du dich an Sharon Täte?« »An wen?«

»Wann bist du denn geboren?«

Jennie ging zu den Frauen. »Verzeihung, worüber unterhalten Sie sich? Ist jemand von irgendwo geflohen?«

»Ja, aus diesem Gefängnis in Salmas«, antwortete eine der kurzhaarigen Hausfrauen. »Haben Sie noch nichts davon gehört?« Sie starrte Jennies Nase an.

Es war ihr egal. »Und es gab Tote?«

»Die Aufseher - und dann wurde jemand entführt und ermordet, glaube ich.«

Mehr schienen die Frauen nicht zu wissen.

Mit feuchten Händen und klopfendem Herzen drehte Jennie sich um und ging weg. Sie überprüfte ihr Tele-

fon. Ihr Freund hatte vor einiger Zeit angerufen und sich dann nicht mehr gemeldet. Keine Nachrichten. Sie wählte seine Nummer. Nichts.

Jennie kehrte zu dem türkisfarbenen Thunderbird zurück. Sie stellte im Radio den Nachrichtensender ein und drehte den Rückspiegel in ihre Richtung. Dann nahm sie Make-up und Haarbürste aus der Handtasche.

Es sind mehrere Leute ums Leben gekommen...

Mach dir keine Sorgen, beruhigte sie sich. Sie schminkte sich und dachte dabei an die Ratschläge ihrer Mutter. Das gehörte zu den netten Dingen, die diese Frau für sie getan hatte. »Hier aufhellen, da abdunkeln. Wir müssen etwas mit deiner Nase machen. Kaschier das... achte auf den Übergang. Gut.«

Obwohl ihre Mutter meistens nicht lange nett blieb. Der Umschwung kam jedes Mal ganz plötzlich.

Tja, es sah gut aus, bis du es verpfuscht hast. Ehrlich, was ist nur los mit dir? Fang noch mal von vorn an. Du siehst wie eine Hure aus.

Daniel Pell schlenderte den Bürgersteig entlang, der ein kleines Parkhaus mit einem Bürogebäude in Monterey verband.

Er hatte Billys Honda Civic früher als geplant zurücklassen müssen. Aus den Nachrichten wusste er, dass die Polizei den Worldwide-Express-Transporter gefunden hatte, und daraus ergab sich, dass man ihn wahrscheinlich in dem Civic vermuten würde. Anscheinend war er gerade noch rechtzeitig durch die Straßensperren geschlüpft.

Wie gefällt dir das, Kathryn?

Nun ging er mit gesenktem Kopf weiter. Er machte sich keine Sorgen, draußen herumzulaufen, noch nicht. Niemand würde hier mit ihm rechnen. Außerdem sah er anders aus. Er trug nicht nur Zivilkleidung, sondern war überdies glatt rasiert. Nachdem er Billys Wagen abgestellt hatte, war er auf die Rückseite eines Motels ge-

schlichen, hatte den Abfall durchwühlt und war auf einen weggeworfenen Einwegrasierer und ein winziges Fläschchen der kostenlosen Körperlotion des Motels gestoßen. Dann hatte er sich neben den Müllcontainer gehockt und sich den Bart abrasiert.

Nun spürte er die Brise auf seinem Gesicht und roch etwas: Meer und Seetang. Zum ersten Mal seit fahren. Im Gefängnis von Capitola bekam man nur die Luft zu riechen, die durch die Klimaanlage oder Heizungsschächte geschickt wurde.

Ein Streifenwagen fuhr an ihm vorbei.

Sei standhaft...

Pell achtete darauf, sein Tempo zu halten, sich nicht umzuschauen und nicht von seiner Strecke abzuweichen. Eine Verhaltensänderung erweckt Aufmerksamkeit. Und das ist von Nachteil, denn es verleiht anderen Leuten Informationen über dich. Sie können folgern, warum du dein Verhalten geändert hast, und es dann gegen dich verwenden.

So wie es im Gerichtsgebäude passiert war.

Kathryn...

Pell hatte den Ablauf des Verhörs im Voraus geplant: Falls er sich unauffällig verhielt, würde er von seinem Gegenüber etwas in Erfahrung bringen können, zum Beispiel, wie viele Wachleute es dort gab und wo sie sich aufhielten.

Doch dann hatte die Frau ihn zu seiner Verwunderung durchschaut.

Wo könnte man heutzutage einen Hammer von Ihnen finden?... Kommen wir jetzt zu der Brieftasche. Woher könnte die stammen?...

Also hatte er seinen Plan notgedrungen ändern müssen. Und zwar schnell. Er hatte sein Bestes gegeben, aber die Alarmsirene verriet ihm, dass die Frau ihm auf die Schliche gekommen war. Nur fünf Minuten früher

und er hätte wieder im Gefangenentransporter nach Capitola gesessen. Sein Fluchtplan wäre hinfällig gewesen.

Kathryn Dance...

Ein weiterer Streifenwagen fuhr schnell an ihm vorbei.

Es achtete noch immer niemand auf ihn, und Pell blieb auf Kurs. Aber er wusste, dass es Zeit wurde, Monterey zu verlassen. Er betrat das gut besuchte, nach oben offene Einkaufszentrum und sah die großen Kaufhäuser wie Macy's und Mervyns und all die kleineren Läden, in denen es Süßigkeiten gab, Bücher (Pell liebte und verschlang sie - je mehr man wusste, desto mehr Kontrolle konnte man ausüben), Videospiele, Sportausstattung, billige Kleidung und noch billigeren Schmuck. Überall drängten sich Leute. Es war Juni; vielerorts hatten die Sommerferien begonnen.

Aus einem der Geschäfte kam eine junge Frau mit Umhängetasche. Sie sah wie eine Studentin aus, und unter ihrer Jacke trug sie ein enges rotes T-Shirt. Nur ein Blick darauf und in Pell regte sich etwas, wie eine Blase, die sich ausweitete. (Es war schon ein Jahr her, dass er einen Mitgefangenen eingeschüchtert und einen Wärter bestochen hatte, damit er beim nächsten Besuch der Ehefrau des Mannes einige Zeit allein mit ihr verbringen konnte. Ein langes, langes Jahr...)

Er starrte die junge Frau an und folgte ihr in nur wenigen Schritten Abstand. Er genoss den Anblick ihrer Haare und der engen Jeans, versuchte, ihren Geruch aufzufangen, und bemühte sich, ihr nahe genug zu kommen, um sie im Vorbeigehen zu streifen, was vor Gericht natürlich ebenso ein Sittlichkeitsvergehen wäre, als hätte er die Frau in eine Gasse gezerrt und mit gekücktem Messer zum Ausziehen gezwungen.

Vergewaltigung liegt im Auge des Betrachters...

Ach, aber dann bog sie in einen anderen Laden ab und verschwand aus seinem Leben. Wie schade, meine Liebe, dachte er. Für mich mehr als für dich, glaub mir.

Auf dem Parkplatz sah Pell einen türkisfarbenen Ford Thunder-bird. Darin konnte er undeutlich eine Frau erkennen, die sich das lange blonde Haar bürstete.

Ah...

Er kam ein Stück näher. Die Frau war ein kleines mageres Ding mit flachen Brüsten, und ihre Nase war alles andere als gerade. Aber das hielt den Ballon in seinem Innern nicht vom Aufblähen ab, zehnfach, hundertfach. Bald würde er platzen.

Daniel Pell sah sich um. Es war niemand in der Nähe.

Er ging zwischen den geparkten Wagen entlang, genau auf die Frau zu.

Jennie Marston war mit dem Haar fertig.

Diesen speziellen Teil ihres Körpers mochte sie sehr. Ihr Haar war glänzend und dicht, und wenn sie den Kopf drehte, floss es über ihre Schultern, wie bei den Frauen in den Shampoo-Werbespots, dort meistens in Zeitlupe. Sie stellte den Rückspiegel des Thunderbird wieder in die ursprüngliche Position. Schaltete das Radio aus. Berührte ihre Nase, den Höcker.

Hör auf!

Als sie die Tür öffnen wollte, ging diese von allein auf. Jennie erschrak.

Sie blickte zu dem drahtigen Mann auf, der sich zu ihr herunterbeugte.

Einen Moment lang bewegte sich keiner von ihnen. Dann zog er die Tür ganz auf. »Du bist ein entzückender Anblick, Jennie Marston«, sagte er. »Viel hübscher, als ich zu hoffen gewagt habe.«

»Oh, Daniel.« Etwas anderes bekam Jennie Marston nicht über die Lippen. Sie war völlig von ihren Gefühlen überwältigt - Angst, Erleichterung, Schuld, ein großes, heiß brennendes Durcheinander. Atemlos stieg sie aus dem Wagen und flog ihrem Freund in die Arme. Zitternd hielt sie ihn so fest umklammert, dass sich seiner

schmächtigen Brust ein leises, gleichmäßiges Zischen entrang.

... Zehn

Sie stiegen in den Thunderbird, und Jennie legte ihren Kopf auf Daniels Schulter, während dieser sorgfältig den Parkplatz und die nahe Straße in Augenschein nahm.

Jennie musste daran denken, wie schwierig der letzte Monat gewesen war. Sie hatten nur durch E-Mails, seltene Telefonate und ihre Vorstellungskraft eine Beziehung aufgebaut, dabei einander aber nie persönlich zu Gesicht bekommen.

Dennoch war Jennie überzeugt, dass es viel besser sei, Liebe auf diese Weise wachsen zu lassen - aus der Entfernung. Wie bei den Frauen an der Heimatfront während eines Krieges; zum Beispiel wenn ihre Mutter von dem Vater in Vietnam erzählte. Das war natürlich alles gelogen gewesen, hatte sie später erfahren, aber es änderte nichts an der Wahrheit: dass Liebe sich zunächst um zwei Seelen und erst später um Sex drehen sollte. Was sie für Daniel Pell empfand, war eine vollkommen neue Erfahrung für sie.

Stimulierend.

Auch beängstigend.

Sie merkte, dass ihre Augen feucht wurden. Nein, nein, aufhören. Nicht weinen. Er hätte bestimmt etwas dagegen. Männer können es nicht ausstehen, wenn Frauen weinen.

Aber er fragte sanft: »Was ist denn, mein Liebling?«

»Ich bin einfach so glücklich.«

»Na los, sag schon.«

Tja, er klang gar nicht verärgert. Sie überlegte kurz. »Weißt du, ich hab mich was gefragt«, sagte sie dann. »Da waren ein paar Frauen. In dem Feinkostladen. Dann habe ich das Radio eingeschaltet. In den Nachrichten

hieß es... dass jemand schlimme Verbrennungen erlitten hat. Ein Polizist. Und zwei andere Leute wurden erstochen.« Daniel hatte behauptet, er wolle die Aufseher mit dem Messer lediglich einschüchtern. Es sollte niemand zu Schaden kommen.

»Was?«, rief er. Seine blauen Augen wurden kalt.
Nein, nein, was tust du da?, fragte Jennie sich. Du hast ihn wütend gemacht! Warum musstest du bloß etwas sagen? Jetzt hast du alles versaut! Ihr Herz klopfte wie wild, und sie wollte in Tränen ausbrechen.

»Die haben es schon wieder gemacht. Das machen die immer! Als ich weggelaufen bin, war niemand verletzt. Ich war ganz vorsichtig! Ich bin durch die Stahltür nach draußen, genau wie wir geplant hatten, und habe sie hinter mir ins Schloss geworfen...« Dann nickte er. »Ach, ich weiß. Na klar. In der Zelle neben meiner waren andere Gefangene. Die wollten, dass ich sie rauslasse, aber ich habe mich geweigert. Ich wette, die haben vor Wut getobt, und als die Wärter kamen, um für Ruhe zu sorgen, wurden zwei von ihnen getötet. Die Häftlinge hatten improvisierte Messer.

So muss es gewesen sein. Und falls jemand sich verbrannt hat, dann weil er unachtsam war. Ich habe mich gründlich umgeschaut -da war niemand, als ich durch das Feuer gelaufen bin. Und überhaupt - wie sollte ich ganz allein drei Leute töten? Das ist doch lächerlich. Aber die Polizei und die Medien schieben es mir in die Schuhe, so wie immer..« Sein schmales Gesicht war rot angelaufen. »Ich bin eben ein einfaches Opfer.«

»Genau wie bei dieser Familie vor acht Jahren«, sagte sie schüchtern, um ihn zu beruhigen. Nichts entschärft eine solche Situation schneller, als dem Mann beizupflchten.

Daniel hatte ihr erzählt, dass er und sein Freund zum Haus der Croytons gegangen waren, um dem Computergenie eine Geschäftsidee zu präsentieren. Aber als sie

dort eintrafen, schien sein Freund plötzlich etwas ganz anderes vorzuhaben - er wollte das Ehepaar ausrauben. Er schlug Daniel nieder und fing an, die Familie zu ermorden. Daniel kam wieder zu sich und versuchte, ihn aufzuhalten. Am Ende musste er seinen Freund in Notwehr töten.

»Man hat es mir angehängt - du weißt ja, wie sehr wir es hassen, wenn der Täter ums Leben kommt. Jemand geht in eine Schule und erschießt erst die Kinder und dann sich selbst. Wir wollen, dass der Mörder am Leben bleibt. Damit jemand da ist, dem wir die Schuld geben können. Das liegt in der Natur des Menschen.«

Er hat recht, dachte Jennie. Sie war erleichtert, aber auch entsetzt, dass sie ihn aus der Fassung gebracht hatte. »Es tut mir leid, Schatz. Ich hätte es gar nicht erst erwähnen sollen.«

Sie rechnete damit, dass er ihr den Mund verbieten oder vielleicht sogar aus dem Wagen steigen und weggehen würde. Doch zu ihrer Verblüffung lächelte er und strich ihr über das Haar. »Du kannst mich alles fragen.«

Sie umarmte ihn erneut. Spürte wieder Tränen auf den Wangen und wischte sie weg. Die Schminke war zerlaufen. Jennie wich zurück und starrte auf ihre Finger. O nein. Sieh sich das einer an! Sie wollte doch hübsch für ihn sein.

Die Ängste kamen zurück und nagten an ihr.

Ach, Jennie, so willst du dein Haar tragen ? Bist du dir sicher?... Wie wäre es mit einem Pony? Der würde deine hohe Stirn verbergen.

Was würde sein, wenn sie nicht seinen Erwartungen entsprach?

Daniel Pell nahm ihr Gesicht in seine starken Hände. »Liebling, du bist die schönste Frau der Welt. Du brauchst gar kein Make-up.«

Als könne er ihre Gedanken lesen.

Sie weinte schon wieder. »Ich habe Angst, du wirst mich nicht mögen.«

»Dich nicht mögen? Baby, ich liebe dich. Weißt du nicht mehr, was ich dir geschrieben habe?«

Jennie konnte sich an jedes einzelne Wort seiner E-Mails erinnern. Sie sah ihm in die Augen. »Oh, du bist ein so wunderbarer Mensch.« Sie drückte ihre Lippen auf seinen Mund. Obwohl sie in Jennies Fantasie mindestens ein Mal täglich miteinander schliefen, war dies ihr erster Kuss. Sie spürte seine Zähne an ihren Lippen, seine Zunge. Die leidenschaftliche Umarmung schien ewig zu dauern, vielleicht auch nur eine Sekunde. Jennie hatte jedes Zeitgefühl verloren. Sie wollte ihn in sich haben, tief in sich, während seine Brust immer wieder gegen ihre stieß.

Die Liebe sollte bei den Seelen anfangen, aber dann müssen verdammt schnell die Körper folgen.

Ihre Hand glitt über seinen nackten muskulösen Oberschenkel.

Er lachte auf. »Weißt du was, mein Liebling? Wir sollten von hier verschwinden.«

»Klar, was immer du willst.«

»Hast du das Telefon, auf dem ich dich angerufen habe?«, fragte er. Daniel hatte ihr aufgetragen, drei Prepaid-Mobiltelefone zu kaufen und bar zu bezahlen. Sie gab ihm das Gerät, dessen Nummer er kurz nach der Flucht gewählt hatte. Er öffnete es, nahm Akku und SIM-Karte heraus, warf beides in einen Mülleimer und kehrte zum Wagen zurück.

»Und die anderen?«

Sie zeigte ihm die beiden Telefone. Er gab eines ihr und steckte das andere ein.

»Wir sollten...«, setzte er an, als auf einmal in der Nähe eine Sirene ertönte. Sie erstarrten.

Engelsgesänge, dachte Jennie und sagte ihr glückbringendes Mantra in Gedanken ein Dutzend Mal auf.

Die Sirene entfernte sich.

Sie sah ihn an. »Die könnten zurückkommen«, sagte sie und nickte in Richtung der Sirene.

Daniel lächelte. »Das kümmert mich nicht. Ich möchte nur mit dir allein sein.«

Jennie erschauderte vor lauter Glück. Es tat fast schon weh.

Die CBI-Dienststelle für den Westen von Zentralkalifornien, Arbeitsplatz von einigen Dutzend Beamten, war ein modernes zweigeschossiges Gebäude unweit des Highway 68 und unterschied sich nicht von den umliegenden Bauten - zweckmäßigen Quadern aus Glas und Stein, in denen Arztpraxen und Anwaltskanzleien untergebracht waren, Architekturbüros, Computerfirmen und dergleichen mehr. Das Viertel war akribisch geplant und langweilig, die Parkplätze immer halb leer. Die Landschaft bestand aus sanften Hügeln, die dank der Regenfälle der letzten Tage grün leuchteten. Ansonsten war der Boden hier oft so braun wie Colorado während einer Trockenperiode.

Eine Inlandsmaschine von United Express flog eine scharfe Kehre, verlor an Höhe und verschwand dann hinter den Bäumen, um auf dem nahen Monterey Peninsula Airport zu landen.

Kathryn Dance und Michael O'Neil befanden sich im Konferenzraum im Erdgeschoss, genau unter Kathryns Büro. Sie standen Seite an Seite vor einer großen Karte, auf der die Straßensperren vermerkt waren - diesmal mit Reißzwecken, nicht mit insektenkundlichen Klebezetteln. Der Honda des Kurierfahrers war nirgendwo gesichtet worden, und sie hatten die Fahndung auf einen Umkreis von hundertzwanzig Kilometern ausgeweitet.

Dance warf einen Blick auf O'Neils kantiges Gesicht und sah darin eine komplizierte Mischung aus Entschlossenheit und Besorgnis. Sie kannte ihn gut. Kennengelernt hatten sie sich vor einigen Jahren, als Kath-

ryn noch ihre Beratungsfirma hatte und Anwälten im Vorfeld einer Verhandlung bei der langwierigen Auswahl der Geschworenen half, indem sie das Verhalten und die Antworten der Leute analysierte und Empfehlungen abgab, wen man auswählen und wen man ablehnen sollte. Die Bundesstaatsanwaltschaft hatte sie damals für einen Wirtschaftsprozess engagiert, bei dem O'Neil als einer der Hauptbelastungszeugen auftrat. (Seltsamerweise hatte sie ihren verstorbenen Ehemann unter ganz ähnlichen Umständen getroffen: als sie in Salmas als Reporterin über ein Verfahren berichtete, in dem er Zeuge der Anklage war.)

Dance und O'Neil waren Freunde geworden und hatten über die Jahre stets Kontakt gehalten. Als Kathryn beschloss, Polizistin zu werden, und eine Stelle beim Regionalbüro des CBI erhielt, arbeitete sie häufig mit Michael zusammen. Stan Fishburne, der frühere Leiter der Dienststelle, war einer ihrer Förderer, O'Neil der andere. Er brachte ihr binnen eines halben Jahres mehr über die Kunst der Ermittlung bei, als Dance im Verlauf ihrer gesamten Ausbildung gelernt hatte. Sie ergänzten sich gut. Der stille, bedächtige O'Neil zog die traditionellen Methoden vor - Spuren-Sicherung, verdeckte Ermittlung, Überwachung, vertrauliche Informanten -, während Dance auf das Verhör und die Befragung von Zeugen, Opfern und Verdächtigen spezialisiert war.

Sie wusste, dass sie ohne O'Neils Hilfe nicht die Beamtin geworden wäre, die sie heute war. Und auch nicht ohne seinen Humor und seine Geduld (sowie andere entscheidende Begabungen: zum Beispiel ihr ein Mittel gegen Seekrankheit zu geben, bevor sie mit seinem Boot hinausfuhren).

Ihre beruflichen Herangehensweisen und ihre Talente mochten sich unterscheiden, aber ihre Instinkte stimmten überein, und sie harmonierten hervorragend. Nun musste Dance unwillkürlich lächeln, denn obwohl O'Neil

auf die Karte gestarrt hatte, schien er doch auch ein Signal von Kathryn empfangen zu haben.

»Was ist denn?«, fragte er.

»Was meinst du?«

»Dich beschäftigt etwas. Nicht nur die Tatsache, dass du hier die Verantwortung trägst.«

»Ja.« Sie dachte kurz darüber nach. Das war auch so eine Besonderheit von O'Neil: Er brachte sie oft dazu, ihre wirren Gedanken zu ordnen, bevor sie etwas sagte.

»Ich habe bei Pell kein gutes Gefühl«, erklärte sie dann.

»Der Mord an den beiden Aufsehern dürfte ihm kaum etwas bedeutet haben. Juan auch nicht. Und dieser Kurierfahrer ist mit Sicherheit ebenfalls tot.«

»Ich weiß... Glaubst du, Pell will töten?«

»Nein, nicht zwangsläufig. Aber er setzt rücksichtslos seine Interessen durch, wie unbedeutend die auch sein mögen. In gewisser Weise kommt mir das sogar noch beängstigender vor, und es erschwert den Versuch, sein Verhalten vorauszuhahnen. Hoffen wir nur, dass ich mich irre.«

»Du irrst dich nie, Boss.« TJ trat ein und brachte einen Laptop mit. Er stellte den Computer auf den zerkratzten Konferenztisch. Hinter ihm an der Wand hing ein Plakat mit den zehn meistgesuchten Verbrechern Kaliforniens, bei denen sich die Bevölkerungsverteilung des Staates widerspiegelter: Latinos, Angloamerikaner, Asiaten und Afroamerikaner, in dieser Reihenfolge.

»Hast du die McCoy oder Pells Tante aufgespürt?«

»Noch nicht. Meine Leute sind an dem Fall dran. Aber schaut euch das hier mal an.« Er klappte den Laptop auf.

Sie scharten sich um den Monitor, auf dem eine hochauflöste Version des Fotos aus Morton Nagles Kamera zu sehen war. Das Bild war nun wesentlich größer und deutlicher. Auf der Zufahrt, die hinter das Gebäude und somit zum Ausgangspunkt des Feuers

führte, war eine Gestalt in einer Jeansjacke zu erkennen. Der Schatten hatte sich in einen großen schwarzen Koffer verwandelt.

»Eine Frau?«, fragte O'Neil.

Sie konnten die Größe der Person anhand des Autos daneben einschätzen. Ungefähr wie Dance, ein Meter achtundsechzig. Aber schlanker, bemerkte sie. Die Mütze und die Sonnenbrille verdeckten Kopf und Gesicht, doch durch das Fenster des Wagens sah man Hüften, die ein wenig breiter schienen, als bei einem Mann dieser Größe zu erwarten gewesen wäre.

»Und hier glitzert etwas. Seht ihr?« TJ zeigte auf den Bildschirm. »Ein Ohrring.«

Dance wies auf das Loch in seinem Ohrläppchen, wo er gelegentlich einen Diamant- oder Metallstecker trug.

»Statistisch gesehen ist die Wahrscheinlichkeit aber größer«, verteidigte TJ seine Schlussfolgerung.

»Okay, einverstanden.«

»Eine blonde Frau, knapp einen Meter siebzig groß«, fasste O'Neil zusammen.

»Sie dürfte ungefähr fünfzig Kilo wiegen«, sagte Dance. Ihr kam ein Gedanke. Sie rief Rey Carraneo in seinem Büro im ersten Stock an und bat ihn, sich zu ihnen zu gesellen.

Er kam sofort nach unten. »Agent Dance.«

»Fahren Sie noch mal nach Sahnas. Reden Sie mit dem Mann in dem Versandladen.« Die Komplizin hatte sich dort vermutlich vor kurzem nach dem täglichen Liefertermin von Worldwide Express erkundigt. »Finden Sie heraus, ob jemand sich an eine Frau erinnert, auf die unsere Beschreibung zutrifft. Falls ja, erstellen Sie ein Bild mit EFIS.«

Das Programm zur elektronischen Gesichtsidentifizierung ist eine Computerversion des alten Identi-Kit und wird von Ermittlern dazu benutzt, gemäß den Angaben

der Zeugen ein Phantombild des jeweiligen Verdächtigen anzufertigen. »Natürlich, Agent Dance.«

TJ drückte ein paar Knöpfe, und die Bilddatei wurde drahtlos an den Farbdrucker in seinem Büro übertragen. Carraneo würde sich den Ausdruck dort abholen.

TJs Telefon klingelte. »Ja.« Er machte sich einige Notizen. Das kurze Gespräch beendete er mit: »Ich liebe dich, mein Schatz.« Dann unterbrach er die Verbindung. »Sie arbeitet beim Personenstandsregister in Sacramento. B-R-I-T-N-E-E. Herrlicher Name. Sie ist sehr süß. Viel zu süß für mich. Was nicht heißen soll, dass aus uns nicht trotzdem was werden könnte.«

Dance zog eine Augenbraue hoch, was gemäß den Grundsätzen der Kinesik hieß: »Komm zur Sache.«

»Ich habe sie auf die dritte Frau aus Pells sogenannter Familie angesetzt. Vor fünf Jahren hat Samantha McCoy ihren Namen in Sarah Monroe geändert. Damit sie das Monogramm in ihrer Unterwäsche nicht ändern musste, schätze ich. Vor drei Jahren hat jemand dieses Namens dann einen gewissen Ronald Starkey geheiratet. Schade um den Monogrammtrick. Wie dem auch sei, die beiden wohnen in San Jose.« »Bist du sicher, dass es dieselbe McCoy ist?« »Die und keine andere. Jawohl. Ein Hoch auf die gute alte Sozialversicherungsnummer. Und auf die Bestätigung durch den Be-währungshelfer.«

Dance rief die Auskunft an und ließ sich die Adresse und Telefonnummer von Ronald und Sarah Starkey geben.

»San Jose«, sagte O'Neil. »Das ist nah genug dran.« Im Gegensatz zu den anderen beiden Frauen, mit denen Dance bereits gesprochen hatte, hätte Samantha am Morgen die Bombe legen und nach anderthalb Stunden wieder zu Hause sein können. »Arbeitet sie?«, fragte Dance.

»Das habe ich nicht überprüft. Mache ich aber gern, wenn du willst.«

»Wir wollen«, sagte O'Neil. Er war gegenüber TJ nicht weisungsbefugt, und in der wohlgeordneten Hierarchie der Strafverfolgungsbehörden stand das CBI über dem MCSO, doch ein Gesuch von Chief Deputy Michael O'Neil besaß den gleichen Stellenwert wie eine Bitte von Dance. Oder sogar einen höheren.

Nach einigen Minuten kam TJ zurück und meldete, dass Sarah Starkey laut ihrer Steuererklärung bei einem kleinen Schulbuchverlag in San Jose beschäftigt war.

Dance besorgte sich die Nummer. »Mal sehen, ob sie heute früh gefehlt hat.«

»Wie willst du das anstellen?«, fragte O'Neil. »Sie darf nicht merken, dass wir einen Verdacht haben.«

»Ach, ich lüge einfach«, sagte Dance unbeschwert. Sie schaltete die Kennungsübermittlung des Telefons aus und rief den Verlag an. Eine Frau meldete sich. »Hallo«, sagte Dance. »Hier ist die El Camino Boutique. Wir haben eine Lieferung für Sarah Starkey, aber unser Fahrer sagt, sie sei heute Morgen nicht bei der Arbeit gewesen. Wissen Sie, wann sie kommt?«

»Sarah? Ich fürchte, da liegt ein Irrtum vor. Sie ist seit halb neun hier.«

»Wirklich? Tja, dann rede ich noch mal mit dem Fahrer. Vielleicht sollten wir die Sachen lieber zu ihr nach Hause liefern. Bitte erzählen Sie Mrs. Starkey nichts davon. Es ist eine Überraschung.« Dance legte auf. »Sie war den ganzen Vormittag da.«

TJ klatschte Beifall. »Und der Oscar für die beste Darstellung einer Polizistin, die die Öffentlichkeit belügt, geht an...«

O'Neil runzelte die Stirn.

»Bist du mit meiner subversiven Technik nicht einverstanden?«, fragte Dance.

»Doch«, sagte O'Neil auf seine typisch lakonische Art. »Nur musst du ihr jetzt irgend etwas schicken. Die Emp-

fangsdame wird dich verraten und der Frau erzählen,
sie habe einen geheimen Verehrer.«

»Ich weiß was, Boss. Schick ihr einen dieser großen Blumensträuße. >Herzlichen Glückwunsch, Sie sind keine Verdächtigem«

Dances Assistentin, die kleine, resolute Maryellen Kresbach kam mit einem Tablett herein und brachte Kaffee für alle (Dance bat sie nie darum; Maryellen brachte ihn einfach). Die dreifache Mutter trug laute Stöckelschuhe und hatte eine Vorliebe für komplizierte Frisuren und eindrucksvolle Fingernägel.

Das Team im Konferenzraum bedankte sich. Dance trank einen Schluck. Der Kaffee war erstklassig. Sie wünschte, Maryellen hätte ein paar der Kekse mitgebracht, die in einem großen Glas auf ihrem Schreibtisch standen, und beneidete sie um die Fähigkeit, sowohl eine vorbildliche Hausfrau als auch die beste Assistentin zu sein, die Dance je gehabt hatte.

Ihr fiel auf, dass Maryellen nicht wieder hinausging.

»Ich weiß nicht, ob das der richtige Zeitpunkt ist. Aber Brian hat angerufen.«

»Ach ja?«

»Er sagte, Sie hätten seine Nachricht am Freitag vielleicht nicht erhalten.« »Sie haben sie mir ausgerichtet.« »Ich weiß. Aber das habe ich ihm nicht gesagt. Also?« Dance spürte O'Neils Blick auf sich ruhen. »Okay, danke.« »Wollen Sie seine Nummer?« »Die habe ich.«

»Okay.« Ihre Assistentin nickte langsam, blieb aber stehen.

Allmählich wird's heikel, dachte Dance.

Sie wollte nicht über Brian Gunderson sprechen.

Das Klingeln des Telefons rettete sie.

Sie hob ab, hörte kurz zu und sagte: »Lassen Sie ihn sofort in mein Büro bringen.«

...Elf

Der massige Mann in der Uniform eines kalifornischen Gefängniswärters saß vor ihrem Schreibtisch, einem gewöhnlichen Behördenmöbel, auf dem ein paar Stifte lagen sowie einige Auszeichnungen, eine Lampe und Fotos standen: von den beiden Kindern, von Dance mit einem gut aussehenden grauhaarigen Mann, von ihrer Mutter und ihrem Vater und von zwei Hunden, jeweils mit einem der Dance-Sprösslinge. Außerdem lag auf der billig beschichteten Tischplatte ein Dutzend Akten, mit der Oberseite nach unten.

»Das ist furchtbar«, sagte Tony Waters, ein Oberaufseher der Strafanstalt Capitola. »Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie leid es mir tut.«

Dance nahm in der verstörten Stimme den Anflug eines südöstlichen Akzents wahr. Die Monterey Halbinsel zog Leute aus aller Welt an. Im Augenblick waren Dance und Waters allein. Michael O'Neil erkundigte sich bei der Spurensicherung nach den Erkenntnissen vom Schauplatz des Ausbruchs.

»Sie sind für den Zellenblock verantwortlich, in dem Pell gesessen hat?«, fragte Dance.

»Richtig.« Der beleibte Waters saß vorgebeugt und mit hängenden Schultern auf seinem Stuhl. Dance schätzte ihn auf Mitte fünfzig.

»Hat Pell Ihnen gegenüber erwähnt, wohin er will?«

»Nein, Ma'am. Ich zermartere mir deswegen schon die ganze Zeit das Hirn. Das war das Erste, als ich vorhin von der Flucht erfahren habe. Ich habe mich hingesetzt und bin alles durchgegangen, was er in den letzten ein, zwei Wochen gesagt hat. Aber nein, da war nichts. Daniel hat überhaupt kaum geredet. Zumaldest nicht mit uns, den Aufsehern.«

»Hat er Zeit in der Bücherei verbracht?«

»Jede Menge. Er hat ständig gelesen.«

»Kann man die Titel herausfinden?«

»Die Häftlinge dürfen nichts aus der Bücherei ausleihen. Was einer dort im Raum liest, wird nicht registriert.«

»Wie steht's mit Besuchern?«

»Keine im letzten Jahr.«

»Und Anrufe? Werden die verzeichnet?«

»Ja, Ma'am. Aber nicht mitgeschnitten.« Er überlegte. »Pell hat nur wenige Anrufe erhalten, abgesehen von Reportern, die ihn interviewen wollten. Aber auf die hat er nie reagiert. Ich glaube, er hat ein- oder zweimal mit seiner Tante gesprochen. Sonst kann ich mich an niemanden erinnern.«

»Was ist mit Computern, mit E-Mails?«

»Nicht für die Gefangenen. Das Personal hat natürlich Zutritt. Die Computer stehen in einem besonderen Bereich - einer Kontrollzone. Da sind wir sehr strikt. Wissen Sie, ich hab mich das auch gefragt, ob er mit jemandem von draußen kommuniziert hat...«

»Was auf jeden Fall passiert ist«, betonte Dance.

»Stimmt. Es muss über einen der Häftlinge gelaufen sein, die entlassen wurden. Die sollten Sie sich mal genauer ansehen..«

»Ist mir auch schon in den Sinn gekommen. Ich habe mit Ihrer Direktorin gesprochen. Sie sagt, im letzten Monat habe es nur zwei Entlassungen gegeben, und laut Auskunft der zuständigen Bewährungshelfer hätten die Leute für heute Morgen ein Alibi. Sie könnten natürlich Botschaften an jemand anderen weitergeleitet haben. Das wird zurzeit noch überprüft.«

Dance war nicht entgangen, dass Waters mit leeren Händen vor ihr saß. »Hat man Ihnen ausgerichtet, dass wir um den Inhalt von Pells Zelle gebeten haben?«, fragte sie nun.

Die Miene des Aufsehers verfinsterte sich. Er schüttelte den Kopf und sah zu Boden. »Ja, Ma'am. Aber seine Zelle war leer. Es war absolut nichts drin. Sogar schon

seit ein paar Tagen.« Er blickte auf und schien über etwas nachzudenken. Seine Lippen wurden schmal, und die Augen senkten sich wieder. »Es ist mir nicht aufgefallen.«

»Was?«

»Die Sache ist die. Ich habe in San Quentin, Soledad und Lompoc gearbeitet. Und noch in einem halben Dutzend anderer Knäste. Wir lernen, auf bestimmte Dinge zu achten. Wissen Sie, wenn etwas Großes sich ankündigt, ändern sich die Zellen der Insassen. Sachen verschwinden - weil sie Rückschlüsse auf den Fluchtversuch zulassen oder Beweise für irgendwelchen Mist sind, den der Gefangene in der Haft begangen hat und von dem wir nichts erfahren sollen. Oder Hinweise auf irgendeine Scheiße, die er noch bauen wird. Denn er weiß, dass wir seine Zelle hinterher mit einem Mikroskop absuchen werden.«

»Und bei Pell hat es Sie nicht stutzig gemacht, dass er alles rausgeworfen hat?«

»Aus Capitola ist noch nie jemand ausgebrochen. Es ist unmöglich. Und die Häftlinge werden so gründlich überwacht, dass sie sich nicht einmal gegenseitig an die Wäsche gehen können. Äh, sich nicht einmal gegenseitig umbringen können, meine ich.« Der Mann war rot geworden. »Ich hätte es besser wissen müssen. Wäre das in Lompoc passiert, hätte ich sofort angenommen, dass etwas in der Luft liegt.« Er rieb sich die Augen. »Ich hab's verpatzt.«

»Wer soll denn auch so etwas ahnen?«, beruhigte Dance ihn. »Dass einer seine Zelle ausmistet und dann abhaut.«

Er zuckte die Achseln und musterte seine Fingernägel. Der Mann trug keinen Schmuck, aber Dance sah den Abdruck eines Eherings. In diesem Fall hatte es wohl ausnahmsweise nichts mit Untreue, sondern mit seinem Beruf zu tun. Wenn man ständig zwischen gefährlichen

Verbrechern umherließ, war es vermutlich besser, nichts bei sich zu tragen, das gestohlen werden könnte.

»Das klingt, als seien Sie schon lange in diesem Geschäft.«

»O ja. In bin direkt von der Armee in den Strafvollzug gewechselt und immer dabeigeblieben.« Er strich sich über den Bürstenhaarschnitt und grinste. »Manchmal kommt es mir wie eine Ewigkeit vor. Und manchmal, als wäre es erst gestern gewesen. Noch zwei fahre bis zur Rente. Irgendwie wird es mir fehlen.« Er war erleichtert, weil ihm klar wurde, dass man ihm nicht vorwarf, die Flucht nicht vorhergesehen zu haben.

Dance fragte ihn nach seinem Zuhause, seiner Familie. Er sei verheiratet, sagte er und hielt lachend die linke Hand hoch; Kathryns Schlussfolgerung hinsichtlich des Rings erwies sich als korrekt. Er und seine Frau hätten zwei Kinder, und beide würden es aufs College schaffen, fügte er stolz hinzu.

Doch während sie plauderten, blinkte in Dance ein stiller Alarm. Es gab ein schwerwiegendes Problem.

Tony Waters log.

Viele Unwahrheiten werden schlicht deswegen nicht bemerkt, weil das Gegenüber nicht damit rechnet, belogen zu werden. Dance hatte Waters hergebeten, weil sie sich Informationen über Daniel Pell erhoffte, und befand sich daher nicht im Verhörmodus. Wäre Waters ein Verdächtiger oder ein unwilliger Zeuge gewesen, hätte sie bei bestimmten Antworten nach Stresssymptomen gesucht und dann nachgehakt, bis er die Lüge eingestanden und schließlich die Wahrheit gesagt hätte.

Das funktioniert jedoch nur, wenn man sich vor den heiklen Fragen einen grundlegenden Eindruck vom Verhalten des Gesprächspartners verschafft, wozu Dance natürlich keine Veranlassung gesehen hatte, weil sie davon ausgegangen war, der Mann würde aufrichtig sein.

Aber auch ohne diese Vergleichsmöglichkeit vermag ein aufmerksamer Kinesik-Experte eine Irreführung bisweilen zu entdecken. Zwei Signale deuten mit einiger Zuverlässigkeit auf eine Lüge hin: Das erste ist ein kaum merklicher Anstieg der Tonhöhe einer Stimme, weil die meisten Menschen beim Lügen emotional reagieren, und diese Gefühlsregung bewirkt, dass die Stimmbänder sich straffen. Das andere Signal ist eine Pause vor und während einer Antwort, weil eine Lüge zugleich eine intellektuelle Anstrengung darstellt. Wer lügt, muss ständig darüber nachdenken, was er und andere bislang zu dem betreffenden Thema gesagt haben, und sich dann eine erfundene Äußerung zurechtle- gen, die sowohl zu den bisherigen Angaben passt als auch zu dem, was der Fragende seiner Ansicht nach weiß.

Bei ihrem Gespräch mit dem Aufseher hatte Dance gemerkt, dass die Tonhöhe seiner Stimme an mehreren Stellen gestiegen war und dass er Pausen eingelegt hatte, obwohl eigentlich keine Notwendigkeit dazu bestand. Daraufhin hatte Dance auch auf andere Verhaltensmerkmale geachtet und festgestellt, dass sie auf eine Täuschung hinwiesen: Er bot ihr mehr Informationen an als notwendig, schweifte ab, ließ sich zu verräterischen Gesten hinreißen - insbesondere die Berührung von Kopf, Nase und Augen - und wich Dance unwillkürlich aus, indem er den Blick von ihr abwandte.

Sobald es derartige Anzeichen für eine Irreführung gibt, wird aus einem Gespräch ein Verhör, und der An- satz des Beamten ändert sich. Dance hatte an diesem Punkt der Unterredung die Fragen über Pell abgebro- chen und war auf Themen zu sprechen gekommen, bei denen für Waters kein Anlass zur Lüge bestehen würde - sein Privatleben, die Monterey Halbinsel und so weiter. Auf diese Weise versuchte sie, den grundlegenden Ein- druck nachzuholen.

Unterdessen führte Dance ihre übliche vierteilige Analyse des Verdächtigen durch, um den weiteren Verlauf des Verhörs zu planen.

Zunächst fragte sie sich, was seine Rolle bei dem Vorfall sein mochte. Sie kam zu dem Schluss, dass Tony Waters bestenfalls ein widerspenstiger Zeuge und schlimmstenfalls ein Komplize von Pell war.

Zweitens, hatte er ein Motiv, sie zu belügen? Natürlich. Waters wollte nicht festgenommen werden oder seinen Job verlieren, weil er absichtlich oder fahrlässig Daniel Pells Flucht unterstützt hatte. Vielleicht gab es für ihn auch ein persönliches oder finanzielles Interesse, dem Killer behilflich zu sein.

Drittens, was für eine Persönlichkeit war er? Verhörspezialisten benötigen diese Information, um ihr eigenes Verhalten auf den Befragten abzustimmen - und beispielsweise eher aggressiv oder eher versöhnlich vorzugehen. Manche Beamte unterscheiden bei den Verdächtigen lediglich zwischen introvertiert und extrovertiert, was bereits recht guten Aufschluss darüber gibt, wie viel Druck ausgeübt werden kann. Dance hingegen bevorzugte eine umfassendere Methode und hielt sich möglichst an den Myers-Briggs-Typindex, der außer introvertiert/extrovertiert noch drei weitere Attributspaare kennt: denkend/fühlend, rational/intuitiv, beurteilend/wahrnehmend.

Dances Ergebnis lautete, dass Waters ein denkender, rationaler, beurteilender Extrovertierter war, was bedeutete, dass sie ihm gegenüber härter vorgehen konnte als bei einer gefühlsbetonteren, nach innen gerichteten Person und dass ihr diverse Belohnungs-/ Straftechniken zur Verfügung standen, um die Lügen aufzudecken.

Zuletzt fragte sie sich: Was für eine »Lügnerpersönlichkeit« ist Waters? Auch dort gibt es unterschiedliche Typen: Manipulatoren oder »Machiavellisten« (nach dem berühmten italienischen Staatstheoretiker) lügen un-

gestraft und finden nichts Falsches daran; sie bedienen sich der Täuschung, um ihre Ziele zu erreichen, ob in der Liebe, im Berufsleben, in der Politik - oder im Verbrechen. Zu den anderen Ausprägungen gehören die Geselligkeitslügner, die zum Vergnügen die Unwahrheit sagen, und die Anpasser, verunsicherte Personen, die lügen, um einen positiven Eindruck zu hinterlassen.

Waters, der sein ganzes Leben als Gefängniswärter gearbeitet und hier ohne zu zögern versucht hatte, das Gespräch an sich zu reißen und die Wahrheit zu verschleiern, fiel nach Kathryn's Ansicht in eine vierte Kategorie: Er war ein »Schauspieler«, jemand, für den Kontrolle einen hohen Stellenwert besaß. Leute dieses Typs lügen nicht grundsätzlich, sondern nur bei Bedarf, und sind zwar weniger geschickt als die Machiavellisten, auf dem Gebiet der Irreführung aber dennoch gut bewandert.

Dance nahm nun ihre Brille ab - ein modisches Modell mit dunkelrotem Rahmen - und tat so, als würde sie die Gläser reinigen. Dann setzte sie eine andere Brille auf, mit kleinen, rechteckigen Gläsern, gefasst in schwarzes Metall, ihre »Raubtierbrille«, die sie auch bei Pells Verhör getragen hatte. Sie stand auf, ging um den Schreibtisch herum und setzte sich neben Waters.

Verhörspezialisten bezeichnen die unmittelbare Umgebung einer Person als ihren »Proximalbereich«; er erstreckt sich von »intim«, fünfzehn bis fünfundvierzig Zentimeter, bis »öffentlich«, drei Meter oder weiter entfernt. Dance zog bei Befragungen die dazwischen liegende »persönliche« Zone vor, etwa sechzig Zentimeter.

Waters nahm ihren Platzwechsel neugierig zur Kenntnis, sagte aber nichts dazu. Sie auch nicht.

»Also, Tony. Ich würde einige Dinge gern noch einmal durchgehen.«

»Klar, wieso nicht?« Er schlug die Beine übereinander, sodass der Fußknöchel auf dem Knie zu liegen kam. Es

wirkte entspannt, war in Wahrheit aber ein offenkundiges Verteidigungsmanöver.

Kathryn kehrte zu einem Thema zurück, das bei Waters - wie sie sich erinnerte - deutliche Stresssymptome hervorgerufen hatte. »Erzählen Sie mir noch mal von den Computern in Capitola.«

»Computer?«

Auf eine Frage mit einer Gegenfrage zu reagieren, war ein klassischer Hinweis auf eine Täuschung; der Verdächtige will Zeit schinden, um sich darüber klar zu werden, was der Fragende vorhat und wie die passende Antwort lauten sollte.

»Ja, was für Geräte haben Sie da?«

»Oh, ich bin kein Techniker. Keine Ahnung.« Sein Fuß tappte auf. »Von Dell, glaube ich.« »Laptops oder Desktops?«

»Wir haben beides. Hauptsächlich Desktops. Nicht dass es, Sie wissen schon, Hunderte davon gäbe oder so.« Er lächelte verschwörerisch. »Das Geld ist knapp, Sie kennen das ja.« Er erzählte ihr eine Geschichte über in letzter Zeit vorgenommene Budgetkürzungen der Strafvollzugsbehörde, die Dance nur deswegen interessant fand, weil es ein so unverfrorener Versuch war, sie abzulenken.

Sie kam wieder auf das eigentliche Thema zu sprechen. »Wie sieht es mit dem Zugang zu den Computern von Capitola aus? Erläutern Sie mir das bitte noch einmal.«

»Wie ich schon sagte, die Häftlinge dürfen sie nicht benutzen.«

Dies war im Grunde eine zutreffende Behauptung. Aber er hatte nicht gesagt, dass die Häftlinge die Computer tatsächlich nicht benutzten. Eine Irreführung bedient sich ausweichender Antworten ebenso wie glatter Lügen.

»Könnten die Gefangenen denn Zugang dazu haben?«

»Nicht wirklich.«

Ein wenig schwanger, irgendwie tot.

»Wie meinen Sie das, Tony?«

»Ich hätte sagen sollen: Nein, können sie nicht.«

»Aber die Aufseher und Büroangestellten haben Zutritt.«

»Richtig.«

»Und wieso könnte ein Häftling keinen Computer benutzen?«

Ursprünglich hatte Waters gesagt, die Geräte stünden in einer »Kontrollzone«. Dance wusste noch, dass er bei diesem Wort Widerwillen gezeigt hatte und die Tonhöhe seiner Stimme leicht gestiegen war.

Genau wie sie erwartet hatte, hielt er nun kurz inne und versuchte, sich an seine erste Aussage zu erinnern. »Die Rechner stehen in einem Bereich mit eingeschränktem Zutritt. Dort sind nur Häftlinge zugelassen, die kein Gewaltverbrechen begangen haben. Manche von denen helfen im Büro aus, natürlich unter Überwachung. Verwaltungsarbeit. Aber die Computer dürfen sie nicht benutzen.«

»Und Pell konnte nicht dort hinein?«

»Er ist als Eins A klassifiziert.«

Dance registrierte die ausweichende Antwort. Und die abblockende Geste dabei - er kratzte sich am Augenlid.

»Und das heißtt, er durfte sie nicht betreten, diese... wie war noch mal der Name dieser Bereiche?«

»EZ-Bereiche. Eingeschränkter Zutritt.« Nun fiel ihm ein, was er beim ersten Mal gesagt hatte. »Oder Kontrollzonen.«

»Kontrollzonen oder kontrollierte Zonen?«

Ein Pause. »Kontrollzonen.«

»Wäre kontrollierte Zonen< nicht sinnvoller? Sind Sie sicher, dass es nicht so heißen muss?«

Er wurde nervös. »Tja, keine Ahnung. Was für einen Unterschied macht es? Wir benutzen beides.«

»Und gilt dieser Begriff auch für andere Bereiche? Zum Beispiel das Büro der Direktorin oder der Umkleideraum der Wärter -sind das auch Kontrollzonen?«

»Sicher... ich meine, manche Leute benutzen diesen Begriff häufiger als andere. Ich habe ihn in einem anderen Gefängnis aufgeschnappt.«

»Und in welchem?«

Eine Pause. »Oh, das weiß ich nicht mehr. Sehen Sie, es klang bei mir vielleicht so, als wäre das eine offizielle Bezeichnung, aber es ist einfach irgendein Begriff, der sich eingebürgert hat. Jeder im Knast benutzt einen Jargon. In allen Gefängnissen, nicht nur bei uns. Das ist nichts Offzielles oder so. Hier beim CBI machen Sie es doch bestimmt genauso, oder? Wie überall.«

Er spielte ein falsches Spiel: Verdächtige versuchen häufig, sich mit dem Beamten auf eine kameradschaftliche Ebene zu stellen

(»Sie machen es doch bestimmt genauso«), und benutzen Verallgemeinerungen und abstrakte Begriffe (»jeder«, »überall«).

»Ob autorisiert oder nicht und in welcher Zone auch immer«, sagte Dance leise und ruhig. »Haben Daniel Pell und ein Computer sich in Capitola jemals zur selben Zeit im selben Raum befunden?«

»Ich habe ihn nie an einem Computer gesehen, ich schwöre. Ehrlich.«

Der Stress, der Menschen beim Lügen befällt, versetzt sie in einen von vier Gemütszuständen: Sie werden wütend, sie werden deprimiert, sie verleugnen oder sie wollen etwas aushandeln, um Schwierigkeiten zu vermeiden. Die Worte, die Waters soeben benutzt hatte - »ich schwöre« und »ehrlich« - waren Ausdrücke, die deutlich von seinem normalen Verhalten abwichen. Gemeinsam mit der aufgeregten Körpersprache verrieten sie Dance, dass der Aufseher sich im Stadium der Verleugnung befand. Er konnte die Wahrheit dessen, was er im Gefäng-

nis getan hatte, einfach nicht akzeptieren und drückte sich vor der Verantwortung.

Es ist wichtig, die gegenwärtige Stressphase des Verdächtigen zu bestimmen, weil der Fragende seine Taktik danach ausrichten kann. Wenn der Befragte beispielsweise zornig ist, ermuntert man ihn, seiner Wut Luft zu verschaffen, bis er erschöpft ist.

Bei Verleugnung geht man auf Basis der Fakten zum Angriff über.

Was Dance nun tat.

»Sie haben Zutritt zu dem Büro, in dem die Computer stehen, nicht wahr?«

»Ja, habe ich. Na und? Das gilt für alle Wärter... He, was versuchen Sie hier? Ich bin auf Ihrer Seite.«

Das typische Ablenkungsmanöver eines Leugners, das Dance ignorierte. »Und Sie haben gesagt, es sei möglich, dass manche Häftlinge ebenfalls in das Büro gelangen könnten. Ist Pell je in diesen Räumen gewesen?«

»Nur Gefangene, die kein Gewaltverbrechen begangen haben, dürfen...«

»Ist Pell je in diesen Räumen gewesen?«

»Ich schwöre bei Gott, ich habe ihn dort nie gesehen.«

Dance bemerkte die Gesten, mit denen er unbewusst seine Anspannung abbauen wollte: das unruhige Fingerspiel, das Tappen mit dem Fuß, die auf sie gerichteten Schultern (wie bei einem Footballspieler in Verteidigungshaltung) und die häufigen Blicke zur Tür (Lügner halten tatsächlich nach Fluchtwegen Ausschau, auf denen sie dem Stress des Verhörs entfliehen könnten).

»Das ist ungefähr das vierte Mal, dass Sie meine Frage nicht beantwortet haben, Tony. Also, hat Pell sich in Capitola jemals in einem Raum mit Computer aufgehalten?«

Der Aufseher verzog das Gesicht. »Es tut mir leid. Ich wollte nicht, Sie wissen schon, schwierig sein. Ich war bloß irgendwie durcheinander, schätze ich. Ich meine,

es hat sich so angefühlt, als würden Sie mir etwas vorwerfen. Okay, ich hab ihn nie an einem Computer gesehen, wirklich. Ich hab nicht gelogen. Diese ganze Sache regt mich ziemlich auf. Das können Sie sich ja vorstellen.« Seine Schultern sackten herab, sein Kopf senkte sich einen Zentimeter.

»Natürlich kann ich das, Tony.«

»Unter Umständen könnte Daniel an einen Computer gelangt sein.«

Dances Angriff hatte Waters vor Augen geführt, dass es schmerzvoller war, das unbarmherzige Verhör über sich ergehen zu lassen, als die Lüge einzugestehen. Als hätte man einen Schalter umgelegt, befand Waters sich plötzlich in der Phase des Aushandelns. Das bedeutete, er hatte sich dem Punkt genähert, an dem er die Irreführung beenden würde, hielt aber immer noch die volle Wahrheit zurück, um möglichst der Bestrafung zu entgehen. Dance wusste, dass sie den Frontalangriff aufgeben und Waters nun einen Weg aufzeigen musste, das Gesicht zu wahren.

Bei einem Verhör hat man nicht den Lügner als Gegner, sondern die Lüge.

»Okay«, sagte Dance freundlich und lehnte sich zurück, heraus aus seinem persönlichen Proximalbereich. »Es ist also möglich, dass Pell irgendwann einmal Zugang zu einem Computer gehabt haben könnte?«

»Ich schätze, es könnte passiert sein. Aber ich weiß es nicht mit Sicherheit.« Sein Kopf senkte sich noch ein Stück. Seine Stimme war sanft. »Es ist nur... unser Job ist schwierig. Die Leute verstehen nicht, wie es ist, ein Gefängniswärter zu sein.«

»Das glaube ich gern«, pflichtete Dance ihm bei.

»Wir müssen Lehrer sein, Polizisten, alles. Und« - seine Stimme nahm einen verschwörerischen Tonfall an - »ständig schaut die Verwaltung uns über die Schulter und sagt uns, wir sollen dies tun und das tun, für Ruhe

sorgen und Bescheid geben, wenn etwas in der Luft liegt.«

»Als wäre man ein Elternteil. Man behält seine Kinder immer im Auge.«

»Ja, genau. Es ist, als hätte man Kinder.« Seine Augen wurden groß - ein Ausdruck von Zuneigung.

Dance nickte nachdrücklich. »Die Häftlinge liegen Ihnen eindeutig am Herzen, Tony. Und Sie bemühen sich, gute Arbeit zu leisten.«

In der Phase des Aushandelns wollen die Leute Zuspruch und Vergebung.

»Was passiert ist, war kaum von Bedeutung.« »Erzählen Sie.«

»Ich habe eine Entscheidung getroffen.«

»Sie haben einen harten Job. Bestimmt müssen Sie jeden Tag schwierige Entscheidungen treffen.«

»Ha! Jede Stunde.«

»Und worum ging es in diesem Fall?«

»Okay. Wissen Sie, Daniel war anders.«

Dance entging nicht, dass er den Vornamen benutzte. Pell hatte Waters dazu gebracht, ihn als Kameraden zu betrachten, und dann die falsche Freundschaft ausgenutzt. »Wie meinen Sie das?«

»Er hat diese... ich weiß auch nicht, Macht oder so über andere Leute. Die Weißen, die Schwarzen, die Latinos... er geht überall hin, und niemand röhrt ihn an. Einen Insassen wie ihn habe ich noch nie erlebt. Die Leute machen für ihn, was er will. Und sie erzählen ihm Dinge.«

»Und er hat die Informationen an Sie weitergereicht. Ist es das?«

»Gute Informationen. Sachen, die man auf keine andre Weise erfahren hätte. Es gab zum Beispiel einen Wärter, der Meth verkauft hat. Ein Häftling ist an einer Überdosis gestorben. Wir hätten die Quelle niemals gefunden. Aber Pell hat sie mir mitgeteilt..«

»Und damit Leben gerettet, möchte ich wetten.«

»O ja, Ma'am. Und falls jemand es auf einen anderen abgesehen hatte und ihn abstechen wollte oder so, hat Daniel mich vorgewarnt.«

Dance zuckte die Achseln. »Also haben Sie ihm einen Gefallen getan. Sie haben ihn in das Büro gelassen.«

»Ja. Der Fernseher im Büro hatte Kabelanschluss, und manchmal wollte Daniel ein Spiel sehen, das niemanden sonst interessiert hat. Das ist auch schon alles. Es bestand keine Gefahr oder so. Das Büro liegt mitten in einem Hochsicherheitstrakt. Er hätte auf keinen Fall von dort fliehen können. Ich habe meine Runden gedreht, und er hat sich seine Spiele angeschaut.«

»Wie oft?«

»Drei- oder viermal.«

»Also hätte er online gehen können?«

»Kann sein.«

»Wann zuletzt?«

»Gestern.«

»Okay, Tony. Und jetzt erzählen Sie mir von den Telefonen.« Dance erinnerte sich daran, eine Stressreaktion wahrgenommen zu haben, als er erzählt hatte, Pell habe lediglich mit seiner Tante telefoniert; Waters hatte seine Lippen berührt, eine Abwehrgeste.

Sobald ein Verdächtiger eine Straftat gesteht, ist es oftmals einfacher, ihm noch weitere Geständnisse abzuringen.

»Da war noch etwas mit Pell, das kann Ihnen jeder bestätigen«, sagte Waters. »Er war mächtig versessen auf Sex. Er wollte diese Telefonsexnummern anrufen, und ich habe ihn gelassen.«

Doch Dance registrierte sofort sein abweichendes Verhalten und folgerte, dass er zwar etwas gestand, aber nur ein minderes Vergehen. Was meistens bedeutet, dass es im Verborgenen noch eine größere Straftat gibt.

»Hat er angerufen?«, fragte sie gerade heraus und beugte sich wieder vor. »Und wie hat er bezahlt? Mit einer Kreditkarte? War es eine Neunhunderter-Nummer?«

Eine Pause. Waters hatte keine Lüge parat; er hatte nicht bedacht, dass man für Telefonsex bezahlen muss. »Ich meine nicht, dass er eine dieser Nummern angerufen hat, die hinten in den Tageszeitungen stehen. Ich schätze, so hat's wohl geklungen. Nein, Daniel hat eine Frau angerufen, die er kannte. Ich glaube, sie hatte ihm irgendwann mal geschrieben. Er hat viel Post bekommen.« Ein mattes Lächeln. »Fans. Das muss man sich mal vorstellen. Ein Mann wie er.«

Dance beugte sich noch weiter vor. »Aber als Sie gelauscht haben, ging es gar nicht um Sex, oder?«

»Nein, ich...« Ihm musste aufgegangen sein, dass er nichts davon gesagt hatte, mitgehört zu haben. Aber nun war es zu spät. »Nein. Die beiden haben bloß geplaudert.«

»Sie haben beide gehört?«

»Ja, ich war an einem anderen Apparat.«

»Wann war das?«

»Zum ersten Mal vor ungefähr einem Monat. Dann noch einige Male. Gestern. Als er im Büro gewesen ist.«

»Werden die Anrufe dort verzeichnet?« »Nein, nicht die Ortsgespräche.« »Aber ein Ferngespräch wäre erfasst worden?« Waters starrte zu Boden. Er fühlte sich elend.

»Was ist, Tony?«

»Ich habe ihm eine Telefonkarte besorgt. Man ruft eine Achthunderter-Nummer an, gibt erst einen Code ein und dann die gewünschte Nummer.«

Dance kannte diesen Service. Nicht zurückverfolgbar.

»Wirklich, Sie müssen mir glauben. Ich hätte es nie getan, hätte er mir nicht diese Informationen gegeben... die waren gut. Sie haben Leben gerettet...«

»Worüber haben die beiden gesprochen?«, fragte Dance freundlich. Man springt mit einem geständigen Ver-

dächtigen niemals grob um, sondern zeigt sich als sein neuer bester Freund.

»Über ganz normales Zeug. Sie wissen schon. Einmal ging es um Geld, das weiß ich noch.«

»Was war damit?«

»Pell hat gefragt, wie viel sie gespart hat, und sie hat gesagt, neuntausendzweihundert Dollar. Und er hat gefragt: ›Das ist alles?‹«

Ziemlich kostspieliger Telefonsex, dachte Dance spöttisch.

»Dann hat sie sich nach der Besuchszeit erkundigt, und er meinte, das sei keine gute Idee.«

Er wollte nicht, dass sie ihn besuchte. Damit ihr Name nicht verzeichnet wurde.

»Haben Sie eine Ahnung, wo die Frau sich während der Gespräche aufgehalten hat?«

»Er hat Bakersfield erwähnt. Einmal hat er ausdrücklich gesagt: >Nach Bakersfield.<«

Er hatte sie zum Haus seiner Tante geschickt, wo sie den Hammer abholen und in dem Brunnenschacht deponieren sollte.

»Ach ja, da fällt mir noch etwas ein. Sie hat ihm was von Kardinälen erzählt.«

»Von katholischen Priestern?«

Er lachte auf, wenngleich nur gequält.

»Nein, von Vögeln. Von Kardinälen und Kolibris im Garten. Und von mexikanischem Essen. ›Wohlfühlesen.‘ So hat sie es genannt.«

»Hatte ihre Stimme irgendeinen Akzent?« »Nicht, dass er mir aufgefallen wäre.« »War ihre Stimme hoch oder tief?« »Eher tief. Irgendwie sexy.« »Klang sie schlau oder dumm?«

»Herrje, dass kann ich nicht sagen.« Er klang erschöpft. »Gibt es sonst noch etwas, das uns weiterhelfen könnte, Tony? Kommen Sie, wir müssen diesen Kerl wirklich erwischen.« »Mehr weiß ich nicht, tut mir leid.«

Sie musterte ihn und kam zu dem Schluss, dass er tatsächlich nichts mehr wusste.

»Okay, ich glaube, das dürfte vorläufig reichen.«

Er sprang auf. An der Tür blieb er stehen und wandte sich um. »Verzeihen Sie, dass ich so verwirrt war. Es ist ein harter Tag.«

»Das können Sie laut sagen«, stimmte Dance ihm zu. Er verharrte reglos im Eingang, wie ein verzagtes Haustier. Als er den erhofften Trost nicht bekam, schlurfte er davon.

Dance rief Carraneo an, der zu dem Versandladen unterwegs war, und ließ ihn wissen, was sie von dem Aufseher in Erfahrung gebracht hatte: dass Pells Komplizin keinen Akzent und eine tiefe Stimme zu haben schien. Vielleicht würde das Personal sich auf diese Weise besser an die Frau erinnern können.

Dann setzte sie sich mit der Direktorin von Capitola in Verbindung und erzählte ihr, was geschehen war. Die Frau schwieg für einen Moment und sagte dann leise: »Oh.«

Dance fragte, ob es in dem Gefängnis einen Computerfachmann gebe. Das war der Fall, und sie bat darum, dass er die Computer im Verwaltungsbüro auf Onlineaktivität am Vortag sowie auf E-Mails untersuchte. Es müsste einfach sein, da das Personal sonntags nicht arbeitete und Pell vermutlich als Einziger im Internet gewesen war - falls überhaupt.

»Es tut mir leid«, sagte Dance.

»Ja. Danke.«

Kathryn meinte weniger Pells Flucht als vielmehr eine der noch ausstehenden Konsequenzen. Sie kannte die Direktorin nicht, nahm aber an, dass es sich bei ihr um eine fähige Frau handelte, deren Arbeit ihr wichtig war, denn immerhin leitete sie ein Hochsicherheitsgefängnis. Schade, dass ihre Karriere im Strafvollzug, genau wie

die von Tony Waters, demnächst wohl vorbei sein würde.

. Zwölf

Das hatte sie gut gemacht, sein kleiner Liebling.

Sie war genau den Anweisungen gefolgt. Hatte den Hammer aus der Garage seiner Tante in Bakersfield geholt (wie war Kathryn Dance nur darauf gekommen?). Hatte Robert Herrons Initialen in die Brieftasche prägen lassen. Hatte dann beides in dem Brunnenschacht in Sahnas deponiert. Hatte die Lunte für die Benzinbombe angefertigt (sie hatte gesagt, es sei so einfach gewesen, wie einen Kuchen nach Rezept zu backen). Hatte den Beutel mit dem feuerfesten Anzug und dem Messer bereitgelegt. Hatte die Kleidung unter der Kiefer versteckt.

Pell jedoch hatte daran gezweifelt, dass sie anderen Leuten in die Augen sehen und sie belügen könnte. Dafür hatte er sie beim Gerichtsgebäude nicht als Fluchtfahrerin eingesetzt. Er hatte sogar dafür gesorgt, dass sie zum Zeitpunkt des Ausbruchs nicht einmal mehr in der Nähe sein würde. Er wollte vermeiden, dass sie an einer der Straßensperren angehalten wurde und alles verriet, weil sie vor lauter Schuldgefühl rot anlief und zu stottern anfing.

Nun saß Jennie Marston mit einem glücklichem Lächeln am Steuer, hatte die Schuhe abgestreift (es machte ihn irgendwie an) und plapperte ohne Unterbrechung. Pell hatte sich gefragt, ob sie ihm glauben würde, dass er an den Morden im Gerichtsgebäude unschuldig sei. Aber eines hatte Daniel Pell schon immer erstaunt, seit er vor vielen Jahren angefangen hatte, Leute dazu zu bringen, seinem Willen zu folgen: wie oft sie sich unwissentlich auf die Gelegenheit stürzten, Opfer zu sein, wie oft sie Logik und Vorsicht außer Acht ließen und glaub-

ten, was sie wollten - genauer gesagt, was ließen und glaubten, was sie wollten - genauer gesagt, was

Dennoch hieß das nicht, dass Jennie ihm alles abnehmen würde, was er ihr erzählte, und in Anbetracht dessen, was er für die nächsten paar Tage geplant hatte, würde er sie genau im Auge behalten müssen, um festzustellen, wobei sie ihn unterstützen und wovor sie zurückschrecken würde.

Sie fuhren auf einer komplizierten Route über zahlreiche Nebenstraßen, um die Highways mit ihren potenziellen Sperren zu umgehen.

»Ich bin froh, dass du hier bist«, sagte sie zögerlich, legte ihm aber gleichzeitig eine Hand auf das Knie. Er wusste, was in ihr vorging: Sie war hin- und hergerissen zwischen dem Wunsch, ihm ihre Liebe zu gestehen, und der Angst, ihn zu verscheuchen. Der Überschwang würde gewinnen. Das war bei Frauen wie ihr immer so. Oh, Daniel Pell wusste alles über die Jennie Marstons dieser Welt, die sich atemlos von den bösen Jungs verführen ließen. Er war ein Gewohnheitsverbrecher und kannte sie schon seit vielen Jahren. Man ist in einer Bar und erwähnt beiläufig, man habe im Knast gesessen. Die meisten Frauen zucken zusammen und kommen nach ihrem nächsten Toilettenbesuch nicht zurück. Aber es gibt einige, die werden feucht, wenn man ihnen zuflüstert, was man getan hat und wie lange man dafür hinter Gittern gewesen ist. Sie lächeln auf eine eigentümliche Weise, beugen sich näher heran und wollen mehr hören.

Auch Mord ist kein Problem - je nachdem, wie man ihn verkauft.

Und Daniel Pell wusste, wie man Dinge verkaufen musste.

Ja, Jennie war ein klassisches Verbrechergruppe. Man sah es ihr nicht an, dieser schlanken jungen Frau mit dem glatten blonden Haar, deren hübsches Gesicht von einem Höcker auf der Nase verunziert wurde und

die sich anzog wie eine Vorstadtmutter bei einem Konzert von Mary Chapin Carpenter.

Kaum die Sorte Frau, die Briefe an einen Lebenslänglichen in einem Knast wie Capitola schreiben würde.

Lieber Daniel Pell,

Sie kennen mich nicht, aber ich habe im Fernsehen eine Dokumentation über Sie gesehen und glaube nicht, dass darin die ganze Wahrheit gesagt wurde. Ich habe außerdem alle Bücher über Sie gekauft, die ich finden konnte, und sie auch alle gelesen. Sie sind ein faszinierender Mann. Und auch falls Sie getan haben, was man Ihnen vorwirft, bin ich sicher, dass es unter extremen Umständen geschehen ist. Ich konnte es in Ihren Augen erkennen. Sie haben in die Kamera geschaut, aber es war, als würden Sie nur mich ansehen. Ich habe eine ähnliche Vorgeschichte wie Sie, ich meine Ihre Kindheit (oder Ihre fehlende Kindheit), und ich kann verstehen, woher Sie kommen, voll und ganz. Falls Sie möchten, können Sie mir gern zurückschreiben. Mit herzlichen Grüßen Jennie Marston

Sie war natürlich nicht die Einzige. Daniel Pell erhielt viel Post. Manche Leute lobten ihn dafür, einen Kapitalisten getötet zu haben, andere verdammten ihn für die Ermordung einer Familie, manche boten Rat an, andere suchten ihn. Und es gab jede Menge romantische Annäherungsversuche. Die meisten dieser Damen -und Herren - kamen nach einigen Wochen zur Vernunft und stellten ihre Bemühungen ein. Aber Jennie war hartnäckig geblieben und ihre Briefe wurden immer leidenschaftlicher.

Mein liebster Daniel,

ich bin heute in die Wüste gefahren, raus in die Nähe des Palomar-Observatoriums, wo es dieses große Teleskop gibt. Der Himmel war so groß, der Abend dämmerte, und die ersten Sterne wurden sichtbar. Ich musste die ganze Zeit an dich denken. Daran, wie du gesagt hast,

dass niemand dich versteht und dass man dir schlimme Dinge vorwirft, die du gar nicht getan hast, und wie schwer das sein muss. Diese Leute können nicht in dich hineinsehen, sie erkennen die Wahrheit nicht. Nicht so wie ich. Du bist zu bescheiden, um es selbst zu sagen, aber diese Leute sehen nicht, was für ein perfekter Mensch du bist. Ich habe den Wagen angehalten und konnte nicht anders; ich habe mich überall berührt, du weißt schon wieso (ganz bestimmt sogar, du ungezogener Junge!). Wir haben uns dort draußen geliebt, du und ich, und die Sterne beobachtet. Ich sage »wir«, weil du im Geiste bei mir warst. Ich würde alles für dich tun, Daniel...

Es waren Briefe wie dieser gewesen - in denen Jennies völliger Mangel an Selbstbeherrschung und ihre außergewöhnliche Leichtgläubigkeit zum Ausdruck kamen -, die Pell dazu bewogen hatten, sich für die Flucht ihrer Hilfe zu bedienen.

»Du bist doch immer sehr vorsichtig gewesen, oder?«, fragte er nun. »Der Thunderbird lässt sich nicht zurückverfolgen?«

»Nein. Ich habe ihn vor einem Restaurant gestohlen. Vor ein paar Jahren bin ich mit einem Kerl ausgegangen. Ich meine, ich habe nicht mit ihm geschlafen oder so.« Der letzte Satz kam ein wenig zu schnell über ihre Lippen, und Pell vermutete, dass die beiden es regelmäßig wie die Karnickel miteinander getrieben hatten. Nicht, dass es ihn gekümmert hätte. »Er hat da gearbeitet«, fuhr sie fort, »und immer wenn ich ihn besuchen kam, ist mir aufgefallen, dass niemand auf den Schlüsselkasten des Parkplatzes geachtet hat. Letzten Freitag bin ich also mit dem Bus dorthin gefahren und habe auf der anderen Straßenseite gewartet. Als die Angestellten beschäftigt waren, habe ich mir den Schlüssel geholt. Den Thunderbird habe ich genommen, weil das Pärchen gerade erst in das Restaurant gegangen war und eine

Weile dort bleiben würde. Nach höchstens zehn Minuten war ich auf dem Eins Null Eins.“

»Bist du die ganze Strecke in einem Stück gefahren?«

»Nein, ich habe in San Luis Obispo übernachtet - aber ich habe bar bezahlt, genau wie du gesagt hast.“

»Und die E-Mails hast du alle verbrannt, bevor du aufgebrochen bist?«

»Genau.“

»Gut. Hast du die Straßenkarten?«

»Ja, hab ich.“ Sie klopfte auf ihre Handtasche.

Er musterte ihren Körper. Die kleine Rundung ihrer Brust, die dünnen Beine und den Hintern. Das lange blonde Haar. Frauen geben dir von Anfang an zu verstehen, was du dir herausnehmen darfst, und Pell wusste, dass er sie jederzeit und überall anfassen konnte. Er legte ihr die Hand auf den Nacken; so dünn und zerbrechlich. Sie gab ein Geräusch von sich, das wie ein Schnurren klang.

Der Ballon in seinem Innern wuchs an. Das Schnurren auch. Er hielt sich so lange wie möglich zurück. Aber der Druck war stärker.

»Fahr da lang, Baby.“ Er wies auf einen Feldweg, der zwischen einigen Eichen hindurchführte. Es schien sich um die Zufahrt zu einem verlassenen Farmhaus inmitten eines überwucherten Feldes zu handeln.

Jennie trat auf die Bremse und bog ab. Pell sah sich um. Es war keine Menschenseele zu entdecken. »Hier?“
»Hier ist gut.“

Seine Hand glitt von ihrem Hals auf die Vorderseite ihrer rosafarbenen Bluse. Sie sah neu aus. Jennie hatte sie extra für ihn gekauft.

Pell hob ihr Gesicht an und drückte seine Lippen sanft auf ihre, ohne den Mund zu öffnen. Er küsste sie zärtlich und wich dann zurück, damit sie zu ihm kam. Je mehr er sie lockte, desto hektischer wurde sie.

»Ich will dich in mir«, flüsterte sie und griff auf die Rückbank, wo er eine Tüte knistern hörte. In Jennies Hand tauchte ein Kondom auf.

»Wir haben nicht viel Zeit, Baby. Man sucht nach uns.« Sie verstand.

Wie unschuldig die Mädchen auch aussehen mögen, die auf böse Jungs stehen, sie wissen, was sie tun (und Jennie Marston sah gar nicht so unschuldig aus). Sie knöpfte ihre Bluse auf, lehnte sich über den Beifahrersitz und rieb den wattierten Büstenhalter gegen Pells Schritt. »Lehn dich zurück, Schatz. Mach die Augen zu.«

»Nein.«

Sie zögerte.

»Ich will dir dabei zusehen«, flüsterte er. Gib ihnen nie mehr Macht als unbedingt nötig. Wiederum Schnurren.

Sie öffnete den Reißverschluss seiner Shorts und beugte sich vor.

Nach nur wenigen Minuten war er fertig. Sie war so talentiert, wie er erwartet hatte - Jennie mochte nur wenige Begabungen besitzen, wusste sie jedoch zu nutzen. Das Resultat war erfreulich, wenngleich Pell ordentlich nachlegen würde, sobald sie in einem Motelzimmer wären. Vorläufig aber war er zufrieden.

Er sah ihr in die Augen. »Du bist wunderbar, mein Liebling. Das war etwas ganz Besonderes.«

Sie war so besoffen von ihren Gefühlen, dass sogar dieses abgedroschene Pornogeschwätz für sie wie eine Liebeserklärung aus einem altmodischen Roman klang.

»Oh, Daniel.«

Er lehnte sich zurück und zog sich wieder an. Jennie knöpfte die Bluse zu. Pell betrachtete den rosafarbenen Stoff, die Stickerei, die Metallspitzen am Kragen. Sie bemerkte es. »Gefällt sie dir?«

»Sie ist hübsch.« Er sah aus dem Fenster und ließ den Blick über die umliegenden Felder schweifen. Nicht wegen der Polizei, sondern wegen Jennie.

Er wusste, dass sie nun selbst die Bluse begutachtete. »Die ist schrecklich rosa«, sagte sie unschlüssig. »Vielleicht zu sehr. Ich habe sie einfach gesehen und mir gedacht, die kaufe ich.«

»Nein, sie ist in Ordnung. Sieht interessant aus.«

Sie beäugte den Perlenbesatz, die Stickerei, die Manschetten. Wahrscheinlich musste sie eine ganze Woche arbeiten, um sich ein solches Kleidungsstück leisten zu können.

»Falls du möchtest, ziehe ich mich später um.«

»Nein, behalt sie ruhig an, wenn sie dir gefällt«, sagte er in genau dem richtigen Tonfall, wie ein Sänger, der eine schwierige Note traf. Er warf einen letzten Blick auf die Bluse, beugte sich hinüber und küsste Jennie - selbstverständlich auf die Stirn, nicht auf den Mund. Dann schaute er wieder hinaus auf das Feld. »Wir sollten weiterfahren.«

»Sicher.« Sie wollte, dass er ihr mehr über die Bluse erzählte. Was stimmte daran nicht? Konnte er Rosa nicht ausstehen? Hatte eine Exfreundin eine solche Bluse besessen? Sahen ihre Brüste darin klein aus?

Aber er sagte natürlich nichts.

Jennie lächelte, als er ihr Bein berührte und sie den Gang einlegte. Dann kehrte sie zur Straße zurück und blickte noch einmal an sich hinunter. Pell wusste, dass sie diese Bluse nie wieder anziehen würde. Er hatte vorgehabt, sie zum Wegwerfen des Kleidungsstücks zu bewegen, und er war sich ziemlich sicher, dass es ihm gelungen war.

Ironischerweise stand die Bluse ihr sehr gut und gefiel ihm durchaus.

Aber indem er subtil sein Missfallen äußerte und Jennies Reaktion beobachtete, erhielt er einen verlässlichen Eindruck von ihrem Charakter. Wie beeinflussbar sie war, wie loyal.

Genau wie ein guter Lehrer, der Klassenarbeiten schreiben ließ und seine Schüler im Unterricht befragte, um stets über ihre Fortschritte auf dem Laufenden zu bleiben.

Michael O'Neil saß in Dances Büro, hatte die Füße auf den verschrammten Beistelltisch gelegt und kippelte auf den Hinterbeinen des Stuhls vor und zurück. So saß er am liebsten. (Aus kinesischer Sicht führte Dance diese Angewohnheit auf seine nervöse Energie zurück - und auf einige andere Punkte, die sie nicht tiefer ergründen wollte, weil sie ihm so nahestand.)

Er, TJ Scanion und Dance starnten ihr Telefon an, aus dessen Lautsprecher die Stimme des Computertechnikers der Strafanstalt Capitola erklang. »Pell ist gestern online gegangen, hat aber anscheinend keine E-Mails verschickt - zumindest nicht diesmal. Was vorher passiert ist, lässt sich nicht mehr feststellen. Gestern ist er nur im Netz gesurft. Er hat zwar die besuchten Seiten gelöscht, aber seine Suchanfragen vergessen. Ich weiß, wonach er gesucht hat.«

»Reden Sie weiter.«

»Er hat bei Google die Begriffe >Alison< und >Nimue< eingegeben und die Suche auf Seiten beschränkt, die beide Begriffe aufweisen.«

Dance ließ es sich buchstabieren.

»Dann hat er nach >Helter Skelter< gesucht.«

O'Neil und Dance sahen sich besorgt an. Das war der Titel eines Beatles-Songs, von dem Charles Manson besessen gewesen war. Er hatte mit dem Begriff den in Amerika angeblich bevorstehenden Rassenkrieg bezeichnet. Es war außerdem der Titel eines preisgekrönten Buches über den Kultführer Manson und dessen Morde, verfasst von dem Mann, der ihn angeklagt hatte.

»Dann ist er auf Visual-Earth.com gewechselt. Wie Google Earth. Man kann sich dort Satellitenbilder von praktisch jedem Ort der Welt ansehen.«

Prima, dachte Dance. Aber sie irrte sich. Es gab keine Möglichkeit, die von ihm betrachteten Orte nachzuvollziehen.

»Es könnten Highways in Kalifornien gewesen sein, aber auch Paris, Key West oder Moskau.«

»Und was ist „Nimue“?«

»Keine Ahnung.«

»Steht es für irgendetwas in Capitola?« »Nein.«

»Heißt eine der Angestellten dort Alison?«

»Nein«, antwortete die körperlose Stimme des Technikers. »Doch ich wollte noch sagen, dass ich vielleicht herausfinden kann, welche Seiten er besucht hat. Das hängt davon ab, ob er die Daten bloß gelöscht oder aber neu überschrieben hat. Im letzteren Fall besteht keine Chance. Falls er die Daten nur gelöscht hat, finde ich sie womöglich noch irgendwo in den freien Sektoren der Festplatte.«

»Dafür wären wir Ihnen sehr dankbar«, sagte Dance.

»Ich mache mich gleich an die Arbeit.«

Sie bedankte sich und unterbrach die Verbindung.

»TJ, überprüf >Nimue<..«

Seine Finger huschten über die Tastatur. Die Ergebnisse kamen auf den Schirm, und TJ fing an zu scrollen. »Mehrere hunderttausend Treffer«, sagte er nach einigen Minuten. »Wie es aussieht, benutzen unzählige Leute diesen Begriff im Internet als Pseudonym.«

»Jemand, den er im Netz kennengelernt hat«, sagte O'Neil. »Oder ein Spitzname. Oder ein echter Nachname.« TJ wandte den Blick nicht vom Monitor ab und fuhr fort. »Es ist außerdem ein Warenname: Kosmetik, Elektrogeräte - hm, Sexartikel ... so was hab ich ja noch nie gesehen.« »TJ«, schimpfte Dance.

»Verzeihung.« Er scrollte weiter. »Interessant. Die meisten Verweise beziehen sich auf König Artus.« »Wie in Camelot?«

»Schätze schon.« Er überflog einige Zeilen. »Nimue war die Herrin des Sees. Dieser Zauberer, Merlin, hat sich in sie verliebt -er war ungefähr hundert und sie war sechzehn. Damit schaffst du es garantiert in eine Nachmittagstalkshow.« Er las weiter. »Merlin hat eine Zauberin aus ihr gemacht. Oh, und sie hat König Artus dieses magische Schwert gegeben.«

»Excalibur«, sagte O'Neil.

»Was?«, fragte TJ.

»Das Schwert. Excalibur. Haben Sie denn noch nie was davon gehört?«

»Nein, ich hab auf der Uni keinen Kurs in Langweiligm Altem Zeug belegt.«

»Ich vermute, dass er versucht hat, jemanden zu finden«, sagte Dance. »Gleiche >Nimue< mit >Pell< ab, dann mit >Alison<, Kalifornien, >Carmel<, >Croyton<... noch was?«

»Die Frauen«, schlug O'Neil vor. »Sheffield, McCoy, Whitfield.«

»Gut.«

Nach mehreren Minuten eifriger Tastengeklappers sah TJ zu Dance herüber. »Tut mir leid, Boss. Nichts.«

»Such die Begriffe im VICAP und den anderen großen kriminologischen Datenbanken.«

»Mach ich.«

Dance starrte die Worte an, die sie sich aufgeschrieben hatte. Was steckte dahinter? Warum hatte er es riskiert, ins Internet zu gehen, um sie zu überprüfen?

Heiter Skelter, Nimue, Alison...

Und was hatte er sich bei Visual-Earth angesehen? Einen Ort, an den er fliehen oder in den er einbrechen wollte? »Was sagt die Spurensicherung?«, fragte sie O'Neil. Der Detective zog seine Notizen zu Rate. »Nichts, das uns auf Anhieb weiterhilft. Fast alles ist verbrannt oder geschmolzen. Das Benzin war in Plastikmilchflaschen in einem billigen Koffer mit Rollen. Den gibt's

überall zu kaufen - bei Wal-Mart, Target und anderen großen Supermärkten. Der feuerfeste Beutel und der Anzug stammen von einer Firma namens Protection Equipment in New Jersey. Das Zeug ist auf der ganzen Welt erhältlich, wird aber vor allem in Südkalifornien verkauft.« »Wegen der vielen Flächenbrände?«

»Wegen der Filme. An Stuntmen. Es gibt ein Dutzend Fachgeschäfte, aber das nützt uns nur wenig. Die Artikel haben keine Seriennummern, und weder von dem Beutel noch von dem Anzug konnten Fingerabdrücke genommen werden. Die Additive im Benzin verraten uns, dass es bei BP gekauft wurde, aber wir können es nicht auf eine bestimmte Tankstelle eingrenzen. Die Zünd-schnur wurde selbst gebastelt. Ein Seil, das mit langsam brennenden Chemikalien getränkt worden ist. Auch davon ist nichts zurückverfolgbar.«

»TJ, was gibt's Neues von der Tante?«

»Bislang nichts. Ich rechne jeden Moment mit einem Durchbruch.«

Ihr Telefon klingelte. Es war ein weiterer Anruf aus Capitola. Im Büro der Direktorin saß der Mitgefahrene, der behauptete, Informationen über Daniel Pell zu besitzen. Ob Dance nun mit ihm sprechen wolle.

»Natürlich.« Sie drückte den Knopf des Lautsprechers. »Ich bin Agent Dance. Bei mir ist Detective O'Neil.« »Hallo. Ich bin Eddie Chang.«

»Eddie sitzt fünf bis acht Jahre für einen Banküberfall ab«, warf die Direktorin ein.

»Wie gut haben Sie Daniel Pell gekannt?«, fragte Dance.

»Nicht sehr gut. Das hat niemand. Aber ich war, wie soll ich sagen, keine Bedrohung für ihn. Also war er mir gegenüber etwas offener.«

»Und Sie wissen etwas über ihn?«

»Ja, Ma'am.«

»Warum helfen Sie uns?«, fragte O'Neil.

»Ich kann in sechs Monaten auf Bewährung rauskommen. Wenn ich Ihnen helfe, wird das beim Ausschuss für mich sprechen. Natürlich vorausgesetzt, dass Sie Pell bis dahin fangen. Falls nicht, bleibe ich lieber freiwillig hier im Knast, wo ich doch jetzt über ihn auspacke.«

»Hat Pell seine Freundinnen oder jemanden draußen erwähnt? Vor allem eine bestimmte Frau?«, fragte O'Neil.

»Er hat mit all den Frauen geprahlt, die er schon hatte. Er hat regelrecht Geschichten erzählt. Es war, als würde man einen Porno schauen. O Mann, diese Geschichten waren klasse.«

»Können Sie sich an Namen erinnern? War eine gewisse Alison dabei?«

»Er hat nie Namen genannt.«

Nach dem, was Tony Waters ihr erzählt hatte, ging Dance davon aus, dass Pell die Sexgeschichten erfand, um von den anderen Häftlingen im Gegenzug Gefälligkeiten einzufordern.

»Also, was möchten Sie uns mitteilen?«, fragte sie.

»Ich hab eine Ahnung, wohin er unterwegs sein könnte.« Dance und O'Neil sahen sich an. »In die Nähe von Acapulco. Dort in den Bergen gibt es eine Stadt namens Santa Rosario.«

»Wieso ausgerechnet dorthin?«

»Okay, so vor ungefähr einer Woche saßen wir rum und quatschten, und bei uns war ein neuer Häftling, Felipe Rivera. Er hatte während eines Autodiebstahls um sich geballert und wartete nun auf die Verkündung seines Strafmaßes. Na jedenfalls, wir redeten, und Pell fand heraus, dass Rivera aus Mexiko stammt. Also fragte Pell ihn nach diesem Santa Rosario. Rivera hatte noch nie davon gehört, aber Pell wollte unbedingt mehr darüber herausfinden und fing an, den Ort zu beschreiben, als würde er versuchen, seinem Gedächtnis auf die Sprünge zu helfen. Es gibt da eine heiße Quelle, es sind

keine größeren Highways in der Nähe, und es liegt an einem steilen Berg... Doch Rivera konnte nichts damit anfangen. Dann hörte Pell plötzlich auf und wechselte das Thema. Daher dachte ich mir, dass er vielleicht dorthin will.«

»Hatte er davor jemals von Mexiko gesprochen?«, fragte Dance.

»Kann sein. Aber ich weiß es nicht.«

»Denken Sie an die letzten sechs oder zwölf Monate zurück, Eddie. Hat Pell jemals irgendeinen Ort erwähnt, an dem er gern wäre?«

Wieder eine Pause. »Nein, tut mir leid. Er hat nie so was gesagt wie, Mann, da muss ich auf jeden Fall hin, weil's da so geil ist, oder so.«

»Hat er sich für irgendeinen Ort einfach nur interessiert? Oder besondere Neugier geäußert?«

»Oh, he, er hat ein paar Mal von diesem Mormonendings gesprochen.«

»Salt Lake City?«

»Nein, von dem Staat. Utah. Ihm hat gefallen, dass man da jede Menge Ehefrauen haben kann.« Seine Familie...

»Er sagte, in Utah würde die Polizei dir nicht auf den Sack gehen, weil dort die Mormonen das Sagen haben und es nicht ausstehen können, wenn das FBI oder die Staatspolizei herumschnüffeln. In Utah kann man machen, was man will.«

»Wann hat er Ihnen das erzählt?«

»Ich weiß nicht mehr. Vor einer Weile. Letztes Jahr. Dann noch mal vor etwa einem Monat.«

Dance sah O'Neil an, und er nickte.

»Ich rufe gleich zurück. Können Sie eine Minute warten?«

Chang lachte auf. »Wohin sollte ich schon gehen?«

Sie unterbrach die Verbindung und rief nacheinander Linda Whitfield und Rebecca Sheffield an. Keine der

Frauen konnte sich daran erinnern, dass Pell jemals Interesse an Mexiko oder Utah geäußert hätte. Hinsichtlich der Polygamie der Mormonen sagte Linda, er habe sie nie erwähnt. Rebecca lachte. »Pell hatte Spaß daran, mit mehreren Frauen zu Polygamie der Mormonen sagte Linda, er habe sie nie erwähnt. Rebecca lachte. »Pell hatte Spaß daran, mit mehreren Frauen zu

Dance und O'Neil gingen zu Charles Overbys Büro und berichteten ihm von den möglichen Zielen, den drei Begriffen aus Pells Google-Suche und den Ergebnissen der Spurensicherung.

»Acapulco?«

»Nein. Das war eine falsche Fährte, da bin ich sicher. Er hat erst letzte Woche und vor anderen Häftlingen danach gefragt. Das ist zu offensichtlich. Utah käme schon eher in Betracht. Aber ich muss noch mehr herausfinden.«

»Tja, dann machen Sie mal ordentlich Dampf, Kathryn«, sagte Overby. »Gerade eben hat die New York Times angerufen.« Sein Telefon klingelte. »Sacramento auf Leitung zwei, Charles«, rief seine Assistentin. Er seufzte und nahm den Hörer ab.

Dance und O'Neil gingen hinaus. Als sie den Korridor betraten, klingelte auch das Telefon des Detectives. Unterwegs warf Dance ihm mehrere Blicke zu. Michael O'Neils Gefühlsregungen blieben fast immer so gut wie unsichtbar, aber Dance konnte sie erkennen. Sie folgte, dass der Anruf mit Juan Miliar zu tun hatte, und sah, wie bestürzt O'Neil über die Verwundung seines Kollegen war. Kathryn konnte sich nicht erinnern, wann sie ihn das letzte Mal so aufgewühlt erlebt hatte.

O'Neil unterbrach die Verbindung und fasste Millars Zustand in wenigen Worten zusammen: genau wie vorher, aber der Detective war ein- oder zweimal zu sich gekommen.

»Fahr zu ihm«, sagte Dance.

»Sicher?«

»Ich hab hier alles im Griff.«

Dance kehrte in ihr Büro zurück und schenkte sich aus der Kanne, die unweit von Maryellen Kresbach stand, noch einen Kaffee ein. Die Assistentin sagte nichts mehr von irgendwelchen Anrufen, obwohl es sie sehr viel Selbstbeherrschung kostete, das konnte Dance spüren.

Brian hat angerufen...

Diesmal nahm sie sich einen der Schokoladenkekse, von denen sie geträumt hatte. Von ihrem Schreibtisch aus rief sie Chang und die Direktorin zurück.

»Eddie, ich möchte etwas versuchen. Ich will, dass Sie mir mehr über Pell erzählen. Alles, woran Sie sich erinnern können. Was er gesagt hat, was er gemacht hat. Worüber er lachen konnte, weswegen er wütend geworden ist.«

Eine Pause. »Ich weiß nicht, was ich Ihnen sagen soll, ehrlich.« Er klang verwirrt.

»He, ich hab eine Idee. Nehmen wir an, jemand hätte für mich ein Rendezvous mit Pell arrangiert. Was würden Sie mir über ihn erzählen, bevor ich mit ihm ausgehe?«

»Eine Verabredung mit Daniel Pell? Mann, das ist ein verflucht unheimlicher Gedanke.«

»Tun Sie Ihr Bestes, Amor.«

... Dreizehn

Dance saß in ihrem Büro und hörte wieder mal den Frosch quaken. Sie nahm ihr Mobiltelefon.

Der Anrufer war Rey Carraneo, der ihr mitteilte, dass der Mann in dem Versandgeschäft am San Benito Way in Sahnas sich tatsächlich an eine Frau erinnern konnte, die vor etwa einer Woche in den Laden gekommen war.

»Aber sie hat nichts abgeschickt, Agent Dance. Sie wollte bloß wissen, wann die verschiedenen Paketdiensste dort vorbeikommen. Worldwide Express sei der pünktlichste, hat er ihr gesagt. Man könne die Uhr danach stellen. Er hätte sich nichts dabei gedacht, nur dass ihm die Frau einige Tage später draußen aufgefallen ist, wie sie auf der anderen Straßenseite auf einer Parkbank saß. Ich schätze, sie hat die Zeiten selbst überprüft.«

Leider reichte es nicht für ein EFIS-Bild, denn die Frau hatte auch dort eine Baseballmütze und die dunkle Sonnenbrille getragen. Ihren Wagen hatte der Mann ebenfalls nicht gesehen.

Sie beendeten das Gespräch, und Dance fragte sich erneut, wann man wohl die Leiche des Kurierfahrers finden würde.

Noch mehr Gewalt, noch mehr Tod, eine weitere Familie ins Unglück gestürzt.

Die Kreise der Konsequenzen können sich fast unendlich weit ausbreiten.

Gerade als ihr diese Worte Morton Nagles in den Sinn kamen, rief Michael O'Neil an. Und zufälligerweise hatte sein Anruf mit dem Schicksal des besagten Fahrers zu tun.

Dance saß am Steuer ihres Taurus.

Im CD-Spieler bemühten die ursprünglichen Fairfield Four sich nach Kräften, sie mit einem Gospel von dem morgendlichen Blutbad abzulenken: »I'm Standing in the safety zone...«

Musik war Kathryn Dances Rettungsanker. Für sie bestand die Polizeiarbeit nicht aus Reagenzgläsern und Computermonitoren, sondern aus Menschen. Ihr Beruf verlangte von ihr, sich mit Kopf, Herz und Gefühl auf die Leute einzulassen und nah bei ihnen zu bleiben, damit sie den Wahrheiten auf die Spur kam, die jene Leute nicht preisgeben wollten. Die Verhöre waren in der Regel schwierig und bisweilen sehr belastend, denn die Erin-

nerung an die Aussagen und Taten, an die oftmals schrecklichen Verbrechen der Verdächtigen ließ sie nie ganz los.

Wenn Alan Stivells keltische Harfenmelodien oder Natty Bos und Beny Billys temperamentvoller Cubano-Ska oder Lightnin' Hopkins' rohe, kraftvolle Akkorde in Kathryns Ohren und Gedanken hallten, übertönten sie meistens die entsetzlichen Gespräche mit Vergewaltigern, Mördern und Terroristen.

Nun verlor Dance sich in den verrauschten Tönen der Musik, die vor einem halben Jahrhundert entstanden war.

»Roll, Jordan, roll...«

Fünf Minuten später bog sie im Nordteil von Monterey unweit der Munras Avenue in ein Büroviertel ein und stieg aus. Sie betrat das ebenerdige Parkhaus, in dem der rote Honda Civic des Worldwide-Express-Fahrers stand. Der Kofferraum war offen, das Blech mit Blut beschmiert. O'Neil und ein Beamter der Stadtpolizei standen daneben.

Es war noch jemand bei ihnen.

Billy Gilmore, der Fahrer, von dem Dance mit Sicherheit angenommen hatte, dass er Pells nächstes Opfer geworden war. Zu ihrer Verblüffung hatte man ihn quickebendig vorgefunden.

Der stämmige Mann hatte ein paar blaue Flecke und trug einen Verband um die Stirn - unter dem die Wunde lag, aus der offenbar das Blut stammte -, aber wie sich herausstellte, hatte nicht Pell ihm die Verletzungen zugefügt. Bei dem Versuch, es sich im Kofferraum etwas bequemer zu machen, hatte Billy sich versehentlich am Kopf geschnitten. »Ich habe nicht versucht, mich zu befreien. Dazu hatte ich zu viel Angst. Aber jemand muss mich wohl gehört haben und hat die Polizei verständigt. Pell hatte mir befohlen, drei Stunden da drinnen auszu-

harren. Andernfalls würde er meine Frau und meine Kinder töten.«

»Es geht ihnen gut«, sagte O'Neil zu Dance. »Wir haben sie in Schutzhaft genommen.« Er fasste Billys Aussage zusammen. Pell hatte erst den Lieferwagen, dann den Honda benutzt. Und er war definitiv bewaffnet.

»Wie war er angezogen?«

»Kurze Hose, dunkler Anorak, Baseballmütze, glaube ich. Keine Ahnung. Ich konnte nicht mehr klar denken.«

O'Neil gab die neue Personenbeschreibung an die Straßensperren und Streifen weiter.

Pell hatte Billy nicht zu erkennen gegeben, wohin er letztlich wollte, hatte aber mit deutlichen Richtungsangaben dieses Parkhaus angesteuert. »Er wusste genau, wo es lag und dass hier nichts los sein würde.«

Die Komplizin hatte natürlich auch diesen Ort überprüft. Die beiden hatten sich hier getroffen und waren vermutlich nach Utah aufgebrochen.

»Können Sie sich noch an irgendetwas anderes erinnern?«, fragte Dance.

Billy sagte, unmittelbar nachdem der Kofferraumdeckel zugeschlagen worden sei, habe er noch einmal Pells Stimme gehört. »Ist jemand bei ihm gewesen?«

»Nein, da war nur er. Ich glaube, er hat jemanden angerufen. Er hatte mein Telefon.«

»Ihr Telefon?«, fragte Dance überrascht und schaute zu O'Neil, der sofort die technische Abteilung des Sheriffs Office benachrichtigte. Die Kollegen sollten sich mit dem Mobilfunkanbieter des Fahrers in Verbindung setzen, um das Telefon aufzuspüren.

Dance fragte, ob Billy verstanden habe, was Pell gesagt hatte. »Nein. Das war bloß undeutliches Gemurmel.« O'Neils Telefon klingelte. Er hörte eine Weile zu. »Nichts«, sagte er dann zu Dance. »Das Gerät wurde entweder zerstört, oder der Akku ist leer. Es lässt sich kein Signal feststellen.«

Dance sah sich um. »Er hat es irgendwo weggeworfen. Hoffentlich in der Nähe. Jemand sollte in den Mülleimern nachsehen -und in den Gullys.«

»Außerdem im Gebüsch«, sagte O'Neil und betraute zwei seiner Deputies mit der Aufgabe.

TJ kam hinzu. »Er war also tatsächlich hier. Nenn mich verrückt, Boss, aber ich würde eine ganz andere Strecke nehmen, falls ich nach Utah wollte.«

Ob Pell nach Utah unterwegs war oder nicht, sein Abstecher nach Monterey schien ungewöhnlich. Es war eine kleine Stadt, in der er leicht entdeckt werden konnte. Überdies gab es hier weitaus weniger Fluchtrouten, als wenn er nach Osten, Norden oder Süden gefahren wäre. Ein riskanter Ort, um sich mit seiner Komplizin zu treffen, aber ein brillanter Schachzug. In Monterey hätten sie zuletzt mit ihm gerechnet.

An Dance nagte noch eine andere Frage.

»Billy, bitte verstehen Sie mich nicht falsch, aber wie- so sind Sie noch am Leben?«

»Ich... Na ja, ich hab ihn angefleht, mir nichts zu tun. Ich bin praktisch auf Händen und Knien gekrochen. Es war ganz schön peinlich.«

Und es war gelogen. Dance brauchte sich gar nicht erst einen grundlegenden Eindruck zu verschaffen, um zu erkennen, wie angespannt der Mann war. Billy sah weg und wurde rot.

»Ich muss die Wahrheit wissen. Es könnte wichtig sein«, drängte sie.

»Ehrlich. Ich hab geweint wie ein Baby. Ich glaube, ich habe ihm leidgetan.«

»Daniel Pell hat in seinem ganzen Leben noch nie so etwas wie Mitleid empfunden«, sagte O'Neil. »Reden Sie weiter«, sagte Dance sanft.

»Also, na gut...« Er schluckte vernehmlich, und sein Gesicht lief leuchtend rot an. »Wir haben eine Vereinbarung getroffen. Er wollte mich umbringen, da bin ich si-

cher. Ich sagte, falls er mich am Leben ließe...« Ihm stiegen Tränen in die Augen. Es fiel Dance schwer, sein Elend mit anzusehen, aber sie musste verstehen, was in Pell vorging und warum dieser Mann noch lebte, während zwei andere unter ähnlichen Umständen ermordet worden waren. »Nur Mut«, sagte sie.

»Ich sagte, falls er mich am Leben ließe, würde ich tun, was er verlangt. Ich dachte an Geld oder so. Aber er wollte, dass ich... Wissen Sie, er hat das Foto meiner Frau gesehen, und sie hat ihm gefallen. Also hat er mich aufgefordert, ihm zu beschreiben, was wir zusammen gemacht haben. Sie wissen schon, intime Dinge.« Er starrte den Betonboden des Parkdecks an. »Er wollte alle Einzelheiten. Ich meine... wirklich alles.«

»Was noch?«, hakte Dance nach.

»Das war alles. Es war so peinlich.«

»Billy, bitte erzählen Sie es mir.«

Er sah wieder nach unten, und seine Augen waren immer noch voller Tränen. Sein Unterkiefer zitterte.
»Was?«

Billy atmete tief durch. »Er hat meine Telefonnummer von zu Hause. Und er sagte, er würde mich irgendwann abends anrufen. Vielleicht nächsten Monat, vielleicht in einem halben Jahr. Ich müsse immer damit rechnen. Und wenn er anrief, sollten meine Frau und ich ins Schlafzimmer gehen und... Sie wissen schon...« Die Worte blieben ihm im Hals stecken. »Ich sollte den Hörer neben die Gabel legen, damit er uns zuhören könnte. Pam sollte einige Sachen sagen, die er mir genannt hat.«

Dance sah zu O'Neil, der leise ausatmete. »Wir werden ihn erwischen, bevor es dazu kommt.«

Der Mann wischte sich über die Augen. »Fast hätte ich gesagt: >Nein, du Arschloch. Dann bring mich lieber um.< Aber ich konnte nicht.«

»Kommen Sie, wir bringen Sie nun zu Ihrer Familie. Sie könnten eine Weile die Stadt verlassen.« »Ich hätte es

fast zu ihm gesagt, ehrlich.« Ein Sanitäter führte ihn zurück zum Krankenwagen.

»Verdammst noch mal, womit haben wir es hier zu tun?«, flüsterte O'Neil.

Und nahm Dance damit die Worte aus dem Mund.

»Detective, ich hab ein Telefon gefunden«, rief ein Deputy des MCSO und kam zu ihnen. »Es lag ein Stück die Straße hinauf in einem Abfalleimer. Der Akku war auf der anderen Straßenseite, in einer anderen Mülltonne, und die SIM-Karte ebenfalls.«

»Gute Arbeit«, lobte O'Neil.

TJ reichte Dance ein Paar Latexhandschuhe. Sie zog sie an, nahm das Telefon und setzte den Akku und die Karte wieder ein. Dann schaltete sie das Gerät ein und scrollte durch die Liste der letzten Anrufe. Seit dem Ausbruch waren keine Gespräche eingegangen, aber fünf getätigt worden. Dance rief die Nummern O'Neil zu, der erneut seine Techniker am Apparat hatte. Sie überprüften die jeweiligen Anschlüsse.

Die erste Nummer existierte gar nicht; sogar die Vorwahl war falsch - was bedeutete, dass das vermeintliche Gespräch mit einem Komplizen hinsichtlich Billys Familie niemals stattgefunden hatte. Der Kurierfahrer hatte lediglich eingeschüchtert werden sollen, damit er tat, was Pell von ihm verlangte.

Der zweite und der dritte Anruf waren an eine Nummer erfolgt, die zu einem Prepaid-Mobiltelefon gehörte. Das Gerät war gegenwärtig ausgeschaltet oder zerstört; es gab kein Signal, das man hätte anpeilen können.

Die letzten beiden Nummern erwiesen sich als aufschlussreicher. Der erste Anruf hatte der Telefonauskunft von Utah gegolten. Die letzte Nummer - die Pell offenbar bei der Auskunft erfragt hatte - gehörte zu einem Campingplatz außerhalb von Salt Lake City.

»Bingo«, sagte TJ.

Dance rief die Nummer an und identifizierte sich als Ermittlungsbeamtin. Dann erkundigte sie sich nach dem Anruf, der nun etwa vierzig Minuten zurücklag. Die Frau am anderen Ende erklärte, sie könne sich gut daran erinnern. Ein Mann aus Missouri, der nach Westen unterwegs war, hatte wissen wollen, wie hoch die wöchentliche Stellplatzgebühr für ein kleines Wohnmobil sein würde.

»Hat zu der Zeit noch jemand angerufen?« »Meine Mutter und zwei der Gäste hier, die sich über ein paar Kleinigkeiten beschwert haben. Das war alles.« »Hat der Mann gesagt, wann er eintreffen würde?« »Nein.«

Dance bedankte sich und bat die Frau, sie sofort zu verständigen, falls der Mann sich noch einmal meldete. Dann setzte sie O'Neil und TJ über den Inhalt des Gesprächs in Kenntnis und rief die Utah State Police an. Sie kannte den Captain in Salt Lake City und schilderte ihm die Situation. Die USP würde sofort ein Überwachungsteam zu dem Campingplatz schicken.

Dance schaute zu dem bedrückten Kurierfahrer, der wieder zu Boden starrte. Der Mann würde für den Rest seines Lebens mit dem erlittenen Schrecken leben müssen - wobei ihm womöglich nicht so sehr die Entführung zu schaffen machte als vielmehr die entwürdigende Übereinkunft mit Pell.

Sie dachte an Morton Nagle; Billy war mit dem Leben davongekommen, zählte nun aber dennoch zu Daniel Pells Opfern.

»Soll ich Overby von Utah erzählen?«, fragte TJ. »Er wird wollen, dass alle Behörden verständigt werden.«

In diesem Moment klingelte Dances Telefon. »Warte noch«, wies sie ihren Kollegen an und nahm das Gespräch entgegen. Es war der Computerspezialist aus der Strafanstalt Capitola. Der junge Mann berichtete aufgereggt, dass es ihm gelungen war, eine der Internetseiten

zu finden, die Pell besucht hatte. Sie hatte mit der »Helter-Skelter«-Suche zu tun.

»Das war ganz schön gerissen«, sagte der Mann. »Ich glaube nicht, dass es ihm um den eigentlichen Begriff gegangen ist. Er hat ihn nur benutzt, um ein Forum zu finden, das sich um Verbrechen und Morde dreht. Es nennt sich >Manslaughter< - >Tot-schlag<. Dort gibt es verschiedene Unterforen, je nach Art des Verbrechens. Das für Serienmörder heißt >Der Bundy-Effekt<. Sie wissen schon, nach Ted Bundy. >Helter Skelter< hat Kultmörder zum Thema. Ich habe eine Nachricht gefunden, die am Samstag hinterlassen worden ist, und ich schätze, sie war für ihn bestimmt.«

»Und er hat nicht direkt die Adresse >Manslaughter.com< eingegeben, damit wir die Seite nicht finden würden, falls wir den Computer überprüfen«, sagte Dance.

»Richtig. Stattdessen hat er die Suchmaschine benutzt.«

»Clever. Können Sie herausfinden, wer die Nachricht hinterlassen hat?«

»Nein, die betreffende Person ist anonym geblieben. Man kann es unmöglich zurückverfolgen.« »Und was stand dort?«

Er las ihr die kurze Botschaft vor, die nur aus wenigen Zeilen bestand. Sie war ganz eindeutig für Pell bestimmt gewesen, denn sie enthielt letzte Einzelheiten zu der Flucht. Am Ende hatte der Verfasser noch etwas hinzugefügt. Dance schüttelte den Kopf. Es ergab keinen Sinn.

»Verzeihung, könnten Sie das bitte wiederholen.«

Er kam der Aufforderung nach.

»Okay«, sagte Dance. »Haben Sie vielen Dank. Und schicken Sie mir bitte eine Kopie der Nachricht.« Sie nannte ihm ihre E-Mail-Adresse.

»Falls ich noch etwas für Sie tun kann, lassen Sie es mich wissen.«

Dance unterbrach die Verbindung, stand einen Moment lang schweigend da und dachte über den Wortlaut der Botschaft nach. O'Neil bemerkte ihre sorgenvolle Miene, verschonte sie aber mit Fragen.

Kathryn überlegte und kam dann zu einem Entschluss. Sie rief Charles Overby an und berichtete ihm von dem Campingplatz in Utah. Ihr Chef war hocherfreut.

Danach ging sie noch einmal das Gespräch durch, das sie und Eddie Chang über das imaginäre Rendezvous mit Daniel Pell geführt hatten. Sie rief Rey Carraneo an und erteilte ihm einen weiteren Auftrag.

Der junge Kollege war hörbar irritiert. »Äh, na klar, Agent Dance«, sagte er verunsichert. »Glaube ich zumindest.«

Sie konnte es ihm nicht verübeln; die Aufgabe war, gelinde gesagt, unorthodox. Dennoch ermahnte sie ihn: »Sputen Sie sich.«

»Hä?«

Anscheinend kannte er den Ausdruck nicht. »Machen Sie schnell!«

... Vierzehn

»Wir nehmen Sandbutt.«

»Einverstanden«, sagte Jennie. »Was ist das?«

»Ein kleiner Fisch. Wie Sardellen, aber nicht salzig. Sandwiches, bitte. Ich möchte zwei. Du auch?«

»Mir reicht eines, Schatz.«

»Tu nachher Essig drauf. Der steht auf den Tischen.«

Jennie und Pell waren in Moss Landing, nördlich von Monterey. Am Ufer stand mit hoch aufragenden Schornsteinen ein riesiges Kraftwerk. Jenseits des Highways gab es einen schmalen Streifen Land, eine kleine Insel,

die nur über eine Brücke zu erreichen war. Auf diesem Stück sandigen Bodens waren nicht nur diverse Firmen und Kaianlagen angesiedelt, sondern auch das verschach-telte, große Gebäude, in dem Pell und Jennie sich nun befanden: Jack's Seafood. Es existierte seit einem Dreivierteljahrhundert. An den fleckigen, verschrammten Tischen hatten schon John Steinbeck, Joseph Campbell und Henry Miller - sowie Flora Woods, Montereys berühmteste Puffmutter - gesessen, gestritten, gelacht und getrunken, bis der Laden schloss und manchmal auch noch sehr viel länger.

Heutzutage war das Jack's ein kommerzieller Fangbetrieb, ein Fischmarkt und ein gemütliches Restaurant, alles in einem. Anders als in den lebhaften vierziger und fünfziger Jahren traf man hier nun deutlich weniger Bohémiens an, aber dafür hatte der Laden es bis ins Fernsehen geschafft.

Pell kannte ihn noch aus der Zeit, als die Familie unweit von hier in Seaside gewohnt hatte. Damals waren sie nur selten gemeinsam essen gegangen, aber er hatte Jimmy oder Linda oft hergeschickt, damit sie Sandwiches, Pommes frites und Krautsalat kauften. Er war ganz verrückt nach dem Essen und freute sich aufrichtig, dass es das Restaurant noch gab.

Auf der Halbinsel blieb noch einiges zu erledigen, doch das musste ein wenig warten. Außerdem kam er fast um vor Hunger und nahm an, dass er sich in die Öffentlichkeit wagen konnte. Die Polizei würde nicht nach einem fröhlichen Touristenpärchen Ausschau halten - vor allem nicht hier, da man glaubte, er sei inzwischen schon halb in Utah. Wenigstens hatte er das in den Radionachrichten gehört - irgendein aufgeblasener Arsch namens Charles Overby hatte eine entsprechende Verlautbarung gemacht.

Beim Jack's gab es eine offene Veranda mit Blick auf die Fischerboote und die Bucht, aber Pell wollte drin-

nenbleiben und die Tür im Auge behalten. Er nahm am Tisch Platz und widerstand dem Impuls, die unbequeme Automatikpistole hinten in seinem Hosenbund zurechtzurücken. Jennie setzte sich neben ihn und drückte ihr Knie gegen seines.

Pell nippte an seinem Eistee. Er schaute zu Jennie und sah, dass sie eine Vitrine musterte, in der sich große Torten drehten. »Möchtest du nach den Sandwiches einen Nachtisch?« »Nein, Schatz. Die sehen nicht allzu gut aus.« »Nicht?« Für ihn sahen sie sogar ausgesprochen gut aus, und dabei war Pell gar nicht mal so sehr auf Süßigkeiten versessen. Aber das hier waren ein paar verdammt prächtige Torten. In Capitola hätte man für ein einziges Stück eine ganze Stange Zigaretten bekommen können.

»Die bestehen bloß aus Zucker, Weißmehl und Geschmacksstoffen. Vielleicht noch aus Maissirup und billiger Schokolade. Die Optik stimmt, und sie sind süß, aber sie schmecken nach gar nichts.«

»Würdest du bei deinem Partyservice nicht solche Torten backen?«

»Nein, nein, das käme gar nicht in Frage«, sagte sie angeregt und nickte in Richtung der Vitrine. »Die Leute essen so viel von dem Zeug, weil es nicht satt macht und sie immer mehr wollen. Mein Schokoladenkuchen kommt ganz ohne Mehl aus. Er besteht aus Schokolade, Zucker, gemahlenen Nüssen, Vanille und Eigelb. Dann überziehe ich ihn mit ein wenig Himbeerglasur. Nur ein paar Bissen davon, und man ist glücklich.«

»Klingt ziemlich gut.« Er fand es widerwärtig. Aber sie erzählte ihm von sich, und man musste die Leute stets dazu ermutigen. Mach sie betrunken, lass sie palavern. Wissen war eine bessere Waffe als ein Messer. »Ist das deine Hauptaufgabe? Kuchen zu backen?«

»Nun, das Backen mag ich am liebsten, weil ich dabei alle Schritte unter Kontrolle habe. Ich mache alles

selbst. In den anderen Bereichen werden die Vorarbeiten von anderen Leuten übernommen.«

Kontrolle, dachte er. Interessant. Das musste er sich merken.

»Manchmal arbeite ich auch beim Service. Als Bedienung bekommt man Trinkgelder.«

»Ich wette, du kriegst eine Menge Trinkgeld.«

»Manchmal, ja. Kommt darauf an.«

»Und gefällt es dir?... Worüber lachst du?«

»Einfach nur, weil... ich kann mich nicht erinnern, wann mich zuletzt jemand - ich meine, ein Freund - gefragt hat, ob mir mein Job gefällt... Wie dem auch sei, klar, zu bedienen macht Spaß. Manchmal tue ich so, als würde ich nicht bloß dort arbeiten, sondern als wäre es meine Party, mit meinen Freunden und Angehörigen.«

Draußen vor dem Fenster schwebte eine hungrige Seemöve über einem Poller, landete dann unbeholfen und suchte nach etwas Essbarem. Pell hatte ganz vergessen, wie groß diese Vögel waren.

»Oder wenn ich einen Kuchen backe, zum Beispiel eine Hochzeitstorte«, fuhr Jennie fort. »Manchmal denke ich dann, dass wir nur auf die kleinen Freuden zählen dürfen. Man gibt sich bei dem Kuchen so viel Mühe wie möglich, und die Leute erfreuen sich daran. Oh, nicht für immer. Aber was auf der Welt macht einen schon für immer glücklich?«

Wie wahr. »Ich werde in Zukunft nur noch deinen Kuchen essen.«

Sie lachte auf. »Oh, na klar, Schatz, was denn sonst? Aber ich freue mich, dass du es gesagt hast. Vielen Dank.«

Sie klang plötzlich reif und erwachsen. Mit anderen Worten, sie hatte das Gespräch unter Kontrolle. Pell fühlte sich in die Defensive gedrängt. Es gefiel ihm nicht. Er wechselte das Thema. »Nun, ich hoffe, der

Sandbutt schmeckt dir. Ich mag ihn sehr. Möchtest du noch einen Eistee?«

»Nein, im Augenblick nicht. Sitz einfach nur hier bei mir. Das ist alles, was ich möchte.«

»Lass uns einen Blick auf die Straßenkarten werfen.«

Jennie öffnete ihre Handtasche, nahm die Karten heraus und klappte eine auseinander. Pell sah sie sich an. Ihm fiel auf, wie sehr die Halbinsel sich in den letzten acht Jahren verändert hatte. Dann hielt er inne, weil er sich irgendwie komisch fühlte. Er konnte die Empfindung nicht so recht deuten. Aber sie war sehr angenehm.

Dann begriff er es: Er war frei.

Seine Gefangenschaft, acht Jahre unter der Kontrolle anderer Leute, war vorbei, und er konnte sein Leben von Neuem beginnen. Sobald er seine Angelegenheiten hier geregelt hatte, würde er für immer fortgehen und eine neue Familie gründen. Pell ließ den Blick über die anderen Gäste im Restaurant schweifen. Einige fielen ihm besonders auf: das halbwüchsige Mädchen zwei Tische weiter, dessen Eltern wortlos über ihre Teller gebeugt dasaßen, als wäre jedwede Unterhaltung zu viel verlangt. Die Tochter war etwas mollig und würde sich leicht von zu Hause weglocken lassen, sobald er sie bei Starbucks oder in einer Spielhalle allein zu fassen bekäme. Er würde höchstens zwei Tage benötigen, um sie davon zu überzeugen, dass es ungefährlich wäre, zu ihm in den Wagen zu steigen.

Und dort am Tresen der etwa zwanzigjährige Mann (dem kein Bier serviert worden war, weil er seinen Ausweis »vergessen« hatte). Er war tätowiert - mit irgendwelchen blödsinnigen Motiven, die er wahrscheinlich bereute. Seine schäbige Kleidung und die Tatsache, dass er nur eine Suppe aß, deuteten auf Geldprobleme hin. Seine Augen huschten durch das Restaurant und blieben an jedem weiblichen Wesen haften, das älter als unge-

fähr sechzehn war. Pell wusste genau, was er tun musste, um den Jungen binnen weniger Stunden anzuwerben.

Auch die junge Mutter entging ihm nicht, eine Alleinerziehende, falls der leere Ringfinger nicht trog. Sie saß mit hängenden Schultern in einer Nische - natürlich mit Männerproblemen. Das Baby, das in dem Kinderwagen neben ihr lag, interessierte sie kaum. Sie würdigte das Kind keines Blickes, und falls es zu weinen anfing, würde sie schnell die Geduld verlieren. Hinter ihrer niedergedrückten Körperhaltung und den gereizt funkeln den Augen steckte mit Sicherheit eine Geschichte, aber die war Pell ziemlich egal. Für ihn zählte nur, dass keine feste Bindung zu dem Baby bestand. Er wusste, falls es ihm gelang, die Frau zu sich zu locken, würde es relativ einfach sein, Mutter und Kind zu trennen, sodass er sofort Vater wäre.

Pell musste an eine Geschichte denken, die seine Tante Barbara ihm vorgelesen hatte, als er damals bei ihr in Bakersfield gewesen war: die Sage von dem Rattenfänger von Hameln, einem Flötenspieler, der tanzend die Kinder einer mittelalterlichen deutschen Stadt weggeLOCKT hatte, weil die Bürger sich weigerten, ihn für die Beseitigung einer Rattenplage zu bezahlen. Die Erzählung hatte bei Pell einen großen und bleibenden Eindruck hinterlassen. Als Erwachsener hatte er mehr über den Vorfall gelesen, dessen wahre Fakten sich von den Darstellungen der Gebrüder Grimm und anderer populärer Versionen unterschieden. Vermutlich hatten weder Ratten noch unbezahlte Rechnungen eine Rolle gespielt; aus Hameln war schlicht eine gewisse Anzahl Kinder verschwunden und nie wieder aufgetaucht. Die näheren Umstände - darunter auch die angeblich teilnahmslose Reaktion der Eltern - blieben ein Geheimnis.

Eine Erklärung lautete, dass die Kinder an der Pest oder einem Leiden erkrankt waren, das tanzähnliche

Zuckungen hervorrief, und zum Sterben aus der Stadt geführt wurden, weil die Erwachsenen eine Ansteckung fürchteten. Eine andere besagte, der sogenannte Rattenfänger habe eine religiöse Pilgerfahrt für Kinder organisiert, und unterwegs seien alle bei einer Naturkatastrophe oder einem militärischen Konflikt ums Leben gekommen.

Es gab jedoch noch eine weitere Theorie, und die gefiel Pell am besten. Dass die Kinder ihre Eltern freiwillig verlassen hatten und dem Rattenfänger nach Osteuropa gefolgt waren, wo sie eine Kolonie gründeten und eigene Ansiedlungen errichteten, mit dem Rattenfänger als unumschränktem Herrscher. Pell liebte die Vorstellung, dass jemand die Fähigkeit besaß, Dutzende - manche behaupteten, mehr als hundert - Kinder von ihren Familien wegzulocken und an die Stelle der Eltern zu treten. Mit was für Veranlagungen mochte der Rattenfänger wohl geboren worden sein? Und wie hatte er sie selbst noch vervollkommen?

Die Kellnerin brachte das Essen und riss Pell damit aus seinen Tagträumen. Seine Augen richteten sich erst auf ihre Brüste und dann auf den Teller.

»Sieht prima aus, Schatz«, sagte Jennie mit Blick auf das Sandwich.

Pell reichte ihr eine Flasche. »Hier ist der Malzessig. Tu was auf den Fisch. Einfach ein paar Spritzer.« »Okay.«

Er sah sich noch ein letztes Mal im Restaurant um: das mürrische Mädchen, der nervöse Junge, die geistesabwesende Mutter... Selbstverständlich würde er zu diesem Zeitpunkt keinen der drei in Angriff nehmen. Er war einfach nur begeistert darüber, dass sich so viele Möglichkeiten boten. Sobald er sich halbwegs eingerichtet hätte, in einem Monat oder so, würde er wieder auf die Jagd gehen - in den Spielhallen, den Starbucks-

Filialen, den Parks, auf den Schulhöfen und Unigeländen, bei McDonald's...

Der Rattenfänger von Kalifornien...

Nun widmete Daniel Pell sich seinem Mittagessen und biss herhaft in sein Sandwich.

Die Wagen rasten auf dem Highway 1 nach Norden.

Michael O'Neil saß am Steuer seines zivilen MCSO-Fords und Dance neben ihm. Direkt hinter ihnen fuhr TJ in einem Taurus aus dem Fuhrpark des CBI, gefolgt von zwei Streifenwagen der Polizei von Monterey. Die Highway Patrol schickte ebenfalls mehrere Einheiten, und aus Watsonville, der nächstgelegenen Stadt, kam ihnen eine Streife entgegen.

O'Neil fuhr fast hundertdreißig, mehr war bei dem dichten Verkehr und der teilweise nur zweispurigen Straße nicht drin. Zudem hatten die Fahrzeuge keine Sirenen eingeschaltet, lediglich die Signalleuchten.

Sie waren unterwegs zu dem Ort, an dem sie Daniel Pell und seine blonde Komplizin vermuteten, die entgegen aller Wahrscheinlichkeit soeben gemütlich zu Mittag aßen.

Dance hatte daran gezweifelt, dass Pell tatsächlich nach Utah wollte. Ihre Intuition hatte sie gewarnt, dass es sich hierbei genauso um eine falsche Fährte handelte wie bei den Hinweisen auf Mexiko. Immerhin hatten Rebecca und Linda nie gehört, dass Pell von dem Bundesstaat erzählte. Und das Mobiltelefon war auffallend nah bei dem Honda weggeworfen worden. Vor allem aber hatte Pell den Fahrer am Leben gelassen, damit dieser der Polizei von dem Telefon erzählen konnte, und sogar in dessen Hörweite ein Gespräch geführt. Das vermeintliche Sexspielchen, zu dem er Billy gezwungen hatte, sah auf den ersten Blick zwar wie eine Erklärung für dessen Überleben aus, aber Dance war der Ansicht, dass kein noch so verrückter Ausbrecher seine Zeit mit einem derartigen Pornoquatsch verschwenden würde.

Dann hatte der Computertechniker aus Capitola sich gemeldet und ihr die Nachricht vorgelesen, die von der Komplizin im »Manslaughter«-Forum, Unterforum »Heiter Skelter«, hinterlassen worden war: Paket wird gegen 9.20 geliefert. WWE-Trans-porter am San Benito um 9.50. Orangefarbenes Band an Ast von Kiefer. Treffen uns vor vereinbartem Feinkostladen.

So lautete der erste Teil der Botschaft, eine Bestätigung des Fluchtplans. Was Dance jedoch überrascht hatte, war der letzte Satz.

Zimmer ist bereit; überprüfe die gewünschten Orte rund um Monterey. Dein Liebling.

Was zur allgemeinen Verwunderung darauf hindeutete, dass Pell eventuell in der Nähe bleiben würde.

Dance und O'Neil konnten es sich nicht erklären. Es war Wahnsinn. Aber falls er tatsächlich blieb, wollte Dance ihn dazu veranlassen, sich aus der Deckung zu wagen. Daher hatte sie etwas getan, das für sie andernfalls nicht in Betracht gekommen wäre. Sie hatte Charles Overby benutzt. Sie wusste, er würde sofort zu den Medien rennen, wenn er von Utah erfuhr, und bekannt geben, dass die Suche sich nun auf die Straßen in Richtung Osten konzentrierte. Dies würde Pell hoffentlich in falscher Sicherheit wiegen und die Chance erhöhen, dass er in der Öffentlichkeit auftauchte. Aber wo mochte das geschehen?

Dance hoffte, dass die Antwort auf diese Frage sich aus ihrer Unterredung mit Eddie Chang ableiten ließe. Sie hatte versucht, mehr über Daniel Pells Vorlieben zu erfahren, seine Interessen und Schwächen. Sex spiele für ihn eine große Rolle, hatte Chang ihr erzählt. Daraus folgerte sie, dass er vielleicht einen Massagesalon, ein Bordell oder eine Begleitagentur aufsuchen würde -aber es gab auf der Halbinsel nur wenige davon. Außerdem hatte er seine Komplizin, die ihm wahrscheinlich ausreichend Befriedigung verschaffen würde.

»Was noch?«, hatte sie Chang gefragt.

»Oh, he, da war wirklich noch etwas. Essen.«

Wie es schien, besaß Daniel Pell eine ausgeprägte Vorliebe für Meeresfrüchte, und vor allem für einen Fisch namens Sandbutt. Er hatte mehrmals erwähnt, dass es an der Küste Zentralkaliforniens nur vier oder fünf Restaurants gebe, die sich auf die richtige Zubereitung verständnen. Und er war in dieser Hinsicht äußerst qualitätsbewusst. Dance notierte sich die Namen der Lokale, an die Chang sich erinnern konnte. Drei hatten geschlossen, seit Pell ins Gefängnis gekommen war, aber eines am Fisherman's Wharf in Monterey und eines in Moss Landing existierten nach wie vor.

Das war der unorthodoxe Auftrag, mit dem Dance ihren Kollegen Carraneo betraut hatte: Er sollte diese beiden Restaurants anrufen - sowie alle weiteren entlang der Küste, die ähnliche Speisen anboten - und sie von dem entflohenen Strafgefangenen in Kenntnis setzen, der sich in Begleitung einer schlanken Frau mit blondem Haar befinden könnte.

Es war weit hergeholt, und Dance hatte wenig Hoffnung gehabt, dass es funktionieren würde, aber dann war Carraneo vom Geschäftsführer des Jack's verständigt worden, einem weithin bekannten Restaurant in Moss Landing. Gegenwärtig hielt ein Pärchen sich dort auf und benahm sich seiner Meinung nach verdächtig: Im Gegensatz zu den meisten anderen Gästen saßen die beiden drinnen, und der Mann behielt die ganze Zeit den Eingang im Auge. Er war glatt rasiert und trug eine Sonnenbrille und eine Baseballmütze, sodass man nicht mit Gewissheit sagen konnte, ob es sich um Pell handelte. Die Frau schien blond zu sein, obwohl auch sie eine Mütze samt dunkler Brille trug. Aber das Alter der beiden stimmte.

Dance hatte den Geschäftsführer sofort zurückgerufen und sich erkundigt, ob jemand wisse, mit welchem Wa-

gen das Paar gekommen sei. Der Mann sagte, darauf habe niemand geachtet. Aber der kleine Parkplatz war nicht besonders voll, und einer der Hilfskellner war nach draußen gegangen und hatte Dance - auf Spanisch - die Kennzeichen aller dort abgestellten Fahrzeuge durchgegeben.

Eine schnelle Anfrage bei der Zulassungsstelle ergab, dass einer der Wagen, ein türkisfarbener Thunderbird, erst letzten Freitag gestohlen worden war - wenngleich seltsamerweise nicht im näheren Umkreis, sondern in Los Angeles.

Unter Umständen war es ein blinder Alarm, doch Dance beschloss, das Risiko einzugehen; falls nicht Pell, würden sie wenigstens einen Autodieb verhaften können. Sie benachrichtigte O'Neil und sagte dann zu dem Geschäftsführer: »Wir kommen so schnell wie möglich. Tun Sie nichts. Ignorieren Sie ihn einfach und verhalten Sie sich ganz normal.«

»Ganz normal«, sagte der Mann mit zitternder Stimme.
»Ist gut.«

Kathryn Dance sah nun bereits gespannt Pells nächstem Verhör entgegen. Vor allem eine Frage interessierte sie brennend: Warum war er in der Nähe geblieben?

Sie durchquerten Sand City, ein Gewerbegebiet entlang des Highway 1. Der Verkehr war nicht mehr so dicht, und O'Neil trat das Gaspedal durch. In zehn Minuten würden sie bei dem Restaurant sein.

.. Fünfzehn

»Ist das nicht das Beste, was du je gegessen hast?«
»O Schatz, die sind wirklich gut. Strandbutts.«
»Sandbutts«, berichtigte Pell. Er überlegte, ob er ein drittes Sandwich bestellen sollte.

»So viel zu meinem Ex«, fuhr Jennie fort. »Seitdem habe ich ihn weder gesehen noch von ihm gehört. Gott sei Dank.«

Sie hatte ihm soeben von ihrem Ehemann erzählt - Buchhalter, Geschäftsmann und, man glaubte es kaum, ein totaler Versager -, der sie so sehr verprügelt hatte, dass sie ins Krankenhaus musste, zweimal mit inneren Verletzungen, einmal mit gebrochenem Arm. Er schrie sie an, wenn sie die Bettlaken nicht bügelte, wenn sie nach einem Monat ohne Pille immer noch nicht schwanger war, wenn die Lakers ein Spiel verloren hatten. Er sagte zu ihr, ihre Titten seien wie die eines Jungen, weshalb er keinen hochbekäme. Er sagte zu ihr vor seinen Freunden, dass sie »halbwegs passabel« aussehen würde, falls sie ihre Nase korrigieren ließe.

Ein belangloser kleiner Mann, kontrolliert von allem, nur nicht von sich selbst, dachte Pell.

Dann bekam er die nächsten Episoden der Seifenoper zu hören: Jennies Freunde nach der Scheidung. Sie schienen ihm zu ähneln, böse Jungs. Aber nur Pell light, dachte er. Einer war ein unbedeutender Dieb aus Laguna, das zwischen Los Angeles und San Diego lag. Er drehte nur kleine Dinger. Einer verkaufte Drogen. Einer war ein Biker. Einer war bloß ein Scheißkerl.

Pell hatte eine Reihe von Therapiesitzungen hinter sich. Das meiste davon war sinnlos gewesen, aber bisweilen konnte einer der Psychologen mit nützlichen Einblicken aufwarten, die Pell sich merkte (natürlich nicht für seine eigene geistige Gesundheit, sondern weil sie sich sehr zweckmäßig als Waffen gegen andere Leute einsetzen ließen).

Warum also fuhr Jennie auf böse Jungs ab? Für Pell lag das auf der Hand. Sie waren wie ihre Mutter; sie warf sich ihnen an den Hals, weil sie unterbewusst hoffte, die Männer würden sich ändern und sie lieben, anstatt sie zu ignorieren oder auszunutzen.

Gut zu wissen, dachte Pell, aber er hätte ihr gleich sagen können: Übrigens, Baby, vergiss es. Wir ändern uns nicht. Wir ändern uns auf gar keinen Fall. Schreib es dir hinter die Ohren.

Selbstverständlich behielt er diese Weisheit für sich.

Sie hörte auf zu essen. »Schatz?«

»Ja?«

»Kann ich dich etwas fragen?« »Sicher, mein Liebling.«

»Du hast nie etwas von diesen, du weißt schon, Mädchen erzählt, mit denen du gelebt hast. Als du verhaftet wurdest. Die Familie.«

»Da hast du wohl recht.«

»Bist du mit ihnen in Verbindung geblieben oder so? Wie hießen sie?«

»Samantha, Rebecca und Linda«, zählte er auf. »Außerdem Jimmy, der Kerl, der versucht hat, mich umzubringen.«

Sie sah ihn an. »Wäre es dir lieber, ich würde nicht nach ihnen fragen?«

»Nein, ist schon in Ordnung. Du kannst mich alles fragen.«

Verbiete niemals jemandem, über ein bestimmtes Thema zu sprechen. Lächle einfach und sauge so viele Informationen wie möglich in dich auf.

»Haben die Frauen dich verraten?«

»Nicht wirklich. Sie wussten nicht mal, dass Jimmy und ich zu den Croytons wollten. Aber sie haben mich nach der Festnahme nicht unterstützt. Linda hat ein paar Beweise verbrannt und die Polizei angelogen. Aber sogar sie ist am Ende eingeknickt und hat ihnen geholfen.« Er lachte verbittert auf. »Und dabei habe ich so viel für sie getan. Ich habe ihnen ein Zuhause gegeben. Ihren Eltern waren sie völlig egal. Ich habe ihnen eine Familie gegeben.«

»Bist du jetzt böse? Ich wollte dich nicht aufregen.«

»Nein.« Pell lächelte. »Es ist okay, Liebling.«

»Denkst du oft an sie?«

Ah, also darum geht es. Pell hatte sein ganzes Leben lang daran gearbeitet, zwischen den Zeilen zu lesen. Er begriff, dass Jennie eifersüchtig war. Es war ein einfältiges Gefühl, das sich für ihn leicht in den Griff bekommen ließ, aber es war auch eine der zentralen Kräfte des Universums.

»Nein. Ich habe schon seit Jahren nichts mehr von ihnen gehört. Eine Zeit lang habe ich ihnen geschrieben. Linda war die Einzige, die geantwortet hat. Aber dann schrieb sie, ihr Anwalt habe sie gewarnt, es könne sich nachteilig auf ihre Bewährung auswirken, und hörte auf. Das hat mir ziemlich wehgetan, muss ich sagen.«

»Das tut mir leid, Schatz.«

»Soviel ich weiß, sind sie tot oder vielleicht auch glücklich verheiratet. Anfangs war ich wütend, aber dann wurde mir klar, dass ich mich in ihnen getäuscht hatte. Ich hatte die falschen Leute ausgewählt. Nicht so wie bei dir. Du bist gut für mich; die anderen waren das nicht.«

Sie hob seine Hand an ihren Mund und küsste seine Knöchel einen nach dem anderen.

Pell betrachtete erneut die Karte. Er liebte Landkarten. Wenn man sich verirrte, war man hilflos, ohne Kontrolle. Er wusste noch, dass einst eine Karte - nun ja, das Fehlen einer Karte - eine bedeutende Rolle in der Geschichte dieser Ecke von Kalifornien gespielt hatte. Sogar für genau das Gebiet, in dem sie jetzt saßen, die Monterey Bay. In seiner Familie, vor vielen Jahren, hatten sie sich nach dem Abendessen immer im Kreis hingesetzt, und Linda musste laut vorlesen. Pell hatte oftmals Autoren aus der Region ausgewählt oder Bücher, die in dieser Gegend spielten. An eines konnte er sich gut erinnern, die Entstehungsgeschichte von Monterey. Die Bucht war im frühen siebzehnten Jahrhundert von den Spaniern entdeckt worden. Die Bahia de Monte Rey,

benannt nach einem reichen Gönner der Expedition, galt als echter Glückstreffer - fruchtbare Land, ein perfekter Hafen, die strategisch günstige Lage -, und der Gouverneur wollte dort eine große Kolonie errichten. Doch nachdem die Entdecker weggesegelt waren, gelang es ihnen nicht mehr, die Bucht wiederzufinden.

Eine Reihe von Expeditionen machte sich vergeblich auf die Suche. Je mehr Jahre verstrichen, desto sagenhaftere Dimensionen nahm die Monterey Bay in den Vorstellungen der Spanier an. Eines der größten Truppenkontingente stieß über Land von San Diego aus nordwärts vor und war fest entschlossen, die Bahia zu lokalisieren. In ständigem Kampf gegen die Elemente und die Grizzlybären drehten die Konquistadoren jeden Stein bis hinauf nach San Francisco um - und schafften es trotzdem, die riesige Bucht irgendwie zu verfehlten.

Einfach nur, weil sie kein exaktes Kartenmaterial besaßen.

Nachdem Pell es geschafft hatte, in Capitola online zu gehen, war er auf eine großartige Internetseite namens Visual-Earth gestoßen, wo man auf eine Landkarte klicken konnte und dadurch ein Satellitenfoto der ausgewählten Stelle auf den Bildschirm holte. Pell war begeistert gewesen. Er hatte einige wichtige Orte inspizieren müssen und daher keine Muße gehabt. Aber er freute sich jetzt schon auf die Zeit, wenn sein Leben in geordneteren Bahnen verlaufen und er viele Stunden auf dieser Internetseite würde verbringen können.

Nun zeigte Jennie ihm mehrere Punkte auf der Karte, die vor ihnen lag, und Pell nahm die Informationen auf. Doch wie immer lauschte er auch auf alles um sich herum.

»Er ist ein guter Hund. Er muss nur besser abgerichtet werden.«

»Es ist eine lange Fahrt, aber wenn man sich Zeit nimmt, macht es viel Spaß. Kennst du die Strecke?«

»Ich habe vor zehn Minuten bestellt. Können Sie mal nachsehen, was da so ewig dauert?«

Diese letzte Bemerkung ließ Pell zum Tresen schauen.

»Tut mir leid«, sagte der Mann mittleren Alters, der an der Kasse saß, zu einem Gast. »Wir sind heute einfach ein wenig unterbesetzt.« Der Mann, offenbar der Eigentümer oder Geschäftsführer, war nervös und sah überall hin, nur nicht zu Pell und Jennie.

Schlauer Leute können folgern, warum du dein Verhalten geändert hast, und es dann gegen dich verwenden. Als Pell das Essen bestellt hatte, waren drei oder vier Kellnerinnen zwischen der Küche und den Tischen hindurchgeeilt. Nun war hier nur noch dieser Mann bei der Arbeit.

Er hatte alle seine Angestellten angewiesen, sich zu verstecken.

Pell sprang auf und stieß dabei den Tisch um. Jennie ließ vor Schreck die Gabel fallen und stand ebenfalls auf.

Der Geschäftsführer starnte sie entsetzt an.

»Du Arschloch«, murmelte Pell und zog die Pistole aus dem Hosenbund.

Jennie schrie.

»Nein, nein... ich...« Der Geschäftsführer überlegte eine Sekunde lang und floh in die Küche. Seine Gäste ließ er im Stich. Sie riefen laut durcheinander und warfen sich zu Boden.

»Was ist denn, Schatz?«, fragte Jennie panisch.

»Lass uns gehen. Zum Wagen.« Er hob die Karte auf, und sie liefen hinaus.

Im Süden konnte er weit in der Ferne winzige Blinklichter erkennen.

Jennie war wie gelähmt. »Engelsgesänge, Engelsgesänge...«, flüsterte sie. »Komm schon!«

Sie stiegen ein. Pell fuhr rückwärts aus der Parklücke, legte den Gang ein, gab Gas und raste über die schmale

Brücke auf den Highway 1 zu. Jennie rutschte fast vom Sitz, als sie auf der anderen Seite über das unebene Pflaster holpern. Pell bog in Richtung Norden auf den Highway ein, fuhr etwa hundert Meter weit und bremste scharf. Ihnen kam ein Streifenwagen entgegen.

Pell sah nach rechts, trat das Gaspedal durch und hielt genau auf die Einfahrt des Kraftwerks zu, eines riesigen, hässlichen Gebäudes, das nicht zu dieser Ansichtskartenküste passte, sondern eher zu den Eisenhütten von Gary, Indiana.

Dance und O'Neil waren noch höchstens fünf Minuten von Moss Landing entfernt.

Kathryns Finger berührten den Griff der Glock, die hoch an ihrer rechten Hüfte hing. Sie hatte ihre Waffe noch nie in Ausübung des Dienstes abgefeuert und war keine besonders gute Schützin es lag ihr einfach nicht im Blut. Angesichts der Kinder im Haus trug sie ohnehin nur ungern eine Waffe mit sich herum (zu Hause verwahrte sie die Glock in einer soliden Metallkassette neben dem Bett, und nur sie kannte die Kombination).

Michael O'Neil hingegen war ein sehr guter Schütze, ebenso TJ. Dance war froh, die beiden bei sich zu haben.

Aber würde es zu einem Schusswechsel kommen?, fragte sie sich. Wie auch immer, sie war entschlossen, alles Erforderliche zu tun, um den Killer aufzuhalten.

Der Ford fuhr mit quietschenden Reifen um eine Biegung und dann eine Anhöhe hinauf.

Sie erreichten den Kamm.

»O Scheiße!«, rief O'Neil und trat auf die Bremse. »Festhalten!«

Dance keuchte auf und packte das Armaturenbrett. Der Wagen brach zur Seite aus und kam schließlich halb auf dem Seitenstreifen zum Stehen, nur anderthalb Meter vor einem Sattelschlepper, der mitten auf der Fahrbahn stand. Der gesamte Verkehr bis nach Moss

Landing war zum Erliegen gekommen. In Gegenrichtung ging es zwar voran, aber nur langsam. Einige Meilen voraus sah Dance blinkende Lichter und begriff, dass die Polizei alle Fahrzeuge, die in Richtung Moss Landing wollten, umdrehen ließ.

Eine Straßensperre?

O'Neil funkte die Zentrale an. »Hier O'Neil.« »Sprechen Sie, Sir. Kommen.«

»Wir sind auf dem Eins, Richtung Norden, kurz vor Moss Landing. Es gibt einen Verkehrsstau. Was ist der Grund?«

»Seien Sie vorsichtig. Da ist... das Kraftwerk wird geräumt. Wegen eines Feuers oder so. Es sieht ziemlich übel aus. Mehrere Verletzte, zwei Tote.«

O nein, dachte Dance und seufzte. Nicht noch mehr Opfer.

»Ein Feuer?«, fragte O'Neil.

»Genau wie beim Gerichtsgebäude.« Dance kniff die Augen zusammen. Sie konnte eine schwarze Rauchsäule erkennen. Die Gefahr eines Großbrandes wurde hier sehr ernst genommen und in Notfallszenarien durchgespielt. Vor einigen Jahren war ein leerer Öltank des Kraftwerks in Flammen aufgegangen. Heutzutage wurde alles mit Gas und nicht mehr mit Öl betrieben, was weitaus weniger riskant war. Dennoch sahen die Sicherheitsvorkehrungen vor, im Falle eines Feuers den Highway 1 in beiden Richtungen zu sperren und die nähere Umgegend vollständig zu evakuieren.

»Weisen Sie die Highway Patrol oder die Feuerwehr oder wer auch immer hier zuständig ist an, eine Gasse freizumachen. Wir müssen hier durch. Wir verfolgen den Ausbrecher. Kommen.«

»Roger, Detective... Moment...« Eine Minute lang herrschte Stille. Dann. »Achtung... Das kam eben von der Feuerwehr Watsonville herein. Ich bin mir nicht sicher... Okay, das Kraftwerk brennt nicht. Vor dem

Haupttor ist lediglich ein Fahrzeug in Brand geraten. Ich weiß nicht, wer den Elf-einundvierzig gemeldet hat. Anscheinend gibt es auch keine Verletzten. Das war ebenfalls eine Falschmeldung... Und wir haben einige Anrufe aus dem Jack's erhalten. Der Verdächtige hat eine Waffe gezogen und ist geflohen.«

»Verdammmt, er hat uns gelinkt«, murmelte O'Neil.

Dance nahm das Mikrofon. »Roger. Ist die Polizei vor Ort?«

»Moment... Positiv. Ein Beamter aus Watsonville. Der Rest sind Feuerwehr und Sanitäter.«

»Ein Beamter«, sagte Dance stirnrunzelnd und schüttelte den Kopf.

»Verständigen Sie ihn, dass Daniel Pell sich dort irgendwo aufhält. Der Verdächtige ist bewaffnet. Und er hat keine Skrupel, von der Waffe Gebrauch zu machen.«

»Roger. Ich geb's weiter.« Dance fragte sich, wie der einsame Kollege wohl zurechtkommen würde. Die schlimmsten Straftaten in Moss Landing waren sonst Trunkenheitsfahrten sowie Auto-und Bootsdiebstähle.

»Hast du mitgehört, TJ?«

»Scheiße!«, dröhnte es aus dem Lautsprecher. TJ hielt nicht viel von Funkdisziplin.

O'Neil knallte frustriert das Mikrofon in die Halterung.

Ihre dringende Bitte um eine Gasse zeitigte keine Wirkung.

»Lass uns trotzdem versuchen, dorthin zu kommen«, sagte Dance. »Ein paar Kratzer im Lack sind mir egal.«

O'Neil nickte. Er schaltete die Sirene ein und fuhr auf dem Seitenstreifen weiter, der an manchen Stellen sandig war, an anderen felsig und mitunter sogar fast unpassierbar.

Aber immerhin kam ihre kleine Kolonne allmählich voran.

... Sechzehn

Zwanzig Minuten für eine Strecke, die normalerweise drei Minuten gedauert hätte.

Und als sie in Moss Landing eintrafen, waren Pell und seine Freundin nirgendwo zu entdecken.

Dance und O'Neil parkten. Gleich darauf hielt auch TJ neben dem ausgebrannten, noch immer qualmenden Thunderbird.

»Pells Wagen«, sagte sie. »Der am Freitag in Los Angeles gestohlen wurde.« Dance wies TJ an, den Geschäftsführer des Jack's zu holen.

Der Cop aus Watsonville, O'Neil und die anderen Beamten verteilten sich, um nach Zeugen zu suchen. Viele waren nicht mehr da, weil der brennende Thunderbird und die gellende Sirene des Kraftwerks sie vermutlich verscheucht hatten - womöglich hatten sie sogar befürchtet, hier würde ein Kernreaktor schmelzen.

Dance befragte mehrere Leute in der Nähe des Kraftwerks. Sie berichteten, ein drahtiger Mann und eine Blondine seien in dem Thunderbird - der vor dem Brand türkisfarben gewesen sei - aus Richtung von Jack's Seafood über die Brücke gerast und hätten abrupt vor dem Kraftwerk gehalten. Dann seien sie ausgestiegen, und unmittelbar darauf sei der Wagen in Flammen aufgegangen.

Eine Person gab an, das Paar sei quer über die Fahrbahn zur Uferseite gelaufen, aber danach hatte sie niemand mehr gesehen. Offenbar hatte Pell persönlich den Notruf gewählt und behauptet, im Kraftwerk sei ein Feuer ausgebrochen und es gäbe zahlreiche Verletzte und zwei Tote.

Dance sah sich um. Die beiden würden einen neuen Wagen brauchen; zu Fuß kam man nicht von hier weg. Doch dann fiel ihr Blick auf die Bucht. In Anbetracht des Staus auf dem Highway wäre es für Pell sinnvoller gewesen, ein Boot zu stehlen. Dance rief mehrere Strei-

fenbeamte herbei, lief mit ihnen über den Highway, und dann brachten sie fünfzehn hektische Minuten damit zu, die Leute am Ufer zu befragen, um herauszufinden, ob Pell ein Wasserfahrzeug entwendet hatte. Niemand gab an, das Paar gesehen zu haben, und es wurden auch keine Boote vermisst. Reine Zeitverschwendungen.

Auf dem Rückweg zum Highway fiel Dance ein kleiner Laden gegenüber dem Kraftwerk auf, eine Hütte, in der es Andenken und Süßigkeiten zu kaufen gab. An der Tür hing ein Geschlossen-Schild, aber Dance glaubte am Fenster eine Frau zu erkennen, die hinaussah.

War Pell dort drinnen bei ihr?

Dance winkte einen Deputy zu sich und teilte ihm ihre Befürchtung mit. Gemeinsam gingen sie zu der Hütte. Dance klopfte. Keine Reaktion.

Nach dem zweiten Klopfen ging die Tür langsam auf. Eine rundliche Frau mit kurzem lockigem Haar schaute beunruhigt auf die Hände der beiden Beamten, die auf ihren Waffen lagen. »Ja?«, fragte sie atemlos.

Dance achtete auf den dunklen Innenraum hinter ihr. »Würden Sie bitte nach draußen kommen?«

»Ah, na klar.«

»Ist noch jemand dort drinnen?« »Nein. Was...?«

Der Deputy drängte sich an ihr vorbei und schaltete das Licht ein. Dance schloss sich ihm an. Eine schnelle Durchsuchung ergab, dass sich in dem kleinen Raum tatsächlich niemand sonst aufhielt.

Dance kehrte zu der Frau zurück. »Bitte verzeihen Sie die Störung.«

»Schon gut, kein Problem. Das alles hier ist beängstigend. Haben Sie die Leute erwischt?« »Wir suchen noch. Haben Sie gesehen, was passiert ist?« »Nein, ich war drinnen. Als ich hinaussah, brannte da dieser Wagen. Ich musste immerzu an den Öltank denken, der hier vor ein paar Jahren gebrannt hat. Das war schlimm damals. Waren Sie zu der Zeit hier?«

»Ja. Ich konnte es von Carmel aus sehen.«

»Wir wussten, dass der Tank leer war. Oder so gut wie leer. Aber wir hatten alle große Angst. Und dann diese Kabel. Strom kann ziemlich gespenstisch sein.«

»Sie haben demnach geschlossen?«

»Ja. Ich wollte heute sowieso früher weg. Aber ich wusste ja nicht, wie lange der Highway gesperrt bleiben würde. Wenn auf der anderen Straßenseite ein Kraftwerk brennt, kommen wohl kaum Touristen vorbei, um Souvenirs zu kaufen.«

»Stimmt. Warum hat es sie interessiert, ob wir die Leute erwischt haben?«

»Oh, ein gefährlicher Kerl wie der? Ich hoffe, er wird so schnell wie möglich wieder verhaftet.«

»Aber Sie haben von >den Leuten< gesprochen. Woher wussten sie, dass er nicht allein war?«

Eine Pause. »Ich...«

Dance sah sie lächelnd an, zuckte aber mit keiner Wimper. »Sie haben gesagt, sie hätten nichts gesehen. Sie hätten erst hinausgeschaut, als die Sirene losging.«

»Ich glaube, ich habe mit jemandem darüber gesprochen. Draußen..«

Ich glaube...

Eine typische Formulierung für eine Verleugnung. Die Frau redete sich unterbewusst ein, dass sie eine Stellungnahme äußerte, keine irreführende Behauptung.

»Wer hat es Ihnen erzählt?«, ließ Dance nicht locker.

»Ich habe sie nicht gekannt.«

»Ein Mann oder eine Frau?«

Wieder ein Zögern. »Ein Mädchen, eine Frau. Aus einem anderen Staat.« Sie wandte den Kopf ab und rieb sich die Nase - eine Ausweich Abblockreaktion.

»Wo ist Ihr Wagen?«, fragte Dance.

»Mein...«

Über die Bedeutung der Augen bei der kinesischen Analyse gibt es verschiedene Ansichten. Manche Beamte

glauben, dass es auf eine Lüge hindeutet, wenn ein Verdächtiger den Blick abwendet. Dance wusste, dass es sich nicht ganz so simpel verhielt: Das Abwenden der Augen - im Gegensatz zum Abwenden des Körpers oder des Gesichts - steht in keiner Wechselbeziehung zu einer Täuschung; dazu lässt es sich zu einfach kontrollieren.

Dennoch sind die Augen überaus aufschlussreich.

Dance war während des Gesprächs aufgefallen, dass die Frau immer wieder zu einer bestimmten Stelle des Parkplatzes schaute. Dabei ließ sie jedes Mal allgemeine Stressindikatoren erkennen: Sie verlagerte das Gewicht und presste die Fingerspitzen aneinander. Dance begriff: Pell hatte ihr Auto gestohlen und gedroht, er oder der berüchtigte Partner würden ihre Familie ermorden, falls sie etwas verriet. Genau wie bei dem Worldwide-Express-Fahrer.

Dance seufzte verärgert. Falls die Frau gleich bei ihrer Ankunft damit herausgerückt wäre, hätten sie Pell inzwischen womöglich zu fassen bekommen.

Oder falls ich nicht blindlings dem Geschlossen-Schild geglaubt und eher an die Tür geklopft hätte, tadelte sie sich im Stillen selbst.

»Ich....« Die Frau fing an zu weinen.

»Ich versteh'e. Wir werden für Ihre Sicherheit sorgen. Was für ein Wagen ist es?«

»Ein dunkelblauer Ford Focus. Drei Jahre alt. Hinten ist ein Aufkleber über die globale Erwärmung drauf. Und er hat eine Beule in....«

»Wohin sind sie gefahren?« »Nach Norden.«

Dance ließ sich das Kennzeichen geben und rief O'Neil, der die Funkzentrale des MCSO veranlassen würde, an alle Einheiten eine Fahndungsmeldung nach dem Wagen herauszugeben.

Während die Verkäuferin mit einer Freundin telefonierte, bei der sie bis zu Pells Verhaftung wohnen wollte,

starrte Dance auf die Rauchwolke, die immer noch über dem Thunderbird hing. Sie war wütend. Eddie Changs Informationen und ihre Schlussfolgerung hatten sich als richtig erwiesen, und der Plan für die Verhaftung hatte Hand und Fuß gehabt. Alles umsonst.

TJ kam mit dem Geschäftsführer von Jack's Seafood zu ihr. Der Mann schilderte seine Version der Ereignisse und ließ dabei eindeutig etwas aus, vermutlich die Tatsache, dass er Pell versehentlich vor der Polizei gewarnt hatte. Dance konnte es ihm nicht verübeln. Sie erinnerte sich an den Pell, der ihr beim Verhör gegenübergesessen hatte - und an sein bisheriges Verhalten am heutigen Tag.

Der Geschäftsführer beschrieb die Komplizin als sehr dünn und »auf eine unscheinbare Art« hübsch. Sie habe Pell fast die ganze Zeit angehimmelt und kaum die Finger von ihm lassen können. Ihr Alter schätzte er auf Mitte zwanzig. Der Mann sagte, er habe die beiden für Hochzeitsreisende gehalten, und fügte hinzu, sie hätten eine Weile über einer Landkarte gebrütet.

»Von welchem Gebiet?«

»Von hier, Monterey County.«

Michael O'Neil klappte sein Telefon zu und gesellte sich zu Dance. »Der Focus wurde noch nicht gesichtet«, sagte er. »Er muss während der Evakuierungsmaßnahme im Verkehr mitgeschwommen sein. Verflucht, er ist vielleicht nach Süden abgebogen und direkt an uns vorbeigefahren.«

Dance rief Carraneo zu sich. Der junge Mann sah müde aus. Er hatte einen anstrengenden Tag hinter sich, doch der war noch nicht vorbei. »Finden Sie so viel wie möglich über den Thunderbird heraus. Und rufen Sie die Motels und Pensionen von Watson-ville bis nach Big Sur an. Fragen Sie, ob eine blonde Frau dort eingekiekt und auf dem Anmeldeformular einen Thunderbird als ihr Fahrzeug angegeben hat. Oder ob jemand

einen Thunderbird gesehen hat. Da der Wagen am Freitag gestohlen wurde, dürfte sie am Freitag, Samstag oder Sonntag eingetroffen sein.«

»Natürlich, Agent Dance.«

Sie und O'Neil sahen beide nach Westen, hinaus auf das ruhige Meer. Die Sonne stand als breite, flache Scheibe tief über dem Pazifik, und ihre grellen Strahlen wirkten gedämpft; es war noch nicht neblig, aber der spätnachmittägliche Himmel sah dunstig und irgendwie körnig aus. Die Monterey Bay kam ihnen wie eine flache blaue Wüste vor.

»Indem er hier in der Gegend bleibt, geht Pell ein gewaltiges Risiko ein«, sagte O'Neil. »Er hat etwas Wichtiges vor.«

In diesem Moment erhielt Dance einen Anruf, und zwar von jemandem, der - wie ihr rasch klar wurde - vielleicht genau zu diesem Thema Näheres zu sagen wusste.

... Siebzehn

Es gibt in Kalifornien wahrscheinlich zehntausend Mission Streets, und James J. Reynolds, der pensionierte Staatsanwalt, der vor acht Jahren Daniel Pells Verurteilung erreicht hatte, wohnte in einer der hübscheren.

Seine Postleitzahl war die von Carmel, obwohl die Straße nicht im allseits bekannten Teil der Stadt lag - dem kitschig überladenen Gebiet, das an den Wochenenden von Touristen überrannt wurde (die bei den Einheimischen zugleich beliebt und verhasst waren). Reynolds wohnte im alten Carmel, was keineswegs gleichbedeutend mit ärmlichen Verhältnissen war. Er besaß ein abgeschiedenes, wertvolle dreitausend Quadratmeter großes Grundstück unweit des Barnyard, des in die Landschaft integrierten, mehrgeschossigen Einkaufszentrums, in dem man Schmucksachen und Kunst er-

werben konnte, teure Küchengeräte, Geschenkartikel und Souvenirs.

Als Dance in die lange Auffahrt einbog, dachte sie, dass Leute mit so viel Grundbesitz entweder ziemlich viel Geld verdienten -als Gehirnchirurgen oder Computerfreaks, die nach der Gesundschrumpfung des Silicon Valley übrig geblieben waren - oder zu den alteingesessenen Anwohnern zählten. Reynolds, der als Anklagevertreter gearbeitet hatte, musste der zweiten Gruppe angehören.

Der gebräunte, fast kahlköpfige Mann Mitte sechzig, der ihr die Tür öffnete, bat sie hinein.

»Meine Frau ist bei der Arbeit. Nun ja, bei ihrer ehrenamtlichen Tätigkeit. Ich mache gerade Abendessen. Kommen Sie doch mit in die Küche.«

Während Dance ihm durch den Flur des hell erleuchteten Hauses folgte, konnte sie die Geschichte des Mannes anhand der zahlreichen Bilderrahmen ablesen, die an der Wand hingen. Die Schulen an der Ostküste, die juristische Fakultät von Stanford, seine Hochzeit, die beiden Söhne und die Tochter, die Abschlussfeiern der drei.

Die jüngsten Fotos mussten noch gerahmt werden. Dance wies auf einen Stapel Bilder. Das oberste zeigte eine junge Frau, blond und wunderschön, in einem kunstvollen weißen Kleid, umgeben von ihren Brautjungfern.

»Ihre Tochter? Herzlichen Glückwunsch.«

»Die Letzte, die das Nest verlässt.« Er reckte lächelnd einen Daumen hoch. »Wie sieht's bei Ihnen aus?«

»Bis zur ersten Hochzeit ist es noch eine Weile hin. Wir haben gerade mal die Grundschule geschafft.«

Ihr fielen außerdem einige gerahmte Zeitungsartikel auf: große Fälle, die er gewonnen hatte. Und auch einige verlorene, stellte sie belustigt fest. Er bemerkte ihren Blick und kicherte. »Die gewonnenen Prozesse sind für

das Ego, die anderen für die nötige Demut. Ich würde ja gern behaupten, dass ich aus den Freisprüchen etwas gelernt habe. Aber die Wahrheit ist schlicht und einfach, dass die Geschworenen mitunter absonderliche Entscheidungen treffen.«

Dance wusste das nur zu gut aus ihrer früheren Beratungstätigkeit.

»So wie bei Pell. Die Jury hätte die Todesstrafe empfehlen sollen. Aber das hat sie nicht.«

»Warum nicht? Gab es mildernde Umstände?«

»Ja, wenn man Angst so bezeichnen will. Die Geschworenen haben gefürchtet, Pells sogenannte Familie würde sich an ihnen rächen.«

»Aber der Schulterspruch war kein Problem?«

»Nein, nein. Der Fall war hieb- und stichfest. Und ich habe eine harte Taktik gewählt. Ich bin auf die »Mansons-Sohn«-Sache eingestiegen - die Bezeichnung stammt sogar ursprünglich von mir. Ich habe all die Parallelen betont: Manson hatte behauptet, er habe die Macht, Menschen zu kontrollieren. Die kriminelle Vorgeschichte aus geringfügigeren Vergehen. Der Kult mit den unterwürfigen Frauen. Pell hatte den Tod einer reichen Familie verschuldet. Die Spurensicherung fand in seinem Haus Dutzende von Büchern über Manson, mit Unterstreichungen und Randnotizen.«

Reynolds lächelte. »Während der Verhandlung ist Pell seiner Rolle treu geblieben und hat dadurch zu seiner eigenen Verurteilung beigetragen. Er saß im Gerichtssaal und starrte die Geschworenen an, um sie einzuschüchtern und zu erschrecken. Bei mir hat er das auch versucht. Ich habe ihn ausgelacht und gesagt, dass übersinnliche Kräfte bei Anwälten nicht funktionieren. Die Jury hat ebenfalls gelacht, und damit war der Bann gebrochen.« Er schüttelte den Kopf. »Für die Nadel hat es nicht gereicht, aber ich war mit den diversen lebenslangen Haftstrafen zufrieden.«

»Haben Sie auch die drei Frauen der Familie angeklagt?«

»Es gab eine Absprache mit der Verteidigung. Den Frauen konnte fast nur Kleinkram zur Last gelegt werden, und mit dem Fall Croyton hatten sie nichts zu tun, davon bin ich überzeugt. Bevor sie Pell begegnet sind, ist keine von ihnen je mit etwas Schlimmerem aufgeflogen als Trinken in der Öffentlichkeit oder etwas Hasch, glaube ich. Pell hat sie einer Gehirnwäsche unterzogen... Jimmy Newberg war anders. Er war als gewalttätig bekannt und hatte wegen schweren Diebstahls und Drogenhandels vor Gericht gestanden.«

In der geräumigen Küche, die ganz in Gelb und Beige gehalten war, legte Reynolds eine Schürze an. Anscheinend hatte er sie abgestreift, bevor er an die Tür gekommen war. »Nach meiner Pensionierung habe ich mit dem Kochen angefangen. Interessanter Kontrast. Einen Staatsanwalt kann niemand leiden. Aber von meiner Bouillabaisse« - er nickte in Richtung eines großen orangefarbenen Topfes, in dem Meeresfrüchte kochten - »sind alle begeistert.«

»Aha«, sagte Dance und schaute sich mit übertriebenem Stirnrunzeln um. »So sieht also eine Küche aus.«

»Oh, eine Stammkundin beim Pizzabringdienst. Genau wie ich, als ich noch Junggeselle war.«

»Meine armen Kinder. Das einzige Gute ist, dass sie gar keine andere Wahl haben, als selbst kochen zu lernen. Am letzten Muttertag haben sie mir Erdbeerpfannkuchen serviert.«

»Und Sie mussten nichts anderes tun, als hinterher sauberzumachen. Hier, kosten Sie mal.«

Sie konnte nicht widerstehen. »Okay, aber nur ein wenig.«

Er füllte eine Suppentasse. »Dazu gehört eigentlich Rotwein.«

»Auf den muss ich verzichten.« Sie probierte die Bouillabaisse. »Ausgezeichnet!«

Reynolds hatte sich mit Sandoval und dem Sheriff von Monterey County in Verbindung gesetzt und den aktuellen Stand der Ermittlungen erfahren, einschließlich der Tatsache, dass Pell in der näheren Umgebung blieb. (Dance war nicht entgangen, dass er beim CBI sie und nicht Charles Overby angerufen hatte.)

»Ich werde tun, was ich kann, um Ihnen bei der Ergriffung dieses Mistkerls zu helfen.« Der einstige Staatsanwalt schnitt sorgfältig eine Tomate in Scheiben. »Sie brauchen es nur zu sagen. Ich habe bereits mit der Firma gesprochen, die für das Archiv des Bezirks zuständig ist, und lasse mir alle meine Aufzeichnungen zu dem Fall bringen. Neunundneunzig Prozent davon dürften für die Suche nach Pell nutzlos sein, aber vielleicht gibt es ein oder zwei Glückstreffer. Und ich nehme mir jede einzelne Seite vor, falls nötig.« Dance sah ihm in die dunklen Augen, in denen große Entschlossenheit lag, ganz anders als beispielsweise in Morton Nagles begeistert funkeln dem Blick. Sie wusste, dass Reynolds hart und kompromisslos vorgehen würde.

»Das wäre wirklich sehr hilfreich, James. Vielen Dank.« Dance aß auf, spülte die Suppentasse ab und stellte sie zurück. »Ich wusste gar nicht, dass Sie noch in Carmel wohnen. Es hieß, Sie wären nach Santa Barbara gezogen.«

»Wir haben dort eine kleine Bleibe, aber den Großteil des Jahres sind wir hier.«

»Nachdem Sie angerufen hatten, habe ich mit Michael O'Neil gesprochen. Es wäre mir lieb, wenn wir draußen einen Deputy postieren könnten.«

Reynolds lehnte ab. »Ich habe eine gute Alarmanlage. Und man kann mich praktisch nicht aufspüren. Als ich leitender Staatsanwalt wurde, bekam ich Drohungen - es ging in den Prozessen damals um die Banden aus

Sahnas. Ich ließ mir eine geheime Telefonnummer geben, und das Haus wurde nominell an einen Treuhänder überschrieben. Pell kann mich unmöglich finden. Außerdem darf ich verdeckt eine Waffe tragen.«

Dance gab sich nicht so leicht geschlagen. »Er hat heute bereits mehrere Morde begangen.«

Er zuckte die Achseln. »Also gut, von mir aus. Ich nehme den Babysitter. Kann ja nicht schaden - und mein jüngerer Sohn ist gerade zu Besuch. Warum das Risiko eingehen?«

Dance setzte sich auf einen Hocker und stellte ihre kastanienbraunen, keilförmigen Aldos auf die Querstreben. Die Riemen der Schuhe waren mit den leuchtenden Abbildungen von Gänseblümchen versehen. Wenn es um Schuhe ging, eine von Dances Leidenschaften, hatte sogar die zehnjährige Maggie einen konservativeren Geschmack als ihre Mutter.

»Könnten Sie mir fürs Erste etwas über die Morde vor acht Jahren erzählen? Ich möchte mir einen Eindruck davon verschaffen, was er vielleicht vorhat.«

Reynolds nahm auf dem Nachbarhocker Platz und trank einen Schluck Wein. Dann zählte er die Fakten des Falles auf: Wie Pell und Jimmy Newberg in William Croytons Haus in Carmel eingedrungen waren und den Geschäftsmann, seine Frau und zwei der drei Kinder ermordet hatten. Die Opfer waren alle erstochen worden.

»Newberg auch. Meine Theorie war, dass er sich gesträubt hat, die Kinder umzubringen, und deswegen mit Pell in Streit geraten ist, der daraufhin ihn umgebracht hat.«

»Gab es zwischen Pell und Croyton irgendeine Vorgeschichte?«

»Keine, die wir in Erfahrung gebracht hätten. Doch damals herrschte im Silicon Valley noch eitel Sonnenschein, und Croyton zählte zu den ganz Großen. Er war

ständig in der Zeitung -er hat die meisten der Programme nicht nur selbst entwickelt, er war auch der Verkaufsleiter. Eine wirklich außergewöhnliche Persönlichkeit. Hart arbeiten, hart feiern. Groß, laut, braungebrannt. Nicht unbedingt das sympathischste Opfer der Welt. Ein ziemlich rücksichtsloser Geschäftsmann, Gerüchte um Affären, verärgerte Angestellte. Aber falls Morde nur an Heiligen verübt würden, wären wir Staatsanwälte arbeitslos.

Im Jahr vor den Morden hatte es mehrere Einbrüche in seine Firma gegeben. Die Täter haben Computer und Software gestohlen, aber die Polizei von Santa Clara County konnte nie mit einem Verdächtigen aufwarten. Nichts deutete darauf hin, dass Pell in die Einbrüche verwickelt war. Aber ich habe mich immer gefragt, ob er es nicht gewesen sein könnte.«

»Was ist nach Croytons Tod aus der Firma geworden?«

»Sie wurde aufgekauft. Vor Microsoft oder Apple oder einer der Spielefirmen. Keine Ahnung.«

»Und sein Vermögen?«

»Das meiste davon ging in einen Treuhandfonds für seine Tochter und ein Teil an die Schwester seiner Frau, glaube ich, die Tante, die das Sorgerecht für das Mädchen übernommen hat. Croyton hatte sich seit seiner Kindheit für Computer interessiert. Er besaß Hardware und Programme im Wert von zehn oder zwanzig Millionen Dollar und hinterließ sie der Universität von Monterey Bay. Das Computermuseum dort ist wirklich beeindruckend, und Wissenschaftler aus aller Welt reisen an, um in den Archiven zu recherchieren.«

»Immer noch?«

»Offenbar ja. Croyton war seiner Zeit weit voraus.«

»Und reich.« »Mächtig reich.«

»War das das eigentliche Motiv für die Morde?«

»Tja, das haben wir nie abschließend klären können. Zieht man die Fakten in Betracht, war es ein klassischer

Einbruchdiebstahl. Ich glaube, Pell hat von Croyton gelesen und gedacht, er könne mühelos an einen Haufen Geld gelangen.«

»Aber wie ich gelesen habe, fiel die Beute eher mager aus.«

»Tausend Dollar und etwas Schmuck. Wäre ein unbedeutender Fall gewesen, hätte es da nicht die fünf Leichen gegeben. Fast sechs - gut, dass das kleine Mädchen im Obergeschoss war.«

»Was gibt es über sie zu sagen?«

»Armes Kind. Wissen Sie, wie man sie genannt hat?«

»>Die Schlafpuppe<.«

»Richtig. Sie hat nicht ausgesagt. Auch wenn sie etwas gesehen hätte, hätte ich sie nicht in den Zeugenstand gerufen, nicht mit diesem Schweinehund im Gerichtsaal. Ich hatte ohnehin genügend Beweise.«

»Sie konnte sich an nichts erinnern?«

»An nichts, das uns weitergeholfen hätte. Sie ist an dem Abend früh zu Bett gegangen.« »Wo ist sie jetzt?«

»Keine Ahnung. Die Tante und der Onkel haben sie adoptiert und sind mit ihr weggezogen.«

»Was hat Pell zu seiner Verteidigung vorgebracht?«

»Dass sie Croyton irgendeine Geschäftsidee vorschlagen wollten. Newberg sei ausgerastet und habe alle ermordet. Pell habe versucht, ihn aufzuhalten, es sei zu einem Kampf gekommen, und Pell habe ihn >töten müssen<. Doch es gab keinen Hinweis darauf, dass Croyton Besuch erwartet hatte - die Familie saß beim Abendessen, als die beiden auftauchten. Außerdem war die Spurenlage eindeutig: Todeszeitpunkt, Fingerabdrücke, Partikel, Blutspritzer, alles.«

»Pell hatte im Gefängnis Zugang zu einem Computer. Unbeaufsichtigt.«

»Das ist nicht gut.«

Sie nickte. »Wir haben einige der Dinge herausgefunden, nach denen er gesucht hat. Vielleicht können Sie ja etwas damit anfangen. Einer der Begriffe war >Alison<.«

»Keines der Mädchen aus Pells Familie hat so geheißen. Ich kann mich an niemanden dieses Namens erinnern, der mit ihm in irgendeiner Verbindung gestanden hätte.«

»Ein anderes Wort, das er eingegeben hat, war ‚Nimue‘. Eine Figur aus der Sage um König Artus. Aber ich glaube, dass es der Name oder das Pseudonym von jemandem ist, mit dem Pell in Kontakt treten wollte.«

»Tut mir leid, ich weiß nichts darüber.«

»Können Sie sich vorstellen, was er wohl plant?«

Reynolds schüttelte den Kopf. »Nein, leider nicht. Es war zwar ein großer Fall - für mich. Und für den Bezirk. Aber genau genommen war an ihm nichts Bemerkenswertes. Pell wurde auf frischer Tat ertappt, die Spurenlage war wasserdicht, und sein Vorstrafenregister reichte bis in die Jugendzeit zurück. Ich meine, dieser Kerl und seine Familie standen von Big Sur bis Marin auf den Überwachungslisten der Küstenstädte. Ich hätte mich schon ziemlich dämlich anstellen müssen, um den Prozess zu verlieren.«

»Okay, James. Ich muss los«, sagte sie. »Ich weiß Ihre Hilfe wirklich zu schätzen. Falls Sie etwas in den Akten finden, rufen Sie mich an.«

Er nickte ihr ernst zu und wirkte nicht länger wie ein fröhlicher Hobbykoch oder stolzer Brautvater. Dance erkannte in ihm den unnachgiebigen Ankläger wieder, der er zweifellos vor Gericht gewesen war. »Ich werde helfen, wo ich kann, um diesen Mistkerl wieder hinter Gitter zu bringen.«

Sie hatten sich getrennt und hielten im Abstand von mehreren hundert Metern zu Fuß auf ein Motel im malerischen Pacific Grove zu, mitten im Herzen der Halbinsel.

Pell schlenderte gemächlich und mit großen Augen voran, wie ein verblüffter Tourist, der das Meer bisher nur aus Baywatch kannte.

Inzwischen trugen sie beide andere Kleidung, die sie in einem Ramschladen in Seaside erstanden hatten. (Erfreut hatte er Jennie in dem ärmlichen Viertel dabei beobachtet, wie sie nach kurzem Zögern ihre geliebte rosa-farbene Bluse wegwarf.) Pell hatte sich für einen hellgrauen Anorak entschieden, mit Kordhose und billigen Turnschuhen. Die Baseballmütze auf seinem Kopf wies nach hinten. Er hatte außerdem eine Einwegkamera dabei. Hin und wieder blieb er stehen, um ein Foto des Sonnenuntergangs zu schießen, immer in der Annahme, dass entlaufene Mörder sich wohl kaum die Zeit nehmen würden, den Meeresblick zu genießen, wie beeindruckend der auch sein mochte.

Von Moss Landing aus waren er und Jennie mit dem gestohlenen Ford Focus nach Osten gefahren, hatten die Hauptstraßen gemieden und sogar ein nach Jauche stinkendes Rosenkohlfeld durchquert. Schließlich hatten sie sich wieder in Richtung Pacific Grove gewandt, aber sobald die Besiedlung dichter wurde, mussten sie den Wagen loswerden. Pell wusste, dass die Polizei bald von dem Focus erfahren würde. Er versteckte das Fahrzeug im hohen Gras eines ausgedehnten Geländes abseits des Highway 68. Ein Schild am Rand besagte, der Bereich sei als Gewerbegebiet ausgewiesen und stehe zum Verkauf.

Dann beschloss Pell, dass sie den Weg zum Motel getrennt zurücklegen sollten. Jennie wäre lieber bei ihm geblieben, aber sie hielten mit ihren Prepaid-Telefonen Kontakt. Sie rief ihn alle fünf Minuten an, bis er ihr riet, damit aufzuhören, weil die Polizei vielleicht mithörte.

Das konnte die Polizei natürlich nicht, aber Pell hatte das Süßholzgeraspel satt und wollte nachdenken. Er war beunruhigt.

Wie hatte die Polizei sie im Jack's aufspüren können?

Er ging die verschiedenen Möglichkeiten durch. Unter Umständen hatten die Mütze, die Sonnenbrille und das rasierte Gesicht den Geschäftsführer des Restaurants nicht täuschen können. Aber wer würde schon glauben, dass ein entwichener Strafgefangener sich wie ein Tagessausflügler aus San Francisco an einen Tisch setzte und ein Sandwich mit leckerem Sandbutt verdrückte, nur fünfundzwanzig Kilometer von dem Gerichtsgebäude entfernt, das er soeben erst mit Feuer und Blut umgestaltet hatte?

Der Thunderbird war eine andere Möglichkeit. Jemand könnte festgestellt haben, dass er gestohlen war. Doch wieso sollte man das Kennzeichen eines Wagens überprüfen, der in mehr als sechshundert Kilometern Entfernung entwendet worden war? Und auch dann würde man für eine geklaute Karre schwerlich eine ganze Luftlandedivision in Bewegung setzen - es sei denn, man wusste, dass eine Verbindung zu Pell bestand.

Dabei sollten die Cops doch glauben, dass er zu diesem Campingplatz bei Salt Lake City wollte, den er angerufen hatte. Kathryn?

Er hatte so eine Ahnung, dass sie ihm die Utah-Geschichte nicht abgekauft hatte, auch nicht nach dem Trick mit Billys Telefon und der Tatsache, dass er den Fahrer lebendig zurückgelassen hatte. Pell fragte sich, ob sie die Pressemitteilung bezüglich Utah mit Absicht lanciert hatte, um ihn in die Öffentlichkeit zu locken.

Was tatsächlich funktioniert hatte, dachte er wütend.

Wohin auch immer er ging, es kam ihm so vor, als würde sie die Fahndung nach ihm leiten.

Wo mochte sie wohnen? Er rief sich ins Gedächtnis, wie er sie bei dem Verhör eingeschätzt hatte - die Kinder, der Ehemann - und wie ihre kaum merkliche Reaktion darauf ausgefallen war.

Kinder, ja, Ehemann, vermutlich nicht. Eine Scheidung erschien ihm wenig wahrscheinlich.

Pell blieb stehen und fotografierte die Sonne, die im Pazifischen Ozean versank. Es war wirklich ein herrlicher Anblick.

Kathryn als Witwe. Interessante Vorstellung. Er spürte, wie der Ballon in seinem Innern sich wieder aufblähte.

Es gelang ihm irgendwie, das Gefühl zu verdrängen.
Vorläufig.

Er betrat eine kleine Bodega und kaufte ein paar Dinge ein. Seine Wahl war auf diesen Laden gefallen, weil hier nicht alle fünf Minuten sein Gesicht in den Nachrichten gezeigt werden würde. Er behielt recht, auf dem winzigen Bildschirm lief bloß eine Seifenoper in spanischer Sprache.

Im Asilomar, einem Naherholungsgebiet, trafen Pell und Jennie sich wieder. Der prächtige Park umfasste einen halbmondförmigen Strand für erfahrene Surfer und, näher zu Monterey hin, einen zunehmend zerklüfteten Küstenstrich aus Felsen, lautstarker Brandung und spritzender Gischt.

»Alles in Ordnung?«, fragte sie ihn ängstlich.

»Aber ja, mein Liebling. Mach dir keine Sorgen.«

Sie führte ihn durch die stillen Straßen von Pacific Grove, einer einstigen Methodistensiedlung voller eingeschossiger Wohnhäuser im entweder viktorianischen Stil oder dem der Tudorzeit. »Wir sind da«, verkündete Jennie nach fünf Minuten und deutete auf das Sea View Motel, ein braunes Gebäude mit kleinen Bleiglasfenstern, einem hölzernen Schindeldach und Schildern mit Schmetterlingen über den Türen. Der kleine Ort war nicht nur als die letzte Stadt Kaliforniens berühmt, in der ein Ausschankverbot für Alkohol herrschte, sondern auch für die Monarchfalter, die sich hier von Herbst bis

Frühjahr zu Zehntausenden sammelten. »Ist es nicht niedlich?«

Kann sein, dachte Pell. Es war ihm völlig gleichgültig. Was zählte, war die Tatsache, dass das Zimmer nicht an der Straße lag und dass der hintere Parkplatz eigene Zufahrten besaß, die ideale Fluchtrouten darstellen würden. Sie hatte genau die Art von Motel ausgesucht, die er ihr aufgetragen hatte.

»Es ist perfekt, mein Liebling. Genau wie du.«

Sie verzog das hübsche Gesicht zu einem Lächeln, wenngleich nur halbherzig; der Zwischenfall bei dem Restaurant steckte ihr noch in den Knochen. Auch das war Pell egal. Der Ballon in ihm hatte sich wieder geregt. Er war sich nicht sicher, ob wegen Kathryn oder wegen Jennie.

»Welches ist unseres?«

Sie zeigte darauf. »Komm mit, Schatz. Ich habe eine Überraschung für dich.« Hm. Pell mochte keine Überraschungen. Sie schloss die Tür auf.

Er nickte auffordernd. »Nach dir, mein Liebling.«

Und griff nach der Pistole im Hosenbund. Er spannte sich an und machte sich bereit, Jennie als menschlichen Schild ins Zimmer zu stoßen und sofort das Feuer zu eröffnen, sollte er die Stimme eines Cops hören.

Aber es war kein Hinterhalt. In dem Zimmer lauerte niemand. Pell schaute sich um. Es war sogar noch besser, als man von außen erwartet hätte. Regelrecht feudal. Teure Möbel, Vorhänge, Handtücher, sogar Bademäntel. Und ein paar hübsche Gemälde. Küstenlandschaften, die Lonesome Pine und mehr von diesen bescsheuerten Schmetterlingen.

Und Kerzen. Jede Menge. An buchstäblich jedem freien Fleck stand eine Kerze.

Ach, das also sollte die Überraschung sein. Gott sei Dank brannten die Dinger nicht. Das hätte ihm gerade

noch gefehlt -von einem Ausbruch zu kommen und sein Versteck in Flammen aufgehen zu sehen.

»Hast du den Schlüssel?«

Sie gab ihn ihm.

Schlüssel. Pell liebte die Dinger.

Ob für einen Wagen, ein Motelzimmer, ein Schließfach oder ein Haus, wer auch immer den Schlüssel besitzt, hat die Kontrolle.

»Was hast du da?«, fragte Jennie mit Blick auf die Tüte. Er wusste, dass sie schon bei ihrem Treffen am Strand neugierig gewesen war.

»Bloß ein paar Sachen, die wir brauchen. Und etwas zu essen.«

Jennie sah ihn verblüfft an. »Du hast etwas zu essen gekauft?«

Was denn, war dies etwa das erste Mal, dass ein Freund ihr Lebensmittel mitgebracht hatte?

»Das hätte ich doch übernehmen können«, versicherte sie sogleich, wies auf die Kochnische und fügte mechanisch hinzu: »Gut. Dann koche ich dir jetzt was.«

Seltsamer Satz. Jemand hatte ihr beigebracht, so zu denken. Ihr Exmann oder einer der nichtsnutzigen späteren Freunde. Tim der Biker.

Halt's Maul und mach mir was zu essen...

»Schon in Ordnung, Liebling. Ich kümmere mich darum.«

»Du?«

»Sicher.« Pell kannte Männer, die darauf bestanden, dass »die Frau« sie umsorgte. Sie hielten sich für die Könige des Haushalts, die man gefälligst zu bedienen hatte. Es verlieh ihnen ein Gefühl von Macht. Aber sie begriessen nicht, dass es eine Schwäche war, auf jemanden angewiesen zu sein. (Außerdem, wie blöd kann man sein? Jeder weiß doch, wie einfach es ist, Rattengift in die Suppe zu schütten.) Pell war kein Meisterkoch, aber schon vor Jahren, als eigentlich Linda die Familie be-

kochte, hatte er gern Zeit in der Küche verbracht, war den anderen zur Hand gegangen und hatte alles im Auge behalten.

»Oh, und du hast sogar was Mexikanisches gekauft!« Lachend packte sie das Hackfleisch aus, die Tortillas, Tomaten, Dosenpaprika und Soßen.

»Du hast erzählt, dass du es magst. Wohlfühlessen. He, Liebling.« Er küsst sie auf den Kopf. »Du hast dich heute im Restaurant gut gehalten.«

Sie wandte sich von den Lebensmitteln ab und sah zu Boden. »Weißt du, ich hab mich so erschreckt. Ich hatte Angst. Ich wollte nicht schreien.«

»Nein, nein, du warst standhaft. Weißt du, was das heißt?«

»Nicht wirklich.«

»>Sei standhaft< ist ein alter Wahlspruch der englischen Seeleute. Sie ließen sich die Buchstaben auf die Finger tätowieren, und wenn sie die Fäuste ballten, konnte man die Worte lesen: >Holdfast.< Es bedeutet, dass man nicht wegrennt.«

Sie lachte. »Ich würde niemals von dir weglauen.«

Er berührte mit den Lippen ihren Kopf, roch Schweiß und billiges Parfüm.

Sie rieb ihre Nase an ihm.

»Wir sind ein Team, Liebling.« Was sie aufhören ließ, sich an ihm zu reiben. Pell merkte es sich.

Er ging ins Badezimmer, pinkelte ausgiebig und wusch sich Gesicht und Hände. Als er zurückkam, fand er eine zweite Überraschung vor.

Jennie hatte sich bis auf BH und Slip ausgezogen und zündete mit einem Feuerzeug die Kerzen an.

Sie sah ihn an. »Du hast gesagt, du magst rot.«

Pell ging lächelnd zu ihr. Strich mit der Hand über ihre knochige Wirbelsäule.

»Oder möchtest du lieber essen?«

Er küsst sie. »Wir essen später.«

»Oh, ich will dich, Baby«, flüsterte sie. Das war eindeutig ein Spruch, den sie in der Vergangenheit schon oft aufgesagt hatte.

Was nicht bedeutete, dass sie es in diesem Moment nicht ernst gemeint hätte.

Er nahm ihr das Feuerzeug ab. »Um die Atmosphäre kümmern wir uns auch später.« Er küsste sie erneut und zog sie an sich.

Sie lächelte - diesmal aufrichtig - und drückte sich fester gegen seinen Schritt. »Ich glaube, du willst mich auch.« Ein Schnurren.

»Ja, ich will dich, Liebling.«

»Ich mag es, wenn du mich so nennst.«

»Hast du Strümpfe dabei?«, fragte er.

Sie nickte. »Schwarze. Ich zieh sie gern für dich an.«

»Nein. Ich möchte etwas anderes damit machen«, flüsterte er.

... Achtzehn

Es gab noch eine Sache zu erledigen, dann würde dieser lange Tag vorbei sein.

Kathryn Dance fuhr auf ein schlichtes Haus in dem Niemandsland zwischen Carmel und Monterey zu.

Als noch Fort Ord, die riesige Militärbasis, der größte Arbeitgeber der Region gewesen war, hatten Offiziere mittleren Ranges hier gewohnt und oft auch ihren Ruhestand verbracht. Davor, zur Zeit des Fischfangs und der Konservenfabriken, lebten in dieser Gegend Vorarbeiter und Abteilungsleiter. Dance hielt vor dem bescheidenen Bungalow, ging durch die Pforte des Staketenzauns und folgte dem steinernen Plattenweg zur Vordertür. Gleich darauf wurde sie von einer sommersprossigen, fröhlichen Frau Ende dreißig begrüßt. Dance wies sich aus. »Ich möchte gern mit Morton sprechen.«

»Kommen Sie doch herein«, sagte Joan Nagle lächelnd. Da sie weder überrascht noch besorgt wirkte, folgerte Dance, dass ihr Mann von seiner Rolle bei den Ereignissen des heutigen Tages erzählt hatte, wenngleich vielleicht nicht in allen Einzelheiten.

Kathryn betrat das kleine Wohnzimmer. Die halb vollen Kleider und Bücherkartons - vor allem Letztere - ließen erkennen, dass die Mieter erst kürzlich eingezogen waren. An den Wänden hingen billige Drucke. Abermals stiegen ihr Kochdüfte in die Nase - doch diesmal roch es nach Hamburger und Zwiebeln, nicht nach frischen Kräutern.

Ein hübsches, rundliches Mädchen mit Zöpfen und Brille hatte einen Zeichenblock in der Hand. Sie blickte auf und lächelte. Dance winkte ihr zu. Die Kleine war ungefähr in Wes' Alter. Auf der Couch saß ein etwa fünfzehnjähriger Junge und war völlig in ein chaotisches Videospiel versunken. Er drückte hektisch die Knöpfe, als hinge der Fortbestand der Zivilisation von ihm ab.

In der Türöffnung erschien Morton Nagle und zog sich den Hosenbund hoch. »Hallo, hallo, Agent Dance.«

»Kathryn, bitte.«

»Kathryn. Meine Frau Joan haben Sie ja schon kennengelernt.« Ein Lächeln. »Und... he, Eric. Leg das... Eric!« Er musste lachen. »Leg das weg.«

Der Junge speicherte den Spielstand ab - Dance wusste, wie wichtig das war - und legte das Gamepad hin. Dann sprang er auf.

»Das ist Eric. Sag Agent Dance guten Tag.« »Agent? Wie beim FBI?« »So ähnlich.« »Cool!«

Dance schüttelte dem Teenager die Hand. Er starre die Waffe an, die an ihrer Hüfte hing.

Das Mädchen, das immer noch den Block umklammert hielt, kam schüchtern näher.

»Nun, dann stell dich mal vor«, drängte die Mutter.
»Hallo.«

»Wie heißt du?«, fragte Dance. »Sonja.«

Sonjas Gewicht ist ein Problem, merkte Dance. Die Eltern sollten sich lieber schnell darum kümmern, obwohl ihnen angesichts des eigenen Körperbaus vermutlich nicht klar ist, welche Schwierigkeiten das Kind bereits damit hat. Kathryns kinesisches Fachwissen gestattete ihr vielerlei Einblicke in die psychischen und emotionalen Schwächen der Menschen, und sie musste sich immer wieder selbst ermahnen, dass sie eine Ermittlungsbeamtin war und keine Therapeutin.

»Ich habe die Nachrichten verfolgt«, sagte Nagle. »Sie hätten ihn beinahe erwischt?«

»Wir waren ein paar Minuten zu langsam«, sagte sie und verzog das Gesicht.

»Darf ich Ihnen etwas anbieten?«, fragte seine Frau.

»Nein danke«, sagte Dance. »Ich kann nur kurz bleiben.«

»Kommen Sie in mein Büro«, sagte Nagle.

Sie betraten ein kleines Zimmer, in dem es nach Katzenpisse stank. Ein Schreibtisch und zwei Stühle waren das gesamte bewegliche Mobiliar. Neben einer mit Klebeband ausgebesserten Tischlampe stand ein Laptop, auf dessen Tastatur die Buchstaben A, H und N besonders stark abgenutzt waren. Es gab hier unzählige Papiere und zirka zwei- oder dreihundert Bücher, in Kartons und in den Regalen verstreut, auf der gesamten Heizung und in mehreren Stapeln am Boden. »Ich habe meine Bücher gern um mich.« Er nickte in Richtung des Wohnzimmers. »Meine Familie auch. Sogar der junge Mann mit den flinken Fingern. Wir suchen uns ein Buch aus, und dann lese ich jeden Abend laut daraus vor.«

»Das ist schön.« Dance und ihre Kinder machten etwas Ähnliches, obwohl es eher mit Musik zu tun hatte. Wes und Maggie verschlangen Bücher, aber sie lasen sie lieber für sich allein.

»Natürlich finden wir trotzdem noch Zeit für echte Kultur... Survivor und 24.« Nagles Augen hörten einfach nicht auf zu funkeln. Dann kicherte er, weil er merkte, dass Dance sich fragte, wie viel von dem Material wohl für sie bestimmt sein mochte. »Keine Angst. Der da ist Ihrer, der kleine.« Er deutete auf einen Karton mit Videokassetten und fotokopierten Unterlagen.

»Möchten Sie nicht doch etwas trinken?«, fragte Joan von der Tür aus.

»Nein, vielen Dank.«

»Sie können auch gern zum Abendessen bleiben.« »Tut mir sehr leid, aber das geht nicht.«

Sie lächelte und ging weg. Nagle nickte ihr hinterher.
»Sie ist Physikerin.« Mehr sagte er nicht.

Dance berichtete ihm von der bisherigen Entwicklung des Falles und erklärte, sie seien sich ziemlich sicher, dass Pell in der Gegend bleiben würde.

»Das wäre verrückt. Die ganze Halbinsel sucht nach ihm.«

»Sollte man meinen.« Sie erzählte von Pells Suchanfragen im Internet, aber Nagle fiel zu Alison oder Nimue nichts ein. Und er konnte sich auch nicht erklären, weshalb der Killer eine Seite mit Satellitenbildern aufgesucht hatte.

Dance schaute zu dem Karton, den er für sie vorbereitet hatte. »Ist ein Lebenslauf dabei? Irgendwas Kurzes?«

»Kurz? Nein, nicht wirklich. Aber ich könnte eine Zusammenfassung für Sie anfertigen, falls Sie wünschen. Drei, vier Seiten?«

»Das wäre großartig. Ich würde ewig brauchen, die Angaben aus all diesen Unterlagen zusammenzutragen.«

»All diese Unterlagen?« Er kicherte. »Das ist doch gar nichts. Bis ich so weit bin, mit dem Buch anzufangen, habe ich fünfzigmal mehr Notizen und Quellenmaterial. Aber wie dem auch sei, ich schreib Ihnen gern etwas auf.«

»Hallo«, meldete sich eine junge Stimme.

Dance lächelte Sonja zu, die in der Türöffnung stand.

Ein neidischer Blick auf Kathryns Figur, dann auf ihren Zopf. »Ich habe gesehen, wie Sie zu meinen Zeichnungen geschaut haben. Als Sie hereingekommen sind.«

»Schatz, Agent Dance hat zu tun.«

»Nein, ist schon in Ordnung.«

»Möchten Sie sich die Bilder ansehen?«

Dance kniete sich hin und nahm den Zeichenblock. Es waren Bilder von Schmetterlingen, und zwar überraschend gute.

»Sonja, die sind ja wunderschön. Die könnten auch in einer Galerie am Ocean Drive in Carmel hängen.«

»Glauben Sie wirklich?«

»Absolut.«

Sonja blätterte eine Seite zurück. »Den hier mag ich am liebsten. Es ist ein Schwalbenschwanz.«

Das Bild zeigte einen dunkelblau schillernden Schmetterling.

»Er sitzt auf einer mexikanischen Sonnenblume. Da kann er Nektar trinken. Zuhause gehen wir oft in die Wüste, und ich zeichne Eidechsen und Kakteen.«

Dance erinnerte sich, dass der Autor eigentlich in Scottsdale wohnte.

»Hier gehen meine Mama und ich in den Wald und machen Fotos«, fuhr das Mädchen fort. »Dann zeichne ich sie ab.«

»Sie ist der James Audubon der Schmetterlinge«, sagte Nagle.

Joan kam und führte das Mädchen aus dem Zimmer.

»Glauben Sie, das Zeug wird Ihnen weiterhelfen?«, fragte Nagle und wies auf den Karton.

»Keine Ahnung. Ich hoffe es jedenfalls. Wir können etwas Hilfe gut gebrauchen.«

Dance verabschiedete sich, lehnte eine weitere Einladung zum Abendessen ab und kehrte zu ihrem Wagen zurück.

Dort stellte sie den Karton auf den Beifahrersitz. Die Fotokopien machten sie neugierig, und sie war versucht, die Innenbeleuchtung einzuschalten und einen ersten Blick auf das Material zu werfen. Doch das würde warten müssen. Kathryn Dance war eine gute Ermittlerin, genau wie sie eine gute Reporterin und eine gute Beraterin bei der Geschworenenauswahl gewesen war. Aber sie war auch eine Mutter und eine Witwe. Und die einzigartige Mischung dieser beiden Rollen machte erforderlich, dass sie wusste, wann sie die andere Arbeit ruhen lassen musste. Nun war es an der Zeit, nach Hause zu fahren.

... Neunzehn

Sie nannten es das Deck.

Eine sechs mal neun Meter große Fläche aus grauem versiegeltem Holz erstreckte sich hinter Dances Haus von der Küche in Richtung Garten. Darauf standen unterschiedliche Stühle, Liegen und Tische. Winzige Weihnachtslichterketten, einige bernsteinfarbene Kugellampen, ein Spülbecken und ein großer Küchenschrank waren der hauptsächliche Zierrat, dazu ein paar halb vertrocknete Pflanzen in Terrakottatöpfen. Eine schmale Treppe führte hinunter in den kaum gestalteten, sehr naturbelassenen Garten: Hier wuchsen kleine Eichen und Ahornbäume, Gauklerblumen, Astern, Lupinen, diverse Kletterpflanzen, Klee und jede Menge Gras.

Ein Lattenzaun trennte das Grundstück von den Nachbarn ab. An einem Ast neben der Treppe hingen zwei Vogelbäder und ein Futterhäuschen für Kolibris. Zwei Windspiele lagen immer noch dort am Boden, wo Dance - im Pyjama - sie vor einem Monat in einer be-

sonders stürmischen Nacht um drei Uhr morgens hin geworfen hatte.

Das klassisch-viktorianische Haus - dunkelgrün mit grauen verwitterten Geländern, Fensterläden und Zierleisten - stand im nordwestlichen Teil von Pacific Grove; sofern man bereit war, sich gefährlich weit vorzubeugen, konnte man einen Blick auf den knapp einen Kilometer entfernten Ozean erhaschen.

Dance verbrachte viel Zeit auf dem Deck. Oft war es zu kalt oder dunstig für ein frühes Frühstück, aber an manch faulem Wochenende, wenn die Sonne den Nebel weggeschmolzen hatte, kamen sie und die Kinder her, nachdem sie mit den Hunden einen Strandspaziergang unternommen hatten, und gönnten sich Bagels und Rahmkäse, Kaffee und heiße Schokolade. Auf den ungleich-mäßigen Bohlen hatten schon Hunderte von großen und kleinen Dinnerpartys stattgefunden.

Hier auf dem Deck hatte Bill, ihr Ehemann, seinen Eltern entschlossen mitgeteilt, dass er, jawohl, Kathryn Dance heiraten würde und demnach logischerweise nicht die wohlhabende junge Dame aus Napa, die seine Mutter ihm jahrelang angepriesen hatte. Für diese Eröffnung hatte er mehr Mut aufbringen müssen als für den Großteil seiner Arbeit beim FBI.

Hier auf dem Deck hatten sie die Gedenkfeier für ihn abgehalten.

Es war außerdem ein Treffpunkt für Freunde sowohl innerhalb als auch außerhalb der Strafverfolgungsbehörden der Halbinsel.

Kathryn Dance pflegte ihre Freundschaften, aber nach Bills Tod hatte sie beschlossen, ihre freie Zeit nicht ohne die Kinder zu verbringen. Und da sie Maggie und Wes nicht zu den Erwachsenen in Bars oder Restaurants mitnehmen wollte, holte sie die Freunde stattdessen in die Welt der Kinder.

In dem Außenkühlenschrank fanden sich Bier und Limonade sowie in der Regel ein oder zwei Flaschen kalifornischer Chardonnay, Pinot Grigio oder Cabernet. Ein fleckiger und verrosteter, aber voll funktionsfähiger Grill stand ebenfalls hier, und unten gab es ein Badezimmer, das vom Garten aus zugänglich war. Nicht selten kam Dance nach Hause und traf auf dem Deck ihre Mutter oder ihren Vater an oder auch Freunde und Kollegen aus dem CBI oder MCSO, die bei einem Bier oder Kaffee zusammensaßen.

Alle waren willkommen, ob Kathryn nun zu Hause war oder nicht, und gleichgültig, ob die Besucher sich vorher angekündigt hatten. Allerdings konnte es vorkommen, dass Dance anwesend war und sich trotzdem nicht zu ihnen gesellte. Eine stillschweigende, aber allseits bekannte Regel besagte, dass die Leute sich zwar jederzeit draußen aufhalten durften, das eigentliche Haus aber tabu war, es sei denn bei geplanten Partys; die Privatsphäre, der Schlaf und die Schularbeiten waren heilig.

Dance stieg nun die steile Treppe neben dem Haus empor und betrat das Deck. Sie trug den Karton voller Fotokopien und Videokassetten, auf dem zusätzlich noch das warme Abendessen stand, das sie bei Albertsons gekauft hatte. Zunächst wurde sie von den Hunden begrüßt, einem schwarzen Retriever mit glattem Fell und einem schwarzbraunen Deutschen Schäferhund. Sie rieb ihnen die Ohren, ließ sie ein paar zerbissene ausgestopfte Spielzeuge apportieren und ging dann weiter zu den beiden Männern, die auf den Plastikstühlen saßen.

»Hallo, Schatz.« Stuart Dance, groß und breitschultrig, mit dichtem, widerspenstigem weißem Haar, war siebzig, sah aber jünger aus, wenngleich die Jahre auf See und am Meer nicht spurlos an seiner Haut vorübergegangen waren und auch der Hautarzt mit Skalpell und Laser einige Narben hinterlassen hatte. Genau genommen war

Stuart pensioniert, aber er arbeitete immer noch an mehreren Tagen der Woche im Aquarium, und nichts auf der Welt hätte ihn von den felsigen Untiefen der Küste fernhalten können.

Er und seine Tochter drückten die Wangen aneinander.

»Hallo.« Das kam von Albert Stemple, einem ihrer Kollegen beim CBI. Der kräftige Mann mit dem kahl geschorenen Kopf trug Stiefel, Jeans und ein schwarzes T-Shirt. Auch er hatte Narben im Gesicht und angeblich auch an anderen Stellen - die nur selten die Sonne zu sehen bekamen -, aber ein Hautarzt war nicht dafür verantwortlich. Er hatte die Beine ausgestreckt und trank ein Bier. Das CBI war nicht unbedingt für seine Cowboys bekannt, besaß mit Albert Stemple aber einen starrsinnigen und kompromisslosen Wild Bill Hickock. Kein Agent hatte mehr Festnahmen vorzuweisen - und mehr offizielle Beschwerden (auf die Albert besonders stolz war).

»Danke, dass du aufgepasst hast, Al. Tut mir leid, es ist später geworden als geplant.« Angesichts der Drogen, die Pell während des Verhörs ausgestoßen hatte - und weil er in der Gegend blieb -, hatte Dance den Kollegen gebeten, ihren Vater und die Kinder im Auge zu behalten, bis sie nach Hause kam. (O'Neil hatte außerdem veranlasst, dass hier regelmäßig eine Streife vorbeifahren würde, solange der Ausbrecher auf freiem Fuß war.)

»Kein Problem«, ächzte Stemple. »Overby spendiert mir ein Abendessen.«

»Hat Charles das gesagt?«

»Nein, aber er wird die Rechnung übernehmen. Hier war alles ruhig. Ich hab ein paar Runden ums Grundstück gedreht. Nichts Ungewöhnliches.«

»Möchtest du eine Limo für unterwegs?«

»Gern.« Der massive Mann nahm sich zwei Dosen Bier aus dem Kühlschrank. »Keine Angst. Die trink ich aus, bevor ich ins Auto steige. Bis dann, Stu.« Er stampfte über das Deck, das unter seinem Gewicht knarrte.

Dann verschwand er die Treppe hinunter. Fünfzehn Sekunden später hörte Dance, wie der Crown Victoria angelassen wurde und wegfuhr. Die beiden Dosen standen nun zweifellos zwischen Stemples mächtigen Oberschenkeln.

Kathryn schaute durch die schmutzigen Fenster ins Wohnzimmer. Ihr Blick fiel auf ein Buch, das dort auf dem Couchtisch lag. Es erinnerte sie an etwas. »He, hat Brian angerufen?«

»Ach, dein Freund? Der neulich zum Abendessen da war?«

»Richtig.«

»Wie war doch gleich sein Nachname?« »Gunderson.« »Der Investmentbanker.« »Genau der. Hat er angerufen?« »Nicht, dass ich wüsste. Willst du die Kinder fragen?« »Nein, schon in Ordnung. Nochmals vielen Dank, Dad.« »Gern geschehen.« Er drehte den Kopf und klopfte ans Fenster. »Tschüs!«

»Opa, warte!« Maggie hielt mit wehendem kastanienbraunem Zopf nach draußen gelaufen. Sie hielt ein Buch in der Hand. »Hallo, Mom«, sagte sie fröhlich. »Wann bist du nach Hause gekommen?«

»Gerade eben.«

»Du hast ja gar nichts gesagt«, rief die Zehnjährige und schob sich die Brille ein Stück höher die Nase hinauf. »Wo ist dein Bruder?«

»Keine Ahnung. In seinem Zimmer. Wann gibt's Abendessen?« »In fünf Minuten.« »Und was essen wir?« »Das wirst du schon sehen.«

Maggie hielt das Buch ihrem Großvater hin und zeigte auf eine kleine, gedrehte grauviolette Muschelschale.

»Sieh mal. Du hattest recht.« Maggie versuchte gar nicht erst, die Worte auszusprechen.

»Eine Amphissa columbiana«, sagte er, zückte Stift und Notizblock, die er immer dabei hatte, und schrieb sich etwas auf. Er war drei Jahrzehnte älter als seine Tochter und benötigte keine Brille. Die meisten ihrer genetischen Veranlagungen hatte sie von ihrer Mutter geerbt, wusste Dance.

»Sie lässt sich mit den Gezeiten treiben und ist hier bei uns sehr selten«, sagte er zu Dance. »Aber Maggie hat eine gefunden.«

»Die lag einfach da«, sagte das Mädchen. »Okay, dann fahr ich jetzt mal heim zu meinem Feldwebel. Sie macht Abendessen, und meine Anwesenheit wird gewünscht. Gute Nacht euch allen.« »Tschüs, Opa.«

Ihr Vater stieg die Stufen hinunter, und Dance dankte wieder einmal dem Schicksal, Gott oder wem auch immer für diese gute, zuverlässige männliche Bezugsperson im Leben einer Witwe mit Kindern.

Auf dem Weg in die Küche klingelte ihr Telefon. Rey Carraneo berichtete, dass der Thunderbird letzten Freitag vom Parkplatz eines vornehmen Restaurants am Sunset Boulevard in Los Angeles gestohlen worden sei. Es gebe keine Tatverdächtigen. Das LAPD werde den zugehörigen Bericht schicken, aber wie bei den meisten Autodiebstählen hätten keine Spuren sichergestellt werden können. Darüber hinaus sei es ihm nicht gelungen, das Hotel, Motel oder die Pension zu finden, in denen die Frau womöglich ein Zimmer gemietet hatte. »Es gibt unglaublich viele von diesen Läden«, gestand er.

Willkommen auf der Monterey Halbinsel. »Wir müssen die Touristen ja schließlich irgendwo unterbringen, Rey. Bleiben Sie dran. Und grüßen Sie Ihre Frau von mir.« Dance fing an, das Abendessen auszupacken. Ein schlanker Junge mit sandfarbenem Haar betrat den Wintergarten neben der Küche. Er telefonierte. Obwohl

erst zwölf Jahre alt, war Wes bereits fast so groß wie seine Mutter. Sie winkte ihn mit einem Finger zu sich heran, und er kam zu ihr. Dann küsste sie ihn auf die Stirn, und er zuckte nicht zurück. Was so viel hieß wie: »Ich habe dich sehr lieb, Mutter.« »Komm zum Ende«, sagte sie. »Wir essen jetzt.« »He, Alter, ich muss aufhören.« »Sag nicht >Alter.<«

Der Junge legte auf. »Was gibt's denn?« »Hühnchen...«, sagte Maggie unschlüssig. »Du magst Albertsons.« »Und was ist mit der Vogelgrippe?«

Wes kicherte. »Weißt du denn gar nichts? Die kriegt man von lebenden Hühnern.«

»Das hier hat mal gelebt«, entgegnete das Mädchen.

Wes fühlte sich von seiner Schwester in die Ecke gedrängt. »Tja, aber es ist kein asiatisches Huhn.«

»Hall-o. Die können fliegen. Und weißt du, wie man daran stirbt? Man kotzt sich zu Tode.«

»Mags, nicht beim Essen!«, sagte Dance.

»Aber es ist doch so.«

»Ach, Hühner sind also Zugvögel, ja? Na bravo! Und hier bei uns gibt es keine Vogelgrippe. Sonst hätten wir längst davon gehört.«

Neckereien zwischen Geschwistern. Aber es steckte noch etwas mehr dahinter, glaubte Dance. Ihr Sohn war nach wie vor zutiefst erschüttert über den Tod seines Vaters. Daher reagierte er empfindlicher auf das Thema »Tod« als die meisten Jungen seines Alters. Dance versuchte, ihn nicht damit in Berührung kommen zu lassen - was ziemlich schwierig für eine Frau war, die ihren Lebensunterhalt mit der Jagd auf Schwerverbrecher verdiente. »Solange das Hühnchen gekocht wurde, kann gar nichts passieren«, verkündete sie nun. Allerdings war sie sich nicht sicher, ob das stimmte, und fragte sich, ob Maggie ihr widersprechen würde.

Aber ihre Tochter hatte sich in das Muschelbuch vertieft. »Oh, Kartoffelbrei gibt's auch«, sagte der Junge. »Du bist klasse, Mom.«

Maggie und Wes deckten den Tisch und trugen das Essen auf, während Dance sich die Hände wusch.

»Mom, willst du dich gar nicht umziehen?«, fragte Wes, als sie aus dem Badezimmer zurückkam. Er sah ihr schwarzes Kostüm an.

»Ich bin am Verhungern. Das kann warten.« Sie verschwieg den wahren Grund: Sie wollte ihre Waffe nicht ablegen. Normalerweise zog sie sich zu Hause sofort Jeans und T-Shirt an und verstautete die Pistole in der Kassette neben ihrem Bett.

Ja, das Leben als Cop ist hart. Die Kleinen sind oft allein, nicht wahr? Bestimmt freuen sie sich über ein paar neue Spielkameraden.

Wes musterte noch einmal ihr Kostüm, als wüsste er genau, was sie dachte.

Aber dann fingen sie an zu essen und unterhielten sich über ihren Tag - zumindest über den der Kinder. Dance erzählte selbstverständlich nichts von ihren Erlebnissen. Wes nahm derzeit tagsüber an einem Tennis- lager in Monterey teil, Maggie an einem Musiklager in Carmel. Jeder der beiden schien Spaß daran zu haben. Gott sei Dank fragte keiner von ihnen nach Daniel Pell.

Nach dem Essen räumten sie gemeinsam den Tisch ab und erledigten den Abwasch - die Kinder mussten im Haushalt stets einen Teil der Arbeit übernehmen. Dann gingen Wes und Maggie ins Wohnzimmer, um zu lesen oder Videospiele zu spielen.

Dance schaltete ihren Computer ein und sah im Postfach nach. Keine der E-Mails betraf den aktuellen Fall, aber es waren einige Nachrichten zu ihrem anderen »Job« eingetroffen. Sie und ihre beste Freundin, Martine Christensen, betrieben eine Internetseite namens »Ame-

rican Tunes«, benannt nach dem berühmten Paul-Simon-Song aus den siebziger Jahren.

Kathryn Dance war keine schlechte Musikerin, aber der kurze Versuch, eine Laufbahn als Sängerin und Gitarristin einzuschlagen, hatte ihr kein besonderes Vergnügen bereitet (und ihre Auftritte dem Publikum auch nicht, fürchtete sie). Sie kam zu dem Schluss, dass ihre wahre Begabung darin lag, sich Musik anzuhören - womit sie auch wesentlich größeren Erfolg hatte und wozu sie andere Menschen anzuregen verstand.

Während ihrer seltenen Urlaube oder an langen Wochenenden begab sie sich auf die Suche nach einheimischer Musik, oft mit den Kindern und Hunden im Schlepptau. Leute wie sie wurden »Folkloristen« oder einfach »Liederjäger« genannt. Alan Lomax war vermutlich der bekannteste von ihnen; er hatte in der Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts für die Kongressbibliothek Musik von Louisiana bis zu den Appalachen gesammelt. Während sein Geschmack sich hauptsächlich auf schwarzen Blues und Bergmusik erstreckt hatte, widmete Dance sich einem anderen Feld und damit Orten, an denen sich die wechselnde Gesellschaftsstruktur Nordamerikas widerspiegeln: Musik aus den Kulturen der Lati-nos, der Karibik, der Gegend um Nova Scotia, Kanadas, der Urbanen Afroamerikaner und der Indianer.

Sie und Martine halfen den Musikern, die Werke urheberrechtlich schützen zu lassen. Auf ihrer Internetseite konnten die Lieder gegen Gebühr heruntergeladen werden, und die damit erzielten Gewinne wurden direkt an die Künstler weitergeleitet.

Dance wusste: Wenn einmal der Tag kam, an dem sie nicht mehr gewillt oder in der Lage war, Verbrecher zu jagen, würde die Musik eine gute Beschäftigung für ihren Ruhestand darstellen.

Ihr Telefon klingelte. Sie las im Display die Kennung des Anrufers.

»Wen haben wir denn da?«

»Hallo«, sagte Michael O'Neil. »Wie ist es bei Reynolds gelaufen?«

»Nicht sonderlich ergiebig. Aber er geht seine alten Akten zum Fall Croyton noch einmal durch.« Sie fügte hinzu, dass sie außerdem das Material von Morton Nagle abgeholt habe, aber noch nicht dazu gekommen sei, einen Blick darauf zu werfen.

O'Neil teilte ihr mit, dass der in Moss Landing gestohlene Focus noch nicht wieder aufgetaucht sei und Jack's Seafood keine weiteren Anhaltspunkte ergeben habe. Die Spurensicherung hatte von dem Thunderbird und dem benutzten Geschirr Fingerabdrücke genommen. Die von Pell und die einer anderen Person, wahrscheinlich also die der Frau, tauchten an beiden Orten auf. Ein Abgleich mit den einschlägigen Datenbanken erbrachte keinen Treffer.

»Eine Sache bereitet uns ein wenig Kopfschmerzen. Peter Bennington...«

»Euer Mann aus dem Kriminallabor.«

»Genau. Auf dem Boden des Thunderbird wurde an einer nicht verbrannten Stelle vor dem Fahrersitz Säure nachgewiesen. Sie ist erst kürzlich dorthin gelangt. Peter hat gesagt, es sei ein ziemlich aggressives Zeug - zwar mächtig verdünnt, aber immerhin hat die Feuerwehr von Watsonville den Wagen unter Wasser gesetzt, um ihn zu kühlen, also könnte die Säure anfangs deutlich stärker konzentriert gewesen sein.«

»Du weißt doch, wie es um mich und diese Art von Spuren steht, Michael.«

»Okay, worauf ich hinauswill, ist Folgendes: Die Säure war mit derselben Substanz vermischt, die man in Äpfeln, Trauben und Süßigkeiten findet.«

»Und du glaubst jetzt, dass Pell... was? Etwas vergiftet hat?«

Zentralkalifornien war wirtschaftlich vollständig auf die Produktion von Nahrungsmitteln ausgerichtet. Allein im Umkreis einer halben Autostunde gab es bereits Tausende Hektar von Feldern und Obstplantagen, ein Dutzend große Weingüter und zahlreiche weiterverarbeitende Betriebe.

»Das wäre möglich. Vielleicht versteckt er sich auch in einer Plantage oder auf einem Weinberg. Wir haben ihm in Moss Landing Angst eingejagt, und er könnte darauf verzichtet haben, in einem Motel oder einer Pension unterzukriechen. Denk an das Tal des Himmels... Wir sollten ein paar Suchtrupps losschicken.«

»Hast du Leute zur Verfügung?«, fragte sie.

»Ich kann was organisieren. Und die CHP nehme ich auch mit ins Boot. Es gefällt mir zwar nicht, sie aus der Innenstadt und vom Highway 1 abzuziehen, aber ich glaube, uns bleibt keine andere Wahl.«

Dance war der gleichen Ansicht. Sie berichtete ihm, was Carraneo über den Thunderbird herausgefunden hatte.

»Wir kommen nicht gerade mit Lichtgeschwindigkeit voran, was?«

»Stimmt«, pflichtete sie ihm bei. »Was machst du jetzt noch?« »Hausaufgaben.«

»Ich dachte, die Kinder hätten schon Sommerferien.« »Meine Hausaufgaben. Zu der Fahndung.« »Ich bin sowieso in deine Richtung unterwegs. Soll ich dir helfen, deine Bleistifte anzuspitzen und die Tafel zu wischen?« »Bring der Lehrerin einen Apfel mit, und du bist dabei.«

.. Zwanzig

»Hallo, Michael«, sagte Wes und klatschte ab. »Hallo.«

Die beiden unterhielten sich über das Tennislager des Jungen -O'Neil spielte ebenfalls - und darüber, wie man

am besten die Schläger neu bespannte. Kathryns schlanker, muskulöser Sohn kam bislang mit fast allen Sportarten gut zurecht, konzentrierte sich gegenwärtig aber auf Tennis und Fußball. Er wollte gern auch Karate oder Aikido ausprobieren, aber Dance hielt ihn davon ab. Als Reaktion auf den Tod seines Vaters kochte Wes phasenweise vor Wut fast über, und es gefiel ihr nicht, ihn unter diesen Umständen einen Kampfsport lernen zu lassen.

O'Neil hatte sich vorgenommen, den Jungen für gesunde Sportarten und andere Zeitvertreibe zu begeistern, und ihn daher mit zwei vollkommen gegensätzlichen Beschäftigungen vertraut gemacht: dem Sammeln von Büchern und dem Aufenthalt an O'Neils Lieblingsfleck auf Erden, der Monterey Bay. (Dance dachte manchmal, der Detective sei in der falschen Zeit geboren worden, denn sie konnte ihn sich mühelos als Kapitän eines altmodischen Segelschiffs oder eines Fischerboots in den dreißiger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts vorstellen.) Gelegentlich, wenn Dance mit Maggie einen Mutter/Tochter-Ausflug unternahm, verbrachte Wes einen Nachmittag auf O'Neils Boot und angelte oder beobachtete Wale. Dance wurde sofort seekrank, wenn sie keine Tablette dagegen einnahm, aber Wes war offenbar bereits seefest geboren worden.

Michael und der Junge sprachen noch kurz über den geplanten Angelausflug in ein paar Wochen, und dann wünschte Wes ihnen eine gute Nacht und zog sich in sein Zimmer zurück.

Dance schenkte jedem ein Glas Wein ein. O'Neil war Rotweintrinker und bevorzugte Cabernet. Sie nahm einen Pinot Grigio. Dann gingen sie ins Wohnzimmer und setzten sich auf die Couch. Der Detective saß zufällig genau unter Kathryns Hochzeitsfoto. Er und Bill Swenson waren gute Freunde gewesen und hatten auch häufig beruflich miteinander zu tun gehabt. Vor Bills Tod

hatte es eine kurze Phase gegeben, in der Dance, ihr Ehemann und O'Neil alle drei im aktiven Polizeidienst gestanden hatten; sie hatten sogar gemeinsam an einem Fall gearbeitet. Bill für die Bundesbehörden, Kathryn für den Staat, Michael für den Bezirk.

Mit lautem Knacken öffnete der Detective nun den Plastikbehälter mit Sushi, den er sich mitgebracht hatte. Das Geräusch wirkte wie Pawlows Glocke, denn die Hunde sprangen beide sofort auf und liefen zu ihm: Dylan, der Deutsche Schäferhund, der natürlich nach dem Liedermacher benannt war, und Patsy, die Retrieverdame, die ihren Namen Miss Cline verdankte, Dances Lieblingscountry-sängerin.

»Kann ich ihnen was geben?«

»Nur wenn du ihnen hinterher die Zähne putzt.«

»Tut mir leid, ihr beiden«, sagte O'Neil und hielt Dance die Packung hin. »Ich hab den Apfel vergessen, Frau Lehrerin. Wie wär's mit Thunfisch?«

Sie lehnte das Angebot lachend ab. Er fing an zu essen, ohne die Sojasoße oder die Wasabipaste auch nur zu öffnen. Er sah sehr müde aus. Vielleicht hatte er bloß keine Lust, sich mit den Schälchen abzumühen.

»Eines wollte ich dich noch fragen«, sagte Dance. »Ist der Sheriff damit einverstanden, dass das CBI die Fahndung leitet?«

O'Neil legte die Stäbchen hin und fuhr sich mit der Hand durch das grauemelierte Haar. »Ich möchte dir mal was erzählen. Als mein Vater in Vietnam war, musste sein Zug bisweilen Tunnel des Vietcong ausräuchern. Manchmal gab es dort versteckte Sprengladungen, manchmal auch feindliche Soldaten. Es war der gefährlichste Job in diesem Krieg. Dad hat dort eine Angst entwickelt, die er nie wieder losgeworden ist.«

»Klaustrophobie?«

»Nein. Freiwilligophobie. Er hat einen Tunnel gesäubert und dann kein einziges Mal mehr seine Hand geho-

ben. Niemand kann so ganz begreifen, wieso ausgerechnet du dich hierfür gemeldet hast.«

Sie lachte. »Du irrst dich.« Dann schilderte sie ihm den Trick, mit dem Overby den Fall an sich gerissen hatte, bevor die CHP oder das MCSO zum Zug kommen konnten.

»Ich hab mich schon gewundert. Nur fürs Protokoll: Wir vermissen den Fish genauso sehr wie ihr.«

Damit war Stanley Fishburne gemeint, der frühere Leiter des CBI.

»Nein, ganz bestimmt nicht so sehr wie wir«, stellte Dance klar.

»Okay, vermutlich nicht. Aber um deine Frage zu beantworten, alle sind geradezu entzückt, dich hier am Ruder zu wissen. Mögen Gott und die Macht mit dir sein.«

Dance räumte einige Zeitschriften- und Bücherstapel beiseite und breitete dann Morton Nagles Material vor ihnen aus. Die Unterlagen mochten ja durchaus nur einen kleinen Teil der Bücher, Zeitungsausschnitte und Notizen darstellen, die Nagles Arbeitszimmer füllten, doch es war immer noch eine beängstigende Menge.

Sie fand ein Verzeichnis der Beweismittel und anderen Gegenstände, die nach den Croyton-Morden in Pells Haus in Seaside sichergestellt worden waren. Es gab ein Dutzend Bücher über Charles Manson, mehrere große Aktenordner und den Vermerk eines Beamten der Spurensicherung: Gegenstand Nr. 23. Gefunden in dem Karton, in dem die Manson-Bücher aufbewahrt wurden: Trilby, Roman von George du Maurier. Buch wurde häufig gelesen. Viele Randnotizen. Nichts davon für den Fall relevant.

»Hast du je davon gehört?«, fragte sie.

O'Neil las sehr viel, und die große Büchersammlung bei ihm zu Hause umfasste so gut wie alle Literaturgat-

tungen. Aber dieser Titel war ihm noch nie untergekommen.

Dance nahm ihren Laptop, ging online und schlug es nach. »Das ist ja interessant. George du Maurier war der Großvater von Daphne du Maurier.« Sie überflog einige Inhaltsangaben und Rezensionen des Buches. »Anscheinend ist Trilby ein gewaltiger Bestseller gewesen, eine Art Sakrileg seiner Zeit. Sagt dir der Name >Svengali< etwas?«

»Ich weiß nur, dass er so etwas wie ein Hypnotiseur gewesen ist.«

»Wirklich interessant. In dem Buch geht es um einen verhinderten Musiker, Svengali, der eine junge und schöne Sängerin trifft -ihr Vorname lautet Trilby. Aber sie ist bis jetzt nicht sehr erfolgreich gewesen. Svengali verliebt sich in sie, doch sie will nichts mit ihm zu tun haben, also hypnotisiert er sie. Daraufhin macht sie zwar Karriere, wird aber zugleich seine geistige Sklavin. Am Ende stirbt Svengali, und weil du Maurier offenbar geglaubt hat, dass ein Roboter nicht ohne seinen Herrn überleben kann, stirbt auch Trilby.«

»Ich schätze, dann gab es wohl keine Fortsetzung.« O'Neil blätterte in einem Stapel Notizen. »Kann Nagle sich vorstellen, was Pell als Nächstes plant?«

»Eher nicht. Er schreibt uns einen kurzen biographischen Abriss.«

Sie gingen eine Stunde lang die Fotokopien durch und hielten nach Verweisen auf Orte oder Personen Ausschau, die für Pell in der näheren Umgebung interessant sein und ihn veranlasst haben könnten, auf der Halbinsel zu bleiben. Die Begriffe >Alison< oder >Nimue< tauchten nirgendwo auf.

Auch sonst fand sich nichts.

Die meisten der Videobänder enthielten Fernsehberichte über Pell, die Croyton-Morde oder Croyton per-

sönlich, den extravaganten, außergewöhnlichen Unternehmer aus dem Silicon Valley.

»Sensationsgeiler Mist«, verkündete O'Neil.

»Seichter sensationsgeiler Mist.« Genau das, was Morton Nagle an der Berichterstattung über Verbrechen und Konflikte zu beanstanden hatte.

Aber es waren auch zwei Mitschnitte von Polizeiverhören darunter, die Dance etwas aufschlussreicher fand. Das erste war vor dreizehn Jahren nach einer Festnahme Pells wegen Einbruchs erfolgt.

»Wer sind Ihre nächsten Angehörigen, Daniel?« »Ich habe keine. Keine Familie.« »Und Ihre Eltern?«

»Weg. Längst weg. Ich bin Waise, könnte man sagen.«

»Wann sind sie gestorben?«

»Als ich siebzehn war. Aber mein Vater war schon vorher abgehauen.«

»Kommen Sie und Ihr Vater miteinander aus?« »Mein Vater... Das ist so eine Sache.«

Pell erzählte dem Beamten von seinem gewalttätigen Vater, der den kleinen Daniel gezwungen hatte, ab dem dreizehnten Geburtstag Miete zu bezahlen. Wenn der Junge das Geld nicht aufbringen konnte, bekam er Schläge - und die Mutter ebenfalls, falls sie ihren Sohn verteidigte. Das sei der Grund, weshalb er mit dem Stehlen angefangen habe, sagte Pell. Schließlich hatte der Vater die beiden verlassen. Zufälligerweise waren die getrennten Eltern dann im selben Jahr gestorben - die Mutter an Krebs, der Vater bei einem alkoholbedingten Verkehrsunfall. Mit siebzehn stand Pell ganz allein da.

»Und keine Geschwister?«

»Nein, Sir... Ich dachte immer, falls ich jemanden gehabt hätte, um die Last mit ihm zu teilen, wäre etwas anderes aus mir geworden... Und ich selbst habe auch keine Kinder. Leider, muss ich sagen... Aber ich bin noch jung. Ich habe noch Zeit, oder?«

»Oh, sofern Sie Ihre Sachen geregelt kriegen, Daniel, spricht absolut nichts dagegen, dass Sie eine eigene Familie gründen könnten.«

»Danke, dass Sie das sagen, Officer. Ehrlich. Vielen Dank. Und was ist mit Ihnen, Sir? Haben Sie Familie? Wie ich sehe, tragen Sie einen Ehering.«

Das zweite Band stammte aus einer Kleinstadt im Central Valley, wo man Pell vor zwölf Jahren wegen Diebstahls verhaftet hatte.

»Daniel, hören Sie gut zu. Ich werde Ihnen jetzt ein paar Fragen stellen. Lügen Sie uns lieber nicht an, okay? Das könnte mächtig ins Auge gehen.«

»Nein, Sir, Sheriff. Ich werd ganz ehrlich sein und nur die Wahrheit sagen, bei Gott.«

»In dem Fall werden wir beide uns gut verstehen. Also, wie kommt es, dass man fake Peabodys Fernseher und Videorekorder hinten in Ihrem Wagen gefunden hat?«

»Ich hab sie gekauft, Sheriff. Ich schwöre. Auf der Straße, von diesem Mexikaner. Er kam an und sagte, er brauche etwas Geld. Er und seine Frau hätten ein krankes Kind, hat er erzählt.«

»Siehst du, was er macht?«, fragte Dance. O'Neil schüttelte den Kopf.

»Der erste Beamte ist intelligent. Wortschatz, Grammatik und Satzbau sind einwandfrei. Pell antwortet ihm in genau der gleichen Weise. Der zweite Beamte ist ein etwas schlichteres Gemüt und nicht so gebildet wie der erste. Pell greift das auf und passt sich ihm an. Das ist ein typischer Trick der Machiavellisten.«

Sie wies auf den Fernseher. »Pell hat beide Verhöre vollständig unter Kontrolle.«

»Ich weiß nicht. Ich würde ihm für das rührselige Zeug bloß eine Zwei minus geben«, wandte O'Neil ein. »Mitleid habe ich jedenfalls nicht mit ihm bekommen.«

»Mal sehen.« Dance suchte die zugehörigen Berichte heraus, die Nagle den Videokassetten beigelegt hatte.

»Tut mir leid, Professor. Bei den anderen hat es gewirkt. Im ersten Fall wurde die Anklage von Einbruchdiebstahl zu Hehlerei gemindert und die Strafe zur Bewährung ausgesetzt. Und im zweiten Fall kam er sogar ganz ohne Anklage wieder auf freien Fuß.«

»Da habe ich mich wohl geirrt.«

Sie sichteten das Material noch eine weitere halbe Stunde lang, fanden aber nichts Verwertbares mehr.

O'Neil sah auf die Uhr. »Ich muss los.« Er stand müde auf, und Dance begleitete ihn nach draußen. Er kraulte den Hunden die Köpfe.

»Ich hoffe, du schaffst es morgen zu Dads Party.« »Lass uns beide hoffen, dass bis dahin alles vorbei ist.« Er stieg in seinen Volvo und fuhr die neblige Straße hinunter.

Ihr Telefon quakte.

»Hallo?«

»He, Boss.«

Sie konnte TJ kaum verstehen, weil im Hintergrund laute Musik dröhnte. »Geht das nicht etwas leiser?« »Da müsstest ich die Band fragen. Gibt's was Neues zu Juan?« »Sein Zustand ist unverändert.« »Ich werd ihn morgen besuchen... Hör mal...« »Das versuche ich ja.«

»Haha. Zunächst zu Pells Tante. Sie heißt Barbara Pell, aber ihr Hirn ist hinüber. Die Polizei von Bakersfield sagt, sie hat Alzheimer oder so. Sie weiß nicht mal mehr, wie spät es ist. Aber hinter dem Haus gibt es einen Schuppen oder eine Garage mit Werkzeugen und einigen anderen Sachen aus Pells Besitz. Jeder hätte einfach hineingehen und mit dem Hammer verschwinden können. Die Nachbarn haben nichts gesehen. Überraschung, Überraschung.«

»War das von Andy Griffith?«

»Aus derselben Show. Gomer Pyle.«

»Behält Bakersfield das Haus der Frau im Auge?«

»Positiv... Und ich habe ein paar Insiderinformationen für dich, Boss. Über Winston.«

»Über wen?«

»Winston Kellogg, den FBI-Typen. Den Overby gerufen hat, damit er den Babysitter für dich spielt.« Babysitter...

»Würdest du das bitte irgendwie anders ausdrücken?« »Damit er dich beaufsichtigt. Dich überwacht. Dich bändigt.« »TJ.«

»Okay, hör zu. Er ist vierundvierzig. Lebt in Washington, aber kommt aus Los Angeles. War mal in der Armee.«

Genau wie mein verstorbener Mann, dachte Dance. Der Militärdienst ebenso wie das Alter.

»Detective bei der Polizei von Seattle, dann zum FBI. Er gehört einer Abteilung an, die Kulte und damit zusammenhängende Verbrechen untersucht. Sie machen die Anführer ausfindig, führen die Verhandlungen bei Geiselnahmen und bringen Kultmitglieder mit Entprogrammierern zusammen. Die Einheit wurde nach Waco gebildet.«

Er spielte auf die Pattsituation in Texas an, die sich zwischen der Polizei und der von David Koresh geleiteten Kultgemeinschaft ergeben hatte. Der Versuch, die Mitglieder gewaltsam zu befreien, endete tragisch. Die Gebäude gingen in Flammen auf, und die meisten Bewohner starben, darunter auch mehrere Kinder.

»Er genießt behördintern einen guten Ruf. Es heißt, er sei zwar ziemlich direkt, habe aber keine Angst, sich die Finger schmutzig zu machen. So hat mein Kumpel es zumindest ausgedrückt, aber ich habe keine Ahnung, was genau er damit meint. Ach, und noch etwas, Boss. Die Suche nach >Nimue<. Weder im VICAP noch sonst wo liegt etwas dazu vor. Von den Internetpseudonymen habe ich erst ein paar hundert überprüft. Die Hälfte ist nicht mehr aktuell, und die andere Hälfte scheint sech-

zehnjährigen Spinnern zu gehören. Ihre echten Nachnamen sind überwiegend europäisch, und ich kann niemanden finden, der eine Verbindung in unsere Gegend hat. Aber ich bin auf eine interessante Variation gestoßen.«

»Wirklich? Was denn?«

»Ein Online-Rollenspiel. Weißt du, was das ist?«

»Für Computer, nicht wahr? Eine dieser großen Kisten mit den vielen Kabeln?«

»Touche, Boss. Es spielt im Mittelalter, und man muss Trolle und Drachen und irgendwelche Ekelviecher erschlagen und Prinzessinnen retten. Eigentlich das, womit wir unsere Brötchen verdienen, wenn man mal genauer darüber nachdenkt. Wie dem auch sei, der Grund dafür, dass es bei unserer Suche anfangs nicht aufgetaucht ist, liegt an der abweichenden Schreibweise - N-i-X-m-u-e. Das Logo ist das Wort N-i-X-m-u-e. Das Logo ist das Wort

»Pell kommt mir nicht wie jemand vor, der sich für Computerspiele interessiert.«

»Aber er ist jemand, der einen Softwareentwickler ermordet hat.«

»Guter Einwand. Geh der Sache nach. Aber ich nehme weiterhin an, dass es sich um einen Namen oder ein Pseudonym handelt.«

»Keine Angst, Boss. Ich kann mich um beides kümmern, bei all der Freizeit, die du mir lässt.« »Gefällt dir die Band?« »Schon wieder touche.«

Dance ließ Dylan und Patsy nach draußen, damit sie ihr abendliches Geschäft erledigen konnten, und suchte einmal schnell das Grundstück ab. In der Nähe parkten keine unbekannten Wagen. Sie rief die Hunde wieder herein. Normalerweise schliefen sie in der Küche, aber heute Nacht würden sie sich frei im Haus bewegen dürfen; sie schlügen gewaltigen Lärm, wenn Fremde sich zu

nahe heranwagten. Außerdem schaltete Kathryn die Alarmanlage an Fenstern und Türen ein.

Sie ging in Maggies Zimmer und hörte ihr zu, wie sie auf dem Keyboard ein kurzes Mozartstück spielte. Dann gab sie ihrer Tochter einen Gutenachtkuss und schaltete das Licht aus.

Wes erzählte ihr von einem neuen Jungen, der vor ein paar Monaten mit seinen Eltern hergezogen war und nun ebenfalls an dem Tennislager teilnahm. Die beiden hatten heute ein paar Trainingsmatches gespielt.

»Möchtest du ihn und seine Eltern morgen einladen? Zu Opas Geburtstag?«

»Nein, lieber nicht.«

Nach dem Tod seines Vaters war Wes auch schüchterner und in sich gekehrter geworden. »Bist du sicher?«

»Vielleicht später einmal. Keine Ahnung... Mom?« »Ja, liebster Sohn.« Ein erboster Seufzer. »Ja?«

»Warum trägst du immer noch deine Waffe?« Kinder... ihnen entgeht nicht das Geringste.

»Ach, die habe ich ganz vergessen. Ich schließe sie gleich weg.« »Kann ich noch ein bisschen lesen?« »Klar. Zehn Minuten. Was liest du gerade?« »Der Herr der Ringe.« Er sah das Buch an. Klappte es auf und dann wieder zu. »Moni?« »Ja?«

Doch er schwieg zunächst. Dance glaubte zu wissen, was ihn beschäftigte. Falls er wollte, würde sie mit ihm reden. Aber sie hoffte, dass er nicht wollte; hinter ihr lag ein wirklich langer Tag.

»Nichts«, sagte er dann, in einem Tonfall, der ihr verriet: Es gibt etwas, aber ich möchte noch nicht darüber sprechen. Er widmete sich wieder Mittelerde.

»Wo sind die Hobbits?«, fragte Dance und wies auf das Buch.

»Noch im Auenland. Die Schwarzen Reiter sind hinter ihnen her.«

»Fünfzehn Minuten.« »Gute Nacht, Mom.«

Dance verstaute die Waffe in der Kassette und stellte das Schloss auf einen simplen dreistelligen Code um, den sie auch im Dunkeln eingeben konnte. Sie probierte es mit geschlossenen Augen aus. Es dauerte höchstens zwei Sekunden.

Sie duschte, zog sich ihren Pyjama an und schlüpfte unter die warme Steppdecke. Die Sorgen des Tages schwieben über ihr wie der Lavendelgeruch der nahen Duftschale.

Wo bist du, Daniel Pell?, dachte sie. Wer ist deine Komplizin?

Was machst du gerade? Schläfst du? Fährst du in der Gegend herum und suchst nach jemandem oder etwas? Hast du vor, wieder zu töten?

Wie kann ich herausfinden, warum du auf der Halbinsel geblieben bist?

Kurz vor dem Einschlafen gingen ihr einige Zeilen des Verhörs durch den Kopf, das sie und Michael O'Neil sich angesehen hatten.

»Und ich selbst habe auch keine Kinder. Leider, muss ich sagen... Aber ich bin noch jung. Ich habe noch Zeit, oder?« »Oh, sofern Sie Ihre Sachen geregelt kriegen, Daniel, spricht absolut nichts dagegen, dass Sie eine eigene Familie gründen könnten.«

Dance öffnete die Augen. Einige Minuten lang lag sie einfach da und starrte das Schattenmuster auf der Zimmerdecke an. Dann stand sie auf, zog sich Pantoffeln an und ging ins Wohnzimmer. »Legt euch wieder hin«, sagte sie zu den beiden Hunden, die ihr dann dennoch rund eine Stunde lang aufmerksam dabei zusahen, wie sie noch einmal den Karton durchstöberte, den Morton Nagle für sie zusammengestellt hatte.

Dienstag

.. Einundzwanzig

Kathryn Dance saß mit TJ in Charles Overbys Eckbüro. Morgendlicher Regen prasselte gegen die Fenster. Touristen glaubten, an der Monterey Bay sei es häufig bewölkt und regnerisch, aber in Wahrheit war es hier meistens viel zu trocken; der graue Himmel ging lediglich auf den üblichen Westküstennebel zurück. Heute jedoch goss es wie aus Eimern.

»Ich brauche etwas, Charles.«

»Und das wäre?«

»Die Bewilligung einiger Ausgaben.« »Wofür?«

»Wir kommen nicht voran. Es gibt keine Anhaltspunkte aus Capitola, die Spurensicherung kann uns nicht weiterhelfen, Pell wurde nirgendwo gesichtet... und ich weiß vor allem nicht, weshalb er in der Gegend bleibt.«

»Und was für Ausgaben meinen Sie?«

»Ich möchte die drei Frauen, die zu seiner Familie gehört haben.«

»Sie wollen sie verhaften? Ich dachte, es läge kein Verdacht gegen sie vor.«

»Nein, ich möchte sie befragen. Sie haben mit ihm zusammengelebt; sie müssen ihn ziemlich gut kennen.«

Oh, sofern Sie Ihre Sachen geregt kriegen, Daniel, spricht absolut nichts dagegen, dass Sie eine eigene Familie gründen könnten...

Dieser Satz aus dem Polizeiverhör hatte sie auf den Gedanken gebracht. Von A nach B nach X...

»Wir halten eine Familienzusammenkunft ab«, sagte TJ fröhlich. Sie wusste, dass er bis spät in die Nacht gefeiert hatte, aber sein rundes Gesicht unter dem lockigen roten Haar wirkte so frisch, als hätte er sich einen Tag auf einer Schönheitsfarm gegönnt.

Overby ignorierte ihn. »Und wieso sollten die drei uns helfen wollen? Stehen sie ihm denn nicht wohlwollend gegenüber?«

»Nein. Ich habe mit zweien von ihnen geredet, und die haben nichts mehr für Pell übrig. Die dritte Frau hat sogar ihren Namen geändert, um das alles hinter sich zu lassen.«

»Und warum sollen sie herkommen? Weshalb befragen wir sie nicht an ihren Wohnorten?«

»Ich möchte, dass sie zusammen sind. Es ist ein Verhöransatz aus der Gestalttherapie. Die Erinnerungen der Frauen sollen sich gegenseitig anregen. Ich habe bis heute früh um zwei über die drei nachgelesen. Rebecca hat der Familie nicht lange angehört -nur ein paar Monate -, aber Linda hat mehr als ein Jahr mit Pell gelebt und Samantha sogar zwei.«

»Haben Sie die Frauen bereits gefragt?« Er klang geizt, als befürchte er, Dance könne ihn übergangen haben.

»Nein«, sagte sie. »Ich wollte erst mit Ihnen darüber sprechen.«

Das schien ihn wieder zu beruhigen. Dennoch schüttelte er den Kopf. »Die Flugtickets, die Wachen, der Transport... und der ganze Papierkram. Ich bezweifle, dass ich damit in Sacramento durchkäme. Es ist zu unkonventionell.« Er bemerkte einen losen Faden an seiner Hemdmanschette und riss ihn ab. »Ich fürchte, ich muss ablehnen. Utah. Ich bin sicher, er ist inzwischen dahin unterwegs. Nach dem Schreck bei Moss Landing wäre er verrückt, noch länger hierzubleiben. Ist das Überwachungsteam der Utah State Police weiterhin vor Ort?«

»Ja«, bestätigte TJ.

»Utah wäre gut. Richtig gut.«

Dance wusste, wie das gemeint war: Die nehmen ihn fest, und das CBI streicht die Lorbeeren ein, ohne weitere Tote in Kalifornien.

»Charles, ich bin überzeugt, dass Utah eine falsche Fährte ist. Er stößt uns nicht einfach mit der Nase drauf und fährt dann trotzdem...«

»Es sei denn, er hat einkalkuliert, dass wir das annehmen würden«, sagte ihr Chef triumphierend. »Haben Sie schon mal daran gedacht?«

»Hab ich und es passt nicht zu Pells Profil. Ich möchte wirklich meine Idee weiterverfolgen.« »Ich bin mir nicht sicher...«

»Darf ich fragen, was für eine Idee das ist?«, meldete sich eine Stimme hinter ihr.

Dance drehte sich um und sah einen Mann in einem dunklen Anzug mit hellblauem Hemd und blau-schwarz gestreifter Krawatte. Er war nicht im klassischen Sinn gut aussehend - er hatte ein wenig Bauch und abstehende Ohren, und wenn er den Kopf senkte, würde sich ein Doppelkinn bilden. Aber sein Blick wirkte entschlossen und belustigt, und eine Haartolle - genauso braun wie seine Augen - hing ihm bis über die Stirn. Seine Haltung und sein Auftreten ließen auf eine unbeschwerete Art schließen, und sein schmaler Mund war zu einem leichten Lächeln verzogen.

»Kann ich Ihnen helfen?«, fragte Overby.

Der Mann kam näher und zeigte einen Dienstausweis des FBI vor. Special Agent Winston Kellogg.

»Der Babysitter ist im Gebäude«, sagte TJ leise und mit der Hand vor dem Mund. Dance ignorierte ihn.

»Charles Overby. Danke, dass Sie gekommen sind, Agent Kellogg.«

»Bitte nennen Sie mich Win. Ich arbeite bei der MVCC des FBI.« »Und das ist...?«

»Die Multiple Victims Coercive Crimes Division. Wie der Name schon sagt, beschäftigen wir uns mit Strafta-

ten, die aus der Nötigung von Opfergruppen erfolgen.« »Lautet so der neue Ausdruck für Kulte?«, fragte Dance. »Ursprünglich haben wir uns tatsächlich Kulteinheit genannt. Aber das war keine PKB.« TJ runzelte die Stirn. »Ist das eine Droge?« »Nein, eine politisch korrekte Bezeichnung.« Sie lachte. »Ich bin Kathryn Dance.« »TJ Scanion.« »Thomas Jefferson?«

TJ lächelte rätselhaft. Sogar Dance kannte seinen richtigen Vornamen nicht. Womöglich hieß er ja wirklich bloß TJ.

»Ich möchte eines gleich am Anfang loswerden«, wandte Kellogg sich an alle Anwesenden. »Ja, ich bin der Kerl von der Bundesbehörde. Aber ich will mich nicht aufspielen. Ich bin in beratender Funktion hier - um Ihnen nach Möglichkeit einen Eindruck davon zu verschaffen, wie Pell denkt und handelt. Davon abgesehen bleibe ich gern in der zweiten Reihe.«

Auch wenn er es vielleicht nicht hundertprozentig meinte, fand Dance dieses Versprechen anerkennenswert. Bei all der Konkurrenz zwischen den Strafverfolgungsbehörden war es ungewöhnlich, ausgerechnet jemanden aus Washington so etwas sagen zu hören.

»Wir wissen das zu schätzen«, sagte Overby.

»Ich muss sagen, das gestern war ein guter Schachzug von Ihnen, sich die Restaurants vorzunehmen«, sagte Kellogg zu dem CBI-Chef. »Das wäre mir nie eingefallen.«

Overby zögerte. »Wenn ich mich recht entsinne, habe ich Amy Grabe aber erzählt, dass Kathryn hier auf diese Idee gekommen ist«, sagte er dann.

TJ räusperte sich leise, und Dance wagte es nicht, in seine Richtung zu schauen.

»Nun, von wem auch immer, es war eine gute Idee.« Er sah Dance an. »Und welchen Vorschlag haben Sie gerade eben geäußert?«

Dance wiederholte ihre Ausführungen.

Der FBI-Agent nickte. »Die Familie wieder zusammenbringen. Gut. Sehr gut. Die drei müssten inzwischen entprogrammiert sein. Auch falls sie keine Therapie absolviert haben, dürfte schon allein die verstrichene Zeit sämtliche Überreste des Stockholm-Syndroms beseitigt haben. Ich bezweifle, dass sie Pell noch im mindesten loyal gegenüberstehen. Ich bin dafür, es zu versuchen.«

Einen Moment lang herrschte Schweigen. Dance war nicht bereit, Overby aus der Klemme zu helfen.

»Es ist eine gute Idee«, sagte ihr Chef schließlich. »Absolut. Das einzige Problem ist unser Budget. Sehen Sie, wir mussten in letzter Zeit...«

»Die Kosten übernehmen wir«, sagte Kellogg und sah Overby dann einfach nur an. Dance hätte am liebsten laut losgelacht. »Sie?«

»Falls nötig, lasse ich die Frauen von einem FBI-Jet einfliegen. Sind Sie einverstanden?«

Der CBI-Chef war des einzigen Gegenarguments beraubt, das ihm auf die Schnelle eingefallen wollte. »Wie können wir ein Weihnachtsgeschenk von Uncle Sam ablehnen?«, sagte er. »Danke, Amigo.«

Dance, Kellogg und TJ waren in ihrem Büro, als Michael O'Neil hinzukam. Er gab dem FBI-Agenten die Hand und nannte seinen Namen. Kellogg ebenfalls.

»Die sichergestellten Beweise aus Moss Landing haben nichts weiter erbracht, aber wir hoffen auf das Tal des Himmels und die Weinberge«, sagte O'Neil. »Das Gesundheitsamt nimmt außerdem Lebensmittelproben. Nur für den Fall, dass er sie mit Säure versetzt hat.« Er berichtete Kellogg von den Spuren, die während Pells Flucht in dem Thunderbird hinterlassen worden waren.

»Aus welchem Grund sollte er so etwas tun?«

»Als Ablenkungsmanöver. Vielleicht will er auch einfach nur anderen Menschen wehtun.«

»Partikelspuren sind nicht mein Fachgebiet, aber es klingt wie ein guter Ansatz.« Dance war aufgefallen, dass der FBI-Agent während O'Neils Worten den Blick abgewandt und sich konzentriert alle Einzelheiten eingeprägt hatte.

»Es könnte sich als nützlich erweisen, Ihnen einige Einblicke in die Kultmentalität zu geben«, sagte Kellogg dann. »Wir haben bei der MVCC ein generelles Profil zusammengestellt, und ich bin sicher, dass wenigstens ein Teil davon auf Pell zutrifft. Ich hoffe, es hilft Ihnen, eine Strategie zu entwickeln.«

»Gut«, sagte O'Neil. »Ich glaube, keiner von uns hatte bisher mit jemandem wie diesem Kerl zu tun.«

Dances anfängliche Skepsis hinsichtlich der Brauchbarkeit eines Kultexperten hatte sich gelegt, nachdem nun klar war, dass Pell einen für sie bislang undurchschaubaren Plan verfolgte. Sie war sich nicht mehr sicher, ob man diesen Killer mit herkömmlichen Tätern vergleichen konnte.

Kellogg lehnte sich an ihren Schreibtisch. »Zunächst Folgendes: Wie der Name meiner Einheit vermuten lässt, betrachten wir die Mitglieder eines Kults als Opfer, was sie gewiss auch sind. Aber wir dürfen nicht vergessen, dass sie genauso gefährlich wie der Anführer sein können. Charles Manson war bei den Tate/La Bianca-Morden nicht mal zugegen. Die Taten wurden von seinen Anhängern begangen.

Übrigens, wenn ich von dem Anführer spreche, neige ich dazu, maskuline Artikel und Pronomina zu verwenden, aber Frauen können ebenso zielgerichtet und skruppellos wie Männer vorgehen. Und oft sind sie dabei noch heimtückischer.

Kommen wir nun also zu dem grundlegenden Profil. Ein Kultführer erkennt keine andere Autorität als sich selbst an. Er hat stets hundertprozentig das Kommando inne. Er schreibt seinen Untergebenen auf die Minute

genau vor, wie sie ihre Zeit zu verbringen haben. Er weist ihnen Aufgaben zu und hält sie konstant beschäftigt, notfalls mit sinnlosen Fleißarbeiten. Sie sollen keine Gelegenheit haben, selbstständig nachzudenken.

Ein Kultführer erschafft sich sein eigenes Wertesystem - das einzig und allein auf seine persönlichen Interessen und den Fortbestand des Kults ausgerichtet ist. Externe Gesetze und Moralbegriffe sind irrelevant. Er lässt seine Gefolgsleute glauben, es sei ethisch richtig, zu tun, was er ihnen aufträgt - oder nahelegt. Kultführer sind meisterlich darin geübt, ihre Botschaften sehr subtil zu übermitteln, sodass man sie nicht einmal dann konkret belangen kann, wenn ihre Gespräche abgehört werden. Aber ihre Anhänger verstehen genau, was gemeint ist.

Es werden bewusst Themen polarisiert und Drohkulissen aufgebaut, in denen es heißt: die oder wir, schwarz oder weiß. Der Kult hat immer recht, und wer nicht dem Kult angehört, hat unrecht und will die Gemeinschaft zerstören.

Andere Meinungen sind nicht gestattet. Der Kultführer nimmt absichtlich extreme, ja sogar empörende Standpunkte ein und wartet, ob jemand an ihm zweifelt - als Test der Loyalität. Von den Mitgliedern wird erwartet, dass sie ihm alles geben - sowohl ihre Zeit als auch ihr Geld.“

Dance erinnerte sich an das Telefonat aus dem Gefängnis, die neuntausendzweihundert Dollar. »Wie es aussieht, finanziert die Komplizin Pells gesamte Flucht«, sagte sie.

Kellogg nickte. »Es wird ferner vorausgesetzt, dass die Untergebenen sexuell gefügig sind. Und manchmal auch, dass sie ihm ihre Kinder überlassen.

Er übt über seine Gefolgsleute absolute Kontrolle aus. Sie müssen ihr bisheriges Leben aufgeben. Er verleiht ihnen neue Namen nach seinem Belieben. Er sucht sich

möglichst verwundbare Menschen aus und nutzt ihre Unsicherheit. Er hält nach Einzelgängern Ausschau und bringt sie dazu, ihre Freunde und Verwandten zu verlassen. Die Anhänger sehen in ihm eine Quelle der Unterstützung und Geborgenheit. Er droht damit, sich von ihnen zurückzuziehen - und das ist seine stärkste Waffe.

Okay, ich könnte noch stundenlang so weitermachen, aber das gibt Ihnen einen ungefähren Eindruck von Daniel Pells Gedankenwelt.« Kellogg hob beide Hände. Er wirkte wie ein Professor. »Was bedeutet das alles für uns? Nun, es sagt zum Beispiel etwas über seine Schwachstellen aus. Es ist anstrengend, ein Kultführer zu sein. Man muss die Gefolgschaft ständig überwachen, auf etwaige Differenzen achten und diese so schnell wie möglich abstellen. Und wenn äußere Einflüsse existieren - wie draußen auf der Straße - sind die Anführer besonders aufmerksam. In ihrer eigenen Umgebung lässt die Anspannung jedoch nach. Und dadurch werden sie nachlässiger und anfälliger.

Sehen Sie sich an, was in dem Restaurant geschehen ist. Er ist die ganze Zeit wachsam geblieben, weil er in der Öffentlichkeit war. In seinem eigenen Haus hätten Sie ihn vermutlich erwischt.

Die andere Konsequenz ist diese: Seine Komplizin wird glauben, dass Pell sich moralisch im Recht befindet und aus gutem Grund getötet hat. Daraus ergeben sich zwei Folgerungen: Wir können von ihr keine Hilfe erwarten, und sie ist genauso gefährlich wie er. Ja, sie ist ein Opfer, aber das heißt nicht, dass sie nicht einen von Ihnen umbringen wird, falls sich die Gelegenheit bietet... Nun ja, das nur als generelle Einführung.«

Dance sah O'Neil an. Sie wusste, dass er das Gleiche dachte wie sie: Kelloggs Sachkenntnis war beeindruckend. Vielleicht hatte Charles Overby dieses eine Mal

eine gute Entscheidung getroffen, auch wenn er nur vorgehabt hatte, sich nach allen Seiten abzusichern.

Angesichts dessen, was sie soeben über Pell gehört hatte, war sie dennoch erschrocken über die bevorstehende Aufgabe. Sie wusste aus eigener Erfahrung, wie intelligent dieser Täter war, aber falls Kelloggs Profil auch nur teilweise zutraf, stellte Pell eine überaus gefährliche Bedrohung dar.

Dance bedankte sich bei Kellogg und beendete damit die Besprechung - O'Neil machte sich auf den Weg ins Krankenhaus, um nach Juan Miliar zu sehen, und TJ suchte dem FBI-Agenten ein vorläufiges Büro.

Kathryn rief Linda Whitfield an.

»Oh, Agent Dance. Gibt es schon etwas Neues?«

»Nein, leider nicht.«

»Wir verfolgen es im Radio... Ich habe gehört, Sie hätten ihn gestern beinahe erwischt.« »Das stimmt.«

Wieder Flüstern. Erneut ein Gebet, nahm Dance an.
»Miss Whitfield?« »Ich bin noch da.«

»Ich werde Sie jetzt um etwas bitten, und ich möchte, dass Sie darüber nachdenken, bevor Sie antworten.« »Ist gut.«

»Wir hätten gern, dass Sie herkommen und uns behilflich sind.« »Was?«, flüsterte sie.

»Daniel Pell ist uns ein Rätsel. Wir sind uns ziemlich sicher, dass er hier auf der Halbinsel bleibt. Aber wir können uns den Grund dafür nicht erklären. Niemand kennt ihn besser als Sie, Samantha und Rebecca. Wir hoffen, dass Sie uns helfen können, aus ihm schlau zu werden.«

»Kommen die anderen auch?«

»Sie sind die Erste, die ich angerufen habe.«

Eine Pause. »Was kann ich denn schon ausrichten?«

»Ich möchte mich mit Ihnen über Pell unterhalten und herausfinden, ob Ihnen etwas einfällt, das auf seine eventuellen Pläne oder sein Ziel hindeutet.«

»Aber ich habe seit sieben oder acht Jahren nichts mehr von ihm gehört.«

»Er könnte damals etwas gesagt oder getan haben, das uns einen Anhaltspunkt liefert. Indem er hierbleibt, geht er ein großes Risiko ein. Ich bin sicher, er hat einen guten Grund dafür.«

»Tja....«

Dance wusste, wie der innere Verteidigungsmechanismus eines Menschen funktioniert. Sie konnte sich vorstellen, wie die Frau nun hektisch nach Argumenten suchte - und sie verwarf oder sich merkte -, mit denen sie Kathryn's Bitte ablehnen konnte. Daher überraschte es sie nicht, zu hören: »Das Problem ist, ich helfe meinem Bruder und meiner Schwägerin mit ihren Pflegekindern. Ich kann nicht einfach von hier weg.«

Dance fiel ein, dass die Frau bei dem Paar wohnte. Sie fragte, ob die beiden denn nicht für ein oder zwei Tage allein mit den Kindern zurechtkämen. »Länger wird es sowieso nicht dauern.«

»Nein, ich glaube, das geht nicht.«

Das Verb »glauben« ist für Verhörspezialisten von großer Bedeutung, denn es zählt zu den charakteristischen Formulierungen für eine Verleugnung - wie »ich kann mich nicht erinnern« oder »vermutlich nicht«. Seine Bedeutung: Ich winde mich, sage aber nicht einfach nein. Dance schloss daraus, dass das Paar die Kinder problemlos im Griff hatte.

»Ich weiß, es ist viel verlangt. Aber wir brauchen Ihre Hilfe.«

Nach einer Pause wartete die Frau mit Ausrede Nummer zwei auf: »Selbst wenn ich weg könnte, habe ich kein Geld für die Reise.«

»Wir fliegen Sie in einem Privatjet ein.« »Einem Privatjet?« »Einer Maschine des FBI.« »Ach, herrje.«

Um Vorwand Nummer drei kümmerte Dance sich, bevor er zur Sprache kam: »Natürlich übernehmen wir

auch Ihren Schutz. Niemand wird wissen, dass Sie hier sind, und Sie werden rund um die Uhr bewacht. Bitte. Werden Sie uns helfen?«

Wieder Schweigen.

»Ich muss erst fragen.«

»Ihren Bruder oder Ihren Vorgesetzten bei der Arbeit? Ich kann anrufen und...«

»Nein, nein, nicht die. Ich meine Jesus.«

Oh... »Nun ja, also gut.« Dance hielt kurz inne. »Können Sie ihn ziemlich bald konsultieren?«

»Ich rufe Sie zurück, Agent Dance.«

Sie legten auf. Dance rief Winston Kellogg an und ließ ihn wissen, dass sie auf eine himmlische Intervention warteten. Er wirkte amüsiert. »Das nenne ich ein echtes Ferngespräch.« Kathryn beschloss, auf keinen Fall Charles Overby wissen zu lassen, wessen Erlaubnis benötigt wurde.

War diese ganze Sache wirklich so eine gute Idee?

Als Nächstes wählte sie die Nummer von Women's Initiatives in San Diego und ließ sich zu Rebecca Sheffield durchstellen. »Hallo, hier ist noch mal Kathryn Dance aus Monterey. Ich wollte...«

»Ich verfolge seit vierundzwanzig Stunden die Nachrichten«, fiel Rebecca ihr ins Wort. »Was ist passiert? Sie hatten ihn fast, und er konnte entwischen?«

»Leider ja.«

Rebecca seufzte barsch auf. »Na, kapieren Sie es jetzt?« »Kapieren?«

»Das Feuer beim Gerichtsgebäude. Das Feuer bei dem Kraftwerk. Zweimal Brandstiftung. Sehen Sie das Muster? Er hat etwas gefunden, das funktioniert. Und er hat es noch mal getan.«

Genau das war Dance auch schon aufgefallen, aber sie verteidigte sich nicht, sondern erwiderte bloß: »Er ist anders als alle Ausbrecher, die wir bislang kennengelernt haben.«

»Das glaube ich gern.«

»Miss Sheffield, es gibt etwas...«

»Moment. Erst möchte ich etwas sagen.« »Bitte sehr«, sagte Dance zögernd.

»Verzeihen Sie, aber Sie haben nicht die geringste Ahnung, wen Sie mit Pell vor sich haben. Sie müssen tun, was ich den Leuten in meinen Seminaren beibringe. Es geht darin um das Vorankommen im Beruf. Viele Frauen glauben, sie können sich mit Freundinnen auf einen Drink treffen und über ihre idiotischen Bosse herziehen oder über ihre Exmänner oder ihre prügelnden Freunde und - zack - sind sie geheilt. Tja, so läuft das aber nicht. Man kann nicht einfach laienhaft herumstochern, und künstlich beschleuni-gen kann man es auch nicht.«

»Nun, ich weiß zu schätzen...«

»Erstens, Sie identifizieren das Problem. Beispiel: Sie gehen nicht gern mit Männern aus. Zweitens, Sie identifizieren die Fakten, auf denen das Problem basiert: Sie wurden mal bei einem Rendezvous vergewaltigt. Drittens, Sie entwerfen eine Lösung: Sie verabreden sich nicht blindlings und ignorieren Ihre Ängste. Sie kauern sich nicht in eine Ecke und vergessen die Männer. Sie machen einen Plan: Sie fangen langsam an, treffen sich mit Männern zum Mittagessen und an anderen öffentlichen Orten, gehen nur mit Männern aus, die körperlich nicht bedrohlich wirken und die Ihre Privatsphäre respektieren, die nicht trinken und so weiter. Sie wissen, was ich meine. Dann, ganz allmählich, erweitern Sie den Kreis der Kandidaten. Nach zwei, drei Monaten oder nach sechs Monaten oder nach einem Jahr haben Sie das Problem gelöst. Entwerfen Sie einen Plan, und halten Sie sich daran. Verstehen Sie, worauf ich hinauswill?«

»Ja, tue ich.«

Dance dachte zweierlei: Erstens, die Seminare der Frau fanden vermutlich vor vollem Haus statt. Zweitens,

sie würde mit Rebecca Sheffield keinen privaten Umgang pflegen wollen. Sie fragte sich, ob die Frau nun wohl fertig war.

Sie war es nicht.

»Okay, ich habe heute ein Seminar, das ich nicht absagen kann. Aber sofern Sie ihn bis morgen früh nicht wieder eingefangen haben, möchte ich zu Ihnen kommen. Vielleicht fallen mir von vor acht Jahren noch ein paar Dinge ein, die Ihnen weiterhelfen werden. Oder verstößt das gegen irgendeine Taktik oder so?«

»Nein, keineswegs. Das ist eine gute Idee.« »Also gut. Hören Sie, ich muss jetzt los. Was wollten Sie mich fragen?«

»Nichts Dringliches. Hoffen wir, dass sich bis morgen alles von selbst regelt, aber falls nicht, rufe ich Sie an und sorge dafür, dass Sie hergebracht werden.«

»Na, das hört sich doch endlich mal nach einem Plan an«, sagte die Frau energisch und legte auf.

... Zweiundzwanzig

Im Sea View Motel blickte Daniel Pell von Jennies Computer auf, mit dem er online gegangen war, und sah die Frau verführerisch auf sich zuschlendern.

Jennie schnurrte. »Komm zurück ins Bett, Baby«, flüsterte sie. »Fuck mich.«

Pell holte ein anderes Programm in den Vordergrund, damit sie nicht sehen konnte, wonach er suchte, und legte ihr einen Arm um die schmale Taille.

Männer und Frauen üben täglich Einfluss aufeinander aus. Für Männer ist es am Anfang schwieriger. Sie müssen die Abwehr der Frau überwinden, raffinierte Verbindungen herstellen sowie ihre Vorlieben, Abneigungen und Ängste ergründen, die sie allesamt verborgen möchte. Es konnte Wochen oder Monate dauern, bis man sie an der Leine hatte. Aber sobald es so weit war, hatte man das Sagen, und zwar solange man wollte.

Ach, weißt du, es kommt mir vor, als seien wir Seelenverwandte ...

Eine Frau hingegen hatte Titten und eine Möse und musste sie lediglich in die Nähe eines Mannes bringen - und manchmal nicht einmal das -, um ihn dazu zu bewegen, praktisch alles für sie zu tun. Das Problem der Frau kam später. Wenn der Sex vorbei war, endete auch ihre Kontrolle.

Jennie Marston hatte seit dem Ausbruch ein paar Mal die Oberhand gehabt, keine Frage: auf dem Vordersitz des Thunderbird, im Bett, gefesselt mit ihren eigenen Strümpfen, und - etwas gemächlicher und viel besser - auf dem Boden mit einigen Hilfsmitteln, die Daniel Pell sehr gefielen. (Jennie hatte für diese Art von Sex zwar nichts übrig, aber ihre zögernde Einwilligung war viel aufregender gewesen, als wenn es ihr tatsächlich Spaß gemacht hätte.)

Inzwischen hatte der Zauber, den sie ausübte, sich jedoch etwas abgenutzt. Aber ein Lehrer lässt seine Schülerin niemals merken, dass er desinteressiert ist. Pell grinste und musterte ihren Körper, als wäre er ernstlich in Versuchung geführt. Er seufzte. »Ich wünschte, ich könnte, mein Liebling. Aber du hast mich erst einmal erschöpft... Ich möchte, dass du etwas für mich erledigst.«

»Ich?«

»Ja. Da die Polizei nun weiß, dass ich noch hier bin, möchte ich dich bitten, die Sache allein zu übernehmen.« In den Nachrichten hieß es, er sei vermutlich weiterhin in der Gegend, also musste er deutlich vorsichtiger zu Werke gehen.

»Oh, na gut. Aber ich würde lieber mit dir vögeln.« Ein kleiner Schmollmund. Wahrscheinlich zählte sie zu den Frauen, die glaubten, eine solche Miene würde bei Männern funktionieren. Das war ein Irrtum, und er würde es

ihr bei Gelegenheit beibringen. Aber vorerst gab es für sie ein paar wichtigere Lektionen zu lernen.

»So, jetzt geh und schneid dir die Haare.« »Meine Haare?«

»Ja. Und färb sie. Die Leute im Restaurant haben dich gesehen. Ich habe braunes Färbemittel für dich gekauft. In dem mexikanischen Laden.« Er zog eine Schachtel aus der Tüte.

»Oh. Ich dachte, das sei für dich.«

Sie lächelte verlegen, griff nach einigen Strähnen und wickelte sie sich um die Finger. Daniel Pell wollte mit dem Haarschnitt in erster Linie erreichen, dass man sie nicht so einfach wiedererkennen würde. Aber Jennies Haar war wie schon die kostbare rosaarbene Bluse noch aus einem anderen Grund für ihn besonders interessant. Er wusste noch, wie sie auf dem Parkplatz des Einkaufszentrums in dem Thunderbird gesessen und sich stolz die blonde Mähne gebürstet hatte.

Ach, was wir nicht alles von uns preisgeben...

Sie wollte sich die Haare nicht abschneiden. Sie wollte es ganz und gar nicht. Langes Haar war wichtig für sie. Er vermutete, dass sie es irgendwann hatte wachsen lassen, um sich nicht mehr so hässlich vorzukommen. Als eine Art jämmerlichen Triumph über ihre flache Brust und die höckerige Nase.

Jennie blieb auf dem Bett. »Schatz«, sagte sie nach einem Moment. »Ich meine, ich schneid sie mir, klar. Was immer du willst.« Noch eine Pause. »Aber ich hab mir gedacht, wäre es nicht besser, wenn wir jetzt abhauen würden? Nach allem, was bei dem Restaurant gewesen ist? Ich könnte es nicht ertragen, falls dir etwas zustoßen würde... Lass uns einfach ein anderes Auto besorgen und nach Anaheim fahren! Dort machen wir uns ein schönes Leben. Versprochen. Ich mache dich glücklich. Ich sorge für uns. Du kannst zu Hause bleiben, bis man nicht mehr nach dir sucht.«

»Das klingt wunderbar, mein Liebling. Aber wir können noch nicht von hier weg.« »Oh.«

Sie wollte eine Erklärung. Pell sagte bloß: »Und jetzt geh und schneid dir die Haare.« Flüsternd fügte er hinzu: »Schneid sie kurz. Richtig kurz.«

Er gab ihr die Schere. Sie nahm sie mit zitternden Fingern.

»Okay.« Jennie ging in das kleine Badezimmer und schaltete alle Lampen ein. Dann teilte sie die Haare in Abschnitte ein und steckte sie sich hoch - entweder weil sie es früher als Friseurin so gelernt hatte oder weil sie Zeit schinden wollte. Sie starre in den Spiegel und fummelte nervös mit der Schere herum. Die Tür lehnte sie ein Stück an.

Pell setzte sich so auf das Bett, dass er Jennie genau beobachten konnte. Ungeachtet seines früheren Protests spürte er, wie sein Puls sich beschleunigte und der Ballon in ihm wieder anwuchs. Na los, mein Liebling, mach schon.

Weinend hob sie eine der Strähnen an und schnitt sie ab. Atmete tief durch und schnitt erneut. Sie wischte sich das Gesicht ab und schnitt weiter.

Pell beugte sich mit großen Augen vor.

Dann zog er sich Hose und Unterhose herunter. Er nahm sein Glied fest in die Hand und fing an, im selben Rhythmus zu onanieren, in dem das blonde Haar zu Boden fiel.

Jennie kam nicht besonders schnell voran. Sie versuchte, es ordentlich hinzukriegen. Und sie musste oft innehalten, um vor lauter Schluchzen wieder zu Atem zu kommen und sich die Tränen wegzuwischen.

Pell war völlig auf sie konzentriert.

Er atmete schneller und schneller. Schneid schon, Liebling. Schneid schon!

Ein- oder zweimal wäre er fast gekommen, aber es gelang ihm gerade noch rechtzeitig, das Tempo zu verringern. Es gab nichts, das er nicht unter Kontrolle hatte.

Das Monterey Bay Hospital war in schöner Umgebung abseits eines gewundenen Stücks des Highway 68 errichtet worden, einer Strecke höchst unterschiedlicher Ausprägung, die über Schnellstraßen, durch Gewerbegebiete und sogar Dörfer verläuft, von Pacific Grove durch Monterey und weiter nach Sahnas. Sie ist eine der Lebensadern von John-Steinbeck-Land.

Kathryn Dance kannte das Krankenhaus gut. Sie hatte hier ihren Sohn und ihre Tochter zur Welt gebracht. Sie hatte hier auf der Herzstation nach der Bypassoperation die Hand ihres Vaters gehalten, sie hatte hier neben dem Bett eines CBI-Kollegen gesessen, der nach drei Schüssen in die Brust um sein Leben rang.

Und sie hatte hier in der Leichenhalle ihren toten Ehemann identifiziert.

Das MBH lag inmitten der von Kiefern bewachsenen Hügel bei Pacific Grove. Zwischen den flachen, weitläufigen Gebäuden er streckten sich Gärten, und ein Wald umgab das Gelände. Wenn die Patienten hier nach einer Operation erwachten, konnte es sein, dass sie vor ihren Fenstern Kolibris schweben sahen oder ein Reh sie von draußen neugierig anschaute.

Der Teil der Intensivstation, in dem man sich gegenwärtig um Juan Miliar kümmerte, bot jedoch keine idyllische Aussicht. Und es gab hier auch keine hübsche Raumausstattung, sondern nur jede Menge funktionelle medizinische Geräte sowie schmucklose Poster mit Telefonnummern und Handlungsanweisungen, die für den Laien unverständlich blieben. Juan lag in einem kleinen Raum mit gläsernen Wänden. Um das Risiko einer Infektion so gering wie möglich zu halten, war der allgemeine Zutritt untersagt.

Dance gesellte sich nun zu Michael O'Neil, der vor dem Zimmer stand. Ihre Schulter streifte seine. Am liebsten hätte sie seinen Arm genommen. Aber sie tat es nicht.

Sie betrachtete den verletzten Detective und erinnerte sich daran, wie er in Sandy Sandovals Büro verlegen gelächelt hatte.

Nimm einem dieser Jungs die Kamera weg, und er ist nackt... Das hab ich irgendwo gehört.

»Hat er etwas gesagt, seit du hier bist?«, fragte sie.

»Nein. Er war die ganze Zeit bewusstlos.«

Dance musterte die Verletzungen, die Verbände. Bewusstlos war besser. Viel besser.

Sie kehrten in den Wartebereich der Intensivstation zurück, wo einige von Millars Angehörigen saßen - seine Eltern, eine Tante und zwei Onkel, falls Kathryn die Begrüßung richtig im Kopf behalten hatte. Sie drückte der traurig dreinblickenden Familie ihr tief empfundenes Mitgefühl aus.

»Katie.«

Dance drehte sich zu der stämmigen Frau mit dem kurzen grauen Haar und der großen Brille um. Sie trug einen farbenfrohen Kasack, an dem zwei Schilder hingen; das eine wies sie als »E. Dance, Krankenschwester« aus, das andere besagte, dass sie auf der Herzstation arbeitete.

»Hallo, Mom.«

O'Neil und Edie Dance lächelten einander zu. »Keine Veränderung?«, fragte Kathryn. »Nicht wirklich.« »Hat er etwas gesagt?«

»Nichts Verständliches. Hast du schon mit Dr. Olson gesprochen, unserem Verbrennungsspezialisten?«

»Nein«, erwiderte ihre Tochter. »Ich bin gerade erst angekommen. Wie steht es um Juan?«

»Er ist noch ein paar Mal zu sich gekommen und hat sich ein wenig bewegt, was uns überrascht hat. Aber er

hängt an einem Morphiumtropf und ist so benebelt, dass er nicht zusammenhängend antworten konnte, als die Schwester ihm einige Fragen gestellt hat.« Ihr Blick wanderte zu dem Patienten in dem gläsernen Zimmer. »Ich kenne die offizielle Prognose nicht, aber es sieht böse aus. Unter den Verbänden ist kaum noch Haut. Ich habe noch nie ein solches Verbrennungsoptiker gesehen.«

»So schlimm?«

»Ich fürchte, ja. Was ist mit Pell?«

»Es gibt kaum Spuren. Er ist irgendwo in der Gegend. Den Grund dafür kennen wir nicht.«

»Möchtest du trotzdem heute Abend Dads Party veranstalten?«, fragte Edie.

»Aber sicher. Die Kinder freuen sich schon darauf. Vielleicht kann ich nur kurz vorbeischauen, je nachdem. Aber die Party soll bei uns stattfinden.« »Kommen Sie auch, Michael?« »Ich habe es zumindest vor. Kommt darauf an.« »Ich verstehe. Hoffentlich klappt's.«

Edie Dances Pager piepte. Sie warf einen Blick darauf. »Ich muss auf die Herzstation. Falls ich Dr. Olson sehe, bitte ich ihn, vorbeizukommen und euch auf den neuesten Stand zu bringen.«

Ihre Mutter ging. Dance sah O'Neil an. Er nickte. Dann zeigte er der Krankenschwester der Intensivstation seinen Dienstausweis und sprach kurz mit ihr. Sie half ihm und Dance in Kittel und Maske. Die beiden Beamten betraten das Krankenzimmer. O'Neil blieb stehen. Dance nahm einen Stuhl und setzte sich neben das Bett. »Juan, ich bin's, Kathryn. Können Sie mich hören? Michael ist auch hier.«

»Hallo, Partner.«

»Juan?«

Obwohl das rechte, nicht abgedeckte Auge sich nicht öffnete, hatte Dance den Eindruck, es würde leicht zittern. »Können Sie mich hören?« Wieder ein Zittern.

»Juan, ich weiß, dass du schreckliche Schmerzen hast«, sagte O'Neil leise und tröstend. »Wir werden dafür sorgen, dass du die bestmögliche Behandlung bekommst.«

»Wir wollen diesen Kerl«, sagte Dance. »Wir wollen ihn unbedingt. Er ist nicht weit weg. Er ist noch irgendwo hier in der Gegend.«

Der Kopf des Mannes bewegte sich.

»Wir müssen wissen, ob Sie etwas gesehen oder gehört haben, das uns weiterhelfen könnte. Wir wissen nicht, was er vorhat.«

Wieder eine Kopfbewegung, nur ganz sachte, aber Dance sah, wie sich das umwickelte Kinn rührte.

»Ist Ihnen etwas aufgefallen? Nicken Sie, falls Sie etwas gesehen oder gehört haben.«

Nun bewegte sich nichts.

»Juan«, setzte sie an, »haben Sie...«

»He!«, rief eine männliche Stimme vom Eingang. »Zum Teufel, was machen Sie da?«

Im ersten Moment glaubte sie, der Mann sei ein Arzt und ihre Mutter würde Schwierigkeiten bekommen, weil sie Dance unbeaufsichtigt in den Raum gelassen hatte. Aber der Fremde war ein junger, kräftiger Latino mit Anzug und Krawatte.

»Julio«, sagte O'Neil.

Die Krankenschwester kam herbeigeeilt. »Nein, nein, bitte schließen Sie die Tür! Sie dürfen nicht ohne Maske hinein...«

Er stieß sie weg und konzentrierte sich weiter auf Dance. »Juan ist in diesem Zustand, und Sie befragen ihn?«

»Ich bin Kathryn Dance vom CBI. Ihr Bruder weiß vielleicht etwas Hilfreiches über den Mann, der hierfür verantwortlich ist.«

»Nun, er wird Ihnen wohl kaum behilflich sein können, wenn Sie ihn vorher umbringen.«

»Falls Sie nicht sofort die Tür schließen, rufe ich den Sicherheitsdienst«, drohte die Schwester.

Julio ließ sich nicht beirren. Dance und O'Neil gingen hinaus auf den Flur und machten die Tür hinter sich zu.

Nun kam der Bruder erst richtig in Fahrt. »Ich kann's nicht glauben. Wie kann man so respektlos...«

»Julio«, unterbrach ihn sein Vater. Der Mann trug ein kurzärmeliges Hemd und eine khakifarbane Hose. Seine untersetzte Frau stellte sich neben ihn. Ihr tiefschwarzes Haar war zerzaust.

Julio ignorierte jeden außer Dance. »Das ist alles, nicht wahr? Er soll Ihnen erzählen, was Sie wissen wollen, und dann kann er sterben.«

Sie blieb ruhig, denn sie sah, dass der junge Mann sich nicht unter Kontrolle hatte. Und sie nahm seine Wut nicht persönlich. »Wir sind sehr bemüht, den Mann zu fangen, der ihm das angetan hat.«

»Junge, bitte! Du bringst uns in Verlegenheit.« Seine Mutter berührte ihn am Arm.

»Ich bringe euch in Verlegenheit?«, spottete er. Dann wandte er sich wieder Dance zu. »Ich hab herumgefragt und mit ein paar Leuten gesprochen. Oh, ich weiß, was passiert ist. Sie haben ihn runter ins Feuer geschickt.«

»Wie bitte?«

»Sie haben ihn im Gerichtsgebäude nach unten zu dem Feuer geschickt.«

Sie spürte, dass O'Neil sich anspannte, aber er hielt sich zurück. Ihm war klar, dass Dance ihre Kämpfe allein austrug. Sie beugte sich Julio ein Stück weiter entgegen. »Sie sind bestürzt, wir alle sind bestürzt. Warum gehen wir nicht...«

»Sie haben ihn ausgesucht. Nicht Mikey hier. Nicht einen Ihrer CBI-Leute. Der einzige Chicano-Cop - und ausgerechnet den schicken Sie.«

»Julio«, mahnte sein Vater streng. »Sag das nicht.«

»Sie wollen also etwas über meinen Bruder erfahren? Ja? Wissen Sie, dass er zum CBI wollte? Aber man hat ihn nicht gelassen. Wegen seiner Herkunft.«

Das war absurd. Es gab beim Personal aller Strafverfolgungsbehörden Kaliforniens einen hohen Anteil Latinos, auch beim CBI. Kathryn's beste Freundin unter den Kollegen, Connie Ramirez, hatte mehr Auszeichnungen verliehen bekommen als jeder andere Agent in der Geschichte ihrer Dienststelle.

Aber Julios Zorn hatte in Wahrheit natürlich nichts mit der repräsentativen Verteilung der Volksgruppen auf die Behörden des Staates zu tun, sondern mit der Angst um das Leben seines Bruders. Dance hatte viel Erfahrung mit Wut; genau wie Verleugnung und Niedergeschlagenheit gehörte sie zu den Stressphasen eines unaufrechten Verdächtigen. Wenn jemand einen Wutanfall bekommt, lässt man ihn sich am besten einfach austoben. Starker Zorn legt sich nach kurzer Zeit von selbst.

»Er war nicht gut genug, um einen Job bei Ihnen zu kriegen, aber gut genug, um ins Feuer geschickt zu werden.«

»Julio, bitte«, flehte seine Mutter. »Er ist außer sich. Hören Sie nicht auf ihn.«

»Tu das nicht, Mama! Immer wenn du so etwas sagst, lässt du ihnen alles Mögliche durchgehen.«

Der Frau liefen Tränen über die gepuderten Wangen und hinterließen breite Spuren.

Der junge Mann drehte sich wieder zu Dance um. »Sie haben den Latinojungen geschickt, den chulo.«

»Es reicht«, rief der Vater und nahm seinen Sohn beim Arm.

Der junge Mann riss sich los. »Ich verständige die Zeitungen. Ich rufe bei KHSP an. Die werden einen Reporter schicken und herausfinden, was Sie getan haben. Es wird in allen Nachrichtensendungen zu sehen sein.«

»Julio...«, setzte O'Neil an.

»Nein, Sie halten den Mund, Sie Judas. Sie arbeiten mit ihr zusammen. Und Sie haben zugelassen, dass sie ihn opfert.« Er zog sein Mobiltelefon aus der Tasche. »Ich rufe an. Jetzt gleich. Die werden Sie beide so was von am Arsch kriegen.«

»Kann ich Sie kurz unter vier Augen sprechen?«, fragte Dance.

»Ach, jetzt haben Sie auf einmal Angst.« Sie ging ein Stück zur Seite.

Julio gesellte sich kampfbereit zu ihr. Er hielt das Telefon wie ein Messer und beugte sich bis in Dances engeren Proximalbereich vor.

Sollte er doch. Sie rührte sich keinen Zentimeter und sah ihm in die Augen. »Es tut mir sehr leid um Ihren Bruder, und ich weiß, wie aufgewühlt Sie sind. Aber ich lasse mir nicht drohen.«

Der Mann lachte verbittert auf. »Sie sind genau wie...«

»Hören Sie gut zu«, sagte sie ruhig. »Wir wissen nicht sicher, was passiert ist, aber es steht fest, dass ein Häftling Ihren Bruder entwaffnet hat. Juan hat den Verdächtigen mit vorgehaltener Pistole in Schach gehalten; dann ist ihm die Kontrolle über die Situation entglitten, und er hat sich die Waffe abnehmen lassen.«

»Wollen Sie etwa behaupten, er sei selbst schuld gewesen?«, fragte Julio mit großen Augen.

»Ja. Genau das behaupte ich. Nicht ich war daran schuld, nicht Michael, sondern Ihr Bruder. Das macht aus ihm keinen schlechten Cop. Aber ihm ist ein Fehler unterlaufen. Und falls Sie seinen Fall in die Öffentlichkeit zerren, wird diese Tatsache in den Medien zur Sprache kommen.«

»Sie drohen mir?«

»Ich warne Sie, dass ich mir nicht in die Ermittlungen pfuschen lasse.«

»Oh, Sie wissen ja nicht, was Sie da tun, Lady.« Er drehte sich um und stürmte den Korridor hinunter.

Dance schaute ihm hinterher und versuchte sich zu beruhigen. Sie atmete tief durch. Dann kehrte sie zu den anderen zurück.

»Es tut mir so leid«, sagte Mr. Miliar, der seiner Frau einen Arm um die Schultern gelegt hatte.

»Er ist durcheinander«, sagte Dance.

»Bitte, hören Sie nicht auf ihn. Er ist oft vorlaut und bedauert es später.«

Dance war überzeugt, dass der junge Mann kein einziges Wort bedauerte. Aber sie wusste auch, dass er in absehbarer Zeit keine Reporter anrufen würde.

»Und Juan spricht immer so nett von Ihnen«, sagte die Mutter zu O'Neil. »Er macht Ihnen ganz bestimmt keinen Vorwurf. Und auch sonst niemandem. Das weiß ich mit Sicherheit.«

»Julio liebt seinen Bruder«, beruhigte O'Neil die beiden. »Er macht sich einfach nur Sorgen.«

Dr. Olson kam. Der schmächtige, freundliche Mann brachte die Beamten und die Millars auf den neuesten Stand. Es hatte sich kaum etwas verändert. Man versuchte weiterhin, Juan zu stabilisieren. Sobald die Gefahr von Schock und Sepsis unter Kontrolle war, würde man ihn in ein großes Brandwunden- und Rehabilitationszentrum verlegen. Sein Zustand sei sehr ernst, räumte der Arzt ein. Zu den Überlebenschancen könne er sich nicht äußern, aber man bemühe sich hier nach besten Kräften.

»Hat er etwas über den Angriff gesagt?«, fragte O'Neil.

Olson ließ den Blick ruhig über die Monitore schweifen. »Er hat ein paar unzusammenhängende Worte von sich gegeben.«

Die Eltern fuhren fort, sich überschwänglich für das Verhalten ihres jüngeren Sohnes zu entschuldigen. Dance brachte einige Minuten damit zu, beschwichti-

gend auf die beiden einzureden. Dann verabschiedeten sie und O'Neil sich und machten sich auf den Weg nach draußen.

Der Detective spielte mit seinem Wagenschlüssel herum.

Ein Kinesik-Experte weiß, dass es unmöglich ist, starke Gefühlsregungen zu verbergen. Charles Darwin hat geschrieben: »Unterdrückte Emotion macht sich fast immer durch irgendeine Art von körperlicher Bewegung bemerkbar.« Für gewöhnlich handelt es sich dabei um Gebärden der Hände oder Finger oder ein Tappen mit dem Fuß - unsere Worte, Blicke und Mienen lassen sich vergleichsweise einfach kontrollieren, aber unsere Extremitäten haben wir längst nicht so gut im Griff.

Michael O'Neil war sich des Autoschlüssels in keiner Weise bewusst.

»Er hat hier die besten Ärzte dieser Gegend«, sagte Dance. »Und meine Mutter wird ihn im Auge behalten. Du kennst sie. Falls sie es für notwendig hält, wird sie den leitenden Oberarzt höchstpersönlich in Juans Zimmer befördern.«

Ein stoisches Lächeln. Das hatte Michael O'Neil wirklich gut drauf.

»Die können fast schon Wunder vollbringen«, sagte sie, hatte aber in Wahrheit keine Ahnung, was die Ärzte bewirken konnten und was nicht. Sie und O'Neil hatten sich im Verlauf der letzten Jahre mehrmals gegenseitig gestützt, hauptsächlich in beruflicher Hinsicht, manchmal aber auch bei privaten Problemen wie dem Tod von Kathryns Ehemann oder dem sich verschlechternden Geisteszustand von O'Neils Vater.

Keiner von ihnen war geübt darin, Mitleid oder Trost auszudrücken; Gemeinplätze wurden ihrer Freundschaft ohnehin nicht gerecht. Meistens reichte es aus, dass der andere einfach da war.

»Hoffen wir das Beste.«

Als sie sich dem Ausgang näherten, erhielt Dance einen Anruf von FBI-Agent Winston Kellogg, der in seinem vorläufigen Büro beim CBI saß. Sie blieb stehen, und O'Neil ging hinaus auf den Parkplatz. Kathryn erzählte Kellogg von Miliar. Und sie erfuhr von ihm, dass das FBI in Bakersfield eine gründliche Befragung durchgeführt, aber keine Zeugen für den Einbruch in den Werkzeugschuppen oder die Garage von Pells Tante gefunden hatte, wo der Hammer entwendet worden war. Was die Brieftasche mit den Initialen R. H. anging, die bei dem Hammer in dem Brunnenschacht gelegen hatte, waren die Spurensicherungsexperten seiner Behörde nicht in der Lage, sie zu dem Käufer zurückzuverfolgen.

»Und, Kathryn, der Jet steht aufgetankt in Oakland, falls Linda Whitfield ihre Erlaubnis von höherer Stelle bekommt. Eine Sache noch... Was ist mit der dritten Frau?«

»Samantha McCoy?«

»Richtig. Haben Sie schon mit ihr gesprochen?«

In diesem Moment schaute Dance zufällig quer über den Parkplatz. Sie sah, dass Michael O'Neil soeben sein Telefon zusammenklappte und eine hochgewachsene attraktive Blondine auf ihn zukam. Die Frau lächelte O'Neil an, legte die Arme um ihn und küsste ihn. Er erwiderte den Kuss.

»Kathryn«, sagte Kellogg. »Sind Sie noch da?«

»Was?«

»Samantha McCoy?«

»Verzeihung.« Dance sah von O'Neil und der Blondine weg. »Nein. Ich fahre jetzt nach San Jose hinauf. Nachdem sie sich so viel Mühe gegeben hat, ihre Identität zu verschleiern, möchte ich sie persönlich treffen. Ich glaube, ein Anruf würde nicht reichen, sie zur Mithilfe zu bewegen.«

Sie unterbrach die Verbindung und ging zu O'Neil und der Frau in seinem Arm.

»Kathryn.«

»Anne, wie schön, dich zu sehen«, sagte Dance zu Michael O'Neils Gattin. Die beiden Frauen lächelten einander an und erkundigten sich dann jeweils nach den Kindern der anderen.

Anne O'Neil nickte in Richtung des Krankenhauses. »Ich möchte Juan besuchen. Mike sagt, es geht ihm nicht gut.«

»Nein. Es steht ziemlich schlecht. Er ist im Augenblick nicht bei Bewusstsein. Aber seine Eltern sind da und werden sich bestimmt über etwas Gesellschaft freuen.«

Von Annes Schulter hing eine kleine Kamera der Marke Leica. Dank des Landschaftsfotografen Ansel Adams und des Clubs f64 galten Nord- und Zentralkalifornien als eines der großen Foto-Mekkas dieser Welt. Anne leitete eine Galerie in Carmel, in der es fotografische »Sammelerstücke« zu kaufen gab, was meistens bedeutete, dass die Urheber der Aufnahmen nicht mehr am Leben waren: Adams, Alfred Stieglitz, Edward Weston, Imogen Cunningham, Henri Cartier-Bresson. Außerdem war Anne als freie Mitarbeiterin für mehrere Tageszeitungen tätig, darunter große Blätter in San Jose und San Francisco.

»Hat Michael dir von der Party heute Abend erzählt?«, fragte Dance. »Mein Vater hat Geburtstag.«

»Hat er. Ich glaube, wir schaffend rechtzeitig.«

Anne küsstte noch einmal ihren Mann und ging dann in das Krankenhaus. »Bis später, Schatz.«

»Tschüs, Liebling.«

Dance nickte den beiden zum Abschied zu, setzte sich in ihren Wagen und warf ihre Handtasche auf den Beifahrersitz. Bei nächster Gelegenheit hielt sie kurz an, um zu tanken und sich Kaffee und einen Donut zu kaufen. Dann bog sie nach Norden auf den Highway 1 ein, wodurch sich ihr ein prachtvoller Ausblick auf die Monterey Bay eröffnete. Sie kam am Campus der Universität

vorbei, die auf dem Gelände des früheren Fort Ord stand (und vermutlich das landesweit einzige College war, in dessen unmittelbarer Nachbarschaft es ein Sperrgebiet voller nicht explodierter Artilleriemunition gab). Dance fiel ein, dass William Croyton der Hochschule einen Großteil seiner Hard- und Software hinterlassen hatte. Das lag nun acht Jahre zurück. Da es heute immer noch Computerexperten gab, die auf Basis dieser Spenden Forschungen anstellten, musste der Mann ein echtes Genie gewesen sein. Die Programme, die Wes und Maggie benutzten, blieben nur ein, höchstens zwei Jahre aktuell. Wie viele brillante Innovationen hatte Daniel Pell der Welt durch den Mord an Croyton wohl vorenthalten?

Dance schlug in ihrem Notizbuch die Nummer von Samantha McCoys Arbeitgeber nach, rief dort an und bat darum, zu ihr durchgestellt zu werden. Falls die Frau sich meldete, wollte sie wortlos die Verbindung unterbrechen. Aber die Empfangsdame sagte, sie arbeite heute von zu Hause aus. Dance bedankte sich, rief TJ an und ließ sich per SMS eine Wegbeschreibung zum Haus der Frau zuschicken.

Einige Minuten später klingelte ihr Telefon im selben Moment, in dem sie den CD-Spieler startete. Sie warf einen Blick auf das Display.

Es war reiner Zufall, aber die Fairfield Four setzten ihren Gospelgesang ausgerechnet zu dem Zeitpunkt fort, als Dance den Anruf von Linda Whitfield entgegennahm, die sich aus ihrem Kirchenbüro meldete.

»Amazing grace, how sweet the sound...«

»Agent Dance...«

»Bitte nennen Sie mich Kathryn.«

»...that saved a wretch like me...«

»Ich wollte Sie nur wissen lassen, dass ich morgen früh bereitstehe, Ihnen zu helfen, falls Sie noch möchten.«

»Ja, das wäre sehr gut. Jemand aus meinem Büro wird Sie anrufen, um die Einzelheiten zu regeln. Haben Sie vielen Dank.«

»... I once was lost, but now am found...«

Ein Zögern. »Gern geschehen«, sagte sie dann.

Zwei von drei. Dance fragte sich, ob aus dem Familientreffen nun doch etwas werden würde.

... Dreiundzwanzig

Im Sea View Motel saß Daniel Pell am offenen Zimmerfenster und tippte unbeholfen auf der Computertastatur.

Es war ihm zwar gelungen, sich in San Quentin und Capitola Zugang zu Computern zu verschaffen, aber er hatte nicht die Zeit gehabt, sich eingehend damit zu beschäftigen. Nun saß er schon den ganzen Vormittag vor Jennies Laptop und surfte im Internet. Werbung, Nachrichten, Pornographie... einfach erstaunlich.

Die Möglichkeiten der Informationsbeschaffung waren sogar noch verführerischer als der Sex. Daher hatte Pell all die Schweinereien ignoriert und sich eifrig bemüht, mehr über gewisse Leute herauszufinden. Zuerst hatte er alles gelesen, was Jennie auf dem Computer gespeichert hatte - Rezepte, E-Mails und die Favoriten in ihrem Internetbrowser -, um sicherzustellen, dass sie im Wesentlichen die war, die sie zu sein behauptete (sie war es). Dann suchte er nach einigen wichtigen Namen aus seiner Vergangenheit, hatte aber nur wenig Glück. Er versuchte es beim Finanzamt, diversen Ordnungsämtern und dem Personenstandsregister, musste jedoch feststellen, dass fast alle Auskünfte gebührenpflichtig waren und man zum Bezahlen stets eine Kreditkarte benötigte. Und mit Kreditkarten war es wie mit Mobiltelefonen - sie hinterließen deutliche Spuren.

Dann hatte er einen Geistesblitz und suchte in den Archiven der örtlichen Zeitungen und Fernsehsender. Das erwies sich als weitaus hilfreicher. Er machte sich jede Menge Notizen.

Zu den Namen auf seiner Liste zählte »Kathryn Dane«.

Er malte sogar fröhlich einen Rahmen um die beiden Worte.

Die Suche verschaffte ihm zwar nicht alle gewünschten Informationen, aber sie war ein Anfang.

Da er seine Umgebung stets im Auge behielt, fiel ihm ein schwarzer Toyota Camry auf, der auf den Parkplatz einbog und vor dem Fenster stehen blieb. Pell griff nach der Pistole. Dann verfolgte er lächelnd, wie der Wagen in exakt sieben Lücken Entfernung einparkte.

Sie stieg aus.

Braves Mädchen.

Sie bleibt standhaft...

Sie kam ins Zimmer.

»Du hast es geschafft, Liebling.« Pell schaute zu dem Camry. »Sieht gut aus.«

Sie küsste ihn hastig. Ihre Hände zitterten. Und sie bekam ihre Aufregung nicht in den Griff. »Es lief großartig! Wirklich, Schatz. Zuerst war er irgendwie skeptisch, und ich dachte, er würde nicht mitmachen. Die Sache mit den Nummernschildern hat ihm nicht gefallen. Aber ich habe alles getan, was du mir gesagt hast, und er war einverstanden.«

»Gut für dich, Liebling.«

Jennie hatte neuntausendzweihundert Dollar abgehoben, um den Ausbruch zu bezahlen und sie beide vorläufig über Wasser zu halten. Mit einem Teil dieses Geldes war sie nun nach Marina gefahren und hatte dort aus privater Hand ein Auto gekauft. Es wäre zu riskant gewesen, den Wagen auf ihren Namen anzumelden, also hatte sie den Verkäufer überredet, seine Nummern-

schilder dranzulassen. Sie hatte ihm erzählt, ihr Auto sei in Modesto liegen geblieben, und sie würde die Kennzeichen in ein oder zwei Tagen bekommen. Dann würde sie die Schilder austauschen und ihm seine per Post zurückschicken. Das war illegal und ziemlich dumm.

Kein Mann würde so etwas jemals für einen anderen Kerl tun, nicht mal gegen Barzahlung. Aber Pell hatte Jennie geschickt, um das zu regeln - eine Frau mit enger Jeans, halb geöffneter Bluse und einem gut sichtbaren roten BH. (Wäre der Wagen von einer Frau verkauft worden, hätte Pell dafür gesorgt, dass Jennie sich konservativ kleidete und kein Make-up trug. Außerdem hätte er ihr vier Kinder verpasst, einen toten Soldaten als Ehemann sowie ein rosafarbenes Brustkrebsbändchen. Man konnte gar nicht zu dick auftragen, hatte er gelernt.)

»Wirklich gut. Ach, kann ich bitte die Schlüssel haben?« Sie gab sie ihm.

»Hier sind die anderen Sachen, die du haben wolltest.« Jennie stellte zwei Einkaufstüten auf das Bett. Pell überprüfte den Inhalt und nickte beifällig.

Sie nahm sich eine Limonade aus dem kleinen Kühl-schrank. »Schatz, darf ich dich etwas fragen?«

Seine natürliche Abneigung, auf Fragen zu antworten - zumindest wahrheitsgemäß -, machte sich wieder mal bemerkbar. Doch er lächelte. »Aber ja, alles.«

»Letzte Nacht hast du etwas im Schlaf gesagt. Du hast über Gott geredet.«

»Gott. Was habe ich denn gesagt?«

»Das konnte ich nicht verstehen. Aber ein Wort war eindeutig ‚Gott‘.«

Pells Kopf drehte sich langsam in ihre Richtung. Er fühlte, wie sein Herzschlag sich beschleunigte, und er tappte sich dabei, dass er mit dem Fuß wippte, was er sogleich wieder abstellte.

»Du warst ganz aufgewühlt. Erst wollte ich dich wecken, aber das ist nicht gut. Ich hab das irgendwo mal gelesen. In Readers' Digest. Oder in Health. Keine Ahnung. Wenn jemand einen Albtraum hat, soll man ihn auf keinen Fall aufwecken. Und du hast etwas gesagt wie ‚Scheiße, nein.‘«

»Das habe ich gesagt?«

Jennie nickte. »Was echt komisch war. Weil du doch nie fluchst.« Das stimmte. Leute, die Schimpfwörter benutzten, hatten sehr viel weniger Macht als Leute, die das nicht taten. »Worum ging es in deinem Traum?«, fragte sie. »Ich kann mich nicht daran erinnern.«

»Ich hab mich nur gefragt, warum du von Gott geträumt hast.« Einen Moment lang verspürte er den seltsamen Drang, ihr von seinem Vater zu erzählen. Dann riss er sich zusammen: Was, zum Teufel, denkst du dir dabei? »Keine Ahnung.«

»Ich bin so halbwegs religiös«, sagte sie unschlüssig. »Ein bisschen. Eher spirituelles Zeug als Jesus, du weißt schon.«

»Na ja, was Jesus angeht, glaube ich nicht, dass er der Sohn Gottes war oder so, aber ich respektiere Ihn, das kannst du mir glauben. Er konnte jeden dazu kriegen, alles zu tun, was er wollte. Ich meine, sogar heutzutage, du erwähnst einfach den Namen, und, peng, die Leute machen sofort tierisch viel Aufhebens. Das ist Macht. Aber bei all diesen organisierten Religionen muss man zu viel aufgeben, um dazugehören. Man darf nicht so denken, wie man will. Die kontrollieren dich.«

Pell musterte ihre Bluse, den BH... Der Druck wurde wieder stärker, der Ballon, der in seinem Innern anwuchs.

Er versuchte, das Gefühl zu ignorieren, und widmete sich wieder den Notizen, die er aufgrund seiner Online-recherchen und der Landkarte erstellt hatte. Jennie hätte ihn gern ohne Umschweife gefragt, was er vorhatte,

konnte sich aber nicht dazu durchringen. Sie hoffte inständig, dass er nach Wegen suchte, die sie aus der Stadt und letztlich nach Orange County führen würden.

»Ich muss mich noch um ein paar Dinge kümmern, Baby. Und ich werde dich bitten müssen, mich zu fahren.«

»Klar. Sag nur, wann.«

Er konzentrierte sich auf die Karte. Als er aufblickte, sah er, dass Jennie weggegangen war.

Gleich darauf kehrte sie zurück und brachte einige Dinge mit, die sie aus einer Tüte im Wandschrank geholt hatte. Sie legte sie auf dem Bett vor ihn hin und kniete sich auf den Boden. Als würde ein Hund seinem Herrn einen Ball bringen und ihn zum Spielen auffordern.

Pell zögerte. Aber dann rief er sich ins Gedächtnis, dass es in Ordnung ist, von Zeit zu Zeit ein wenig Kontrolle abzugeben, sofern die Umstände es erlauben.

Er griff nach ihr, aber sie legte sich schon von allein hin und rollte sich auf den Bauch.

168

Es gibt zwei Möglichkeiten, von Monterey nach San Jose zu gelangen. Man kann auf dem Highway 1 bleiben, der sich die Küste entlangschlängelt, und hinter Santa Cruz auf den schwindlig machenden Highway 17 wechseln, mitten durch das kunstbeflissene Los Gatos, wo es Gebrauchskunst und Glaswaren zu kaufen gibt, Weihrauch und waschechte Janis-Joplin-Kleider (und, okay, Roberto Cavalli und D&G).

Oder man biegt einfach auf den Highway 156 ab, gelangt so zum 101 und tritt aufs Gas (falls man ein Behördenkennzeichen hat), um die Stadt in einer Stunde zu erreichen.

Kathryn Dance wählte die zweite Möglichkeit.

Die Gospels waren vorbei, und sie hörte nun Latin - die mexikanische Sängerin Julieta Venegas. Ihr gefühlvolles »Verdad« hämmerte aus den Lautsprechern.

Mit knapp hundertfünfzig Sachen rauschte der Taurus durch Gilroy, die Knoblauchhauptstadt der Welt. Nicht weit entfernt lagen Castroville (dito, Artischocken) und Watsonville mit seinem breiten Gürtel aus Beeren- und Pilzfeldern. Dance mochte diese Städte und hatte nichts für Spötter übrig, die bei der Vorstellung lachten, eine Artischockenkönigin zu krönen oder bei Montereys Tintenfisch-Festival vor den Streichelbassins anzustehen. Schließ-lich waren es genau diese hochnässigen Großstädter, die unanständig viel Geld für Olivenöl und Balsamessig ausgaben, um damit ebenjene Artischocken und Tintenfischringe zuzubereiten.

Diese Orte waren anheimelnd und rechtschaffen und voller Geschichte. Und außerdem gehörten sie zum Zuständigkeitsbereich von Kathrynns Dienststelle, denn sie lagen im Westen Zentralkaliforniens.

Sie sah ein Schild, mit dem Touristen zu einem Weingut in Morgan Hill gelockt werden sollten, und kam auf einen Gedanken. Dance rief Michael O'Neil an. »Hallo«, sagte er.

»Mir ist die Säure eingefallen, die bei Moss Landing in dem Thunderbird gefunden wurde. Gibt's dazu was Neues?«

»Peters Techniker arbeiten daran, aber sie haben immer noch keine spezifischen Anhaltspunkte finden können.«

»Wie viele Leute durchsuchen die Obstplantagen und Weinberge?«

»Ungefähr fünfzehn von der CHP, fünf von unseren und ein paar Streifenbeamte aus Sahnas. Bislang ohne Erfolg.«

»Ich hab eine Idee. Wie lautet die genaue Zusammensetzung der Säure?«

»Moment.«

Kathryns Augen huschten beständig zwischen der Straße und dem Notizblock auf ihrem Knie hin und her, während sie sich die Fachbegriffe aufschrieb, die O'Neil ihr buchstabierte.

»Die Kinesik reicht dir also nicht mehr. Willst du nun auch eine Meisterin der Spurenanalyse werden?«

»Eine weise Frau kennt ihre Grenzen. Ich rufe dich bald wieder an.«

Dann drückte Dance eine Kurzwahltafel. In mehr als dreitausend Kilometern Entfernung klingelte ein Telefon. Es klickte in der Leitung, als jemand abhob. »Amelia Sachs.« »Hallo, hier ist Kathryn.« »Wie geht es Ihnen?« »Na ja, es ging schon mal besser.«

»Das kann ich mir vorstellen. Wir verfolgen den Fall. Wie steht es um den Kollegen, der die Brandverletzungen erlitten hat?«

Dance war überrascht, dass Lincoln Rhyme, der bekannte forensische Ermittler in New York City, und seine Partnerin Amelia Sachs, Detective beim NYPD, sich für Pells Ausbruch interessierten.

»Nicht besonders gut, leider.«

»Wir haben uns über Pell unterhalten. Lincoln erinnert sich noch an den ursprünglichen Fall. Von neu und neunzig. Als er diese Familie ermordet hat. Machen Sie Fortschritte?«

»Kaum. Er ist gerissen. Zu gerissen.«

»So haben wir das in den Nachrichten auch verstanden. Und was machen die Kinder?«

»Denen geht's gut. Wir warten immer noch auf den versprochenen Besuch. Meine Eltern auch. Sie möchten Sie beide kennenlernen.«

Sachs lachte auf. »Ich werde ihn bald mal nach Kalifornien verfrachten. Es ist eine... sagen wir mal, Herausforderung.«

Lincoln Rhyme reiste nicht gern. Das hatte nichts mit den Problemen zu tun, die mit seiner Behinderung einhergingen (er war querschnittsgelähmt). Er reiste einfach nicht gern.

Dance kannte Rhyme und Sachs seit letztem Dezember, als sie ein Seminar in New York abgehalten hatte und gebeten worden war, den beiden bei einem Fall zu helfen. Sie waren in Verbindung geblieben. Vor allem sie und Sachs waren sich nähergekommen. Frauen im harren Polizeigeschäft neigen dazu.

»Gibt es irgendeinen Hinweis auf unseren anderen Freund?«, fragte Sachs.

Das bezog sich auf den Täter, den sie letztes Jahr in New York gejagt hatten. Der Mann war ihnen entwischt und verschwunden, vermutlich nach Kalifornien. Dance hatte eine CBI-Akte zu dem Fall angelegt, aber dann war die Fährte im Sand verlaufen. Mittlerweile konnte der Gesuchte längst das Land verlassen haben.

»Leider nicht. Unsere Dienststelle in Los Angeles geht immer noch einigen Spuren nach. Ich rufe wegen etwas anderem an. Ist Lincoln zu sprechen?«

»Einen Moment. Er ist hier.«

Es klickte, und Lincoln Rhymes Stimme ertönte in ihrem Telefon. »Kathryn.«

Rhyme war eigentlich nicht der Typ für Smalltalk, aber er plauderte nun dennoch einige Minuten mit Dance - natürlich nicht über ihr Privatleben oder die Kinder. Sein Interesse galt den Fällen, an denen sie arbeitete. Lincoln Rhyme war ein Wissenschaftler mit äußerst wenig Verständnis für die »menschlichen« Aspekte des Polizeiberufs, wie er es nannte. Trotzdem hatte er während ihres gemeinsamen Falls die Kinesik verstehen und schätzen ge-lernt (wenngleich er betonte, dass Kathryn's Arbeit schließlich auf einer wissenschaftlichen Methodik basiere und nicht auf einem - er hatte verächtlich die Nase gerümpft - Bauchgefühl). »Ich wünschte, Sie wären

bei uns«, sagte er nun. »Wir untersuchen derzeit eine Reihe von Mordfällen und haben hier einen Zeugen, den Sie liebend gern in die Mangel nehmen könnten. Sie dürften sogar ein Stück Gummischlauch benutzen.«

Sie konnte sich gut vorstellen, wie er in seinem roten Elektrorollstuhl saß und einen großen Flachbildschirm musterte, der an ein Mikroskop oder einen Computer angeschlossen war. Er liebte Spuren ebenso sehr wie sie Verhöre liebte.

»Ich wünschte, es wäre möglich. Aber ich habe alle Hände voll zu tun.«

»Das kann ich mir denken. Wer macht bei Ihnen die Laborarbeit?« »Peter Bennington.«

»Ah, na klar. Ich kenne ihn. Er hat sein Handwerk in Los Angeles gelernt. Er war auch mal in einem meiner Seminare. Ein guter Mann.«

»Ich habe im Zusammenhang mit Pell eine Frage.« »Gern. Legen Sie los.«

»Wir haben einige Spuren, die uns zu seinem Versteck führen oder uns mehr über seine Absicht verraten könnten, die eventuell mit dem Vergiften von Nahrungsmitteln zu tun hat. Aber beides erfordert den Einsatz von ziemlich viel Personal. Ich muss wissen, ob es sinnvoll ist, die Leute auf diese Fährte anzusetzen. Wir könnten sie wirklich gut anderweitig gebrauchen.«

»Um was für Spuren handelt es sich?«

»Ich hoffe, ich habe mir alles richtig notiert.« Wieder wanderte ihr Blick zwischen der Straße und dem Block hin und her. »Carboxylsäure, Äthanol, Apfelsäure, Aminosäuren und Glukose.«

»Eine Minute.«

Sie hörte ihn mit Amelia Sachs reden, die anscheinend eine von Rhymes eigenen Datenbanken zu Rate zog. Alles war deutlich zu verstehen; im Gegensatz zu den meisten anderen Leuten war der Kriminalist nicht

in der Lage, den Hörer zuzuhalten, wenn er mit jemandem im Zimmer sprach.

»Okay, Moment noch. Ich gehe hier gerade eine Liste durch...«

»Sie können mich zurückrufen«, sagte Dance. Sie hatte nicht damit gerechnet, sofort eine Antwort zu erhalten.

»Nein... nur einen Moment Geduld... Wo wurde die Substanz gefunden?«

»Im Fußraum von Pells Wagen.«

»Hm. Im Wagen.« Es herrschte kurz Stille, dann murmelte Rhyme etwas vor sich hin. Schließlich fragte er: »Ist es möglich, dass Pell kurz zuvor in einem Restaurant gegessen hat? Ein Fischrestaurant oder ein britischer Pub?«

Sie lachte laut auf. »Ein Fischrestaurant, ja. Woher, um alles in der Welt, haben Sie das gewusst?«

»Die Säure ist Essig - Malzessig, um genau zu sein, denn die Aminosäuren und die Glukose weisen auf einen Karamellfarbstoff hin. Meine Datenbank verrät mir, dass dieser Essig häufig in der britischen Küche sowie bei Fisch und Meeresfrüchten verwendet wird. Erinnern Sie sich noch an Thom? Er hat mir bei diesem Eintrag geholfen.«

Rhymes Betreuer war gleichzeitig ein hervorragender Koch. Letzten Dezember hatte er ihr das beste Bœuf Bourguignon vorgesetzt, das sie je gegessen hatte.

»Tut mir leid, dass Sie ihn damit nicht erwischen werden«, sagte der Kriminalist.

»Nein, nein, das ist prima, Lincoln. Ich kann unsere Leute nun aus einigen Suchgebieten abziehen und an dernorts einsetzen, wo sie nützlicher sind.«

»Rufen Sie an, wann immer Sie wollen, jederzeit. Bei diesem Täter würde ich gern mitmischen.«

Sie verabschiedeten sich.

Dance rief O'Neil an und teilte ihm mit, dass die Säure höchstwahrscheinlich aus dem Jack's stammte und ihnen in Bezug auf Pell nicht weiterhelfen würde. Daher sei es vermutlich besser, bei der Suche nach dem Killer dem ursprünglich vorgesehenen Plan zu folgen.

Sie unterbrach die Verbindung und setzte die Fahrt auf der vertrauten Strecke fort. Der achtspurige Highway 101 führte bis nach San Francisco, wo er in die Van Ness Street mündete, eine ganz gewöhnliche Hauptstraße. Nun aber, hundertdreißig Kilometer nördlich von Monterey, bog Dance nach Westen ab und er reichte das weitläufige San Jose, das in »Do You Know the Way to San Jose?«, dem alten Lied von Burt Bacharach und Hal David, noch als eine Art Widerpart des selbstverliebten Los Angeles dagestanden hatte. Heutzutage besaß San Jose dank des Silicon Valley selbstverständlich ein eigenes Ego von beträchtlichen Ausmaßen.

Die Wegbeschreibung führte Dance durch ein Labyrinth großer Wohnsiedlungen bis zu einer Gegend, die aus fast identischen Häusern bestand; falls die symmetrisch angeordneten Bäume als Schösslinge eingepflanzt worden waren, musste das Viertel ungefähr fünfundzwanzig Jahre alt sein. Bescheiden, unauffällig, klein - trotzdem würde jedes der Gebäude sich für deutlich mehr als eine Million Dollar verkaufen lassen.

Dance fand die gesuchte Adresse, fuhr daran vorbei und parkte einen Block weiter auf der anderen Straßenseite. Dann kehrte sie zu Fuß zu dem Haus zurück, in dessen Auffahrt ein roter Jeep und ein dunkelblauer Acura standen. Auf dem Rasen lag ein großes Plastikdreirad. Drinnen sah Dance Licht. Sie ging zur vorderen Veranda. Klingelte. Für den Fall, dass Samantha McCoys Mann oder ein Kind die Tür öffnen sollte, hatte Dance sich eine Ge-schichte zurechtgelegt. Es schien unwahrscheinlich, dass die Frau ihre Vergangenheit vor dem eigenen Ehemann geheim gehalten hatte, aber

Dance würde vorsichtshalber davon ausgehen. Sie war auf die Mitwirkung der Frau angewiesen und wollte sie nicht vor den Kopf stoßen.

Die Tür ging auf, und Dance sah eine schlanke Frau mit schmalem, hübschem Gesicht vor sich, die eine gewisse Ähnlichkeit mit der Schauspielerin Cate Blanchett besaß. Sie trug eine modische Brille mit blauem Gestell und hatte lockiges braunes Haar. Sie stand im Eingang, reckte den Kopf vor und hielt mit knochiger Hand den Türknauf umklammert.

»Ja?«

»Mrs. Starkey?«

»Die bin ich.« Das Gesicht unterschied sich sehr von dem der Samantha McCoy auf den acht Jahre alten Fotos; sie hatte sich einer umfassenden kosmetischen Operation unterzogen. Aber ihr Blick verriet Dance sofort, dass hier eindeutig keine Verwechslung vorlag: erst ein jähes Erschrecken, dann Bestürzung.

»Ich bin Kathryn Dance«, sagte sie leise und zeigte diskret ihre Legitimation vor. »California Bureau of Investigation.« Die Augen der Frau huschten so schnell über den Ausweis, dass sie unmöglich auch nur ein Wort davon gelesen haben konnte.

»Wer ist das, Liebling?«, rief eine Männerstimme von drinnen.

Samantha sah Dance direkt ins Gesicht. »Die Frau aus der Nachbarschaft, von der ich dir erzählt habe. Ich hab sie bei Safeway getroffen; sie wohnt ein Stück die Straße hinauf.«

Womit die Frage beantwortet war, wie geheim sie ihre Vergangenheit hielt.

Geschickt, dachte Dance. Gute Lügner haben stets glaubhafte Ausreden parat, und sie kennen die Person, die sie anlügen. Samanthas Antwort verriet Dance, dass der Ehemann sich nicht besonders gut an beiläufige Unterhaltungen erinnerte und dass Samantha sich auf alle

möglichen Situationen vorbereitet hatte, die eine Ausflucht erfordern könnten.

Die Frau kam nach draußen und zog die Tür hinter sich zu. Gemeinsam gingen sie ein paar Schritte in Richtung Straße. Ohne den dämpfenden Filter der Fliegengittertür konnte Dance nun erkennen, wie verstört die Frau aussah. Ihre Augen waren rot und von dunklen Ringen umgeben, die Gesichtshaut trocken und die Lippen rissig. Einer ihrer Fingernägel war abgebrochen. Offenbar hatte sie nicht geschlafen. Dance verstand, weshalb sie heute »von zu Hause aus« arbeitete.

Ein Blick zurück zum Haus. Dann drehte sie sich zu Dance um. »Ich hatte nichts damit zu tun, ich schwöre«, flüsterte sie flehentlich. »Ich habe gehört, dass eine Frau ihm geholfen hat, das kam in den Nachrichten, aber...«

»Nein, nein, deswegen bin ich nicht hier. Ich habe sie überprüft. Sie arbeiten bei dem Verlag auf der Figueroa. Sie waren gestern den ganzen Tag da.«

Angst. »Haben Sie etwa...«

»Niemand weiß etwas davon. Ich habe behauptet, ich wollte ein Päckchen abliefern.«

»Ach, das... Toni hat erzählt, jemand habe etwas liefern wollen und nach mir gefragt. Sie waren das.« Die Frau rieb sich das Gesicht und verschränkte die Arme. Abweisende Gesten. Sie stand unter ungeheurem Stress.

»War das eben Ihr Mann?«, fragte Dance.

Sie nickte.

»Er weiß nichts?«

»Er ahnt nicht mal etwas.«

Erstaunlich, dachte Dance. »Weiß irgendjemand Bescheid?«

»Ein paar der Sachbearbeiter im Gerichtsgebäude, wo ich meinen Namen geändert habe. Und mein Bewährungshelfer.«

»Was ist mit Freunden und Verwandten?«

»Meine Mutter ist tot. Meinem Vater bin ich völlig gleichgültig. Die beiden hatten schon nichts mehr mit mir zu tun, bevor ich Pell getroffen habe. Nach den Croyton-Morden haben sie auch nicht mehr auf meine Anrufe reagiert. Und meine alten Freunde? Einige haben eine Weile den Kontakt gehalten. Aber wer will schon mit jemandem wie Daniel Pell in Zusammenhang gebracht werden? Sagen wir einfach, sie haben die erstbesten Gelegenheiten genutzt, um aus meinem Leben zu verschwinden. Alle meine heutigen Freunde und Bekannten habe ich kennengelernt, nachdem ich Sarah geworden war.« Sie schaute erneut zum Haus, dann wieder nervös zu Dance. »Was wollen Sie?«, flüsterte sie.

»Ich bin sicher, Sie haben die Nachrichten verfolgt. Wir haben Pell noch nicht aufgespürt. Aber er bleibt in der Gegend um Monterey. Und wir kennen den Grund dafür nicht. Rebecca und Linda kommen, um uns zu helfen.«

»Wirklich?« Sie schien überrascht zu sein.

»Und ich möchte Sie bitten, ebenfalls zu uns zu kommen.«

»Ich?« Ihr Unterkiefer zitterte. »Nein, nein, das kann ich nicht. Oh, bitte...« Ihre Stimme schlug fast um.

Dance sah, dass sie am Rand der Hysterie stand. »Keine Sorge«, versicherte sie schnell. »Ich werde nicht Ihr Leben ruinieren. Von mir erfährt niemand etwas über Sie. Ich bitte lediglich um Ihre Hilfe. Wir durchschauen ihn nicht. Vielleicht wissen Sie etwas...«

»Ich weiß gar nichts. Ehrlich. Daniel Pell ist nicht wie ein Ehemann oder Bruder oder Freund. Er ist ein Ungeheuer. Er hat uns benutzt. Das ist alles. Ich habe zwei Jahre mit ihm zusammengelebt und könnte Ihnen dennoch nicht mal ansatzweise erzählen, was in seinem Kopf vorgeht. Sie müssen mir glauben. Ich schwöre.«

Klassische Anzeichen der Verleugnung, die in diesem Fall nicht von einer versuchten Irreführung herrührten,

sondern von einer Vergangenheit, der die Frau sich nicht stellen konnte.

»Sie werden hundertprozentig geschützt, falls es das ist, was...«

»Nein. Es tut mir leid. Ich wünschte, ich könnte Ihnen helfen. Sie müssen das verstehen. Ich habe mir ein vollkommen neues Leben geschaffen. Aber es hat unglaublich viel Arbeit erfordert... und es ist so zerbrechlich.«

Ein Blick in ihr Gesicht, in die entsetzten Augen, auf den bebenden Kiefer verriet Dance, dass sie auf keinen Fall einwilligen würde.

»Ich verstehe.«

»Es tut mir leid. Ich kann einfach nicht.«

Samantha drehte sich um und ging zur Veranda. An der Tür blickte sie zurück und lächelte strahlend.

Hat sie etwa ihre Entscheidung geändert?, hoffte Dance für einen Moment.

Dann winkte die Frau. »Auf Wiedersehen!«, rief sie. »Wie schön, dass Sie vorbeigekommen sind.«

Samantha McCoy und ihre Lüge kehrten ins Haus zurück. Die Tür ging zu.

... Vierundzwanzig

»Haben Sie das mitbekommen?«, fragte Susan Pemberton den Mann, der ihr am Tisch der Hotelbar gegenüber saß, und schüttete Zucker in ihren Milchkaffee. Sie deutete auf einen Fernsehschirm, auf dem ein Foto von Daniel Pell sowie eine Telefonnummer zu sehen waren.

Ausbruch-Hotline.

»Müsste es nicht Ausbrecher-Hotline heißen?«, fragte Cesar Gutierrez.

Susan sah ihn verwundert an. »Ich weiß es nicht.«

»Bitte verstehen Sie mich nicht falsch, ich wollte nicht oberflächlich erscheinen«, fuhr der Geschäftsmann fort.

»Es ist schrecklich. Er hat zwei Menschen getötet, habe ich gehört.« Der gut aussehende Latino streute Zimt auf

seinen Cappuccino und trank einen Schluck, bevor er bemerkte, dass auch seine Hose ein wenig von dem Gewürz abbekommen hatte. »Oh, sehen Sie sich das an. Ich bin ja so ein Tollpatsch.« Er lachte. »Mit mir kann man sich nirgendwo blicken lassen.«

Er wischte über den Fleck, was alles nur noch schlimmer machte. »Oje.«

Dies war ein geschäftliches Treffen. Susan, die für eine Veranstaltungsagentur arbeitete, sollte eine Jubiläumsfeier für die Eltern von Gutierrez organisieren - aber da sie gegenwärtig ungebunden war, schätzte die Neununddreißigjährige ihn außerdem aus einer persönlichen Perspektive ein. Immerhin war er nur wenige Jahre älter als sie und trug keinen Ehering.

Die Einzelheiten der Party waren geklärt - harte Drinks mussten von den Gästen selbst bezahlt werden, Hühnchen und Fisch, offener Wein, fünfzehn Minuten für den erneuten Austausch des Jaworts, Tanz zur Musik eines DJ. Und nun plauderten sie noch ein wenig bei einer Tasse Kaffee, bevor Susan in ihr Büro zurückkehren und einen Kostenvoranschlag erstellen würde.

»Man sollte meinen, die würden ihn inzwischen wieder eingefangen haben.« Dann sah Gutierrez nach draußen und runzelte die Stirn.

»Stimmt etwas nicht?«, fragte Susan.

»Ich weiß, es klingt komisch. Aber als ich hergekommen bin, ist mir ein Wagen aufgefallen. Und ausgestiegen ist ein Mann, der ein wenig wie der da ausgesehen hat.« Er nickte in Richtung des Fernsehers.

»Wer? Der Killer?«

Er nickte. »Und am Steuer saß eine Frau.«

Der Nachrichtensprecher hatte gerade erst wiederholt, dass Pell in Begleitung einer jungen Frau unterwegs war. »Wohin ist er gegangen?«

»Ich habe nicht darauf geachtet. Ich glaube, zu dem Parkhaus neben der Bank.« Sie schaute dorthin.

Dann lächelte der Geschäftsmann. »Aber das ist verrückt. Er ist bestimmt nicht hier.« Er wies nach draußen. »Was ist das dahinten für ein Plakat? Das hab ich schon mal gesehen.«

»Oh, für das Konzert am Freitag. Als Teil einer John Steinbeck-Feier. Haben Sie was von ihm gelesen?«

»Na klar«, sagte Gutierrez. »Jenseits von Eden. Das rote Pony. Sind Sie mal in King City gewesen? Das gefällt mir sehr. Steinbecks Großvater hatte dort eine Ranch.«

Sie legte sich ehrfurchtsvoll eine Hand auf die Brust. »Früchte des Zorns ist das beste Buch, das je geschrieben wurde.«

»Und Sie sagen, es gibt am Freitag ein Konzert? Was für Musik?«

»Jazz. Sie wissen schon, wegen des Monterey Jazz Festivals. Das ist meine Lieblingsmusik.«

»Ich mag sie auch gern«, sagte Gutierrez. »Ich gehe zum Festival, wann immer ich kann.«

»Wirklich?« Susan widerstand dem Impuls, seinen Arm zu berühren.

»Womöglich laufen wir uns ja beim nächsten Mal über den Weg.«

»Wissen Sie«, sagte Susan, »ich wünschte, es würden mehr Leute solche Musik hören. Echte Musik. Kinder interessieren sich leider nicht dafür.«

»Das können Sie laut sagen.« Gutierrez prostete ihr mit seiner Tasse zu. »Meine Ex lässt zu, dass unser Sohn Rap hört. Haben Sie mal auf manche der Texte geachtet? Widerlich. Und er ist erst zwölf Jahre alt.«

»Das ist keine Musik«, verkündete Susan und dachte: So. Er hat eine Ex. Gut. Sie hatte sich geschworen, mit keinem Mann über vierzig auszugehen, der nicht verheiratet gewesen war.

Er zögerte. »Gehen Sie denn auch hin?«, fragte er dann. »Zu dem Konzert am Freitag?« »Ja, das habe ich vor.«

»Nun, ich weiß nicht, ob es Ihnen gelegen kommt, aber wenn Sie sowieso hingehen wollten, könnten wir uns doch dort treffen.«

»Oh, Cesar, das wird ein lustiger Abend.« Sich treffen...

Heutzutage war das so gut wie eine förmliche Einladung.

Gutierrez streckte sich und sagte, er müsse nun aufbrechen. Dann fügte er hinzu, es habe ihn gefreut, sie kennenzulernen, und gab ihr ohne zu zögern die heilige Dreieinigkeit der Telefonnummern: Arbeit, zu Hause und mobil. Er nahm seine Aktentasche, und sie gingen gemeinsam zur Tür. Susan fiel jedoch auf, dass er innehielt und seine Augen hinter der Brille mit dem schwarzen Gestell durch die Lobby schweiften. Er runzelte erneut die Stirn.

»Stimmt etwas nicht?«

»Ich glaube, das ist der Kerl«, flüsterte er. »Der mir vorhin aufgefallen ist. Da, haben Sie ihn gesehen? Er war hier im Hotel und hat in unsere Richtung geschaut.«

Das Foyer stand voller tropischer Pflanzen. Susan glaubte, am Rande jemanden wahrgenommen zu haben, der sich umgedreht hatte und hinausgegangen war.

»Daniel Pell?«

»Das kann nicht sein. Es ist töricht... Einfach nur, Sie wissen schon, die Macht der Einbildung oder so.«

Sie gingen zur Tür und blieben stehen. Gutierrez sah hinaus. »Er ist weg.«

»Sollten wir vielleicht jemandem an der Rezeption Bescheid geben?«

»Ich rufe die Polizei an. Vermutlich liege ich falsch, aber was kann es schon schaden?« Er nahm sein Mobiltelefon aus der Tasche und wählte den Notruf. Dann sprach er einige Minuten und unterbrach schließlich die Verbindung. »Die haben gesagt, sie würden jemanden schicken, der nachsieht. Aber begeistert haben sie nicht

geklungen. Kein Wunder. Wahrscheinlich kriegen die pro Stunde hundert solcher Anrufe. Falls Sie möchten, begleite ich Sie zu Ihrem Wagen.«

»Von mir aus gern.« Sie machte sich nicht so sehr Sorgen wegen des Ausbrechers; es gefiel ihr einfach, noch mehr Zeit mit Gutierrez zu verbringen.

Sie schlenderten die Alvarado Street entlang. Es gab hier Restaurants, Andenkenläden und Cafes - ganz anders als an der frivolen Amüsiermeile, die diese Straße vor hundert Jahren gewesen war. Die Soldaten und die Arbeiter aus den Konservenfabriken hatten sich hier betrunken, die Bordelle besucht und sich gelegentlich mitten auf der Straße eine Schießerei geliefert.

Als Gutierrez und Susan weitergingen, verstummte ihr Gespräch, und sie sahen sich beide um. Susan fiel auf, dass die Straßen ungewöhnlich leer waren. War das wegen des Ausbruchs? Nun wurde ihr doch etwas unwohl zumute.

Ihr Büro lag neben einer Baustelle, einen Block von der Hauptstraße entfernt. Es gab hier stapelweise Baumaterial. Falls Pell hier war, konnte er sich mühelos dahinter verstecken und warten. Sie wurde langsamer.

»Ist das da Ihr Wagen?«, fragte Gutierrez.

Sie nickte.

»Alles in Ordnung?«

Susan verzog das Gesicht und lachte verlegen. Dann erzählte sie ihm, dass sie fürchtete, Pell könne sich zwischen den Materialstapeln versteckt haben.

Er lächelte. »Auch falls er tatsächlich hier wäre, würde er wohl kaum uns beide gleichzeitig angreifen. Kommen Sie.«

»Cesar, warten Sie«, sagte sie und griff in ihre Handtasche. Sie gab ihm einen kleinen roten Zylinder. »Hier.«

»Was ist das?«

»Pfefferspray. Nur für den Fall.«

»Ich glaube, uns wird nichts passieren. Aber wie funktioniert das?«. Dann lachte er auf. »Ich will mich nicht selbst besprühen.«

»Sie müssen lediglich damit zielen und oben draufdrücken. Es ist einsatzbereit.«

Sie gingen zum Wagen weiter, und als sie dort eintrafen, kam Susan sich albern vor. Kein wahnsinniger Killer lauerte hinter den Backsteinstapeln. Sie fragte sich, ob ihre Nervosität sie wohl Punkte auf der potenziellen Ausgehskala gekostet hatte. Nein, offenbar nicht. Gutierrez schien es zu gefallen, den ritterlichen Gentleman zu spielen.

Sie schloss die Tür auf.

»Das gebe ich Ihnen lieber zurück«, sagte er und hielt ihr das Spray entgegen. Susan griff danach.

Aber Gutierrez sprang vor, packte ihr Haar und riss brutal ihren Kopf nach hinten. Dann stieß er ihr die kleine Spraydose in den Mund, der sich zu einem erstickten Schrei geöffnet hatte.

Er drückte den Knopf.

Starker Schmerz ist wahrscheinlich die schnellste Möglichkeit, jemanden unter Kontrolle zu bekommen, dachte Daniel Pell.

Er steckte immer noch in der anscheinend überzeugenden Verkleidung eines Latino-Geschäftsmannes und fuhr mit Susan Pembertons Wagen zu einer einsamen Stelle am Meer, südlich von Carmel.

Schmerz... Tu ihnen weh, lass ihnen ein wenig Zeit, sich zu erholen, und dann droh damit, ihnen noch einmal wehzutun. Experten behaupten, Folter sei nicht effizient. Das stimmt nicht. Sie ist nicht elegant. Sie ist nicht sauber. Aber sie funktioniert wirklich gut.

Der Sprühstoß in Susan Pembertons Mund und Nase hatte nur eine Sekunde angedauert, aber nach ihren röchelnden Schreien und den wild um sich schlagenden Gliedern zu schließen, musste der Schmerz fast unert-

räglich sein. Pell ließ sie wieder zu Kräften kommen. Dann hielt er ihr das Spray vor die panisch aufgerissenen, tränenden Augen. Und bekam von ihr sofort genau das, was er wollte.

Das Spray war natürlich nicht eingeplant gewesen; er hatte Isolierband und ein Messer in der Aktentasche. Aber als die Frau ihm - nun ja, seinem Alter Ego, Cesar Gutierrez - zu seiner Belustigung die Sprühdose gegeben hatte, hatte er kurzerhand improvisiert.

Daniel Pell wollte einige Dinge erledigen, aber solange sein Bild alle halbe Stunde im Fernsehen gezeigt wurde, konnte er sich nicht in der Öffentlichkeit sehen lassen und musste daher jemand anderes werden. Nachdem es Jennie Marston unter Einsatz ihres Dekolletés gelungen war, den leichtgläubigen Trottel zum Verkauf des Toyotas zu bewegen, hatte sie ein Kleiderfärbemittel sowie eine Bräunungscreme besorgt, aus denen Pell sich ein Bad zusammenmischte, das ihm eine dunklere Haut verschaffen würde. Haare und Augenbrauen färbte er sich schwarz. An den Augen konnte er nichts ändern. Falls es überhaupt Kontaktlinsen gab, die Blau zu Braun werden ließen, wusste er nicht, wo er sie hätte kaufen können. Aber die Brille - eine simple Lesebrille mit dunklem Gestell - würde von den Augen ablenken.

Am Vormittag hatte Pell zudem die Brock Company angerufen und mit Susan Pemberton einen Termin zur Besprechung einer Jubiläumsfeier vereinbart. Er zog einen billigen Anzug an, den Jennie in einem Kaufhaus erstanden hatte, und traf sich mit der Veranstaltungplanerin im Doubletree. Dort tat Daniel Pell dann, was er am besten konnte.

Oh, das hatte Spaß gemacht! Susan wie einen Fisch am Haken zappeln zu lassen, war ein großartiges Erlebnis gewesen, sogar noch besser, als Jennie beim Schneiden ihrer Haare zuzusehen, beim Wegwerfen ih-

rer Bluse oder beim Zusammenzucken, wenn ihr schmaler Hintern den Kleiderbügel zu spüren bekam.

Er ging in Gedanken noch einmal die verschiedenen Techniken durch: Man findet eine gemeinsame Angst (der entflohe Kille) und gemeinsame Vorlieben (John Steinbeck und Jazz; über beides wusste er nur wenig, aber er war ein guter Bluffer), man spielt das Geschlechterspiel (ihr Blick auf seinen leeren Ringfinger und ihr stoisches Lächeln, als er Kinder erwähnte, verrieten ihm alles über Susan Pembertons Liebesleben), man tut etwas Dummes und lacht darüber (der verschüttete Zimt), man ist ein anständiger Kerl (die Party für seine geliebten Eltern, sein ritterliches Angebot, Susan zum Wagen zu begleiten), man zerstreut einen etwaigen Verdacht (das vermeintliche Telefonat mit der Polizei).

Stück für Stück gewinnt man so das Vertrauen - und damit die Kontrolle.

Wie herrlich es doch war, diese Kunstgriffe endlich wieder in der echten Welt zu praktizieren.

Pell fand die Abzweigung. Sie führte durch ein dichtes Gehölz zum Meer. Jennie hatte am Samstag vor dem Ausbruch die Gegend für ihn erkundet und dabei diesen abgelegenen Fleck entdeckt. Pell folgte der halb von Sand verwehten Straße. Ein Schild besagte, dies sei ein Privatgelände. Am Ende des Weges stellte er Susans Wagen am Strand ab, deutlich außer Sichtweite des Highways. Er stieg aus und hörte, wie die Wellen sich ein Stück weiter an einem alten Pier brachen. Die Sonne stand tief und bot einen spektakulären Anblick.

Er musste nicht lange warten. Jennie war zu früh dran. Das freute ihn; wenn jemand überpünktlich ist, hat man ihn unter Kontrolle. Sobald jemand zu spät kommt, muss man ihn im Auge behalten.

Sie parkte, stieg aus und ging zu ihm. »Schatz, ich hoffe, du musstest nicht lange warten.« Sie küsste ihn

gierig und nahm dabei sein Gesicht in beide Hände. Beinahe verzweifelt.

Pell schnappte nach Luft.

Sie lachte. »Es fällt schwer, sich an dein neues Aussehen zu gewöhnen. Ich meine, mir war klar, dass du es bist, aber ich habe trotzdem zweimal hingeschaut, du weißt schon. Aber es ist wie bei mir und meinem kurzen Haar - es wird nachwachsen, und du wirst wieder weiß sein.«

»Komm her.« Er nahm ihre Hand, setzte sich auf eine flache Düne und zog sie zu sich herunter.

»Brechen wir denn nicht auf?«, fragte sie.

»Noch nicht ganz.«

Sie nickte in Richtung des Lexus. »Wessen Wagen ist das? Ich dachte, dein Freund wollte dich hier absetzen.«

Er sagte nichts. Sie blickten nach Westen auf den Pazifischen Ozean. Die Sonne war eine blasse Scheibe dicht über dem Horizont und gewann von Minute zu Minute an Farbe.

Sie würde denken: Will er reden, will er mich ficken? Was ist hier los?

Unsicherheit... Pell ließ sie anwachsen. Jennie würde auffallen, dass er nicht lächelte.

Die Sorge kam wie eine Springflut über sie. Er spürte die Anspannung in ihrer Hand und ihrem Arm.

Schließlich fragte er: »Wie groß ist deine Liebe zu mir?«

Sie zögerte nicht, obwohl Pell eine gewisse Zurückhaltung in ihrer Antwort wahrnahm. »So groß wie die Sonne.«

»Von hier aus sieht sie eher klein aus.«

»Ich meine, so groß, wie die Sonne in Wahrheit ist.« Sie stockte kurz. »Nein, so groß wie das Universum«, fügte sie eilig hinzu, als wolle sie eine falsche Antwort im Unterricht korrigieren.

Pell blieb stumm.

»Was ist denn, Daniel?«

»Ich habe ein Problem. Und ich weiß nicht, wie ich es lösen soll.«

Sie spannte sich weiter an. »Ein Problem, mein Schatz?«

Demnach heißt es »Schatz«, wenn sie glücklich ist, und »mein Schatz«, wenn sie sich Sorgen macht. Er merkte es sich.

»Wegen dieses Terms, bei dem ich gewesen bin.« Er hatte ihr lediglich erzählt, er müsse sich wegen »etwas Geschäftlichem« mit jemandem treffen.

»Und was war da?«

»Es lief nicht so wie geplant. Ich hatte mir alles genau überlegt. Diese Frau sollte mir einen Haufen Geld zurückzahlen, den ich ihr geliehen hatte. Aber sie hat mich angelogen.«

»Was ist passiert?«

Pell sah Jennie direkt in die Augen. Ihm ging durch den Kopf, dass Kathryn Dance der einzige Mensch war, der ihn je bei einer Lüge ertappt hatte. Aber der Gedanke an sie lenkte ab, also schob er ihn beiseite. »Wie sich herausgestellt hat, hatte sie eigene Pläne. Sie wollte mich benutzen. Und dich auch.«

»Mich? Sie kennt mich?«

»Nicht deinen Namen. Aber aus den Nachrichten weiß sie, dass wir zusammen sind. Sie wollte, dass ich dich verlasse.«

»Warum?«

»Damit sie und ich ein Paar werden könnten. Sie wollte mit mir weggehen.« »Du kennst sie von früher?« »Ja.«

»Oh.« Jennie verstummte. Eifersucht...

»Ich habe selbstverständlich abgelehnt. Ich würde an so etwas nicht einmal denken.«

Der Versuch eines Schnurrens. Er misslang. Mein Schatz...

»Und Susan wurde wütend. Sie sagte, sie würde zur Polizei gehen und uns beide verraten.« Pell verzog gequ-

ält das Gesicht. »Ich habe versucht, es ihr auszureden. Aber sie wollte nicht auf mich hören.«

»Was ist geschehen?«

Er schaute zum Wagen. »Ich habe sie hergebracht. Mir blieb keine andere Wahl. Sie hat versucht, die Polizei zu rufen.«

Erschrocken blickte Jennie auf und konnte in dem Lexus niemanden entdecken.

»Im Kofferraum.«

»O Gott. Ist sie...«

»Nein, es geht ihr gut«, sagte Pell langsam. »Sie ist gefesselt. Das ist das Problem. Ich weiß nicht, was ich jetzt machen soll.«

»Will sie dich denn immer noch verraten?«

»Ist das zu glauben?«, fragte er atemlos. »Ich habe sie angefleht. Aber sie ist nicht ganz richtig im Kopf. So wie dein Ehemann, weißt du noch? Er hat dir weiterhin wehgetan, obwohl er wusste, dass man ihn dafür verhaftet würde. Bei Susan ist es genauso. Sie hat sich nicht im Griff.« Er seufzte verärgert. »Ich war anständig zu ihr. Und sie hat mich betrogen. Sie hat das ganze Geld ausgegeben. Ich wollte dir davon deine Auslagen erstatten. Für den Wagen. Für alles, was du getan hast.«

»Mach dir wegen des Geldes keine Gedanken, mein Schatz. Ich möchte es für uns beide ausgeben.«

»Nein. Ich werde es dir zurückzahlen.« Lass eine Frau nie, wirklich niemals wissen, dass du sie wegen ihres Geldes willst. Und stehe nie, wirklich niemals in der Schuld eines anderen Menschen.

Er küsst sie gedankenverloren. »Aber was machen wir denn nun?«

Jennie wich seinem Blick aus und sah in die Sonne. »Ich... ich weiß es nicht, mein Schatz. Ich bin nicht...« Ihrer Stimme ging die Kraft aus, genau wie ihren Gedanken.

Er drückte ihr Bein. »Ich kann nicht zulassen, dass jemand uns trennt. Ich liebe dich so sehr.«

»Und ich liebe dich, Daniel.« Es klang eher matt.

Er zog das Messer aus der Tasche. Starrte es an. »Ich will es nicht. Wirklich nicht. Schon gestern sind Leute wegen uns zu Schaden gekommen.«

Wegen uns. Nicht wegen mir.

Der Unterschied fiel ihr auf. Er spürte es daran, wie ihre Schultern sich versteiften.

»Doch ich habe das nicht mit Absicht getan«, fuhr er fort. »Es war ein Unfall. Aber hier... ich weiß nicht.« Er drehte das Messer zwischen den Fingern hin und her.

Sie drückte sich an ihn und musterte die Klinge, die im Sonnenschein aufblitzte. Jennie erschauderte.

»Wirst du mir helfen, Liebling? Ich schaffe das nicht allein.«

Jennie brach in Tränen aus. »Ich weiß nicht, mein Schatz. Ich glaube, ich kann das nicht.« Ihre Augen waren nun auf den Kofferraum des Wagens gerichtet.

Pell küsst sie auf den Kopf. »Wir dürfen nicht zulassen, dass etwas sich zwischen uns stellt. Ich könnte ohne dich nicht leben.«

»Ich ohne dich auch nicht.« Sie atmete schluchzend ein. Ihr Unterkiefer zitterte so sehr wie ihre Hände.

»Bitte, hilf mir.« Ein Flüstern. Er stand auf, zog sie auf die Beine, und sie gingen zu dem Lexus. Dort gab er ihr das Messer und schloss seine Hand um ihre Finger. »Allein bin ich nicht stark genug«, gestand er. »Aber gemeinsam... gemeinsam können wir es schaffen.« Er sah sie mit funkelnden Augen an. »Es wird wie ein Pakt sein. Du weißt schon, ein Schwur unter Liebenden. Es bedeutet, dass wir so eng miteinander verbunden sind, wie zwei Menschen es nur sein können. Wie Blutsbrüder. Wir werden Blutsliebende sein.«

Er griff in den Wagen und drückte den Knopf zum Entriegeln des Kofferraums. Jennie stieß bei dem Geräusch einen leisen Schrei aus.

»Hilf mir, Liebling. Bitte.« Er führte sie zum Kofferraum. Dann blieb sie stehen.

Weinend reichte sie ihm das Messer. »Bitte... Es tut mir leid. Es tut mir so leid, mein Schatz. Sei nicht böse. Ich kann das nicht tun. Ich kann es einfach nicht.«

Pell sagte nichts, nickte nur. Ihre traurigen Augen und die Tränen schimmerten rot im Licht der untergehenden Sonne.

Es war ein berauschender Anblick.

»Sei mir nicht böse, Daniel. Ich könnte es nicht ertragen, wenn du böse auf mich wärst.«

Pell zögerte drei Herzschläge lang, die perfekte Zeit, um Unsicherheit zu schüren. »Schon in Ordnung. Ich bin dir nicht böse.«

»Bin ich immer noch dein Liebling?«

Wieder eine Pause. »Natürlich bist du das.« Er wies sie an, zu ihrem Wagen zu gehen und dort zu warten. »Ich...«

»Geh und warte auf mich. Es ist okay.« Dann sagte er nichts mehr. Jennie kehrte zu dem Toyota zurück. Er ging zum Kofferraum des Lexus und sah hinein.

Auf Susan Pembertons leblosen Körper.

Er hatte sie schon vor einer Stunde getötet, noch auf dem Parkplatz des Gebäudes. Sie war unter dem Klebeband erstickt.

Pell hatte nie vorgehabt, dass Jennie ihm bei dem Mord an der Frau helfen würde. Er hatte gewusst, dass sie davor zurückschreckte. Dieser ganze Zwischenfall diente lediglich als weitere Lektion bei der Ausbildung seiner Schülerin.

Sie war dem Punkt, an dem er sie haben wollte, einen Schritt näher gekommen. Tod und Gewalt lagen nun auf dem Tisch. Mindestens fünf oder zehn Sekunden lang

hatte Jennie erwogen, ein Messer in einen menschlichen Körper zu stoßen, war darauf gefasst gewesen, das Blut fließen und ein Leben erlöschten zu sehen. Letzte Woche hätte sie sich diese Gedanken nicht einmal vorstellen können; nächste Woche würde sie bereits etwas länger darüber nachdenken.

Dann könnte sie tatsächlich einwilligen, ihm bei einem Mord behilflich zu sein. Und noch später? Vielleicht konnte er sie so weit bekommen, dass sie eigenständig tötete. Die Mädchen in der Familie hatten letztlich auch Dinge für ihn getan, die sie anfangs abgelehnt hatten - aber bloß kleinere Vergehen. Keine Gewalttaten. Doch Daniel Pell glaubte die Fähigkeit zu besitzen, Jennie Marston nach seinen Vorstellungen zu formen.

Er knallte den Kofferraumdeckel zu. Dann nahm er sich einen Kiefernzwieig und verwischte damit die Fußabdrücke im Sand. Er ging zu dem Toyota und fegte dabei hinter sich her. Dort wies er Jennie an, so weit auf die Straße zu fahren, bis der Wagen vollständig auf Schotter stand, und verwischte auch die Reifenspuren. Schließlich gesellte er sich zu ihr.

»Ich fahre«, sagte er.

»Es tut mir leid, Daniel«, sagte sie und wischte sich das Gesicht ab. »Ich mache es wieder gut.«

Sie bettelte um ein Wort der Bestätigung.

Aber der Unterrichtsplan schrieb vor, dass Pell sie keiner Antwort würdigte.

... Fünfundzwanzig

Was für ein seltsamer Mann, dachte Kathryn Dance.

Morton Nagle zog sich die rutschende Hose hoch, setzte sich an den Beistelltisch in ihrem Büro und öffnete eine verschrammte Aktentasche.

Er wirkte ein wenig ungepflegt: Sein dünnes Haar war zerzaust, der Spitzbart ungleichmäßig gestutzt, die

grauen Hemdmanschetten abgewetzt, der Leib schwammig. Aber er schien sich in seiner Haut wohlzufühlen, stellte Dance, die kinesische Analytikerin, fest. Sein präzises, zielgerichtetes Auftreten war stressfrei. Seine Augen mit ihrem schelmischen Funkeln wanderten beständig umher und entschieden sofort, was von Bedeutung war und was nicht. Als er Kathrynns Büro betreten hatte, hatte er dessen Ausstattung ignoriert, kurz forschend in Dances Gesicht geschaut (und daraus vermutlich ihre Erschöpfung abgelesen), dem jungen Rey Carraneo einen freundlichen, aber ausdruckslosen Blick zugeworfen und sich unverzüglich auf Winston Kellogg konzentriert.

Und als er nun erfuhr, wer Kelloggs Arbeitgeber war, verengten die Augen des Autors sich noch etwas mehr, weil er sich fragte, was ein FBI-Agent hier zu suchen hatte.

Im Vergleich zum heutigen Morgen war Kellogg eher zwanglos gekleidet - er trug ein beige kariertes Sakko, eine dunkle Stoffhose und ein blaues Anzughemd. Keine Krawatte. Sein Verhalten wies ihn dennoch als typischen Bundesagenten aus, denn er blieb stets unverbindlich. Er verriet Nagle nur, dass er als Beobachter hier sei, um »auszuhelfen«.

Der Autor gab sein eigenständliches Kichern von sich, was zu besagen schien: Ich krieg dich schon noch zum Reden.

»Rebecca und Linda haben eingewilligt, uns zu helfen«, sagte Dance.

Er hob eine Augenbraue. »Wirklich? Und die andere, Samantha?« »Nein, die nicht.«

Nagle zog drei Blatt Papier aus der Aktentasche und legte sie auf den Tisch. »Mein Mini-Opus, sofern das kein Widerspruch in sich ist. Eine kurze Geschichte des Daniel Pell.«

Kellogg stellte seinen Stuhl neben den von Dance. Anders als bei O'Neil konnte sie an ihm kein Rasierwasser riechen.

Der Autor wiederholte, was er am Vortag zu Dance gesagt hatte: Sein Buch drehe sich nicht um Pell, sondern um dessen Opfer. »Ich sehe mir jeden an, der vom Tod der Croytons betroffen war. Sogar die Angestellten. Croytons Firma wurde später von einem großen Softwarekonzern aufgekauft, Hunderte von Leuten wurden entlassen. Vielleicht wäre es ohne Croytons Tod nicht dazu gekommen. Und was ist mit seinem Berufsstand? Auch dafür war er ein großer Verlust. Er zählte zu den innovativsten Entwicklern des ganzen Silicon Valley und besaß das Urheberrecht an Dutzenden von Programmen und Computerbauteilen, die ihrer Zeit weit voraus gewesen sind. Viele davon waren so fortgeschritten, dass es für sie damals noch gar keine Anwendungsmöglichkeiten gab. Nun ist das alles hinfällig. Womöglich hätten manche seiner Erfindungen zu bahnbrechenden Erfolgen in Medizin, Wissenschaft oder Nachrichtentechnik geführt.«

Dance erinnerte sich daran, dass sie das Gleiche gedacht hatte, als sie am Campus der Universität vorbeigefahren war, die einen Großteil von Croytons Werk geerbt hatte.

Nagle wies auf seine Aufzeichnungen und fuhr fort. »Dies ist die wahre Geschichte von Daniel Pell, so weit ich sie zusammenstückeln konnte. Es ist interessant - Pell verändert seine Biographie, je nachdem, mit wem er redet. Nehmen wir an, er will eine Verbindung zu jemandem aufbauen, dessen Eltern früh verstorben sind. Tja, zu solchen Leuten sagt Pell, er sei mit zehn Jahren bereits Waise geworden. Und wenn er jemanden ausnutzen möchte, dessen Vater beim Militär gewesen ist, macht er sich zum Sohn eines Soldaten, der im Kampf getötet wurde. Legt man seine eigenen Aussagen zu-

grunde, gibt es ungefähr zwanzig verschiedene Pells. Nun, hier ist die Wahrheit:

Er wurde im Oktober 1963 geboren. Am siebten. Aber er erzählt allen, sein Geburtstag sei der zweiundzwanzigste November. An dem Tag wurde Kennedy von Lee Harvey Oswald erschossen.«

»Er hat einen Präsidentenmörder bewundert?«, fragte Kellogg.

»Nein, offenbar war Oswald für ihn ein Verlierer. Er hat ihn für zu labil und unbedarft gehalten. Was er bewundert hat, war die Tatsache, dass ein einzelner Mann mit einer einzigen Tat dermaßen viel bewirken konnte. Er hat all diese Leute zum Weinen gebracht und die Geschicke eines ganzen Landes verändert, wenn nicht sogar der ganzen Welt.

Nun, Daniel hatte als Kind kein schlechtes Leben. Joseph Pell, sein Vater, war Handelsvertreter und seine Mutter war Sprechstundenhilfe - solange sie arbeiten ging. Eine Mittelstandsfamilie.

Die Mutter - Elizabeth - hat viel getrunken, also bestand zu ihrem Sohn wahrscheinlich ein eher kühles Verhältnis, aber es fand kein Missbrauch statt, und er wurde auch nicht in seinem Zimmer eingesperrt. Sie starb an Leberzirrhose, als Daniel ein Teenager war. Nach dem Tod der Frau gab der Vater sich Mühe, den Jungen zu erziehen, aber Daniel konnte keine andere Autoritätsperson anerkennen. Mit denen ist er im Leben generell nicht zu-rechtgekommen - mit Lehrern, Vorgesetzten und vor allem mit seinem Vater.«

Dance erwähnte das Verhör, das sie und Michael O'Neil sich angesehen hatten, die Behauptung, Pells Vater habe Miete verlangt, ihn geschlagen und die Familie verlassen, woraufhin beide Eltern gestorben seien.

»Alles gelogen«, sagte Nagle. »Aber sein Vater war zweifellos kein einfacher Umgang für Pell. Der Mann war religiös - sehr religiös, sehr streng. Er war sogar ein ge-

weiter Geistlicher - von irgendeiner konservativen Presbyterianerkirche in Bakersfield -, hat aber nie eine eigene Gemeinde bekommen. Bis zum stellvertretenden Pfarrer hatte er es schon geschafft, doch letztlich wurde er entlassen. Es gab viele Beschwerden, er sei zu intolerant und würde vorschnell über die Gemeindemitglieder urteilen. Er wollte eine eigene Kirche gründen, aber die presbyterianische Synode hat sich geweigert, auch nur mit ihm zu sprechen, also verkaufte er am Ende religiöse Bücher und Devotionalien und ähnliches Zeug. Wir können wohl davon ausgehen, dass er seinem Sohn das Leben schwergemacht hat. Ich schätze, die Alkoholsucht seiner Frau dürfte auch etwas mit ihrem Mann zu tun gehabt haben.“

Religion spielte keine große Rolle in Dances Leben. Sie, Wes und Maggie feierten Ostern und Weihnachten, wenngleich die wesentlichen Symbole dieser Feste ein Hase und ein vergnügter Opa in einem roten Kostüm waren, und sie brachte den Kindern eigene moralische Prinzipien bei - triftige, unumstrittene Grundsätze, wie sie die meisten großen Religionsgemeinschaften gemeinsam hatten. Davon abgesehen übte Dance ihren Beruf lange genug aus, um zu wissen, dass die Religion für Straftaten oft von Bedeutung war. Nicht nur bei vorsätzlichen Terroranschlägen, sondern auch bei viel profaneren Zwischenfällen. Im nahen Marina hatten Dance und Michael O'Neil fast zehn Stunden in einer engen Garage gehockt und mit einem fundamentalistischen Pfarrer verhandelt, der seine Frau und die Tochter im Namen Jesu töten wollte, weil das halbwüchsige Mädchen schwanger war. (Es war ihnen gelungen, die Familie zu retten, aber Dance hatte einen beunruhigenden Eindruck davon zurückbehalten, wie gefährlich religiöse Rechtschaffenheit sein kann.)

»Pells Vater hat sich zur Ruhe gesetzt, ist nach Phoenix gezogen und hat wieder geheiratet«, fuhr Nagle fort.

»Seine Frau ist vor zwei Jahren gestorben und Joseph letztes Jahr, an einem Herzinfarkt. Pell hatte anscheinend nie Kontakt zu ihm aufgenommen. Geschwister der Eltern gibt es keine, abgesehen von der Tante in Bakersfield.«

»Die Tante mit Alzheimer?«

»Ja. Aber Pell hat einen Bruder.«

Entgegen seiner Behauptung war er also kein Einzelkind.

»Der Bruder ist älter als er und schon vor Jahren nach London gezogen. Er arbeitet als Verkaufsleiter einer amerikanischen Im-und Exportfirma und gibt keine Interviews. Ich kenne lediglich seinen Namen. Richard Pell.«

»Ich lasse ihn überprüfen«, sagte Dance zu Kellogg.

»Gibt es Cousins?«, fragte der FBI-Agent.

»Die Tante war nie verheiratet.«

Nagle klopfte auf die von ihm verfasste Biographie und kicherte. »Also, gegen Ende seiner Teenagerzeit ist Pell mehrmals in der Jugendstrafanstalt gelandet - hauptsächlich wegen Diebstahlsdelikten. Aber er hat dabei nie Gewalt angewendet. Laut seinem frühen Strafregister war er überraschend friedfertig. Es gab weder Straßenschlägereien noch andere gewaltsame Übergriffe, und nichts deutet darauf hin, dass er je in Wut geraten ist. Einer der Ermittlungsbeamten schrieb, seiner Ansicht nach würde Pell jemandem nur dann wehtun, wenn es ihm taktisch gelegen käme, und dass er Gewalt weder verabscheute noch Gefallen daran fand. Sie war ein Werkzeug.« Der Autor blickte auf. »Was, wenn Sie mich fragen, beängstigender ist.«

Dance dachte an ihre eigene Einschätzung, dass Pell ungerührt tötete, wann immer es ihm zweckmäßig erschien.

»Von Drogen ebenfalls keine Spur«, sagte Nagle. »Wie es aussieht, hat Pell nie welche genommen. Und er trinkt keinen Alkohol, zumindest tat er es damals nicht.«

»Was ist mit seiner Ausbildung?«

»Das ist ein interessantes Thema. Er ist brillant. Seine Tests in der Highschool waren überdurchschnittlich gut. In den freiwilligen Zusatzfächern bekam er nur Einser, aber sobald irgendwo Anwesenheitspflicht bestand, hat er geschwänzt. Im Gefängnis hat er sich dann umfassende juristische Kenntnisse angeeignet und im Fall Croyton selbstständig Revision eingelegt.«

Dance erinnerte sich daran, dass er während des Verhörs angemerkt hatte, er sei mit den Strafrechtsbestimmungen vertraut.

»Und er hat die Sache den ganzen Weg bis zum obersten Gericht Kaliforniens durchgefochten - erst letztes Jahr wurde dort gegen ihn entschieden. Das war offenbar ein schwerer Schlag für ihn. Er hatte fest damit gerechnet, er würde freikommen.«

»Tja, er mag ja schlau sein, aber nicht schlau genug, um nicht in den Knast zu kommen.« Kellogg wies auf einen Absatz der Biographie, in dem von etwa fünfundsiebzig Verhaftungen die Rede war. »Das nenne ich ein Strafregister.«

»Und es ist nur die Spitze des Eisbergs; normalerweise hat Pell andere Leute dazu veranlasst, die Verbrechen zu begehen. Es dürfte Hunderte von Delikten geben, hinter denen er gesteckt hat, aber für die jemand anderer geschnappt wurde. Raubüberfälle, Einbrüche, Laden- und Taschendiebstähle. So hat er sich finanziert: indem die Leute in seinem Umfeld sich die Hände für ihn schmutzig machen mussten.«

»Oliver«, sagte Kellogg.

»Wie bitte?«

»Charles Dickens. Oliver Twist... Haben Sie das mal gelesen?« »Ich hab den Film gesehen«, sagte Dance. »Da

ist es ganz ähnlich. Fagin, der Kerl, der die Bande von Taschendieben geleitet hat. Das war Pell.«

»>Bitte, Sir, ich möchte noch mehr<«, sagte Kellogg mit gespieltem Cockney-Akzent. Es war lausig. Dance lachte, und er zuckte die Achseln.

»Pell hat Bakersfield verlassen und ist nach San Francisco gegangen. Dort hat er mit ein paar Leuten herumgehangen und ist wegen einiger Kleinigkeiten hochgenommen worden, nichts Ernstes. Danach herrschte eine Weile Stille - bis er in Nordkalifornien im Rahmen einer Morduntersuchung festgenommen wurde.«

»Ein Mord?«

»Ja. Und zwar an einem gewissen Charles Pickering in Redding. Pickering war beim Bezirk angestellt. Man hat ihn in den Hügeln vor der Stadt erstochen, ungefähr eine Stunde nachdem er im Gespräch mit jemandem gesehen wurde, der wie Pell aussah. Ein ausgesprochen bösartiges Verbrechen. Es gab Dutzende von Schnitt- und Stichwunden. Aber Pell hatte ein Alibi - eine Freundin, die schwor, er sei zum Tatzeitpunkt bei ihr gewesen. Und es gab keine greifbaren Beweise. Die örtliche Polizei hielt ihn wegen Landstreicherei für eine Woche fest, musste ihn aber schließlich freilassen. Der Fall wurde nie aufgeklärt.

Dann gründete Pell seine sogenannte Familie in Seaside. Ein paar weitere Jahre mit Einbrüchen und Diebstählen. Einige tätliche Angriffe, eine oder zwei Brandstiftungen. Als ein in der Nähe wohnender Biker zusammengeschlagen wurde, gehörte Pell zu den Verdächtigen, aber der Mann wollte keine Anzeige erstatten. Ein oder zwei Monate später geschahen die Croyton-Morde. Von da an - nun ja, bis gestern - war er in Haft.«

»Was sagt das Mädchen?«

»Welches Mädchen?«

»Die Schlapfpuppe. Theresa Croyton.«

»Was könnte sie schon wissen? Sie hat zum Zeitpunkt der Morde geschlafen. Das wurde festgestellt.«

»Wurde es?«, fragte Kellogg. »Von wem?«

»Von den zuständigen Ermittlungsbeamten, nehme ich an.« Er klang verunsichert. Anscheinend hatte er nie über diesen Punkt nachgedacht.

»Sie dürfte mittlerweile siebzehn sein«, sagte Dance. »Ich würde gern mit ihr reden. Sie könnte etwas wissen, das uns weiterhilft. Sie wohnt bei Onkel und Tante, richtig?«

»Ja, die beiden haben sie adoptiert.«

»Könnte ich die Telefonnummer haben?«

Nagle zögerte. Seine Augen huschten über die Tischplatte; sie hatten ihr Funkeln verloren.

»Gibt es da ein Problem?«

»Nun ja, ich habe der Tante versprochen, ich würde niemandem von dem Mädchen erzählen. Sie ist sehr um ihre Nichte besorgt. Sogar ich habe Theresa noch nicht getroffen. Anfangs wollte die Frau auf keinen Fall zulassen, dass ich mit ihr spreche. Ich glaube, ich könnte sie doch noch überreden, aber falls ich jetzt Ihnen die Telefonnummer verrate, wird sie wahrscheinlich nicht nur kein Wort mit Ihnen wechseln, sondern auch mich ab sofort mit Verachtung strafen.«

»Sagen Sie uns einfach die Adresse. Wir besorgen uns die Nummer bei der Auskunft. Ich werde Ihren Namen nicht erwähnen.«

Er schüttelte den Kopf. »Die Leute haben ihren Nachnamen geändert und sind aus der Gegend weggezogen. Sie hatten Angst, jemand aus Pells Familie könne es auf sie abgesehen haben.«

»Aber Sie haben Kathryn doch auch die Namen der Frauen genannt«, wandte Kellogg ein.

»Die standen im Telefonbuch oder in öffentlich zugänglichen Unterlagen. Sie hätten sich die Angaben

auch selbst besorgen können. Bei Theresa, ihrer Tante und ihrem Onkel ist das etwas anderes.«

»Sie haben die drei trotzdem gefunden«, sagte Dance.

»Durch ein paar vertrauliche Quellen. Die nun, da Pell ausgebrochen ist, garantiert erst recht vertraulich bleiben möchten. Aber ich weiß, dass dies wichtig ist... Ich werd Ihnen sagen, was ich mache. Ich werde die Tante persönlich aufsuchen und ihr mitteilen, dass Sie mit Theresa über Pell sprechen wollen. Ich werde nicht versuchen, sie dazu zu überreden. Falls die drei Nein sagen, ist die Angelegenheit damit erledigt.«

Kellogg nickte. »Das ist alles, worum wir Sie bitten. Danke.«

Dance ließ den Blick über die Aufzeichnungen schweifen. »Je mehr ich über ihn erfahre, desto weniger weiß ich.«

Der Autor lachte, und das Funkeln kehrte wieder zurück. »Oh, Sie wollen wissen, was Daniel Pell antreibt?« Er wühlte in seiner Aktentasche, nahm einen Stapel Papiere heraus und schlug sie an einer gelb markierten Stelle auf. »Hier ist ein Zitat aus einem seiner Gespräche mit dem Gefängnispsychologen. Er war ausnahmsweise mal ehrlich.« Nagle las vor:

»Pell: Sie wollen mich analysieren, nicht wahr? Sie wollen wissen, wie ich ticke? Die Antwort darauf ist Ihnen doch sicherlich bekannt, Doktor. Die ist bei allen gleich: natürlich die Familie. Daddy hat mich verhauen, Daddy hat mich nicht beachtet, Mommy hat mich nicht gestillt, Onkel Joe hat wer weiß was getan. Ob Charakter oder Erziehung, für beides kann man die Familie verantwortlich machen. Aber falls man zu viel darüber nachdenkt, sind, ehe man sich's versieht, jeder einzelne Angehörige und Vorfahr, die man je hatte, bei einem im Zimmer, und man ist wie gelähmt. Nein, nein, um überleben zu können, muss man sie alle loslassen und sich daran erinnern, dass man ist, wer man ist, und dass

sich das nie ändern wird. Psychologe: Wer also sind Sie, Daniel?

Pell (lacht): Ich? Oh, ich bin jemand, der an den Strippen Ihrer Seele zieht und Sie Dinge tun lässt, von denen Sie dachten, dass Sie niemals dazu fähig wären. Ich spiele meine Flöte und führe Sie an Orte, vor denen Sie sich fürchten. Und glauben Sie mir, Doktor, Sie wären erstaunt, wie viele Leute sich wünschen, von einem Puppenspieler oder Rattenfänger gelenkt zu werden.«

»Ich muss nach Hause«, sagte Dance, nachdem Nagle gegangen war. Ihre Mutter und die Kinder erwarteten sie dringend bei den letzten Vorbereitungen für die Party ihres Vaters.

Kellogg strich sich das Haar aus der Stirn. Es fiel zurück. Er versuchte es erneut. Sie beobachtete die Geste und registrierte etwas, das ihr bisher nicht aufgefallen war - ein Verband, der unter seinem Hemdkragen hervorragte.

»Sind Sie verletzt?«

Er zuckte die Achseln. »Ich hab etwas abbekommen. Bei einer Festnahme neulich in Chicago.«

Seine Körpersprache verriet ihr, dass er nicht darüber reden wollte, und sie hakte nicht nach. Aber dann sagte er: »Der Verdächtige hat es nicht überlebt.« In einem gewissen Tonfall und mit einem gewissen Blick. So wie Dance anderen Leuten mitteilte, dass sie verwitwet war.

»Das tut mir leid. Wie kommen Sie damit klar?«

»Gut.« Dann fügte er hinzu: »Okay, nicht gut. Aber ich kriege es schon irgendwie in den Griff. Manchmal ist das alles, was man tun kann.«

»He, haben Sie heute Abend schon was vor?«, fragte sie spontan.

»Meinem Vorgesetzten Bericht erstatten, dann ein Bad im Hotel, ein Scotch, ein Burger und Schlaf. Nun ja, zugegeben, zwei Scotchs.«

»Ich habe eine Frage.«

Er hob eine Augenbraue.
»Mögen Sie Geburtstagskuchen?«
Er überlegte nur kurz. »Der gehört zu meinen bevorzugten Nahrungsmitteln.«

... Sechsundzwanzig
»Mom, sieh mal. Wir haben es deckoriert! D-E-C-K.«
Dance küsst ihre Tochter. »Das ist witzig, Mags.«
Sie wusste, dass das Mädchen vor Vorfreude auf dieses Wortspiel fast geplatzt wäre.

Das Deck sah hübsch aus. Die Kinder hatten den ganzen Nachmittag daran gearbeitet, es für die Party vorzubereiten. Banner, Lampions und Kerzen, wohin man sah. (Das hatten sie von ihrer Mutter gelernt; wenn Gäste kamen, gab es vielleicht keine Gourmetspeisen, aber dafür ein schönes Ambiente.)

»Wann darf Opa seine Geschenke auspacken?« Sowohl Wes als auch Maggie hatten etwas von ihrem Taschengeld gespart und Stuart Dance neue Ausrüstungsgegenstände gekauft - hohe Wasserstiefel und einen Kässcher. Dance wusste, dass ihr Vater sich über jede Aufmerksamkeit seiner Enkelkinder gefreut hätte, doch diese speziellen Geschenke besaßen für ihn sogar großen Nutzen.

»Geschenke gibt es nach dem Kuchen«, verkündete Edie Dance. »Und den gibt es nach dem Abendessen.«

»Hallo, Mom.« Dance und ihre Mutter nahmen sich nicht bei jeder Gelegenheit in den Arm, aber diesmal drückte Edie sie fest an sich, um ihr ins Ohr zu flüstern, dass sie über Juan Miliar sprechen wollte.

Die Frauen gingen ins Wohnzimmer.
Dance sah auf den ersten Blick, dass ihre Mutter beunruhigt war. »Was ist denn?«

»Er ist noch immer bei uns. Und er war einige Male bei Bewusstsein.« Sie sah sich um, vermutlich um sich

zu vergewissern, dass die Kinder nicht in der Nähe waren. »Immer nur für ein paar Sekunden. Ihr könntet ihn auf keinen Fall befragen. Aber...«

»Was denn, Mom?«

Sie sprach noch leiser. »Ich stand neben ihm. Niemand sonst war in Hörweite. Als ich nach unten sah, waren seine Augen offen. Ich meine, das eine, das nicht bandagiert ist. Seine Lippen haben sich bewegt, also habe ich mich hinuntergebeugt. Er hat gesagt...« Edie schaute sich um. »Er hat gesagt: >Tötet mich.< Zwei Mal. Dann hat er die Augen geschlossen.«

»Hat er so starke Schmerzen?«

»Nein, er bekommt dermaßen starke Medikamente, dass er nichts spürt. Aber er konnte seine Verbände sehen. Und all die Geräte. Er ist nicht dumm.«

»Ist seine Familie da?«

»Meistens. Nun ja, sein Bruder ständig. Er beobachtet uns mit Argusaugen. Er ist überzeugt, dass Juan von uns nicht anständig versorgt wird, weil er Latino ist. Und er hat noch ein paar Bemerkungen über dich gemacht.«

Dance verzog das Gesicht.

»Tut mir leid, aber ich dachte, du solltest es wissen.«

»Ich bin froh, dass du es mir erzählt hast.«

Sehr besorgniserregend. Nicht Julio Miliar, natürlich. Damit konnte sie umgehen. Aber die Hoffnungslosigkeit des jungen Detectives machte ihr zu schaffen.

Tötet mich...

»Hat Betsey angerufen?«, fragte Dance.

»Ach, deine Schwester kann heute nicht hier sein«, antwortete Edie in einem unbekümmerten Tonfall, hinter dem sie den Ärger darüber verbarg, dass ihre jüngste Tochter keine vierstündige Autofahrt aus Santa Barbara auf sich nehmen wollte, um zur Geburtstagsparty ihres Vaters zu kommen. Allerdings wäre Kathryn - ange-

sichts der Fahndung nach Pell - unter umgekehrten Vorzeichen vermutlich auch nicht dorthin gefahren.

Sie kehrten auf das Deck zurück. »Mom, dürfen wir Dylan und Patsy rauslassen?«, fragte Maggie.

»Mal sehen.« Die Hunde konnten bei Partys ein wenig ungestüm werden. Und bekamen für gewöhnlich viel zu viele Leckerbissen zugesteckt.

»Wo ist dein Bruder?«

»In seinem Zimmer.«

»Was macht er?«

»Irgendwas.«

Dance schloss ihre Waffe weg - vor dem Haus saß ein Deputy des MCSO in seinem Wagen und hielt Wache. Sie duschte schnell und zog sich an.

Auf dem Flur traf sie Wes. »Nein, kein T-Shirt. Dein Großvater hat Geburtstag.«

»Mom. Es ist sauber.«

»Ein Polohemd. Oder dein blau-weißes Button-down-Hemd.« Sie kannte den Inhalt seines Kleiderschrances besser als er. »Na gut.«

Sie bemerkte seinen bekümmerten Blick. Das hatte nichts mit dem Wechsel der Kleidung zu tun. »Was ist los?«

»Nichts.«

»Komm schon, raus damit. Sag mir, was dich bedrückt.« »Nichts.«

»Dann zieh dich jetzt um.«

Zehn Minuten später war sie damit beschäftigt, das Knabbergebäck anzurichten, und schickte ihrem Lebensmittelladen derweil ein stilles Dankgebet.

Wes kam vorbei und nahm sich eine Handvoll Nüsse. Er trug ein Anzughemd. Es steckte in der Hose, und die Manschetten waren zugeknöpft. Ein Hauch Rasierwasser umgab ihn. Er sah gut aus. Kinder zu haben war eine Herausforderung, aber es gab auch viel, worauf man stolz sein konnte.

»Mom?« Er warf einen Cashewkern in die Luft und fing ihn mit dem Mund auf.

»Lass das sein. Du könntest ersticken.«

»Mom?«

»Was ist?«

»Wer kommt heute Abend?«

Sein Blick wichen ihr aus, und seine Schulter drehte sich in ihre Richtung. Das bedeutete, dass etwas Bestimmtes hinter dieser Frage steckte. Sie wusste, was ihm auf der Seele lag - dasselbe wie am Abend zuvor. Aber nun war der Zeitpunkt zum Reden gekommen.

»Außer uns bloß ein paar Leute.« Am Sonntagabend würde es im Marine Club unweit des Monterey Aquariums eine größere Feier geben, mit vielen von Stuarts Freunden. Heute aber war der eigentliche Geburtstag ihres Vaters, und sie hatte nur etwa acht Gäste eingeladen. »Michael und seine Frau, Steve und Martine, die Barbers... und das dürfte auch schon alles sein. Ach, und jemand, der mit uns an einem Fall arbeitet. Er kommt aus Washington.«

Wes nickte. »Das sind alle? Niemand sonst?«

»Das sind alle.« Sie warf ihm eine Tüte Brezeln zu. Er fing sie mit einer Hand. »Pack die aus. Und sieh zu, dass ein paar für die Gäste übrig bleiben.«

Ein sichtlich erleichterter Wes fing an, die Schälchen aufzufüllen.

Der Junge hatte befürchtet, Dance könne Brian Gunderson eingeladen haben.

Den Brian, der ihr das Buch geschenkt hatte, das unübersehbar auf dem Couchtisch lag. Den Brian, dessen Anruf Maryellen Kresbach ihr in der CBI-Zentrale so pflichtgetreu gemeldet hatte.

Brian hat angerufen...

Der vierzigjährige Investmentbanker war ein Blind Date gewesen, arrangiert von Maryellen, die ebenso leidenschaftlich und talentiert andere Leute verkuppelte, wie

sie backte, Kaffee kochte und das Berufsleben von CBI-Agenten organisierte.

Brian war smart und locker und zudem witzig; bei ihrer ersten Verabredung hatte er sich angehört, was Kathryn ihm über die Kinesik erzählte, und sich dann prompt auf die eigenen Hände gesetzt. »Damit du meine Absichten nicht erkennst.« Das Abendessen war ein langes und angenehmes gewesen. Geschieden, keine Kinder (obwohl er welche wollte) - Brian war beruflich stark eingebunden, ebenso wie Dance. Deshalb war es zwischen ihnen beiden zwangsläufig nur langsam vorangegangen. Was Dance durchaus gelegen kam. Sie war lange verheiratet gewesen und erst kürzlich verwitwet, also hatte sie es nicht eilig.

Nach einem Monat mit diversen Abendessen, Kaffeestunden und Kinobesuchen hatten sie und Brian eine lange Wanderung unternommen und sich schließlich am Strand des Asilomar wiedergefunden. Ein goldener Sonnenuntergang, eine Schar Seeotter, die in der Nähe des Wassers spielten... wie sollte man da einem oder zwei Küssten widerstehen? Sie hatten nicht widerstanden. Kathryn erinnerte sich, dass es ihr gefallen hatte. Und dass sie sich deswegen schuldig vorgekommen war. Aber die angenehmen Gefühle hatten überwogen.

Auf diesen Teil des Lebens kann man zwar eine Weile verzichten, aber nicht für immer.

Dance hatte für sich und Brian keine speziellen Zukunftspläne geschmiedet, sondern alles einfach auf sich zukommen lassen, ohne bestimmte Erwartungen.

Doch dann hatte Wes sich eingemischt. Er war nie direkt frech oder feindselig geworden, hatte aber auf ein Dutzend verschiedene Arten, die eine Mutter genau begriff, zu verstehen gegeben, dass Brian ihm überhaupt nicht gefiel. Dance war nicht mehr wegen des Trauerfalls in Behandlung, ging aber immer noch gelegentlich zu einer Therapeutin. Die Frau hatte ihr geraten, auf

welche Weise man einen möglichen neuen Partner den Kindern vorstellen sollte, und Dance hatte sich genau daran gehalten. Aber Wes hatte sie ausmanövriert. Immer wenn die Sprache auf Brian gekommen oder Kathryn von einem Treffen mit ihm heimgekehrt war, hatte er mürrisch oder passiv-aggressiv reagiert.

Das war ihm am Vorabend durch den Kopf gegangen, als er Der Herr der Ringe gelesen hatte.

Und mit seiner heutigen Frage nach den Gästen der Party hatte der Junge eigentlich wissen wollen: Kommt Brian auch?

Und damit gleichzeitig: Habt ihr auch wirklich Schluss gemacht?

Ja, haben wir.

Wenngleich Dance sich fragte, ob Brian das womöglich anders sah. Immerhin hatte er seit der Trennung nun schon mehrmals angerufen.

Die Therapeutin hatte gesagt, Wes' Verhalten sei normal, und Dance könne es in den Griff bekommen, sofern sie geduldig und konsequent bliebe. Am wichtigsten aber sei es, nicht zuzulassen, dass er sie kontrollierte. Doch letztendlich kam sie zu der Überzeugung, dass sie nicht geduldig und konsequent genug war. Also hatte sie vor zwei Wochen mit Brian Schluss gemacht. Sie war taktvoll geblieben und hatte ihm erklärt, es sei nach dem Tod ihres Mannes einfach noch zu früh; sie sei noch nicht bereit. Brian war zunächst ziemlich verletzt gewesen, hatte sich aber wieder gefangen, ohne böse Worte. Und sie hatten sich eine Hintertür offen gelassen.

Lass uns eine Weile abwarten...

In Wahrheit war die Trennung eine Erleichterung; Eltern müssen sich entscheiden, welche Kämpfe sie ausfechten wollen, und eine mögliche neue Beziehung war ihr die Anstrengung im Augenblick schlicht nicht wert. Dennoch freute sie sich über Brians Anrufe und hatte sich dabei ertappt, dass er ihr fehlte.

Sie trug Wein hinaus auf das Deck und fand ihren Vater bei Maggie vor. Er hielt ein Buch und deutete auf die Abbildung eines Tiefseefisches, der leuchtete.

»He, Mags, der sieht aber lecker aus«, sagte Dance.

»Mom, wie eklig.«

»Herzlichen Glückwunsch, Dad.« Sie umarmte ihn.
»Danke, Liebes.«

Dance ordnete die Servierplatten an und stellte Bier in den Kühlschrank. Dann ging sie in die Küche, nahm ihr Mobiltelefon und ließ sich von TJ und Carraneo auf den letzten Stand bringen. Die Suche nach Pell war weiterhin ergebnislos verlaufen, und auch der vermisste Ford Focus war bislang nirgendwo aufgetaucht. Die Namen oder Pseudonyme Nimue und Alison hatten nichts erbracht, und sie waren auf keine Hotels, Motels oder Pensionen gestoßen, in denen Pell und seine Komplizin ein Zimmer gemietet haben könnten.

Kathryn war versucht, auch Winston Kellogg anzurufen, weil sie annahm, er sei vielleicht zu schüchtern, aber dann ließ sie es doch bleiben. Er wusste Bescheid; er würde entweder herkommen oder nicht.

Dance half ihrer Mutter beim Auftragen weiterer Speisen. Als sie auf das Deck zurückkehrte, konnte sie dort Tom und Sarah Barber begrüßen, ihre Nachbarn, die nicht nur Wein und ein Geburtstagsgeschenk mitgebracht hatten, sondern auch ihren umgänglichen Mischlingshund Fawlyt.

»Mom, bitte!«, rief Maggie. Es war klar, was sie wollte.

»Okay, okay, lass sie aus ihrem Gefängnis.«

Maggie befreite Patsy und Dylan aus dem Schlafzimmer. Die drei Hunde liefen hinaus in den Garten und fingen sofort an, miteinander zu spielen und die neuen Gerüche aufzunehmen.

Kurz darauf traf ein weiteres Paar auf dem Deck ein. Der Mittvierziger Steven Cahill hätte als Fotomodell für Birkenstock arbeiten können, komplett mit Kordhose

und graumeliertem Pferdeschwanz. Seine Frau, Martine Christensen, strafte ihren skandinavisch klingenden Nachnamen Lügen; sie war temperamentvoll, dunkelhäutig und sinnlich. Man hätte vermuten können, in ihren Adern fließe spanisches oder mexikanisches Blut, aber ihre Vorfahren hatten schon lange vor den ersten Siedlern in Kalifornien gelebt. Sie war zum Teil eine Ohlone-Indianerin -die Ohlone waren eine lose Gemeinschaft kleiner Stämme, die als Jäger und Sammler das Gebiet von Big Sur bis zur San Francisco Bay bewohnt hatten. Jahrhunderte-, wahrscheinlich sogar jahrtausendelang hatte es in diesem Teil des Staates außer den Ohlone keine anderen Menschen gegeben.

Dance hatte Martine vor einigen Jahren in Monterey anlässlich eines Konzerts in einem College kennengelernt, einem Nachfolger des berühmten Monterey Folk Festivals, bei dem Bob Dylan 1965 seinen ersten Auftritt an der Westküste gehabt hatte und das einige Jahre später zu dem sogar noch berühmteren Monterey Pop Festival wurde, das Jimi Hendrix und Janis Joplin Weltruhm verschaffte.

Das Konzert, bei dem Dance und Martine sich getroffen hatten, war weniger epochal als seine Vorgänger, erwies sich in persönlicher Hinsicht aber als weitaus bedeutender. Die Frauen kamen sofort glänzend miteinander aus und blieben noch lange nach dem letzten Auftritt dort, um über Musik zu reden. Schon bald waren sie beste Freundinnen. Es war Martine, die Dance nach Bills Tod mehrmals praktisch die Tür eingetreten hatte, um ihre Freundin davor zu bewahren, sich einfach aufzugeben und von nun an ein einsames Leben als Witwe zu führen. Während manche Leute Kathryn gemieden und andere (darunter ihre Mutter) sie mit Anteilnahme und Hilfsangeboten förmlich überschüttet hatten, war Martine entschlossen, die Trauer mehr oder weniger zu ignorieren. Sie plapperte drauflos, machte

Witze, fing Diskussionen an und schmiedete Pläne. Und bei aller Zurückhaltung musste Dance irgendwann erkennen, dass es, verdammt noch mal, funktioniert hatte. Martine war womöglich der wichtigste Faktor dafür gewesen, dass Kathryn ihr Leben wieder in den Griff bekommen hatte.

Steves und Martines Zwillingssöhne, ein Jahr jünger als Maggie, folgten den beiden die Treppe herauf. Einer trug den Gitarrenkoffer seiner Mutter, der andere ein Geschenk für Stuart. Nach der Begrüßung nahm Maggie die Jungen in den Garten mit, wo Wes seinen Gameboy herumgehen ließ.

Die Erwachsenen zog es zu einem wackligen, von Kerzen beschienenen Tisch.

Dance sah, dass Wes so glücklich schien wie schon lange nicht mehr. Er war ein geborener Organisator und bereitete nun ein Spiel für die Kleineren vor.

Sie dachte erneut an Brian, dann beließ sie es dabei.

»Der Ausbruch. Hast du...?« Martines melodiöse Stimme erstarb, sobald sie sah, dass Dance wusste, was sie meinte.

»Ja. Ich leite die Fahndung.«

»Also kriegst du alles als Erste ab«, stellte ihre Freundin fest.

»Voll in die Schnauze. Falls ich vor dem Kuchen plötzlich wegmuss, dann deswegen.«

»Schon komisch«, sagte Tom Barber, ein Journalist und freier Schriftsteller. »Wir denken die ganze Zeit über Terroristen nach. Die sind die neuen Lieblingsschurken. Und plötzlich schleicht sich jemand wie Pell an dich heran. Man vergisst oft, dass es Leute wie er sind, die für die meisten von uns vermutlich die größte Bedrohung darstellen.«

»Die Menschen bleiben zu Hause«, fügte Barbers Frau hinzu. »Auf der ganzen Halbinsel. Sie haben Angst.«

»Ich bin nur aus einem einzigen Grund hergekommen«, sagte Steven Cahill. »Ich wusste, hier würden Leute mit Knarren sein.«

Dance lachte.

Auch Michael und Anne O'Neil kamen mit ihren beiden Kindern, Amanda und Tyler, neun und zehn Jahre alt. Maggie stieg abermals die Stufen empor. Dann nahm sie die neuen Kinder in den Garten mit, nachdem sie sich Limonade und Chips gegriffen hatten.

Dance wies auf Wein und Bier hin und wollte dann in der Küche helfen, aber ihre Mutter sagte: »Du hast noch einen Gast.« Sie zeigte dabei auf die Vordertür, wo Winston Kellogg wartete.

»Ich komme mit leeren Händen«, gestand er.

»Wir haben mehr, als wir je essen können. Falls Sie möchten, können Sie sich nachher etwas mitnehmen. Übrigens, sind Sie gegen etwas allergisch?«

»Gegen Pollen, ja. Aber nicht gegen Hunde.«

Kellogg hatte sich ein weiteres Mal umgezogen. Das Sakko war dasselbe, aber er trug ein Polohemd und Jeans, Bootsschuhe und gelbe Socken.

Er bemerkte Kathryns Blick. »Ich weiß. Für einen Bundesagenten sehe ich überraschend nach typischem Familievater aus.«

Sie führte ihn in die Küche und stellte ihn Edie vor. Dann gingen sie hinaus auf das Deck, wo er zahlreiche weitere Hände schütteln musste. Dance äußerte sich nicht näher zu seiner Person, und Kellogg sagte lediglich, er sei aus Washington hergekommen, um »mit Kathryn an einer Reihe von Projekten zu arbeiten«.

Danach nahm sie ihn mit hinunter in den Garten und machte ihn mit den Kindern bekannt. Dance ertappte Wes und Tyler dabei, wie sie ihn forschend ansahen, zweifellos um nach seiner Waffe Ausschau zu halten, und sich etwas zuflüsterten.

O'Neil gesellte sich hinzu.

Wes winkte ihm begeistert zu und kehrte nach einem weiteren Blick auf Kellogg zu ihrem Spiel zurück, das er offenbar aus dem Stegreif improvisierte. Er schilderte die Regeln. Es schien um das Weltall und unsichtbare Drachen zu gehen. Die Hunde waren Aliens. Die Zwillinge stellten irgendwelche Adlige dar, und ein Kiefernzapfen war entweder eine Zauberkugel oder eine Handgranate, vielleicht auch beides.

»Haben Sie Michael schon von Nagle erzählt?«, fragte Kellogg.

Sie fasste für den Detective zusammen, was sie über Pells Vorgeschichte erfahren hatten, und fügte hinzu, dass der Autor in Erfahrung bringen würde, ob Theresa Croyton bereit wäre, mit ihnen zu reden.

»Demnach glaubst du, dass Pell wegen der Croyton-Morde hiergeblieben ist?«

»Ich weiß es nicht«, sagte sie. »Aber ich brauche jede Information, die ich kriegen kann.«

Der Detective lächelte. »Nichts unversucht lassen«, sagte er zu Kellogg. »Das ist typisch für Kathryn's Arbeit.«

»Und gelernt habe ich das alles von ihm«, sagte Dance lachend.

»Ach, übrigens, mir ist etwas eingefallen«, sagte O'Neil dann.

»Bei einem von Pells Telefonaten in Capitola ging es um Geld, wisst ihr noch?«

»Neuntausendzweihundert Dollar«, sagte Kellogg.

Dance war von seinem guten Gedächtnis beeindruckt.

»Also, Folgendes: Wir wissen, dass der Thunderbird in Los Angeles gestohlen wurde. Daher scheint es nur logisch, dass Pells Freundin von dort stammt. Wie wär's, wenn wir mit den Banken in L. A. County Kontakt aufnehmen, um herauszufinden, ob eine Kundin diesen Betrag in den letzten ein oder zwei Monaten abgehoben hat?«

Dance gefiel der Vorschlag, obwohl er eine Menge Arbeit bedeuten würde.

»Das müsste von Ihrer Seite kommen«, wandte O'Neil sich an Kellogg. »Finanzministerium, Steuerfahndung oder Heimatschutz, würde ich sagen.«

»Die Idee ist gut, aber lassen Sie mich mal laut nachdenken. Es könnte sein, dass wir damit an unsere Grenzen stoßen.« Er teilte also Dances Sorge. »Immerhin reden wir hier über Millionen von Kunden. Ich weiß, dass die Dienststelle in Los Angeles es nicht allein bewältigen könnte, und die Homeland Security würde uns auslachen. Und falls die Frau schlau war, hat sie über einen gewissen Zeitraum mehrere kleinere Abhebungen getätigt. Oder Schecks von dritter Seite eingelöst und das Geld eingesteckt.«

»Sicher. Kann gut sein. Aber es wäre großartig, die Identität seiner Freundin zu kennen. Sie wissen doch, ein zweiter Verdächtiger ...« - »...erhöht die Aussicht auf Entdeckung und Festnahme exponentiell«, vervollständigte Kellogg das Zitat aus einem alten Lehrbuch der Strafverfolgung. Dance und O'Neil nahmen oft darauf Bezug.

Kellogg sah O'Neil lächelnd in die Augen. »Wir Bundesbehörden haben längst nicht die Ressourcen, die man uns gemeinhin zuschreibt. Ich bin sicher, wir könnten nicht genug Leute aufstreiben, um all die Anrufe zu erledigen. Es wäre eine gewaltige Aufgabe.«

»Ich weiß nicht recht. Man sollte meinen, es müsste ziemlich einfach sein, Datenbanken abzufragen, zumindest bei den großen Bankgesellschaften.« Michael O'Neil konnte ganz schön hartnäckig sein.

»Würden wir einen Gerichtsbeschluss benötigen?«, fragte Dance.

»Um den konkreten Namen zu erfahren, vermutlich ja«, sagte O'Neil. »Aber eine hilfsbereite Bank könnte die Zahlen durchgehen und uns mitteilen, ob es überhaupt

einen Treffer gibt. Den Beschluss zur Herausgabe des Namens und der Adresse hätten wir dann binnen einer halben Stunde.«

Kellogg trank einen Schluck Wein. »Es gibt leider noch ein Problem. Ich fürchte, falls wir meinen Vorgesetzten oder der Heimatschutzbehörde mit diesem eher dürftigen Vorschlag kommen, verlieren wir vielleicht den Rückhalt, den wir später für etwas Stichhaltigeres gut gebrauchen könnten.«

»Weil wir blinden Alarm geschlagen haben.« O'Neil nickte. »Ich schätze, man muss auf diesem Level etwas taktischer vorgehen als hier bei uns.«

»Aber lassen Sie uns darüber nachdenken. Ich werde ein wenig herumtelefonieren.«

O'Neil sah an Dances Schulter vorbei. »He, herzlichen Glückwunsch, junger Mann.«

Stuart Dance, der einen Anstecker mit der Aufschrift »Geburtstagskind« trug, den Maggie und Wes ihm gebastelt hatten, schüttelte Hände, schenkte O'Neil und Dance Wein nach und sagte zu Kellogg: »Sie reden über die Arbeit. Das ist nicht gestattet. Ich entführe Sie jetzt von diesen Kindern. Kommen Sie, spielen Sie mit den Erwachsenen.«

Kellogg lachte leise auf und folgte dem Mann zu dem von Kerzen erhellten Tisch, an dem Martine ihre abgenutzte Gibson-Gitarre aus dem Koffer genommen hatte und nun ein Lied zum Mitsingen intonieren wollte. Dance und O'Neil blieben allein zurück. Sie sah, dass Wes zu ihnen herüberschaute. Offenbar hatte er die Erwachsenen beobachtet. Er wandte sich ab und widmete sich wieder der Star-Wars-Improvisation.

»Er scheint gut zu sein«, sagte O'Neil und nickte in Kelloggs Richtung. »Winston? Ja.«

O'Neil nahm es ihm nicht übel, dass der FBI-Agent seinen Vorschlag abgelehnt hatte. Er war wirklich alles andere als zartbesaitet.

»Hat er kürzlich was abgekriegt?« O'Neil fasste sich an den Hals.

»Woher weißt du das?« Der Verband war heute Abend nicht zu sehen.

»Er hat die Stelle berührt, wie man eine Wunde berühren würde.« Sie lachte.

»Eine gute kinesische Analyse. Ja, es ist gerade erst passiert. Er war in Chicago. Der Verdächtige hat zuerst geschossen, schätze ich, und Win hat ihn unschädlich gemacht. Genaueres weiß ich auch nicht.«

Sie verstummtten und blickten hinaus in den Garten, zu den Kindern, den Hunden und den Lichtern, die in der zunehmenden Abenddämmerung immer heller leuchteten. »Wir werden ihn erwischen.«

»Werden wir das?«, fragte sie.

»Ja. Er wird einen Fehler machen. Das machen sie immer.«

»Ich weiß nicht. Er ist anders. Spürst du das nicht auch?«

»Nein. Er ist nicht anders. Er ist bloß mehr.« Michael O'Neil -der belesenste Mensch, den sie kannte - hatte überraschend simple Ansichten über das Leben. Er glaubte nicht an Gut oder Böse, ganz zu schweigen von Gott oder dem Teufel. Das waren für ihn alles nur Abstraktionen, die von der Arbeit ablenkten, nämlich Leute einzufangen, die gegen die Regeln verstoßen hatten, mit denen die Gesellschaft das Wohl und die Sicherheit des Einzelnen schützte.

Keine Guten, keine Bösen. Lediglich zerstörerische Kräfte, die aufgehalten werden mussten.

Für Michael O'Neil war Daniel Pell ein Tsunami, ein Erdbeben, ein Tornado.

Er sah den Kindern beim Spielen zu. »Dieser Bursche, mit dem du dich manchmal getroffen hast...«, sagte er dann. »Ist es vorbei?«

Brian hat angerufen...

»Das ist dir also aufgefallen, ja? Hereingelegt von meiner eigenen Assistentin.«

»Tut mir leid. Ehrlich.«

»Du weißt doch, wie das ist«, sagte Dance und registrierte, dass sie damit einen dieser Sätze gesagt hatte, die das bedeutungslose Füllwerk einer Unterhaltung darstellten.

»Na klar.«

Dance hob den Kopf, um zu sehen, ob ihre Mutter schon das Abendessen auftrug, und merkte, dass O'Neils Frau sie beide ansah. Anne lächelte.

Dance lächelte zurück. »Komm«, sagte sie zu O'Neil. »Lass uns zu den anderen gehen.«

»Muss ich etwa singen?«

»Bloß nicht«, antwortete sie hastig. Er hatte eine wundervolle tiefe Sprechstimme mit natürlichem Vibrato, konnte beim Singen aber nicht mal unter Androhung von Folter auch nur einen Ton halten.

Nach einer halben Stunde Musik, Plauderei und Gelächter servierten Edie Dance, ihre Tochter und ihre Enkelin in Worcestersoße marinierter Steaks mit Salat, Spargel und gratinierten Kartoffeln. Dance setzte sich neben Winston Kellogg, der sich inmitten all der Fremden sehr gut behauptete. Er erzählte sogar ein paar Witze, auf eine trockene Art, die Kathryn an ihren verstorbenen Mann erinnerte. Bill hatte mit Kellogg nicht nur den Beruf gemeinsam gehabt, sondern auch die unbeschwerde Natur - zumindest sobald der Dienstausweis weggesteckt war.

Die Gesprächsthemen bewegten sich von Musik zu Anne O'Neils Kritik an der Kunstszen von San Francisco und weiter zur Politik im Mittleren Osten, in Washington und Sacramento sowie zu der viel wichtigeren Geschichte eines in Gefangenschaft geborenen Seeotterbabys, das zwei Tage zuvor im Aquarium das Licht der Welt erblickt hatte.

Es war ein schöner Abend: Freunde, Lachen, Essen, Wein, Musik.

Doch Kathryn Dance konnte ihn nicht so ganz genießen, denn für sie zog sich ein Gedanke quer durch das ansonsten fröhliche Beisammensein, allgegenwärtig wie die vibrierende Basssaite von Martines alter Gitarre: Daniel Pell war weiterhin auf freiem Fuß.

... Mittwoch

. Siebenundzwanzig

Kathryn Dance saß in einem der kleinen Häuser des Point Lobos Inn - es war ihr erster Aufenthalt in dieser Nobelherberge. Man hatte die luxuriöse Wohnanlage an einer stillen Straße abseits des Highway 1 errichtet, südlich von Carmel, am Rand des zerklüfteten und wunderschönen Naturschutzgebietes, nach dem das Hotel benannt war. Die im Tudorstil gehaltenen Bauten waren sehr abgelegen - eine lange Zufahrt trennte sie von der Straße -, und der Deputy des Monterey County Sheriffs Office, der in seinem Wagen vor dem Haus saß, hatte uneingeschränkte Sicht auf jeden, der sich nähern würde, was der Grund war, aus dem Dance sich ausgegerechnet für dieses Gebäude entschieden hatte.

Kathryn rief O'Neil an. Im Augenblick ging er einer Vermisstenmeldung aus Monterey nach. Dann sprach sie mit TJ und Carraneo. TJ hatte nichts zu berichten, und der Neuling sagte, es sei ihm immer noch nicht gelungen, ein billiges Motel oder eine Pension zu finden, in denen Pell abgestiegen sein könnte. »Ich habe es bis oben nach Gilroy versucht und...«

»Billige Hotels?«

Eine Pause. »Ja, stimmt, Agent Dance. Um die teuren Adressen hab ich mich gar nicht erst gekümmert. Ein

Ausbrecher hätte doch kaum genug Geld, um sie sich leisten zu können.«

Dance musste an Pells geheimes Telefonat in Capitola denken, an die neuntausendzweihundert Dollar. »Womöglich glaubt Pell, dass Sie genau das denken würden. Was bedeutet...« Sie überließ es Carraneo, die Schlussfolgerung zu ziehen.

»... dass es schlauer wäre, sich eine teure Unterkunft zu suchen. Hm. Okay. Ich gehe der Sache nach. Moment. Wo sind Sie gerade, Agent Dance? Glauben Sie, er könnte vielleicht...?«

»Die Leute hier habe ich bereits alle überprüft«, beruhigte sie ihn. Sie unterbrach die Verbindung, sah mal wieder auf die Uhr und fragte sich: Wird diese hirnrissige Idee sich tatsächlich irgendwie auszahlen?

Fünf Minuten später klopfte es an der Tür. Dance öffnete und sah den stämmigen CBI-Agenten Albert Stemple vor sich, der neben einer knapp dreißigjährigen Frau aufragte. Die untersetzte Linda Whitfield hatte ein hübsches, völlig ungeschminktes Gesicht und kurzes rotes Haar. Ihre Kleidung war ein wenig schäbig: eine schwarze Stretchhose mit glänzenden Knien und ein ausgefranster roter Pullover, dessen V-Ausschnitt ein zinnernes Kreuz umrahmte. Dance nahm keine Spur von Parfüm wahr, und Lindas Fingernägel waren kurz und nicht lackiert.

Die Frauen gaben sich die Hand. Lindas Händedruck war fest.

Stemple zog eine Augenbraue hoch, was hieß: Gibt es sonst noch etwas?

Dance dankte ihm. Der große Mann stellte Lindas Koffer ab und zog sich zurück. Dance verriegelte die Tür, und die Frau betrat das Wohnzimmer des kleinen Hauses, das zwei separate Schlafräume besaß. Sie musterte die elegante Umgebung, als habe sie bislang nur in Jugendherbergen genächtigt. »Meine Güte.«

»Ich habe Kaffee aufgesetzt.« Dance wies auf die kleine Küche.

»Lieber Tee, falls welcher da ist.«

Dance schenkte ihr eine Tasse ein. »Ich hoffe, Sie werden nicht lange bleiben müssen. Wenn es geht, nicht mal über Nacht.« »Gibt es etwas Neues über Daniel?« »Nein, leider nicht.«

Linda sah zu den Schlafzimmern, als würde die Auswahl eines der Räume sie verpflichten, länger als gewünscht zu bleiben. Ihre heitere Gelassenheit geriet kurz ins Wanken, behielt aber die Oberhand. Sie suchte sich eines der Zimmer aus, brachte ihren Koffer hinein und kehrte gleich darauf zurück. Dann nahm sie die Tasse Tee entgegen, goss etwas Milch hinzu und setzte sich.

»Ich habe seit Jahren nicht mehr in einem Flugzeug gesessen«, sagte sie. »Und dieser Jet... der war erstaunlich. So klein, aber man wurde fest in den Sitz gepresst, als wir abhoben. Eine FBI-Agentin ist mitgeflogen. Sie war sehr nett.«

Sie saßen auf bequemen Sofas, und zwischen ihnen stand ein großer Couchtisch. Linda sah sich noch einmal im Raum um. »Mann, das ist aber wirklich schön hier.«

Allerdings. Dance fragte sich, was die FBI-Buchhalter sagen würden, wenn sie die Rechnung zu Gesicht bekamen. Das Häuschen kostete fast sechshundert Dollar pro Nacht.

»Rebecca ist unterwegs. Aber Sie und ich können ja schon mal anfangen.«

»Und Samantha?«

»Die möchte nicht kommen.«

»Demnach haben Sie mit ihr gesprochen?«

»Ich bin zu ihr gefahren.«

»Wo ist sie?... Nein, warten Sie, das dürfen Sie mir ja gar nicht erzählen.« Dance lächelte.

»Ich habe gehört, sie hatte eine kosmetische Operation und hat ihren Namen und alles geändert.« »Ja, das stimmt..«

»Am Flughafen habe ich mir eine Zeitung gekauft, um einen besseren Eindruck zu bekommen.«

Dance fragte sich, warum ihr Bruder wohl keinen Fernseher im Haus hatte. Aus moralischen oder kulturellen Gründen? Oder aus finanziellen? Ein kabeltauglicher Apparat kostete heutzutage nur noch wenige hundert Dollar. Doch Dance sah auch, dass die Absätze von Lindas Schuhen fast vollständig abgenutzt waren.

»Darin stand, dass er ohne jeden Zweifel diese Aufseher ermordet hat.« Sie stellte die Tasse ab. »Das hat mich überrascht. Daniel war nicht gewalttätig, es sei denn, er musste sich verteidigen.«

Von Pells Standpunkt aus war vermutlich genau das der Grund, aus dem er die Wärter umgebracht hatte. »Aber jemand anderen hat er am Leben gelassen«, fuhr Linda fort. »Diesen Fahrer.«

Nur weil es seinen Interessen gedient hatte.

Dance erkundigte sich nach dem Mord an dem Bezirksangestellten in Redding.

»Charles Pickering?« Grübelnd ließ die Frau den Blick über die Küchengeräte schweifen. »Ich habe nie gehört, dass Daniel ihn erwähnt hat. Aber da die Polizei ihn freigelassen hat, kann er es doch nicht gewesen sein, oder?«

Interessante Logik. »Wie haben Sie Pell kennengelernt?«

»Das war vor ungefähr zehn Jahren. Im Golden Gate Park in San Francisco. Ich war von zu Hause weggelaufen und habe dort geschlafen. Daniel, Samantha und Jimmy haben in Seaside gewohnt, zusammen mit einigen anderen Leuten, aber sie sind ständig die Küste hinauf- und hinuntergezogen, wie Zigeuner, und haben Sachen verkauft, die sie billig besorgt oder selbst her-

gestellt hatten. Sam und Jimmy waren ziemlich talentiert; sie haben Bilderrahmen gebastelt, CD-Ständer oder Krawattenhalter. So'n Zeug halt.

Jedenfalls, ich war an dem Wochenende abgehauen - was keine große Sache war, ich hab das andauernd gemacht -, und Daniel sah mich in der Nähe des japanischen Gartens. Er setzte sich, und wir sind ins Gespräch gekommen. Daniel hat diese Gabe. Er hört dir zu. Man kommt sich dann vor, als ob man der Mittelpunkt des Universums wäre. Wissen Sie, das ist echt verführerisch.«

»Und Sie sind nie mehr nach Hause zurückgekehrt?«

»Doch, bin ich. Ich wollte immer weglaufen und nie umkehren. Mein Bruder hat das gemacht. Er ist mit achtzehn weggegangen und hat nicht mehr zurückgeblickt. Aber ich war nicht mutig genug. Meine Eltern - wir haben in San Mateo gewohnt - waren äußerst streng. Wie diese Ausbilder beim Militär. Mein Vater war der Chef der Santa Clara Bank and Trust.«

»Moment, der Whitfield?«

»Ja. Der Multimillionär. Der einen beträchtlichen Teil des Silicon Valley finanziert und den Zusammenbruch überlebt hat. Der in die Politik wollte - bis seine Tochter für so großes Medieninteresse gesorgt hat.« Ein gequältes Lächeln. »Haben Sie schon mal jemanden getroffen, der von seinen Eltern verstoßen wurde? Jetzt ja... Wie dem auch sei, als ich aufwuchs, waren sie sehr autoritär und haben mir bis in die kleinste Kleinigkeit Vorschriften gemacht. Wie mein Zimmer auszusehen und was ich anzuziehen hatte, welche Schulfächer ich belegen durfte und wie meine Zensuren ausfallen mussten. Bis ich vierzehn war, wurde ich regelmäßig übers Knie gelegt, und ich glaube, mein Vater hat nur damit aufgehört, weil meine Mutter zu ihm sagte, bei einem Mädchen meines Alters könnte das die Leute auf komische Gedanken bringen... Die beiden haben behauptet, es ge-

schehe ja alles nur aus Liebe zu mir und so weiter. Aber sie waren bloß Kontrollfreaks. Sie wollten mich in eine kleine Puppe verwandeln, die sie kostümieren und mit der sie spielen konnten.

Ich ging also nach Hause zurück, musste aber die ganze Zeit an Daniel denken. Wir hatten uns nur, keine Ahnung, ein paar Stunden unterhalten. Aber es war herrlich. Er hat mich wie einen vollwertigen Menschen behandelt. Er riet mir, ich solle meinem Urteilsvermögen vertrauen. Dass ich klug sei und hübsch.« Sie verzog das Gesicht. »Oh, ich war das nicht wirklich - keines von beidem. Aber als er es gesagt hat, habe ich ihm geglaubt.

Eines Morgens kam meine Mutter zu mir ins Zimmer und sagte, ich solle aufstehen und mich fertig machen. Wir würden meine Tante oder so besuchen. Und ich sollte einen Rock tragen. Ich wollte aber eine Jeans anziehen. Es war kein förmlicher Anlass - wir wollten nur gemeinsam zu Mittag essen. Aber sie hat mächtig viel Wirbel deswegen gemacht und mich angeschrien. >Ihre Tochter würde auf keinen Fall ...< Sie verstehen, was ich meine. Nun ja, ich habe meinen Rucksack genommen und bin einfach weggegangen. Ich hatte Angst, ich würde Daniel nicht wiederfinden, aber mir fiel ein, dass er erzählt hatte, er würde in der darauf folgenden Woche in Santa Cruz sein, auf einem Flohmarkt an der Promenade.«

Dort am Strand gab es einen berühmten Vergnügungspark, bei dem rund um die Uhr zahlreiche junge Leute anzutreffen waren. Dance überlegte sich, dass der Ort ein gutes Jagdrevier abgeben würde, falls Daniel Pell auf Opfer aus war.

»Daher bin ich den Highway 1 hinuntergetrampt, und da war er. Er schien erfreut zu sein, mich zu sehen. Was bei meinen Eltern nie der Fall gewesen ist, glaube ich.« Sie lachte. »Ich hab ihn gefragt, ob er eine Bleibe für

mich wüsste. Es war ein Wink mit dem Zaunpfahl, und ich war ganz schön nervös. Aber er sagte: >Na klar. Du bleibst bei uns.<<

»In Seaside?«

»Ja. Wir hatten da einen kleinen Bungalow. Es war hübsch.«

»Sie, Samantha, Jimmy und Pell?«

»Richtig.«

Ihre Körpersprache verriet Dance, dass sie die Erinnerungen genoss: die lockeren Schultern, die Fältchen in den Augenwinkeln und die unterstreichenenden Gesten, die den Inhalt der Worte betonen und Rückschlüsse darauf zulassen, wie stark der Sprechende auf das von ihm selbst Gesagte reagiert.

Linda nahm ihre Tasse und trank einen Schluck. »Was auch immer in den Zeitungen gestanden hat, war falsch - der Kult, die Drogenorgien. Es war wirklich angenehm und gemütlich. Ich meine, es gab weder Drogen noch Schnaps, nur manchmal Wein zum Abendessen. Ach, es war schön. Es gefiel mir, bei Leuten zu sein, die mich als die sahen, die ich war, und mich nicht ändern wollten, sondern mich respektiert haben. Ich habe den Haushalt geführt. Ich war gewissermaßen die Mutter, könnte man wohl sagen. Es war so gut, eine Verantwortung zu übernehmen und zur Abwechslung mal nicht dafür angeschrien zu werden, eine eigene Meinung zu haben.«

»Was war mit den Straftaten?«

Linda spannte sich an. »Die gab es auch. Ein paar. Nicht so viele, wie behauptet wird. Einige Ladendiebstähle und so. Und es hat mir nie gefallen. Nie.«

Hierbei gab es ein paar Verleugnungsgesten, aber Dance spürte, dass Linda keine prinzipielle Irreführung versuchte, sondern unter kinesischem Stress stand, weil sie die Schwere der Vergehen herunterspielte. Die Familie hatte wesentlich ernstere Verbrechen begangen als

nur Ladendiebstähle, wusste Dance. Die Anklagen hatten auf Einbruch und schweren Diebstahl gelautet, ebenso auf Handtaschenraub und Taschendiebstahl - die letzten beiden waren Taten gegen Personen und wogen schwerer als reine Eigentumsdelikte.

»Aber uns blieb keine andere Wahl. Um der Familie anzugehören, musste man mitmachen.« »Wie war es, mit Daniel zusammenzuleben?«

»Nicht so schlimm, wie Sie vielleicht glauben. Man musste nur machen, was er wollte.« »Und wenn nicht?«

»Er hat uns nie wehgetan. Nicht körperlich. Meistens... zog er sich zurück.«

Dance erinnerte sich an Kelloggs Profil eines Kultführers.

Er droht damit, sich von ihnen zurückzuziehen, und das ist seine stärkste Waffe.

»Er wandte sich einfach von einem ab. Und man bekam Angst. Man wusste nie, ob dies das Ende bedeuten und man rausgeworfen werden würde. Ein Frau im Kirchenbüro hat mir von diesen Fernsehsendungen erzählt. Big Brother, Survivor?«

Dance nickte.

»Sie hat gesagt, die seien sehr beliebt. Ich glaube, das ist der Grund, weshalb die Leute so verrückt danach sind. Der Gedanke, man könne aus der eigenen Familie verbannt werden, hat etwas ungeheuer Erschreckendes an sich.« Sie zuckte die Achseln und streichelte das Kreuz auf ihrer Brust.

»Sie haben eine längere Haftstrafe erhalten als die anderen. Weil Sie Beweismittel zerstört haben. Was ist da passiert?«

Die Lippen der Frau wurden schmäler. »Das war dummm. Ich bin in Panik geraten. Ich konnte nur noch daran denken, dass Daniel angerufen und gesagt hatte, Jimmy sei tot und in dem Haus sei etwas schiefgelaufen. Wir sollten unsere Sachen packen und uns auf die

Abreise vorbereiten, denn schon bald könne die Polizei hinter ihm her sein. Daniel hatte im Schlafzimmer all diese Bücher und Zeitungsartikel und so über Charles Manson. Ich habe einige davon verbrannt, bevor die Polizei kam. Ich dachte, es würde nicht gut aussehen, falls man wüsste, dass er sich so für Manson interessiert hat.«

Das hatte es tatsächlich nicht, dachte Dance, der einfiel, dass der Staatsanwalt unter anderem mit dem Verweis auf Charles Manson den Prozess gewonnen hatte.

Kathryn stellte Linda noch weitere Fragen, und die Frau erzählte ihr mehr über ihr gegenwärtiges Leben. Sie war im Gefängnis sehr religiös geworden. Nach ihrer Haftentlassung zog sie nach Portland und bekam eine Anstellung bei einer protestantischen Gemeinde, der sie beigetreten war, weil ihr Bruder dort als Diakon arbeitete.

Sie ging in Portland gelegentlich mit einem Mann aus, aber die Kirche war ihr Leben. Außerdem übernahm sie für die Pflegekinder ihres Bruders und ihrer Schwägerin praktisch die Rolle des Kindermädchen. Am liebsten wäre sie selbst Pflegemutter geworden - aufgrund eines medizinischen Problems konnte sie keine eigenen Kinder bekommen -, aber das war angesichts ihrer Vorstrafen sehr schwierig.

»Ich habe kaum materiellen Besitz, aber ich mag mein Leben«, fügte sie abschließend hinzu. »Es ist ein reiches Leben, im guten Sinn des Begriffs.«

Es klopfte an der Tür. Dances Hand legte sich auf die schwere Pistole.

»Hier ist TJ, Boss. Ich hab das geheime Kennwort vergessen.«

Dance öffnete die Tür, und der junge Kollege trat mit einer zweiten Frau ein. Sie war Mitte dreißig, schlank und hochgewachsen und hatte sich einen Lederrucksack lässig über die Schulter geworfen.

Kathryn Dance begrüßte die zweite Angehörige von Pells Familie.

... Achtundzwanzig

Rebecca Sheffield war einige Jahre älter als Linda Whitfield. Sie sah athletisch und sehr attraktiv aus, wenngleich Dance bei sich dachte, dass das kurze, vorzeitig ergraute Haar, der auffällige Schmuck und der Verzicht auf jegliches Make-up sie streng wirken ließen. Sie trug Jeans und ein weißes seidenes T-Shirt unter einer braunen Wildlederjacke.

Rebecca schüttelte Dance fest die Hand, richtete ihre Aufmerksamkeit aber sofort auf Linda, die aufstand und sie mit ruhigem Lächeln ansah.

»Wen haben wir denn da?« Rebecca trat vor und schloss Linda in die Arme.

»Nach all den Jahren«, sagte Linda mit erstickter Stimme. »O Mann, ich glaube, mir kommen die Tränen.« Und sie fing tatsächlich an zu weinen.

Sie lösten sich aus der Umarmung, aber Rebecca hielt die andere Frau weiterhin an beiden Händen. »Es ist schön, dich zu sehen, Linda.«

»Ach, Rebecca... ich habe oft für dich gebetet.«

»Stehst du inzwischen auf so etwas? Damals konntest du ein Kreuz nicht von einem Davidstern unterscheiden. Aber danke für die Gebete. Ich bin mir nicht sicher, ob sie gewirkt haben.«

»Nein, nein, du machst so großartige Dinge. Ehrlich! Im Kirchenbüro gibt es einen Computer. Ich habe deine Internetseite gesehen. Frauen, die sich selbstständig machen. Das ist doch wunderbar. Ich bin sicher, es bewirkt viel Gutes.«

Rebecca schien überrascht zu sein, dass Linda ihren Werdegang verfolgt hatte.

Dance wies sie auf das freie Schlafzimmer hin. Rebecca brachte ihren Rucksack hinein und ging zur Toilette.

»Wenn du mich brauchst, Boss, einfach laut rufen.« TJ ging, und Dance schloss hinter ihm die Tür ab.

Linda nahm ihre Teetasse und spielte damit herum, trank aber nichts. Wie oft die Leute doch in Stresssituationen nach irgendeinem Requisit greifen, dachte Dance. Sie hatte Verdächtige verhört, die Kugelschreiber, Aschenbecher, Plastikfolien und sogar die eigenen Schuhe umklammert hatten, um den Stress zu mildern.

Rebecca kam zurück, und Dance bot ihr einen Kaffee an. »Sehr gern.«

Dance schenkte ihr eine Tasse ein und stellte Milch und Zucker auf den Tisch. »Es gibt hier kein Restaurant, dafür aber Zimmerservice. Bitte bestellen Sie sich, was immer Sie möchten.«

Rebecca trank einen Schluck. »Linda, ich muss sagen, du siehst gut aus.«

Sie wurde rot. »Ach, ich weiß nicht. Ich gefalle mir nicht besonders. Aber du siehst bezaubernd aus. Und schlank! Dein Haar ist klasse.«

Rebecca lachte. »He, es gibt nichts Besseres als ein paar Jahre im Gefängnis, um dich grau werden zu lassen. Du trägst ja gar keinen Ring. Bist du nicht verheiratet?«

»Nein.«

»Ich auch nicht.«

»Du machst Witze. Wolltest du nicht irgendeinen muskulösen italienischen Bildhauer heiraten? Ich war mir sicher, du wärst längst in festen Händen.«

»Es ist nicht einfach, wenn die Männer hören, dass der Exfreund Daniel Pell heißt. Über deinen Vater stand was in der Business Week. Seine Bank will sich anscheinend vergrößern.«

»Wirklich? Ich bekomme davon nichts mehr mit.«

»Ihr redet immer noch nicht miteinander?«

Linda schüttelte den Kopf. »Mein Bruder und er auch nicht. Wir sind zwei arme Kirchenmäuse. Aber es ist besser so, glaub mir. Malst du noch?«

»Manchmal. Nicht professionell.«

»Nein? Ehrlich?« Linda sah mit glänzenden Augen Dance an. »Oh, Rebecca, war so gut! Sie sollten mal ihre Arbeiten sehen. Ich meine, besser geht's gar nicht.«

»Ich zeichne bloß noch zum Vergnügen.«

Die beiden Frauen plauderten einige Minuten. Dance war überrascht, dass sie seit dem Prozess keinen Kontakt mehr gehabt hatten, obwohl beide an der Westküste lebten.

»Kommt Samantha auch zu unserem Kaffeeklatsch?«, wandte Rebecca sich an Dance. »Oder wie auch immer sie heute heißen mag.«

»Nein, nur Sie beide.«

»Sam war immer die Zaghafte.«

»>Maus<, weißt du noch?«, fragte Linda.

»Richtig. So hat Pell sie genannt. >Seine Maus.<«

Sie schenkten sich noch einmal Getränke nach, und Dance machte sich an die Arbeit, indem sie Rebecca die gleichen grundlegenden Fragen stellte wie zuvor Linda.

»Ich war die Letzte, die auf Mr. Pell hereingefallen ist«, sagte die dünne Frau. »Das war nur... wann?« Ein Blick zu Linda, die ergänzte: »Im Januar. Bloß vier Monate vor dem Croyton-Ereignis.«

Ereignis. Nicht Morde.

»Wie haben Sie Pell kennengelernt?«, fragte Dance.

»Ich hab mich damals an der Westküste herumgetrieben und mein Geld damit verdient, auf Straßenfesten und am Strand die Leute zu zeichnen, Sie wissen schon. Eines Tages hatte ich mal wieder meine Staffelei aufgestellt, da kam Pell vorbei. Er wollte ein Porträt von sich.«

Linda lächelte schüchtern. »Wenn ich mich recht entsinne, hast du nicht lange gezeichnet. Ihr beide seid

hinten im Lieferwagen verschwunden und ziemlich lange dringeblichen.«

Rebecca lächelte ebenfalls, aber aus Verlegenheit. »Nun ja, Daniel hatte ein gewisses Etwas, klar... Jedenfalls haben wir auch geredet. Und er hat mich gefragt, ob ich nicht bei ihnen in Seaside wohnen wollte. Zuerst war ich mir nicht sicher - ich meine, wir alle kannten Pells Ruf und die Ladendiebstähle und all das Zeug. Aber dann sagte ich mir einfach, zum Teufel, ich gehöre zur Boheme, bin Rebellin und Künstlerin. Scheiß doch auf meine blütenreine Spießermoral... ich ziehe das jetzt durch. Und das habe ich. Es lief gut. Es waren gute Leute dabei, wie Linda und Sam. Ich musste nicht jeden Tag zur Arbeit und konnte malen, so viel ich wollte. Was gibt es Schöneres im Leben? Wie sich natürlich herausstellte, hatte ich mich außerdem mit Bonnie und Clyde eingelassen, einer Diebesbande. Spießermoral... ich ziehe das jetzt durch. Und das habe ich. Es lief gut. Es waren gute Leute dabei, wie Linda und Sam. Ich musste nicht jeden Tag zur Arbeit und konnte malen, so viel ich wollte. Was gibt es Schöneres im Leben? Wie sich natürlich herausstellte, hatte ich mich außerdem mit Bonnie und Clyde eingelassen, einer Diebesbande.

Dance registrierte, dass Lindas sanfte Miene sich bei diesem Kommentar verfinsterte.

Rebecca erklärte, nach der Entlassung aus dem Gefängnis habe sie sich in der Frauenbewegung engagiert.

»Ich war der Ansicht, meine Unterwürfigkeit gegenüber Pell, der für uns alle der Hahn im Korb war, habe mich in feministischer Hinsicht um einige Jahre zurückgeworfen, und ich wollte die Zeit aufholen.«

Nach einer langen Therapie hatte sie dann schließlich eine Beratungsfirma gegründet, die Frauen beim Start in die Selbstständigkeit half, und war bis heute dabeigeblieben. Sie muss gut verdienen, dachte Dance mit Blick auf den Schmuck, die Kleidung und die italieni-

schen Schuhe, die nach ihrer Schätzung (und von teuren Schuhen hatte sie nun wirklich Ahnung) so viel kosteten wie Kathryns zwei beste Paare zusammen.

Es klopfte erneut an der Tür. Winston Kellogg traf ein. Dance war froh, ihn zu sehen - beruflich und persönlich. Am Vorabend auf dem Deck hatte sie seine Anwesenheit sehr genossen. Für einen viel auf Reisen befindlichen FBI-Agenten war er erstaunlich gesellig gewesen. Dance hatte auf zahlreichen Feiern Kollegen ihres Mannes erlebt und festgestellt, dass die meisten von ihnen still, konzentriert und relativ wortkarg waren. Win Kellogg hingegen hatte gemeinsam mit ihren Eltern als Letzter die Party verlassen.

Nun begrüßte er die beiden Frauen und zeigte ihnen vorsorglich seinen Dienstausweis. Dann goss er sich einen Kaffee ein. Bis jetzt hatte Dance sich nur nach Hintergrundinformationen erkundigt, aber da Kellogg nun hier war, konnte sie zum Kern des Gesprächs vordringen.

»Also gut, die Lage ist folgendermaßen: Pell hält sich vermutlich immer noch in der Gegend auf. Wir wissen nicht, wo oder weshalb. Es ergibt keinen Sinn; die meisten flüchtigen Strafgefangenen entfernen sich so weit wie möglich vom Ort des Ausbruchs.«

Sie schilderte ihnen detailliert den Vorfall im Gerichtsgebäude und die bisherigen Ereignisse. Die Frauen hörten interessiert zu und reagierten mit Erschütterung oder Abscheu auf manche der Einzelheiten.

»Ich möchte Sie zuerst über seine Komplizin befragen.« »Die Frau, von der ich gelesen habe?«, fragte Linda. »Wer ist sie?«

»Das wissen wir nicht. Offenbar eine junge Blondine, ungefähr Mitte zwanzig.«

»Demnach hat er eine neue Freundin«, sagte Rebecca. »Typisch Daniel.«

»Die Art der Beziehung ist uns nicht genau bekannt«, gestand Kellogg. »Anscheinend war die Frau ein Fan von ihm. Wie es aussieht, werfen sich sogar den schlimmsten Straftätern jede Menge Frauen zu Füßen.«

Rebecca lachte und sah Linda an. »Hast du im Knast irgendwelche Liebesbriefe bekommen? Ich nicht.«

Linda lächelte höflich.

»Es könnte sein, dass es sich um keine Fremde handelt«, sagte Dance. »Als es die Familie gab, war die Frau noch sehr jung, aber ich habe mich gefragt, ob Ihnen vielleicht jemand einfällt.«

Linda runzelte die Stirn. »Mitte zwanzig... das heißt, sie war damals ein Teenager. Ich kann mich an kein solches Mädchen erinnern.«

»Als ich der Familie angehört habe, gab es nur uns fünf«, fügte Rebecca hinzu.

Dance machte sich eine Notiz. »Nun würde ich gern darüber reden, wie es zu jener Zeit gewesen ist. Was Pell gesagt und getan hat, wofür er sich interessierte, welche Pläne er hatte. Ich habe die Hoffnung, Sie könnten sich an etwas erinnern, das auf seine gegenwärtigen Pläne schließen lässt.«

»Schritt eins, man definiert das Problem. Schritt zwei, man besorgt sich die Fakten.« Rebeccas Augen waren auf Dance gerichtet.

Linda und Kellogg sahen sie fragend an. Dance wusste natürlich genau, worauf Rebecca anspielte. (Und war dankbar, dass die Frau nicht in der Stimmung zu sein schien, einen Vortrag wie gestern zu halten.)

»Äußern Sie einfach, was Ihnen einfällt. Auch falls die Idee absonderlich klingt, nur raus damit. Wir nehmen, was immer wir kriegen können.«

»Ich bin dabei«, sagte Linda.

»Legen Sie los«, schloss Rebecca sich an.

Dance erkundigte sich nach der Struktur der Familie.

»Wir haben wie in einer Kommune gelebt«, sagte Rebecca. »Was seltsam für mich war, weil ich doch in so kleinbürgerlichen Verhältnissen aufgewachsen bin.«

Ihrer Beschreibung nach zu urteilen, unterschied das Arrangement sich jedoch ein wenig von dem, was ein überzeugter Kommunist erwarten würde. Die Grundregel schien zu lauten: Jeder gab, was Daniel Pell von ihm verlangte, und jeder bekam, was Daniel Pell ihm zubilligte.

Dennoch funktionierte die Familie recht gut, zumindest auf der praktischen Ebene. Linda hatte dafür gesorgt, dass der Haushalt reibungslos lief und die anderen ihren Beitrag leisteten. Sie aßen vernünftig und hielten den Bungalow sauber und in gutem Zustand. Sowohl Samantha als auch Jimmy Newberg waren geschickte Heimwerker. Aus offensichtlichen Gründen - ein Zimmer fungierte als Lager für Diebesgut - wollte Pell nicht, dass der Eigentümer die Malerarbeiten oder Reparaturen übernahm, also musste die Familie völlig autark sein.

»Das war ein Teil von Daniels Lebensphilosophie«, sagte Linda. »>Selbstvertrauen< - der Aufsatz von Ralph Waldo Emerson. Ich habe ihn bestimmt ein Dutzend Mal laut vorgelesen. Daniel hat ihn immer wieder gern gehört.«

Rebecca lächelte. »Erinnerst du dich an die abendlichen Lesungen?«

Linda erklärte, Pell habe sehr viel von Büchern gehalten. »Er war ganz begeistert davon. Ich weiß noch, wie er feierlich den Fernseher aus dem Haus verbannt hat. Fast jeden Abend habe ich dann laut vorgelesen, während die anderen alle im Kreis am Boden saßen. Das war immer schön.«

»Gab es in Seaside Nachbarn oder irgendwelche Freunde, mit denen er engeren Kontakt gepflegt hat?«

»Wir hatten keine Freunde«, sagte Rebecca. »Das war nicht nach Pells Geschmack.«

»Aber manchmal kam jemand vorbei, den er kannte, ist eine Weile geblieben und wieder gegangen. Daniel hat immer neue Leute aufgegabelt.«

»Verlierer wie uns.«

Linda versteifte sich ein wenig. »Ich würde eher sagen, Leute mit einer Pechsträhne«, widersprach sie dann. »Daniel war großzügig. Er hat ihnen zu essen gegeben und bisweilen auch Geld.«

Gib einem Hungrigen zu essen, und er tut, was du willst, dachte Dance und erinnerte sich an Kelloggs Profil eines Kultführers und seiner Gefolgschaft.

Sie schwelgten weiter in Erinnerungen, aber keine der beiden wusste mehr, wer diese Hausgäste gewesen sein könnten.

Dance wechselte das Thema. »Pell hat kürzlich im Internet nach einigen Begriffen gesucht. Womöglich können Sie ja etwas damit anfangen. Einer war >Nimue<. Das könnte ein Name sein. Vielleicht ein Spitzname oder ein Pseudonym.«

»Nein, das habe ich noch nie gehört. Wofür steht es?«

»Das ist eine Figur aus der Sage um König Artus.«

Rebecca sah die jüngere Frau an. »Hast du uns je Geschichten dieser Art vorgelesen?«

Linda verneinte. Und auch an jemanden namens Alison konnte sich keine der beiden entsinnen - das andere Wort, nach dem Pell gesucht hatte.

»Beschreiben Sie mir einen typischen Tag in der Familie.«

Rebecca schien nicht zu wissen, was sie dazu sagen sollte. »Wir sind aufgestanden, haben gefrühstückt... keine Ahnung.«

»Wir waren bloß eine Familie«, sagte Linda achselzuckend. »Wir haben über Dinge geredet, über die Familien nun mal reden. Über das Wetter, über Pläne, über Aus-

flüge, die wir vorhatten. Geldprobleme. Wer welche Arbeiten erledigen würde. Manchmal hab ich nach dem Frühstück in der Küche gestanden, das Geschirr abgewaschen und einfach nur geweint - weil ich so glücklich war. Ich hatte endlich eine richtige Familie.«

Rebecca pflichtete ihr bei, dass ihr Leben sich nicht sonderlich von dem aller anderen unterschieden habe, wenngleich sie eindeutig nicht so sentimental war wie ihre »Schwester«.

Die Diskussion drehte sich mal um dieses, mal um jenes, erbrachte aber nichts Hilfreiches. Bei Befragungen und Verhören gilt die weithin bekannte Regel, dass Abstraktionen sich hinderlich auf das Gedächtnis auswirken und Konkretisierungen es anregen. »Tun Sie mir einen Gefallen«, sagte Dance nun. »Suchen Sie sich einen bestimmten Tag aus, und erzählen Sie mir davon. Einen Tag, an den Sie sich beide erinnern.«

Aber keiner der Frauen fiel ein herausragendes Datum ein.

Bis Dance vorschlug: »Nehmen Sie einen Feiertag; Thanksgiving oder Weihnachten.«

Linda zuckte die Achseln. »Wie wär's mit diesem Ostern?«

»Mein erster Feiertag dort. Mein einziger Feiertag. Klar. Der war lustig.«

Linda sagte, sie habe ein opulentes Abendessen zubereitet, aus Nahrungsmitteln, die Sam, Jimmy und Rebecca »aufgetrieben« hatten. Dance entging die Beschönigung nicht; das Trio hatte die Lebensmittel gestohlen.

»Es gab Truthahn«, sagte Linda. »Ich habe ihn den ganzen Tag im Garten geräuchert. Mann, das war klasse.«

Dance hakte nach. »Da waren Sie also, Sie beide und Samantha - sie war die Ruhige, haben Sie gesagt.«

»Die Maus.«

»Und der junge Mann, der mit Pell bei den Croytons gewesen ist«, sagte Kellogg. »Jimmy Newberg. Erzählen Sie uns von ihm.«

»Ja«, sagte Rebecca. »Der war ein komischer kleiner Kerl. Und ebenfalls ein Ausreißer. Aus Seattle, glaube ich.«

»Gut aussehend. Aber er war nicht ganz dicht.« Linda tippte sich an die Stirn.

Rebecca lachte auf. »Er hatte früher wohl zu viel gekifft.«

»Aber er war ein Genie mit den Händen. Holzarbeiten, Elektronik, alles. Und er hat sich total mit Computern ausgekannt und sogar eigene Programme geschrieben. Wenn er uns davon erzählt hat, haben wir alle nur Bahnhof verstanden. Er wollte irgendeine Internetseite ins Leben rufen - vergessen Sie nicht, das war, bevor jeder eine hatte. Ich glaube, er war eigentlich sehr kreativ. Er hat mir leidgetan. Daniel hat ihn nicht besonders gemocht und oft die Geduld mit ihm verloren. Ich schätze, er wollte ihn rauswerfen.«

»Außerdem war Daniel ein Frauenheld und kam mit Männern in seinem näheren Umfeld nicht gut zurecht.«

Dance lotste sie zurück zu dem Feiertag.

»Es war schönes Wetter«, fuhr Linda fort. »Die Sonne schien. Ein warmer Tag. Bei uns lief Musik. Jimmy hatte eine wirklich gute Anlage zusammengestellt.«

»Haben Sie ein Tischgebet gesprochen?« »Nein.«

»Obwohl Ostern war?«

»Ich habe es vorgeschlagen«, sagte Rebecca. »Aber Pell wollte nicht.«

»Stimmt«, sagte Linda. »Er hat sich darüber aufgereggt.« Sein Vater, vermutete Dance.

»Wir haben im Garten ein paar Spiele gespielt. Frisbee, Badminton. Dann habe ich das Abendessen serviert.«

»Ich hatte einen guten Cabernet geklaut«, sagte Rebecca. »Wir Mädchen und Jimmy haben Wein getrunken -

Pell war Abstinenzler. Oh, ich war ganz schön besoffen.
Sam auch.«

»Und wir haben viel gegessen.« Linda hielt sich den Bauch.

Dance hakte weiter nach. Ihr war bewusst, dass Winston Kellogg sich aus dem Gespräch zurückgezogen hatte. Er mochte ein Kultexperte sein, aber das hier überließ er ihrer Sachkenntnis. Sie wusste es zu schätzen.

»Nach dem Essen haben wir einfach noch zusammen-gesessen und geredet«, sagte Linda. »Sam und ich haben gesungen. Jimmy hat an seinem Computer herumgebastelt. Daniel hat irgendwas gelesen.«

Die Erinnerungen kamen nun in rascherer Folge, wie in einer Kettenreaktion. »Trinken, reden, ein Familien-feiertag.« »Ja.«

»Wissen Sie noch, worüber Sie geredet haben?«

»Ach, über irgendwelches Zeug, Sie wissen schon...« Linda verstummte. »Moment«, sagte sie dann. »Da fällt mir etwas ein, das für Sie interessant sein könnte.« Sie neigte leicht den Kopf. Es war eine Reaktion auf ein Wiedererkennen, doch nach der Richtung von Lindas Blick zu schließen - der zu einer nahen Vase mit künstlichen Amaryllen ging -, hatte der Gedanke noch nicht völlig Gestalt angenommen. Dance sagte nichts: Wenn man jemanden direkt nach einer schwer fassbaren Erinnerung fragt, wird sie da-durch oftmals ausgelöscht.

»Das war nicht an Ostern, sondern bei einem anderen Abend essen«, fuhr die Frau fort. »Aber der Gedanke an Ostern hat mich darauf gebracht. Daniel und ich waren in der Küche. Er hat mir beim Kochen zugeschaut. Und nebenan gab es einen lauten Krach. Die Nachbarn ha-ben sich gestritten. Er sagte, er könne es nicht erwar-ten, aus Seaside wegzukommen. Auf seinen Berggipfel.«

»Berggipfel?«

»Ja.«

»Seinen?«, fragte Kellogg. »Das hat er gesagt.«

»Hat ihm denn irgendein Grundstück gehört?«

»Er nie etwas dergleichen erwähnt. Als er von >seinem Berggipfel sprach, hat er vielleicht gemeint, dass er so etwas eines Tages haben wollte.«

Rebecca wusste nichts darüber.

»Ich kann mich ganz genau erinnern«, sagte Linda. »Er wollte weg von allem. Nur wir, nur die Familie, ohne sonst jemanden in der Nähe. Ich glaube, das war das einzige Mal, dass er davon geredet hat.«

»Aber nicht in Utah. Sie haben beide gesagt, er habe Utah nie erwähnt.«

»Richtig«, bestätigte Rebecca. »Doch warten Sie... wo wir gerade von dieser Sache sprechen... ich weiß nicht, ob es weiterhilft, aber mir fällt auch etwas ein. Es passt zu dem anderen Vorfall. Als wir eines Nachts im Bett gelegen haben, hat er gesagt: >Ich muss es schaffen, einen Hauptgewinn zu erzielen; einen, der genug Geld bringt, dass ich mich vom Rest der Welt absetzen kann.< Das weiß ich noch. Er hat >Hauptgewinn< gesagt.«

»Was hat er damit gemeint? Einen Raubüberfall, um Grundbesitz kaufen zu können?«

»Könnte sein.«

»Linda?«

Sie wusste nichts davon und schien beunruhigt zu sein, dass er nicht alles mit ihr geteilt hatte.

Dance stellte die naheliegende Frage: »Könnte mit dem Hauptgewinn der Einbruch bei den Croytons gemeint gewesen sein?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Rebecca. »Er hat uns nicht erzählt, dass er und Jimmy an jenem Abend dorthin wollten.«

Womöglich hat er ja doch etwas Wertvolles aus dem Haus der Croytons gestohlen, spekulierte Dance. Als die Polizei gekommen ist, hat er es versteckt. Sie dachte an das Auto, mit dem er zu dem Einbruch gefahren war. Hatte man es gründlich durchsucht? Wo war es heute?

Vielleicht zerstört, vielleicht im Besitz einer anderen Person. Sie notierte sich, dass sie versuchen mussten, den Wagen zu finden. Und überprüfen, ob Pell irgendwo Grundbesitz hatte.

Berggipfel... Könnte er danach gesucht haben, als er in Capitola die Internetseite von Visual-Earth angewählt hatte?

Es waren immer noch Fragen offen, aber Dance war mit den bisherigen Fortschritten zufrieden. Sie hatte endlich das Gefühl, ein paar Einblicke in Daniel Pells Verstand erhalten zu haben. Bevor sie mit der Unterredung fortfahren konnte, klingelte ihr Telefon.

»Bitte entschuldigen Sie mich.«

Sie nahm das Gespräch an.

»Kathryn. Ich bin's.«

Sie drückte sich das Telefon fester ans Ohr. »TJ, was ist los?«

Und sie wappnete sich. Die Tatsache, dass er sie nicht »Boss« genannt hatte, bedeutete, dass er eine schlechte Nachricht überbringen würde.

... Neunundzwanzig

Kathryn Dance und Winston Kellogg folgten einer Straße, die mit einer dünnen Schicht aus feuchtem Sand bedeckt war, zu TJ und Michael O'Neil, die vor dem offenen Kofferraum eines Lexus neueren Baujahrs standen.

Bei ihnen war noch ein anderer Mann, einer der Beamten der Coroner's Division, die in Monterey County Teil des MCSO ist. »Hallo, Kathryn«, begrüßte sie der rundliche Deputy mit dem schütteren Haar.

Dance machte ihn mit Kellogg bekannt und sah dann in den Kofferraum. Das Opfer, eine Frau, lag auf der Seite. Ihre Beine waren gebeugt, Hände und Mund mit

Isolierband umwickelt. Nase und Gesicht leuchteten rot. Zahlreiche Blutgefäße waren geplatzt.

»Susan Pemberton«, sagte O'Neil. »Wohnhaft in Monterey. Alleinstehend, neununddreißig.«

»Die vermutliche Todesursache ist Ersticken?«

»Die Kapillaren sind geweitet, die Schleimhäute sehr stark gereizt und angeschwollen«, erklärte der Deputy Coroner. »Sehen Sie diese Rückstände dort? Ich bin sicher, es handelt sich um ein Capsicum-Oleoresin.«

»Er hat ihr Pfefferspray verpasst und ihr dann den Mund zugeklebt?«

Der Beamte nickte.

»Furchtbar«, murmelte O'Neil.

Allein, unter schrecklichen Schmerzen und als Sarg einen schändlichen Kofferraum. Dance verspürte jäh eine gewaltige Wut auf Daniel Pell.

O'Neil erklärte, dass die Vermisstenmeldung, der er nachgegangen war, sich auf Susan bezogen hatte.

»Sind wir sicher, dass es Pell gewesen ist?«

»Er war es«, sagte der Beamte der Coroner's Division. »Die Fingerabdrücke stimmen überein.«

»Ich habe angeordnet, dass bei jedem Mordfall in der Gegend noch vor Ort die Abdrücke überprüft werden«, fügte O'Neil hinzu.

»Gibt es irgendeinen Hinweis auf das Motiv?«

»Eventuell. Sie hat für eine Veranstaltungsagentur gearbeitet. Anscheinend hat er sie gezwungen, das Büro für ihn zu öffnen und ihm zu zeigen, wo die Akten sind. Er hat alle mitgenommen. Die Spurensicherung hat die Geschäftsräume untersucht. Bislang ohne schlüssige Erkenntnisse, abgesehen von seinen Fingerabdrücken.«

»Wie hat er die Frau gefunden?«

»Ihre Chefin sagt, sie habe das Büro gestern Nachmittag gegen siebzehn Uhr verlassen, um sich mit einem potenziellen Kunden zum Kaffee zu treffen.« »Und du glaubst, das war Pell?«

O'Neil zuckte die Achseln. »Keine Ahnung. Die Chefin wusste den Namen des Kunden nicht. Womöglich hat Pell die beiden gesehen und verfolgt.«

»Was ist mit den nächsten Angehörigen?«

»Wie es aussieht, gibt es hier in der Nähe keine«, sagte der Deputy Coroner. »Ihre Eltern leben in Denver. Ich übernehme den Anruf, wenn ich wieder im Büro bin.«

»Todeszeitpunkt? «

»Gestern Abend, ungefähr zwischen neunzehn und einundzwanzig Uhr. Nach der Autopsie weiß ich mehr.«

Pell hatte kaum Spuren hinterlassen, lediglich ein paar schwache Abdrücke im Sand, die zum Strand zu führen schienen und sich in dem blassgrünen Gras verloren, das überall auf den Dünen wuchs. Ansonsten waren weder Reifen- noch Fußspuren sichtbar.

Was stand in den Akten, die er gestohlen hatte? Was sollte die Polizei nicht erfahren?

Kellogg ging ein wenig umher und verschaffte sich einen besseren Eindruck von dem Tatort, vielleicht unter Berücksichtigung seiner besonderen Kenntnisse über die Kultmentalität.

Dance erzählte O'Neil von Rebeccas Einfall, Pell könne auf einen »Hauptgewinn« aus sein, um sich davon unter Umständen irgendwo eine Enklave zu kaufen.

»Laut Linda hat er dafür den Begriff >Berggipfel< benutzt. Und es kann ja sein, dass er seinen Hauptgewinn bereits durch den Einbruch bei den Croytons erzielt hat.« Sie schilderte ihm ihre Idee, Pell könne etwas aus Croytons Besitz in dem Fluchtwagen versteckt haben.

»Ich glaube, deswegen hat er Visual-Earth angeklickt. Um sich den betreffenden Ort anzusehen.«

»Interessante Theorie«, sagte O'Neil. Wenn er und Dance an einem Fall arbeiteten, ließen sie ihren Gedanken oft freien Lauf. Hin und wieder entwarfen sie dabei wirklich bizarre Theorien über die Verbrechen, die sie

untersuchten. Und manchmal erwiesen diese Theorien sich letztlich als zutreffend.

Dance wies TJ an, den Status des Fahrzeugs zu überprüfen, das Pell am Abend der Croyton-Morde benutzt hatte - und ob man eine Bestandsaufnahme des Wageninhalts angefertigt hatte. »Und sieh nach, ob Pell irgendwo in Kalifornien über Grundbesitz verfügt.«

»Mach ich, Boss.«

Dance sah sich um. »Warum hat er den Lexus hier zurückgelassen? Er hätte ihn im Osten in den Wäldern verstecken können, wo er tagelang unentdeckt geblieben wäre. Hier ist der Wagen viel deutlicher zu sehen.«

Michael O'Neil deutete auf einen schmalen Pier, der ins Meer ragte. »Der Thunderbird ist im Eimer. Den gestohlenen Ford Focus hat er inzwischen irgendwo stehen gelassen. Vielleicht ist er mit einem Boot geflohen.«

»Mit einem Boot?«, fragte Dance.

»Seine Fußspuren zeigen nur in diese Richtung. Zurück zur Straße führen keine.«

Kellogg nickte, aber nur langsam, was bedeutete, dass er anderer Meinung war. »Es ist hier ein bisschen zu rau, um mit einem Boot anzulegen, meinen Sie nicht?«

»Nicht für jemanden, der weiß, was er tut.«

»Könnten Sie es?«

»Ich? Na klar. Je nach Wind.«

Winston Kellogg ließ den Blick über den Tatort schweifen. Es fing an, gleichmäßig zu regnen. Er schien es gar nicht zu merken. »Ich glaube, dass er aus irgendeinem Grund in diese Richtung gegangen ist, womöglich um uns in die Irre zu führen. Dann aber hat er kehrtgemacht und ist quer über die Dünen zur Straße zurückgekehrt, auf der irgendwo seine Komplizin gewartet hat.«

Formulierungen wie »ich glaube« und »meiner Meinung nach« wurden von Dance als verbale Betäubungsmittel bezeichnet. Ihr Zweck bestand darin, einer

kritischen oder gegensätzlichen Aussage des Sprechers die Schärfe zu nehmen. Kellogg als neues Teammitglied widersprach O'Neil nur ungern, war aber eindeutig der Ansicht, dass dieser sich hinsichtlich des Bootes irrte.

»Warum glauben Sie das?«, fragte Dance.

»Das alte Windrad.«

Die Strandstraße zweigte an einer verlassenen Tankstelle vom Highway ab, auf deren Gelände ein hohes Gerüst mit einem großen Windrad stand.

»Wie lange gibt es das schon?«

»Vierzig, fünfzig Jahre, schätze ich«, sagte Kellogg. »Die Zapfsäulen haben nur je zwei Sichtfenster für die Preis-Anzeige - als hätte niemand geglaubt, das Benzin könne je mehr als neunundneunzig Cent kosten. Pell kennt die Gegend. Seine Komplizin stammt wahrscheinlich von außerhalb. Er hat diesen Ort ausgesucht, weil er einerseits abgelegen ist und andererseits über einen nicht zu verfehlenden Orientierungspunkt verfügt. >Bei dem Windrad biegst du rechts ab.«<

O'Neil war nicht überzeugt. »Schon möglich. Aber falls das der einzige Grund war, stellt sich natürlich die Frage, weshalb er sich nicht einen Ort ausgesucht hat, der näher an der Stadt liegt. Es wäre einfacher, die Komplizin dorthin zu lotsen, und es gibt jede Menge einsame Flecke, die sich dafür angeboten hätten. Und bedenken Sie, der Lexus war gestohlen, und im Kofferraum lag eine Leiche. Die würde Pell doch bestimmt so schnell wie möglich loswerden wollen.«

»Mag sein, klingt schlüssig«, räumte Kellogg ein. Er spähte mit verkniffener Miene in den Dunst. »Aber ich neige zu einer anderen Vermutung. Ich glaube, er hat sich nicht wegen des Stegs von diesem Ort angezogen gefühlt, sondern weil es eine abgelegene Stelle und zudem ein Strand ist. Er ist kein Ritualmörder, aber die meisten Kultführer haben einen Hang zur Mystik, und oft spielt dabei Wasser eine Rolle. Etwas ist hier gesche-

hen, etwas beinahe Zeremonielles, würde ich sagen. Es könnte mit der Frau zu tun gehabt haben, die ihn begleitet. Vielleicht Sex nach der Tat. Oder irgendetwas anderes.“

»Was?«

»Das kann ich nicht sagen. Aber ich gehe davon aus, dass sie sich hier mit ihm getroffen hat, weil er etwas ganz Bestimmtes vorhatte.«

»Es deutet aber nichts auf einen anderen Wagen hin«, betonte O'Neil. »Oder darauf, dass er sich umgedreht hätte und zur Straße zurückgekehrt wäre. Es müsste doch ein paar Spuren geben.«

»Er könnte sie verwischt haben«, sagte Kellogg und wies auf ein Stück der sandbedeckten Straße. »Das da sieht nicht natürlich aus. Er könnte die Spuren mit einem Grasbüschel oder Ast weggefegt haben. Vielleicht sogar mit einem Besen. Ich würde dieses ganze Gebiet umgraben lassen.«

»Ich glaube, wir sollten uns trotzdem erkundigen, ob irgendwo ein Boot gestohlen wurde«, sagte O'Neil. »Und ich möchte, dass die Spurensicherung sich zuerst den Pier vornimmt.«

Der FBI-Agent gab den Ball sofort zurück. »Bei diesem Wind und Regen... also, ich meine wirklich, die Straße hat Vorrang.«

»Wissen Sie, Win, ich schätze, wir fangen dennoch mit dem Pier an.«

Kellogg tippte sich mit zwei Fingern an eine imaginäre Hutmütze, um anzudeuten: Es ist Ihr Team; ich gebe mich geschlagen. »Meinetwegen. Ich schaue selbst an der Straße nach, falls Sie nichts dagegen haben.«

»Gern. Nur zu.«

Ohne einen Blick zu Dance - er hatte nicht vor, ihre Loyalität auf die Probe zu stellen - widmete er sich wieder dem Bereich mit den zweifelhaften Markierungen.

Dance drehte sich um und kehrte entlang eines frei-gegebenen Streifens zu ihrem Wagen zurück. Sie war froh, den Tatort verlassen zu können. Forensische Untersuchungen fielen nicht in ihr Fachgebiet.

Ebenso wenig wie sture Dickschädel, die mit gesenkten Köpfen aufeinander losgingen.

Das Antlitz des Kummens.

Kathryn Dance kannte es gut. Aus ihrer Zeit als Journalistin, wenn sie mit Verbrechens- und Unfallopfern gesprochen hatte. Und aus ihrer Zeit als Beraterin bei der Geschworenenauswahl, wenn sie die Gesichter der Zeugen und Opfer beobachtet hatte, während diese von dem ihnen zugefügten Unrecht und Leid berichteten.

Auch aus eigener Erfahrung. Als Polizistin.

Und als Witwe: beim Blick in den Spiegel, Auge in Auge mit einer ganz anderen Kathryn Dance, die Hand mit dem Lippenstift erstarrt, bevor sie sich wieder von dem maskenhaften Gesicht entfernte.

Warum sich den Kopf zerbrechen?

Nun sah sie dieses Antlitz erneut. Sie saß in Susan Pembertons Büro der Chefin der Toten gegenüber, Eve Brock. »Das ist so unwirklich.« Ja, das ist es immer.

Sie weinte zwar nicht mehr, aber das war nur vorläufig, spürte Dance. Die stämmige Frau mittleren Alters riss sich mächtig zusammen. Sie saß vorgebeugt da, die Beine unter dem Stuhl, die Schultern steif, das Kinn gehoben. Die kinesischen Anzeichen für Kummer, passend zum Gesichtsausdruck.

»Das mit dem Computer und den Akten will mir nicht in den Kopf. Was war der Grund?«

»Ich nehme an, es gab etwas, das er geheim halten wollte. Vielleicht hat er vor Jahren mal an einer Veranstaltung teilgenommen und wollte nicht, dass jemand davon erfährt.« Dances erste Frage an die Frau hatte gelaufen: Hatte diese Firma schon existiert, bevor Pell ins Gefängnis gekommen war? Ja, hatte sie.

Ihr stiegen wieder Tränen in die Augen. »Eines möchte ich gern wissen. Hat er...?«

Dance erkannte den Tonfall und beantwortete die unausgesprochene Frage. »Ein sexueller Übergriff hat nicht stattgefunden.« Sie fragte die Frau nach dem Kunden, mit dem Susan sich hatte treffen wollen, aber Eve Brock wusste keine Einzelheiten.

»Würden Sie mich bitte für einen Moment entschuldigen?« Die Frau wurde fast von ihrem Kummer übermannt.

»Natürlich.«

Eve nahm einen Schlüssel von ihrem Schreibtisch und ging zur Damentoilette.

Dance musterte die Wände von Susan Pembertons Büro, an denen Fotos früherer Festlichkeiten hingen: Hochzeiten; Bar- und Bat-Mizwas; Jubiläumsfeiern; Betriebsausflüge einheimischer Firmen, Banken und Vereine; Wohltätigkeitsveranstaltungen sowie Highschool- und Collegetreffen. Die Agentur arbeitete auch mit Bestattungsunternehmen zusammen und organisierte die Empfänge nach einem Begräbnis.

Überrascht sah Kathryn den Namen des Beerdigungsinstituts, das die Beisetzung ihres Mannes durchgeführt hatte.

Eve Brock kam zurück, das Gesicht rot, die Augen geschwollen. »Es tut mir leid.«

»Kein Problem, wirklich. Sie hat sich also nach der Arbeit mit dem Kunden getroffen?«

»Ja.«

»Auf einen Drink oder Kaffee?«

»Vermutlich.«

»In der Nähe?«

»Meistens an der Alvarado Street.« Die Hauptstraße in der Innenstadt von Monterey. »Vielleicht auch im Del Monte Center oder am Fisherman's Wharf.«

»Hat Susan irgendeinen Laden bevorzugt?«

»Nein. Wir richten uns ganz nach unseren Kunden.«

»Einen Moment, bitte.« Dance nahm ihr Telefon und rief Rey Carraneo an.

»Hallo, Agent Dance«, meldete er sich.

»Wo sind Sie?«

»In der Nähe von Marina. Ich suche für Detective O'Neil immer noch nach gestohlenen Booten. Bislang ohne Erfolg. Bei den Motels gibt es auch nichts Neues.«

»Okay. Machen Sie weiter.« Sie unterbrach die Verbindung und wählte TJs Nummer. »Wo bist du?«

»Die Betonung verrät mir, dass ich für dich nur zweite Wahl bin.«

»Aber die Antwort lautet?« »In Monterey, nicht weit von der Innenstadt.« »Gut.« Dance nannte ihm die Adresse von Eve Brocks Firma und bat ihn, sich mit ihr in zehn Minuten unten auf der Straße zu treffen. Sie würde ihm ein Foto von Susan Pemberton geben und ihn die Bars und Restaurants der näheren Umgebung abklappern lassen. Dann das Einkaufszentrum und den Fisherman's Wharf. Die Cannery Row auch.

»Du hast mich wirklich lieb, Boss. Bars und Restaurants. Genau der richtige Auftrag für mich.«

Sie bat ihn außerdem, sich mit der Telefongesellschaft in Verbindung zu setzen und in Erfahrung zu bringen, welche Anrufe auf Susans Apparat eingegangen waren. Allerdings glaubte sie nicht, dass Pell der besagte Kunde gewesen war; er mochte Mut haben, aber er würde sich nicht am helllichten Tag mitten hinein nach Monterey wagen. Der potenzielle Auftraggeber könnte jedoch wertvolle Informationen darüber besitzen, wohin Susan beispielsweise nach dem Treffen gegangen war.

Dance fragte Eve nach der Nummer, gab sie an TJ durch und beendete das Telefonat.

»Was steht in den Akten, die gestohlen wurden?«, fragte sie.

»Ach, alles Mögliche über unsere Arbeit. Kunden, Hotels, Lieferanten, Kirchen, Bäckereien, Partyservices, Restaurants, Spirituosenhändler, Floristen, Fotografen, Werbeabteilungen der Betriebe, die uns angeheuert haben... einfach alles...« Die Aufzählung schien sie zu erschöpfen.

Was hatte Pell so viel Sorge bereitet, dass er diese Unterlagen vernichten musste?

»Sind Sie je für William Croyton, seine Familie oder seine Firma tätig gewesen?«

»Für... ach, der Mann, den er ermordet hat... Nein, mit dem hatten wir nie zu tun.«

»Womöglich mit einer Tochtergesellschaft seiner Firma oder einem seiner Lieferanten?«

»Das könnte durchaus sein. Wir arbeiten oft für gewerbliche Kunden.«

»Haben Sie Kopien des Materials?«

»Ein paar Dinge müssten archiviert sein... Steuerunterlagen, annullierte Schecks und dergleichen. Wahrscheinlich auch Rechnungskopien. Aber beim Großteil der Sachen habe ich mich nicht weiter darum gekümmert. Es wäre mir nie in den Sinn gekommen, jemand könnte sie stehlen. Die Kopien befinden sich bei meinem Steuerberater. Er hat sein Büro in San Jose.«

»Könnten Sie die Unterlagen möglichst vollständig herholen?«

»Da ist so viel...« Es verschlug ihr die Sprache.

»Begrenzen Sie es auf die Zeit vor acht Jahren und früher. Bis zum Mai neunundneunzig.«

In diesem Moment vollführte Dances Verstand wieder einen seiner Sprünge. Könnte Pell sich für etwas interessieren, das die Frau für die Zukunft plante?

»Und all ihre noch ausstehenden Aufträge.«

»Sicher, ich tue, was ich kann.«

Die Frau schien von der Tragödie überwältigt zu sein, wie gelähmt.

Dance musste an Morton Nagles Buch Die Schlafpuppe denken und begriff, dass sie hier ein weiteres von Daniel Pells Opfern vor sich sah.

Ein Gewaltverbrechen ist für mich wie ein Stein, der in einen Teich fällt. Die Kreise der Konsequenzen können sich fast unendlich weit ausbreiten...

Dance ließ sich für TJ ein Foto von Susan aushändigen und ging nach unten, um ihn zu treffen. Ihr Telefon klingelte.

Im Display blinkte O'Neils Mobilnummer auf.

»Hallo«, sagte sie und war froh über seinen Anruf.

»Ich muss dir etwas sagen.«

»Leg los.«

Er sprach mit leiser Stimme, und Dance nahm die Nachricht ohne eine einzige Regung entgegen. Sie ließ sich nichts anmerken. »Ich komme so schnell wie möglich.«

»Wirklich, es ist eine Erlösung«, sagte Juan Millars Mutter unter Tränen zu Kathryn.

Sie stand neben dem grimmig dreinblickenden Michael O'Neil auf dem Korridor des Monterey Bay Hospital und sah zu, wie die Frau sich nach Kräften bemühte, sie zu trösten, anstatt sich das Beileid aussprechen zu lassen.

Winston Kellogg traf ein, ging zu der Familie und brachte seine Anteilnahme zum Ausdruck. Dann gab er O'Neil die Hand und berührte mit der Linken den Oberarm des Detectives, eine Geste zur Betonung der Aufrichtigkeit unter Geschäftsleuten, Politikern und Trauernden. »Es tut mir so leid.«

Sie standen in der Intensivstation vor der Abteilung für Brandwunden. Hinter der Scheibe sahen sie das komplizierte Bett samt der futuristisch anmutenden Ausstattung: Kabel, Ventile, Anzeigen, Instrumente. In der Mitte lag eine langgestreckte, reglose Wölbung, abgedeckt durch ein grünes Laken.

Unter einem Tuch der gleichen Farbe hatte auch der Leichnam von Dances Mann gelegen. Sie wusste noch, wie sie es gesehen und panisch gedacht hatte: Aber wo hin ist das Leben gegangen, wohin ist es gegangen?

Seit damals verabscheute sie diesen speziellen Grünton.

Kathryn starre den Toten an und hörte in ihrem Gedächtnis Edie Dances geflüsterte Worte.

Er hat gesagt: »Tötet mich.« Zwei Mal. Dann hat er die Augen geschlossen...

Millars Vater befand sich in dem Zimmer und richtete Fragen an den Arzt, dessen Antworten er vermutlich gar nicht verarbeiten konnte. Aber wenn Eltern ihr Kind überlebten, mussten sie diese Fragen stellen - und würden in der nächsten Zeit noch sehr viel mehr ertragen müssen.

Die Mutter plapperte drauflos und versicherte ihnen, Juans Tod sei zweifellos zu seinem Besten gewesen, man denke nur an die jahrelange Behandlung und die endlosen Hauttransplantationen...

»Zu seinem Besten, ganz sicher«, sagte sie und klang dabei einen Moment lang fast wie Charles Overby.

Edie Dance, die kurzfristig eine Schicht übernommen hatte, kam den Gang herunter. Sie sah mitfühlend, aber entschlossen aus, eine Miene, die ihre Tochter nur zu gut kannte, denn sie hatte Edie in der Vergangenheit schon gute Dienste geleistet, obwohl sie bisweilen nur vorgetäuscht war. Heute entsprach sie natürlich ihrer aufrichtigen Empfindung.

Edie ging direkt zu Millars Mutter und nahm die Frau beim Arm. Da sie die aufkommende Hysterie erkannte, fing sie sogleich an, mit ihr zu reden, und stellte ein paar Fragen über ihre Verfassung, aber hauptsächlich über die ihres Mannes und der anderen Kinder, alle darauf abzielend, die Aufmerksamkeit der Frau von dieser schrecklichen Tragödie abzulenken. Edie Dance be-

herrschte die Kunst der Anteilnahme wie kein Zweiter. Deshalb war sie als Krankenschwester so beliebt.

Rosa Miliar wurde etwas ruhiger und fing dann an zu weinen. Dance konnte sehen, dass das bleierne Entsetzen zu handhabbarem Kummer zusammenschmolz. Rosas Mann kam hinzu, und Edie reichte seine Frau an ihn weiter - wie ein Trapezkünstler, der einen Akrobaten mitten in der Luft an seinen Kollegen übergab.

»Mrs. Miliar«, sagte Dance, »ich möchte Ihnen...«

Und im nächsten Moment flog sie zur Seite und stieß einen Schrei aus. Ihre Hände griffen nicht nach der Waffe, sondern hoben sich schützend vor den Kopf, als sie in einen der abgestellten Rollwagen krachte. Ihr erster Gedanke war: Wie hatte Daniel Pell es bis in das Krankenhaus geschafft?

»Nein!«, rief O'Neil. Oder Kellogg. Wahrscheinlich beide. Dance landete auf einem Knie und fing sich, während aufgerollte gelbe Schläuche und Plastikbecher zu Boden stürzten.

Auch der Arzt sprang vor, aber es war Winston Kellogg, der dem tobenden Julio Miliar einen Arm auf den Rücken drehte und dessen Handgelenk abknickte, wodurch er den Mann sofort unter Kontrolle bekam. Das Manöver ging schnell und mühelos vonstatten.

»Nein, Junge!«, rief der Vater, und die Mutter weinte noch mehr.

O'Neil half Dance auf die Beine. Sie war unverletzt, würde am nächsten Tag jedoch einige blaue Flecke an sich feststellen können, schätzte sie.

Julio wollte sich losreißen, aber Kellogg, der anscheinend deutlich stärker war, als er aussah, bog den Arm ein Stück weiter nach oben. »Ganz ruhig, Sie tun sich nur selbst weh. Immer mit der Ruhe.«

»Schlampe, du verfluchte Schlampe! Du hast ihn getötet! Du hast meinen Bruder getötet!«

»Julio, hören Sie zu«, sagte O'Neil. »Ihre Eltern müssen schon genug durchstehen. Machen Sie es nicht noch schlimmer.«

»Schlimmer? Wie könnte es noch schlimmer sein?« Er versuchte zu treten.

Kellogg wich ihm einfach aus und hob das Handgelenk höher. Der junge Mann verzog das Gesicht und stöhnte. »Entspannen Sie sich. Bleiben Sie locker, dann lässt der Schmerz nach.« Der FBI-Agent schaute zu den Eltern, bemerkte die verzweifelten Blicke. »Es tut mir leid.«

»Julio«, sagte sein Vater. »Du hast sie angegriffen. Sie ist eine Polizeibeamtin. Man wird dich ins Gefängnis stecken.«

»Die sollte man in den Knast werfen! Sie ist die Mörderin.«

»Jetzt reicht's!«, rief Miliar senior. »Denk an deine Mutter. Hör sofort damit auf!«

O'Neil nahm seine Handschellen vom Gürtel und zögerte. Er und Kellogg sahen sich an. Die Männer überlegten. Julio schien nachzugeben.

»Okay, okay, lassen Sie mich los.«

»Wir müssen Ihnen Fesseln anlegen, falls Sie sich nicht in den Griff bekommen«, sagte O'Neil. »Verstanden?« »Ja, ja, ich hab verstanden.« Kellogg ließ ihn los und half ihm hoch.

Alle Augen waren auf Dance gerichtet. Aber sie würde die Sache nicht weiterverfolgen. »Alles in Ordnung. Kein Problem.«

Julio starrte ihr ins Gesicht. »O doch, es gibt ein Problem. Es gibt ein großes Problem.«

Er stürmte davon.

»Verzeihen Sie«, sagte Rosa Miliar unter Tränen.

Dance beruhigte sie. »Wohnt er bei Ihnen zu Hause?«

»Nein, er hat in der Nähe ein Apartment.«

»Sorgen Sie dafür, dass er heute Nacht bei Ihnen bleibt. Sagen Sie, Sie brauchten seine Hilfe. Für die Bestattung, um Juans Angelegenheiten zu regeln, was auch immer Ihnen einfällt. Er trauert genauso sehr wie alle anderen. Er weiß nur nicht, wohin mit seinem Leid.«

Die Mutter war zu der Bahre gegangen, auf der ihr Sohn mittlerweile lag. Sie murmelte etwas vor sich hin. Edie Dance ging erneut zu ihr, flüsterte ihr etwas ins Ohr, berührte ihren Arm. Eine vertraute Geste zwischen zwei Frauen, die einander noch bis vor wenigen Tagen völlig fremd gewesen waren.

Nach einem Moment kehrte Edie zu ihrer Tochter zurück. »Sollen die Kinder heute bei uns schlafen?«

Dance zögerte. Ein Teil von ihr sehnte sich danach, bei Wes und Maggie zu sein. Doch wenn sie das Ergebnis von Pells Bösartigkeit betrachtete, das dort unter dem grünen Laken lag, diesem widerlichen Laken, kam sie sich besudelt vor. Sie wollte nicht, dass ihre Kinder diesem Grauen ausgesetzt sein würden, nicht einmal indirekt, und sie wusste, dass die beiden ihr auf den ersten Blick ansehen würden, was ihr so zu schaffen machte. Sie dachte an ihre Bemühungen, Wes von der Welt der Gewalt fernzuhalten.

»Danke. So ist es vermutlich am besten.«

Dance verabschiedete sich von den Millars. »Können wir etwas für Sie tun? Irgendetwas?«

»Nein, nein«, sagte der Vater, und man konnte ihm anhören, dass die Frage ihn verblüffte. Dann fügte er leise hinzu: »Was gibt es da schon noch zu tun?«

... Dreißig

Die Stadt Vallejo Springs in Napa, Kalifornien, ist in mancherlei Hinsicht berühmt.

Es gibt dort ein Museum, in dem zahlreiche Arbeiten von Eadweard Muybridge ausgestellt sind, dem Fotogra-

fen aus dem neunzehnten Jahrhundert, der als Erfinder der bewegten Bilder gilt. (Weitaus interessanter als seine Kunst ist allerdings die Tatsache, dass er den Liebhaber seiner Frau ermordet und vor Gericht ein entsprechendes Geständnis abgelegt hat, aber dennoch ungeschoren davongekommen ist.)

Auch die Weinberge der Region besitzen große Anziehungskraft. Auf ihnen wächst ein ausgesprochen edler Vertreter der Merlot-Rebe - eine der drei wichtigsten Sorten bei der Herstellung von Rotwein. Und der Merlot ist beileibe keine Allerweltstraube, ganz im Gegensatz zu der Behauptung in einem erfolgreichen Kinofilm aus jüngster Zeit. Man möge nur an den Petrus denken, einen Wein aus der Gemeinde Pomerol im Bordelais, der fast ausschließlich aus Merlot gewonnen wird und zu den durchgängig teuersten Weinen der Welt zählt.

Morton Nagle jedoch überquerte in diesem Moment die Stadtgrenze, um die dritte Attraktion von Vallejo Springs aufzusuchen, mochte sie auch nur sehr wenigen Leuten bekannt sein.

Theresa Croyton, die Schlafpuppe, wohnte mit ihrer Tante und ihrem Onkel hier.

Nagle hatte seine Hausaufgaben gemacht. Er war einen Monat lang verschlungenen Pfaden gefolgt und bei einem Reporter in Sonoma gelandet. Der hatte ihm den Namen eines Anwalts verraten, der bei mehreren Gelegenheiten für die Tante des Mädchens tätig gewesen war. Der Jurist hatte sich anfangs gesträubt, Nagle behilflich zu sein, aber immerhin die Meinung geäußert, die Frau sei arrogant und unfreundlich - und schäbig. Sie hatte ihn wegen einer Zahlung bedrängt. Sobald er überzeugt gewesen war, mit Nagle einen renommierten Autor vor sich zu haben, hatte er den Wohnort und den neuen Namen der Familie preisgegeben - unter der Voraussetzung, dass er anonym bleiben würde. (»Vertrauli-

che Quelle« ist in Wahrheit bloß ein Synonym für rückgratlos.)

Nagle war bereits mehrfach in Vallejo Springs gewesen und hatte sich mit der Tante der Schlapuppe getroffen, um ein Interview mit dem Mädchen zu bekommen (der Onkel besaß dabei so gut wie kein Mitspracherecht, hatte Nagle gelernt). Die Frau zögerte noch, aber er glaubte, dass sie letztlich nachgeben würde.

Nun parkte er in der malerischen Stadt wieder einmal in der Nähe des geräumigen Hauses und wartete auf eine Gelegenheit, mit der Frau unter vier Augen zu sprechen. Natürlich hätte er anrufen können. Aber Nagle vertrat die Ansicht, dass Telefonate -ähnlich wie E-Mails - kein besonders taugliches Kommunikationsmittel waren. Am Telefon sind die Gesprächspartner stets gleichgestellt. Man hat viel weniger Kontrolle und Überzeugungskraft als bei einer persönlichen Unterredung.

Außerdem kann der andere einfach auflegen.

Er musste vorsichtig sein. Ihm war aufgefallen, dass am Haus der Böllings - so der neue Name der Familie - in regelmäßigen Abständen ein Streifenwagen vorbeifuhr. Für sich betrachtet, hatte das nichts zu bedeuten - Vallejo Springs war eine wohlhabende Stadt und besaß eine große, gut ausgestattete Polizei-truppe -, aber Nagle hatte bemerkt, dass die Wagen vor dem Haus etwas langsamer zu werden schienen.

Ihm war zudem nicht entgangen, dass die Zahl der Polizeifahrzeuge seit letzter Woche deutlich zugenommen hatte, was seinen schon länger gehegten Verdacht bestätigte: dass Theresa ein Liebling der Stadt war. Die Cops würden wie die Schießhunde darüber wachen, dass dem Mädchen nichts zustieß. Falls Nagle sich nicht vorsah, würden sie ihn aus der Stadt zerren und dort in den Staub werfen, wie einen unwillkommenen Revolverhelden in einem schlechten Western.

Er lehnte sich zurück, behielt den Hauseingang im Auge und dachte über den einleitenden Absatz seines Buches nach.

Carmel-by-the-Sea ist ein Ort der Widersprüche, ein Mekka für Touristen, das Juwel an der Küste Zentralkaliforniens - doch unter der unverdorbenen und anheimelnden Oberfläche liegt die abgeschottete Welt der Reichen und Skrupellosen aus San Francisco, Silicon Valley und Hollywood...

Hm. Daran muss ich wohl noch arbeiten.

Nagle kicherte.

Und dann sah er den Geländewagen, einen weißen Escalade, der aus der Auffahrt der Böllings kam. Am Steuer saß Mary, die Tante des Mädchens. Sie war allein. Gut. Falls Theresa bei ihr gewesen wäre, hätte er sich ihr niemals nähern können.

Nagle ließ seinen Wagen an, einen Buick, der ungefähr so viel wert war wie das Getriebe des Escalade, und folgte ihr. Theresas Tante hielt an einer Tankstelle und füllte Superbenzin ein. Dabei plauderte sie mit einer Frau an der Nachbarzapfsäule, die bei einem roten Jaguar S stand. Die Tante sah mitgenommen aus. Ihr graues Haar war nicht gekämmt, und sie wirkte müde. Sogar vom Rand des Parkplatzes aus konnte Nagle die dunklen Ringe um ihre Augen erkennen.

Dann fuhr sie weiter, durch die hübsche, unverkennbar kalifornische Innenstadt, auf einer Straße, die mit Pflanzen, Blumen und eigenartigen Skulpturen geschmückt war. Zu beiden Seiten reihten sich Cafes, vermeintlich schlichte Restaurants, ein Gartencenter, eine unabhängige Buchhandlung, eine Yogaschule und kleine Läden, in denen es Wein, Glaswaren, Haustierzubehör und Freizeitkleidung zu kaufen gab.

Nach einigen hundert Metern folgte das Einkaufszentrum, in dem die Einheimischen ihre Besorgungen erledigten, vor allem in dem Lebensmittelladen und dem

großen Drogeriemarkt. Mary Bölling stellte den Wagen ab und ging in das Lebensmittelgeschäft. Nagle parkte in der Nähe des Escalade. Er streckte sich und sehnte sich nach einer Zigarette, obwohl er schon seit zwanzig Jahren Nichtraucher war.

Dann führte er das endlose Zwiegespräch mit sich selbst fort.

Bis jetzt war er nicht zu weit gegangen. Hatte gegen keine Regeln verstossen.

Er konnte immer noch nach Hause fahren und hätte sich moralisch nichts vorzuwerfen. Aber sollte er das? Er war sich nicht sicher.

Morton Nagle glaubte, sein Leben diene einem Ziel, nämlich der Bloßstellung des Bösen. Es war eine wichtige Mission, eine, die er leidenschaftlich verfolgte. Eine noble Mission.

Aber es ging darum, das Böse zu enthüllen und es den Menschen zu überlassen, sich eine eigene Meinung zu bilden. Nicht darum, es eigenhändig zu bekämpfen. Denn sobald man diese Linie erst einmal überschritten und angefangen hatte, sich aktiv um Gerechtigkeit zu bemühen, statt sie lediglich zu beleuchten, gab es Risiken. Anders als der Polizei schrieb ihm die Verfassung nicht vor, was er tun und nicht tun durfte. Daraus ergab sich ein gewisses Potenzial für Missbrauch.

Indem er Theresa Croyton bat, bei der Suche nach einem Mörder behilflich zu sein, setzte er sie und ihre Adoptiveltern - ebenso sich und seine Familie - einigen sehr realen Gefahren aus. Daniel Pell hatte offensichtlich kein Problem damit, Halbwüchsige zu töten.

Es war so viel besser, über Menschen und ihre Konflikte zu schreiben, als über diese Konflikte zu entscheiden. Sollten sich die Leser doch ihr Urteil bilden, was gut oder schlecht war, und sich entsprechend verhalten. Aber durfte er sich andererseits einfach zurücklehnen

und Pell bei seinem Blutbad freie Hand lassen, wenn es in Nagles Macht stand, mehr zu tun?

Die heikle Debatte musste jedoch nun enden, denn Mary Bölling verließ den Laden und schob einen Einkaufswagen voller Lebensmittel vor sich her.

Ja oder nein?

Morton Nagle zögerte nur wenige Sekunden, dann öffnete er die Tür, stieg aus und zog sich die Hose hoch. Er ging los.

»Verzeihung. Hallo, Mrs. Bölling. Ich bin's.«

Sie hielt inne und starnte ihn ungläubig an. »Was machen Sie denn hier?«

»Ich...«

»Ich habe nicht eingewilligt, Sie mit Theresa reden zu lassen.« »Ich weiß, ich weiß... Darum geht es auch gar...«

»Wie können Sie es wagen, sich einfach hier blicken zu lassen? Sie belästigen uns!« Sie hatte ihr Mobiltelefon in der Hand.

»Bitte«, sagte Nagle und verspürte den plötzlichen Drang, sie auf jeden Fall umzustimmen. »Es geht um etwas anderes. Ich bin hier, um jemandem einen Gefallen zu tun. Über das Buch können wir später sprechen.«

»Einen Gefallen?«

»Ich bin aus Monterey hergekommen, um Sie um etwas zu bitten. Ich wollte das persönlich tun.« »Wovon reden Sie da?« »Sie haben von Daniel Pell gehört.«

»Selbstverständlich habe ich das.« Sie sagte das, als wäre er der Dorftrottel.

»Es gibt eine Polizeibeamtin, die gern mit Ihrer Nichte sprechen würde. Sie glaubt, dass Theresa ihr vielleicht helfen kann, Pell zu finden.«

»Was?«

»Keine Angst. Es besteht keine Gefahr. Sie...« »Keine Gefahr? Sind Sie verrückt? Sie könnten ihn hergeführt haben!«

»Nein. Er hält sich irgendwo in Monterey auf.«

»Haben Sie denen verraten, wo wir sind?«

»Nein, nein! Diese Polizistin wird sich mit ihr treffen, wo immer Sie wollen. Hier. Überall. Sie möchte Theresa lediglich fragen...«

»Niemand wird mit ihr reden. Niemand wird sie zu Gesicht bekommen.« Die Frau beugte sich vor. »Falls Sie nicht sofort von hier verschwinden, wird das sehr ernste Konsequenzen für Sie haben.«

»Mrs. Bölling, Daniel Pell hat bereits...«

»Ich sehe die verdammten Nachrichten. Sagen Sie dieser Beamtin, wer auch immer sie ist, dass Theresa ihr nicht das Geringste mitzuteilen hat. Und bilden Sie sich ja nicht ein, dass Sie jemals wegen Ihres beschissen Buches mit ihr sprechen dürfen.«

»Nein, warten Sie, bitte...«

Mary Bölling machte kehrt und lief zu dem Escalade. Ihr nun herrenloser Einkaufswagen rollte in entgegengesetzter Richtung eine leichte Schräge hinab. Als Nagle den Wagen keuchend zu fassen bekam, unmittelbar bevor dieser gegen einen Mini Cooper prallen konnte, fuhr das Auto der Tante mit quietschenden Reifen vom Parkplatz.

Vor nicht allzu langer Zeit hatte ein - inzwischen ehemaliger -CBI-Agent diesen Teil des Gebäudes als »Mädchenflügel« bezeichnet.

Er meinte damit jenen Abschnitt der Zentrale in Monterey, in dem zufälligerweise zwei Ermittlerinnen - Dance und Connie Ramirez - sowie Maryellen Kresbach und die kühle Büroleiterin Grace Yuan untergebracht waren.

Der unglückselige Exkollege war ein Agent Mitte fünfzig, einer jener weltweit verbreiteten lebenden Inventargegenstände, die aufwachen und die Tage bis zur Pensionierung zählen - und das schon seit ihrer Jugend. Er konnte auf eine recht erfolgreiche Zeit bei der Highway Patrol zurückblicken, aber seine Versetzung zum CBI

war ein Fehler gewesen. Er war den Anforderungen dieser Aufgabe nicht gewachsen.

Und ihm fehlte anscheinend jeglicher Überlebensinstinkt.

»Und das hier ist der Mädchenflügel«, hatte er gesagt, laut genug, dass alle es hören konnten. Er führte während seiner Mittagspause gerade eine junge Frau, die er offenbar beeindrucken wollte, durch die Zentrale.

Dance und Connie Ramirez sahen sich an.

An jenem Abend gingen sie auf Einkaufstour, und als der arme Kollege am nächsten Tag zur Arbeit kam, lag sein gesamtes Büro unter einem Spinnennetz aus Netzstrümpfen und glänzenden Synthetikstrumpfhosen. Einige Produkte zur weiblichen Intimhygiene lockerten das Dekor auf. Der Mann lief jammernd zum damaligen CBI-Chef Stan Fishburne, der während des Gesprächs echte Mühe hatte, keine Miene zu verziehen. »Was soll das heißen, Sie haben nur >Mädchenflügel< gesagt, Bart? Sie haben das allen Ernstes gesagt?«

Der Mann drohte, er würde sich in Sacramento beschweren, aber er blieb nicht lange genug beim CBI, um die Sache durchzufechten. Ironischerweise übernahmen die vier betroffenen Damen den Spitznamen, sofort nachdem der Urheber die Behörde verlassen hatte, und mittlerweile war ihr Flur bei allen Kollegen als der »MF« bekannt.

Kathryn Dance kam in diesem Moment den schmucklosen Gang herunter. »Maryellen, hallo.«

»Oh, Kathryn, das mit Juan tut mir so leid. Wir wollen eine Sammlung organisieren. Wissen Sie, wohin das Geld nach dem Wunsch seiner Eltern gehen sollte?«

»Michael wird uns Bescheid geben.«

»Ihre Mutter hat angerufen. Sie kommt später mit Wes und Maggie vorbei, falls das okay ist.«

Dance sorgte dafür, dass sie ihre Kinder so oft wie möglich zu sehen bekam, auch während der Arbeitszeit,

falls ein Fall viel Aufwand erforderte und sie Überstunden machen musste. »Gut. Wie sieht's bei Davey aus?«

»Die Angelegenheit wird geregelt«, sagte die Frau entschlossen. Davey war Maryellens Sohn und in Wes' Alter. Er hatte in der Schule Probleme mit einer Bande von Gleichaltrigen bekommen. Maryellen konnte sich bei ihren Worten nun ein schadenfrohes Lächeln nicht verkneifen, was Dance verriet, dass drastische Maßnahmen ergriffen worden waren, um die Übeltäter auf andere Schulen zu versetzen oder anderweitig unschädlich zu machen.

Kathryn glaubte, dass Maryellen Kresbach einen großartigen Cop abgegeben hätte.

In ihrem Büro warf sie ihre Jacke auf einen Stuhl, rückte die sperrige Glock zurecht und setzte sich. Dann sah sie ihre E-Mails durch. Nur eine war für den Fall Pell von Bedeutung. Der Bruder, Richard Pell, hatte aus London geantwortet.

Officer Dance:

Die hiesige amerikanische Botschaft hat Ihre E-Mail an mich weitergeleitet. Ja, ich habe von dem Ausbruch gehört; es gab hier in den Nachrichten eine entsprechende Meldung. Das letzte Mal Kontakt zu meinem Bruder hatte ich vor zwölf fahren, als er meine Frau und mich in Bakersfield besucht hat. Zur selben Zeit war die dreiundzwanzigjährige Schwester meiner Frau aus New York bei uns zu Gast. Eines Samstags erhielten wir einen Anruf von der Polizei: Man habe die Schwester verhaftet; sie sei in einem Juweliergeschäft in der Innenstadt beim Diebstahl erwischt worden.

Die junge Frau hatte ihr Studium mit Auszeichnung abgeschlossen und war ehrenamtlich für ihre Kirche tätig. Vor diesem Zwischenfall war sie in ihrem ganzen Leben noch nie in Schwierigkeiten geraten.

Wie sich herausstellte, hatte sie einige Zeit mit meinem Bruder verbracht und sich irgendwie von ihm über-

reden lassen, »ein paar Dinge« zu stehlen. Ich habe sein Zimmer durchsucht und dort Waren im Wert von fast zehntausend Dollar gefunden. Meine Schwägerin erhielt eine Bewährungsstrafe, und meine Frau hätte mich bei nahe deswegen verlassen. Danach hatte ich nie mehr mit ihm zu tun und habe nur noch ein Mal von ihm gehört. 1999, nach den Morden in Carmel, habe ich beschlossen, mit meiner Familie nach Europa zu ziehen.

Falls er sich mit mir in Verbindung setzt, werde ich es Sie umgehend wissen lassen, wenngleich ich das für unwahrscheinlich halte. Die Beziehung zu meinem Bruder lässt sich am besten so beschreiben: Ich habe mich an die London Metropolitan Police gewandt, und ein Beamter bewacht nun mein Haus.

So viel zu diesem Thema.

Dances Mobiltelefon klingelte. Der Anrufer war Morton Nagle. »Er hat noch jemanden getötet?«, fragte er bestürzt. »Ich habe gerade die Nachrichten gesehen.«

»Leider ja.« Sie schilderte ihm die Einzelheiten. »Und Juan Miliar ist gestorben, der Beamte, der die Verbrennungen erlitten hat.«

»Es tut mir so leid. Gibt es irgendwelche Fortschritte?«

»Nicht wirklich.« Dance erzählte ihm, dass sie mit Rebecca und Linda gesprochen hatte. Einige der so gewonnenen Informationen könnten sich als hilfreich erweisen, aber nichts davon führte sie direkt zu Pell. Nagle war bei seinen Recherchen weder auf den Begriff »Hauptgewinn« noch auf einen »Berggipfel« gestoßen.

Er selbst hatte auch etwas zu vermelden, aber ebenfalls nichts Erfreuliches. Er hatte mit Theresa Croytons Tante gesprochen, doch sie weigerte sich, ihn oder die Polizei zu dem Mädchen vorzulassen.

»Sie hat mir gedroht.« Er klang bekümmert, und Dance war sich sicher, dass seine Augen derzeit nicht funkelten. »Wo sind Sie?« Er sagte nichts.

»Sie werden es mir nicht verraten, oder?«, hakte Dance nach. »Ich fürchte, das kann ich nicht.«

Sie warf einen Blick auf die Kennung des Anrufers, aber Nagle hatte sein Mobiltelefon benutzt, keinen Hotelapparat oder Münzfernsprecher.

»Wird sie ihre Meinung ändern?«

»Das kann ich mir nicht vorstellen. Sie hätten sie sehen sollen. Sie hat Lebensmittel im Wert von hundert Dollar einfach stehen gelassen und ist weggelaufen.«

Dance war enttäuscht. Daniel Pell war ihr ein Rätsel, und sie wollte unbedingt so viel wie möglich über ihn in Erfahrung bringen. Letztes Jahr, als sie Lincoln Rhyme bei dessen Fall in New York unterstützt hatte, war ihr aufgefallen, wie begierig der Kriminalist auch noch das kleinste Detail der sichergestellten Spuren untersuchte. Kathryn war genauso - allerdings im Hinblick auf die an einem Verbrechen beteiligten Personen.

Doch es gibt zweierlei Arten von Besessenheit: Man kann die Aussage eines Verdächtigen von allen Seiten mehrmals durchleuchten, und man kann auf dem Heimweg gewissenhaft vermeiden, auf einen Riss im Asphalt zu treten. Man muss unterscheiden, was wichtig ist und was nicht.

Dance beschloss, dass sie notgedrungen ohne die Schlapfpuppe würden zureckkommen müssen.

»Vielen Dank für Ihre Hilfe.«

»Ich habe es wirklich versucht.«

Danach sprach Dance noch einmal mit Rey Carraneo. Immer noch kein Glück bei den Motels und keine Meldung, dass in einem der Jachthäfen ein Boot verschwunden wäre.

Kaum hatte sie aufgelegt, rief TJ an. Die Zulassungsstelle hatte geantwortet. Der Wagen, den Pell zum Zeitpunkt der Croyton-Morde gefahren hatte, war schon seit Jahren nicht mehr angemeldet worden, was vermutlich bedeutete, dass man ihn verschrottet hatte. Falls Pell

am Mordabend etwas Wertvolles bei den Croytons gestohlen hatte, war es demnach höchstwahrscheinlich verschwunden oder eingeschmolzen worden. TJ hatte außerdem die Inventarliste überprüft, die nach der Sicherstellung des Fahrzeugs angelegt worden war. Sie umfasste nur wenige Gegenstände, und nichts deutete darauf hin, dass etwas davon aus dem Haus des Geschäftsmanns stammte.

Dann teilte Dance ihrem Kollegen mit, dass Juan Miliar gestorben war. TJ brachte kein Wort über die Lippen. Ein Zeichen für seine tiefe Bestürzung.

Wenig später klingelte ihr Telefon erneut. Michael O'Neil meldete sich mit seinem typischen: »Hallo, ich bin's.« Er klang erschöpft und traurig. Millars Tod machte ihm schwer zu schaffen.

»Was auch immer auf dem Pier beim Fundort von Susan Pembertons Leiche gewesen sein mag, ist weg - falls es dort überhaupt etwas zu finden gegeben hat. Ich habe gerade mit Rey gesprochen. Er sagt, bislang habe niemand den Diebstahl eines Bootes gemeldet. Vielleicht habe ich mich geirrt. Hat dein Freund etwas bei der Straße gefunden?«

Sie registrierte die verfängliche Bezeichnung »Freund« und erwiderte: »Er hat nicht angerufen. Ich nehme an, er ist nicht zufällig auf Pells Adressbuch oder Zimmer Schlüssel gestoßen.«

»Das Klebeband lässt sich übrigens nicht zurückverfolgen, und das Pfefferspray wird von zehntausend Geschäften und Versandhändlern geführt.«

Sie berichtete O'Neil, dass Nagles Versuch, mit Theresa in Kontakt zu treten, fehlgeschlagen war.

»Sie will nicht mit uns reden?«

»Ihre Tante will es nicht. Und zwar unter keinen Umständen. Ich weiß ohnehin nicht, ob es etwas gebracht hätte.«

»Es war eine gute Idee«, sagte O'Neil. »Sie ist das einzige Bindeglied zu Pell und zu jenem Abend.«

»Ohne sie müssen wir uns eben mehr anstrengen«, sagte Dance. »Wie geht es dir?«

»Gut«, antwortete er.

Stoisch...

Einige Minuten nach dem Telefonat kam Winston Kellogg zurück.

»Sind Sie an der Strandstraße auf irgendetwas Verdächtiges gestoßen?«, fragte sie. »Nein. Wir haben dort und am Fundort eine Stunde lang alles abgesucht. Keine Fuß- oder Reifenspuren, keine verlorenen Gegenstände. Vielleicht hatte Michael recht und Pell ist tatsächlich mit einem Boot von dem Pier geflohen.«

Dance verkniff sich ein Lachen. Die großspurigen Kerle hatten soeben beide eingeräumt, der jeweils andere könne richtiggelegen haben - obwohl sie bezweifelte, dass sie es sich auch gegenseitig eingestehen würden.

Sie erzählte ihm von den entwendeten Akten aus Susan Pembertons Büro und Nagles fehlgeschlagenem Versuch, ein Gespräch mit Theresa Croyton zu arrangieren. Dann fügte sie hinzu, dass TJ sich gegenwärtig auf der Suche nach dem Kunden befand, mit dem Susan sich getroffen hatte, bevor sie von Pell ermordet worden war - falls es sich bei diesem Kunden nicht ohnehin um Pell gehandelt hatte.

Dance sah auf die Uhr. »Ich hab einen wichtigen Termin. Wollen Sie mitkommen?«

»Geht es um Pell?«

»Nein. Um meine Mittagspause.«

... Einunddreißig

Auf dem Weg durch die Flure des CBI fragte Dance den FBI-Agenten, wo er wohne.

»Im >District< - >Washington D.C.< für alle Auswärtigen. Oder auch >innerhalb des Beltway<, wie die Einge-weihten sich in den sonntäglichen Talkshows auszudrü-cken pflegen. Aufgewachsen bin ich im Nordwesten - in Seattle -, aber ich hatte eigentlich nichts dagegen, in den Osten zu ziehen. Das ständige Regenwetter liegt mir nicht besonders.«

Sie kamen auf Privates zu sprechen, und er erzählte, dass er und seine Exfrau keine Kinder hätten, wenngleich er selbst aus einer Großfamilie stamme. Seine Eltern seien beide noch am Leben und wohnten an der Ostküste.

»Ich bin der jüngste von insgesamt fünf Brüdern. Meinen Eltern fiel anscheinend kein Name mehr ein, und sie haben es mit Konsumgütern versucht. Daher Winston, wie die Zigaretten. Was wirklich kein guter Einfall war, weil doch schon der Nachname nach Cornflakes klingt. Wären meine Eltern noch etwas sadistischer gewesen, hätten sie mir als zweiten Vornamen Oldsmobile verpasst.«

Kathryn lachte. »Ich bin fest überzeugt, dass ich zu meinem ersten Abschlussball nur deswegen keine Einladung bekommen habe, weil niemand eine Dance zum Tanz ausführen wollte.«

Kellogg hatte an der University of Washington Psychologie studiert und war dann zum Militär gegangen.

»CID?« Sie musste an ihren verstorbenen Mann denken, der während seines Armeedienstes bei der Criminal Investigations Division gearbeitet hatte, der Kriminalpolizei des Militärs.

»Nein. Taktische Planung. Was Papier, Papier, Papier bedeutet hat. Nun ja, Computer, Computer, Computer. Aber es hat mich gejuckt, ich wollte raus ins Feld. Also habe ich meinen Abschied genommen und beim Seattle Police Department angefangen. Dort bin ich Detective geworden und habe als Profiler und Verhandlungsführer

gearbeitet. Irgendwann fing ich an, mich für die Kultmentalität zu interessieren, und wollte mich darauf spezialisieren. Ich weiß, es klingt abgedroschen, aber mir gefiel einfach nicht, dass diese dahergelaufenen Tyrannen rücksichtslos die Schwächen anderer Menschen ausnutzen.«

Dance fand, dass es überhaupt nicht abgedroschen klang.

Sie bogen in einen weiteren Korridor ab.

»Wie sind Sie zu diesem Beruf gekommen?«, fragte er.

Kathryn fasste die Geschichte für ihn zusammen. Sie hatte einige Jahre als Gerichtsreporterin gearbeitet - und bei einem Strafprozess, über den sie berichtete, auch ihren späteren Ehemann kennengelernt (er gab ihr ein Exklusivinterview im Austausch für eine Verabredung). Als dieser Job ihr zu eintönig wurde, ging sie zurück auf die Universität und machte einen Abschluss in Psychologie und Kommunikationswissenschaft, wobei nicht nur ihre natürliche Beobachtungsgabe, sondern auch ihr Talent geschärft wurde, intuitiv zu erfassen, was andere Leute dachten und fühlten. Sie eröffnete eine Beratungsfirma zur Geschworenenauswahl. Aber auch diese Aufgabe stellte sie nicht zufrieden, und sie kam zu dem Schluss, dass ihre Fähigkeiten bei einer Strafverfolgungsbehörde besser aufgehoben wären. So landete sie letztlich beim CBI.

»Und ihr Mann war wie ich beim FBI?«

»Da hat wohl jemand seine Hausaufgaben gemacht, was?« Ihr verstorbener Mann, William Swenson, hatte eine Laufbahn als Special Agent eingeschlagen, genau wie Zehntausende anderer. Es gab keinen Grund, dass ein Spezialist wie Kellogg von ihm gehört haben könnte, es sei denn, er hätte sich die Mühe gemacht, einige Nachforschungen anzustellen.

Ein verschämtes Lächeln. »Ich weiß gern, wohin meine Einsätze mich führen. Und mit wem ich es dort zu tun

bekommen werde. Ich hoffe, Sie nehmen es mir nicht übel.«

»Keineswegs. Wenn ich einen Verdächtigen verhöre, möchte ich vorher auch so viel wie möglich über ihn wissen.« Sie verschwieg ihm allerdings, dass sie TJ beauftragt hatte, seinen Freund bei der FBI-Dienststelle in Chico zu bitten, über Kellogg Erkundigungen einzuziehen.

Ein Moment verging.

»Darf ich fragen, was mit Ihrem Mann geschehen ist?«, wagte Kellogg dann einen Versuch. »War es in Ausübung des Dienstes?«

Der Schlag in die Magengrube, den diese Frage hervorrief, hatte sich im Laufe der Jahre ein wenig abgeschwächt. »Es war ein Verkehrsunfall.«

»Das tut mir leid.«

»Danke... Und nun willkommen im Chez CBI.« Dance führte ihn in den Aufenthaltsraum.

Sie gössen sich Kaffee ein und nahmen an einem der billigen Tische Platz.

Kathryns Mobiltelefon zirpte. Es war TJ.

»Schlechte Neuigkeiten. Mein Streifzug durch die Bars hat ein Ende. Gerade als ich so richtig in Fahrt gekommen war. Ich habe herausgefunden, wo Susan Pemberton vor ihrer Ermordung gewesen ist.«

»Nämlich?«

»In der Bar des Doubletree, mit einem Latino. Ein Geschäftstermin. Die Kellnerin sagt, es sei wohl um die Organisation irgendeiner Veranstaltung gegangen. Gegen achtzehn Uhr dreißig sind die beiden aufgebrochen.«

»Gibt es einen Kreditkartenbeleg?«

»Ja, aber Susan hat bezahlt. Geschäftliche Spesen. He, Boss, ich finde, wir sollten das auch bei uns einführen.« »Sonst noch etwas über den Mann?«

»Nein. Ihr Foto kommt bald in den Nachrichten. Vielleicht sieht er es und meldet sich.« »Susans Telefondaten?«

»Etwa vierzig Anrufe gestern. Ich kümmere mich darum, wenn ich wieder im Büro bin. Ach, und hinsichtlich der staatsweiten Grundbucheinträge... nein, Pell besitzt weder einen Berggipfel noch sonst etwas. Utah habe ich auch überprüft. Ebenfalls ohne Erfolg.«

»Gut. Daran habe ich gar nicht gedacht.«

»Das Gleiche gilt für Oregon, Nevada und Arizona. Ich war nicht übereifrig. Ich wollte bloß länger in der Bar hocken bleiben.«

Sie beendeten das Gespräch, und Dance gab die Informationen an Kellogg weiter, der das Gesicht verzog. »Ein Zeuge, ja? Der ihr Gesicht im Fernsehen sieht und beschließt, dies sei genau der richtige Zeitpunkt, um endlich mal Urlaub in Alaska zu machen.«

»Und ich kann es ihm sogar nachfühlen.«

Dann blickte der FBI-Agent über Dances Schulter hinweg und lächelte. Sie drehte sich um. Ihre Mutter und die Kinder betraten soeben den Aufenthaltsraum.

»Hallo, Liebling«, begrüßte sie Maggie und umarmte ihren Sohn. Schon sehr bald würde der Tag kommen, ab dem diese Umarmungen in der Öffentlichkeit verboten waren, und sie wollte für diese Zeit der Dürre Vorsorgen. Heute ließ er es noch klaglos über sich ergehen.

Edie Dance und ihre Tochter sahen einander an. Sie dachten beide an Millars Tod, brachten die Tragödie aber nicht offen zur Sprache. Dann gab Edie dem FBI-Agenten die Hand und wechselte mit ihm einen ähnlichen Blick.

»Mom, Carly hat Mr. Bledsoes Papierkorb zur Seite geschoben!«, erzählte Maggie atemlos. »Und jedes Mal, wenn er etwas weggeworfen hat, ist es auf den Boden gefallen.«

»Ich hoffe, du hast nicht gekichert.«

»Eine Weile. Aber dann hat Brendon damit angefangen, und wir konnten gar nicht mehr aufhören.« »Sag Agent Kellogg guten Tag.«

Maggie tat es, doch Wes nickte nur und wandte den Blick ab. Dance sah die Abneigung sofort.

»Möchtest ihr eine heiße Schokolade?«, fragte sie.

»Ja!«, rief Maggie. Wes sagte, er hätte auch gern eine.

Dance klopfte die Taschen ihrer Jacke ab. Kaffee gab es hier gratis, aber alles andere erforderte Münzen, und sie hatte ihre Handtasche im Büro vergessen. Auch Edie hatte kein Kleingeld dabei.

»Ich gebe eine Runde aus«, sagte Kellogg und griff in die Tasche.

»Mom«, sagte Wes schnell. »Ich möchte doch lieber Kaffee.«

Der Junge hatte erst ein- oder zweimal im Leben an einer Tasse Kaffee genippt und den Geschmack widerlich gefunden.

»Ich will auch Kaffee«, fiel Maggie ein.

»Kein Kaffee. Heiße Schokolade oder Limo.« Dance nahm an, dass Wes nichts haben wollte, wofür der FBI-Agent bezahlte. Was ging hier vor? Dann erinnerte sie sich daran, wie er Kellogg am Vorabend im Garten gemustert hatte. Sie hatte geglaubt, es sei um Winstons Waffe gegangen; nun wurde ihr klar, dass Wes den Mann taxiert hatte, der von seiner Mutter zur Party seines Großvaters eingeladen worden war. War Winston Kellogg in seinen Augen der neue Brian?

»Okay«, sagte ihre Tochter. »Schokolade.«

»Schon in Ordnung«, murmelte Wes. »Ich möchte nichts.«

»Ach was, ich leihe eurer Mutter das Geld«, sagte Kellogg und gab ihnen die Münzen.

Die Kinder nahmen sie, Wes nur widerwillig und erst nachdem seine Schwester zugegriffen hatte.

»Danke«, brummte Wes. »Vielen Dank«, sagte Maggie.

Edie holte sich einen Kaffee und setzte sich zu ihnen an den wackligen Tisch. Kellogg bedankte sich bei Dances Mutter noch einmal für das gestrige Abendessen und erkundigte sich nach Stuart. Dann wandte er sich den Kindern zu und fragte sich laut, ob sie wohl gern angeln gingen.

»Geht so«, sagte Maggie. Aber in Wahrheit fand sie nichts daran.

Wes war ein leidenschaftlicher Angler, doch er sagte: »Eigentlich nicht. Wissen Sie, das ist so langweilig.«

Dance wusste, dass Kellogg nur das Eis brechen wollte und seine Frage vermutlich auf die Party zurückging, wo er sich mit ihrem Vater über das Angeln in der Monterey Bay unterhalten hatte. Sie bemerkte einige Stressreaktionen - er versuchte zu sehr, einen guten Eindruck zu hinterlassen, schätzte sie.

Wes verstummte und trank einen Schluck Schokolade, während Maggie die Erwachsenen mit einem ausführlichen Bericht über die vormittäglichen Ereignisse im Musiklager erfreute, einschließlich einer detaillierten Wiederholung des Papierkorbstreichs.

Kathryn ärgerte sich, dass das Problem mit Wes dermaßen schnell wieder aufgetreten war... noch dazu ohne triftigen Grund. Kellogg und sie gingen ja nicht mal miteinander aus.

Aber Dance kannte die üblichen Elternteile und brachte Wes binnen weniger Minuten dazu, begeistert von seinem morgendlichen Tennismatch zu erzählen. Kelloggs Haltung veränderte sich ein- oder zweimal, und Dance las aus seiner Körpersprache ab, dass er ebenfalls Tennis spielte und am liebsten etwas zum Thema beigesteuert hätte. Doch ihm war nicht entgangen, dass Wes sich ihm gegenüber ambivalent verhielt, und so hörte er lächelnd zu, ohne etwas zu sagen.

Schließlich sagte Dance, sie müsse zurück an die Arbeit und würde die drei noch hinausbegleiten. Kellogg

fügte hinzu, er wolle derweil Rücksprache mit der FBI-Dienststelle San Francisco halten.

»Es war schön, euch alle zu sehen.« Er winkte.

Edie und Maggie verabschiedeten sich von ihm. Wes nach einem Moment auch - nur um nicht hinter seiner Schwester zurückzustehen, spürte Dance.

Kellogg ging den Flur hinunter zu seinem einstweiligen Büro.

»Kommst du zum Abendessen nach Hause?«, fragte Maggie.

»Ich werd's versuchen, Mags.« Nie etwas versprechen, das man womöglich nicht halten kann.

»Aber falls sie es nicht schafft, worauf hättet ihr Appetit?«, fragte Edie.

»Pizza«, sagte Maggie sofort. »Mit Knoblauchbrot. Und zum Nachtisch Pfefferminzeis mit Schokostückchen.«

»Und ich möchte ein Paar Ferragamos«, sagte Dance.

»Was ist das denn?«

»Schuhe. Aber was wir wollen und was wir bekommen, sind manchmal zwei verschiedene Dinge.«

Ihre Mutter legte ein anderes Angebot auf den Tisch. »Wie wäre es mit einem großen Salat? Mit geräucherten Shrimps?«

»Klar.«

»Das klingt gut«, sagte Wes. Zu ihren Großeltern waren die Kinder stets überaus artig.

»Aber ich glaube, Knoblauchbrot sollte möglich sein«, fügte Dance hinzu, was ihm endlich ein Lächeln entlockte.

Vor dem CBI-Gebäude wollte einer der Verwaltungsangestellten sich soeben auf den Weg nach Sahnas machen, um einige Unterlagen beim Monterey County Sheriff's Office abzugeben.

Er sah einen dunklen Wagen auf den Parkplatz einbiegen. Die junge Frau am Steuer trug trotz des trüben Wetters eine Sonnenbrille und schaute sich um. Sie

kennt sich hier nicht aus, dachte der Mann. Aber das gab es hier häufig; immerhin kamen ständig fremde Leute her, ob nun als Verdächtige oder Zeugen, ob nun freiwillig oder widerstrebend und sich beklagend. Die Frau warf einen Blick in den Innenspiegel, setzte eine Mütze auf und stieg aus. Sie ging jedoch nicht zum Haupteingang, sondern zu dem Mann.

»Verzeihung.«

»Ja, Ma'am?«

»Ist dies das California Bureau of Investigation?«

Vor dem Haus gab es ein großes Schild, auf dem genau diese vier Worte standen. Aber als guter Staatsdienner sagte der Mann einfach: »Ganz recht. Kann ich Ihnen helfen?«

»Arbeitet hier eine gewisse Agent Dance?«

»Kathryn Dance. Ja.«

»Ist sie zurzeit da?«

»Das weiß...« Der Mann schaute quer über den Parkplatz und lachte auf. »He, wissen Sie was, Miss? Das da drüben ist sie, die jüngere der beiden Frauen.«

Er sah Dance mit ihrer Mutter und den beiden Kindern, die er bei ein oder zwei Gelegenheiten getroffen hatte.

»Okay. Vielen Dank, Officer.«

Der Angestellte berichtigte sie nicht. Es gefiel ihm, fälschlich für einen echten Polizeibeamten gehalten zu werden. Er stieg in seinen Wagen und fuhr zur Ausfahrt. Als er zufällig einen Blick in den Rückspiegel warf, sah er die Frau immer noch dort stehen, wo er sie gerade verlassen hatte. Sie schien besorgt zu sein.

Er hätte ihr sagen können, dass dazu kein Grund bestand. Seiner Meinung nach gehörte Kathryn Dance zu den nettesten Menschen des gesamten CBI.

Dance schloss die Tür des Wagens ihrer Mutter. Dank seines Hybridantriebs rollte der Prius leise summend

vom Parkplatz, und Kathryn winkte ihm zum Abschied hinterher.

Sie beobachtete, wie das silberne Auto die gewundene Straße zum Highway 68 entlangfuhr. Sie war beunruhigt. Juan Millars Worte gingen ihr einfach nicht aus dem Kopf.

Tötet mich...

Der arme Kerl.

Die Vorwürfe des Bruders hatten zwar nichts damit zu tun, aber Kathryn Dance fühlte sich tatsächlich schuldig, dass sie Juan nach unten zum Zellentrakt geschickt hatte. Er war die logische Wahl gewesen, aber sie fragte sich, ob der junge Beamte sich womöglich sorgloser verhalten hatte als dies bei einem erfahreneren Kollegen der Fall gewesen wäre. Es schien unvorstellbar, dass Pell es geschafft hätte, Michael O'Neil oder den kräftigen Albert Stemple zu überrumpeln - oder auch Dance persönlich.

Kathryn drehte sich um und dachte an die ersten Momente des Feuers und der Flucht zurück. Sie hatten so schnell reagieren müssen. Hätte sie lieber warten und ihre Strategie besser überdenken sollen?

Könnte, hätte, sollte. Nachträgliche Zweifel waren feste Bestandteile im Leben eines Cops.

Auf dem Rückweg zum Gebäude summte sie Julieta Venegas' Lied vor sich hin. Die berauschende Melodie wirbelte durch ihre Gedanken - und führte sie weg von Juan Millars schrecklichen Verletzungen und furchtbaren Worten und von Susan Pembertons Tod... und von den Augen ihres Sohnes, deren fröhlicher Ausdruck verschwunden war, als der Junge seine Mutter mit Winston Kellogg gesehen hatte.

Was sollte sie damit anfangen?

Dance ging weiter über den menschenleeren Parkplatz auf den Eingang des CBI zu und war froh, dass es aufgehört hatte zu regnen.

Kurz vor der Treppe hörte sie plötzlich Schritte auf dem Asphalt, drehte sich um und sah, dass eine Frau sich ihr - weitgehend lautlos - von hinten genähert hatte. Sie war nur noch zwei Meter entfernt und kam genau auf Dance zu.

Kathryn blieb stehen.

Die Frau ebenfalls. Sie verlagerte ihr Gewicht von einem Bein aufs andere. »Agent Dance... ich...«

Einen Moment lang sprach keine von ihnen ein Wort. »Ich habe meine Meinung geändert«, sagte Samantha McCoy dann. »Ich möchte helfen.«

...Zweiunddreißig

»Nach Ihrem Besuch konnte ich nicht schlafen. Und als ich hörte, dass er nun auch noch diese Frau ermordet hat, musste ich einfach herkommen.«

Samantha, Dance und Kellogg waren in ihrem Büro. Die Frau saß aufrecht da und schaute beständig von einem zum anderen, jeweils höchstens für eine Sekunde.

»Richtig so«, sagte Kellogg.

»Warum hat er das getan?«

»Das wissen wir nicht. Wir untersuchen es derzeit. Ihr Name war Susan Pemberton. Sie hat für eine gewisse Eve Brock gearbeitet. Sagen diese Namen Ihnen irgendetwas?«

»Nein.«

»Es handelt sich um eine Veranstaltungsagentur. Pell hat alle Akten mitgenommen und vermutlich zerstört. Es muss etwas darin gestanden haben, das er geheim halten wollte. Oder er interessiert sich für irgendein bevorstehendes Ereignis. Können Sie sich vorstellen, was das sein könnte?«

»Nein, tut mir leid.«

»Ich möchte Sie so bald wie möglich mit Linda und Rebecca zusammenbringen«, sagte Dance. »Die sind beide gekommen?« »Ja.«

Samantha nickte langsam.

»Ich muss hier noch ein paar Dinge erledigen und komme später hinzu«, sagte Kellogg.

Dance sagte Maryellen Kresbach, wo sie zu erreichen sein würde, und verließ mit Samantha McCoy das Gebäude. Zunächst musste Samantha ihren Wagen in der bewachten Tiefgarage des CBI abstellen, damit niemand das Fahrzeug sehen konnte. Dann stiegen sie beide in Dances Ford.

Samantha legte den Gurt an und starrte nach vorn. »Eine Sache noch«, platzte es unvermittelt aus ihr heraus. »Mein Mann, seine Familie... meine Freunde. Die wissen immer noch nichts.«

»Was haben Sie ihm erzählt, um Ihre Abwesenheit zu erklären?«

»Eine Verlagskonferenz... Was ist mit Linda und Rebecca? Ich möchte nicht, dass sie meinen neuen Namen oder etwas über meine Familie erfahren.«

»Kein Problem. Ich habe den beiden nichts erzählt, das sie nicht schon gewusst haben. Also, sind Sie bereit?«

Ein zittriges Lächeln. »Nein, nicht im Mindesten. Aber, okay, lassen Sie uns fahren.«

Als sie bei dem Hotel eintrafen, sprach Dance mit dem Deputy des MCSO, der draußen Wache hielt, und erfuhr, dass es weder im noch rund um das Haus besondere Vorkommnisse gegeben hatte.

Sie bedeutete Samantha, sie möge aussteigen. Die Frau zögerte, verließ dann den Wagen, kniff die Augen zusammen und sah sich genau um. Angesichts der Umstände war ihre Vorsicht natürlich verständlich, aber Dance spürte, dass noch mehr dahintersteckte.

Samantha lächelte matt. »Die Gerüche, das Geräusch der Brandung ... ich bin seit dem Prozess nicht mehr auf der Halbinsel gewesen. Mein Mann bittet mich dauernd, doch mal einen Wochenendausflug hierher zu unternehmen. Ich habe dann immer eine tolle Ausrede parat. Allergien, Übelkeit beim Autofahren, eilige Manuskripte, die bearbeitet werden müssen.« Ihr Lächeln erstarb. Sie schaute zu dem Haus. »Hübsch.«

»Es hat nur zwei Schlafzimmer. Ich habe nicht mit Ihnen gerechnet.«

»Falls es eine Couch gibt, kann ich darauf schlafen. Bitte machen Sie sich keine Mühe.«

Samantha die Anspruchslose, die Zurückhaltende, erinnerte Dance sich.

Maus.

»Ich hoffe, es wird nur eine Übernachtung nötig sein.« Kathryn Dance trat vor und klopfte an die Tür zur Vergangenheit.

Der Toyota stank nach Zigarettenqualm, was Daniel Pell hasste.

Er selbst hatte nie geraucht, obwohl er während seiner Zeit in San Quentin und Capitola mit Zigaretten gehandelt hatte wie ein Makler auf dem Parkett einer Aktienbörsse. Die Angehörigen seiner Familie hatten rauuchen dürfen - aus jeder Art von Abhängigkeit lässt sich natürlich Kapital schlagen -, aber er verabscheute den Geruch. Er musste dann immer an seine Jugend denken, sah seinen Vater in dessen großem Lehnsessel sitzen, in der Bibel lesen, sich Notizen für Predigten machen, die niemand je zu hören bekommen würde, und dabei rauchen wie ein Schlot. (Daneben seine Mutter, rauchend und trinkend.) Sein Bruder rauchte zwar nicht und tat auch sonst kaum etwas, zerrte den jungen Daniel aber aus jedem seiner Verstecke - dem Schrank, dem Baumhaus, dem Badezimmer im Keller. »Ich mach doch die ganze Drecksaarbeit nicht allein.«

Am Ende machte sein Bruder überhaupt nichts von der Arbeit; er drückte Daniel lediglich einen Putzeimer, eine Toilettenbürste oder ein Geschirrtuch in die Hand und traf sich mit seinen Freunden. Wenn er wieder nach Hause kam, verpasste er seinem Bruder gelegentlich eine Tracht Prügel, falls nicht alles picobello war -und manchmal sogar dann.

Reinlichkeit, mein Sohn, ist ein Ausdruck von Gottesfurcht. Daran ist viel Wahres. Und jetzt polier die Aschenbecher. Ich möchte, dass sie funkeln.

Pell und Jennie fuhren nun mit offenen Fenstern durch die Gegend, sodass Kiefernduft und kalte salzige Luft durch den Wagen wirbelten.

Jennie rieb sich mal wieder die Nase, als wolle sie den Höcker wegmassieren, und blieb still. Sie war zufrieden, schnurrte zwar nicht, aber hatte sich beruhigt. Seine Reserviertheit am Vorabend, nachdem sie am Strand davor zurückgeschreckt war, ihm bei dem vermeintlichen Mord an Susan Pemberton zu helfen, hatte genau den gewünschten Effekt gehabt. Sie waren ins Sea View Motel zurückgekehrt, und Jennie hatte das Einzige getan, von dem sie wusste, dass es ihr erneut seine Zuneigung sichern würde - und zwar zwei anstrengende Stunden lang. Zunächst hatte er sich gesträubt und mürrisch getan, aber sie hatte sich nur umso mehr bemüht. Allmählich fand sie sogar Gefallen am Schmerz. Es erinnerte ihn an einen Ausflug, den die Familie vor vielen Jahren zur Carmel Mission unternommen hatte. Dort hatte er von Mönchen erfahren, die sich eigenhändig blutig peitschten und so im Namen Gottes in Verzückung gerieten.

Aber das ließ Daniel Pell schon wieder an seinen untersetzten Vater denken, wie er ihn mit leerem Blick über die Bibel hinweg und durch eine Wolke aus Zigarettenrauch ansah, also schob er die Erinnerung beiseite.

Nach dem Sex gestern Abend hatte er sich Jennie gegenüber wieder etwas freundlicher verhalten. Aber dann war er nach draußen gegangen und hatte so getan, als würde er telefonieren.

Nur um sie im Unklaren zu lassen.

Bei seiner Rückkehr hatte sie sich nicht nach dem Anruf erkundigt. Pell hatte sich wieder dem Material aus Susan Pembertons Büro zugewandt und war online gegangen.

Heute Morgen hatte er Jennie mitgeteilt, dass er jemanden besuchen müsse. Dann hatte er es wirken lassen und ihre zunehmende Unsicherheit verfolgt - die Berührungen der Nase, das halbe Dutzend Mal »mein Schatz« -, bevor er schließlich sagte: »Ich möchte, dass du mitkommst.«

»Wirklich?« Ein durstiger Hund, der etwas Wasser aufleckte.

»Ja. Aber ich weiß nicht. Vielleicht ist es zu schwierig für dich.«

»Nein. Ich möchte aber. Bitte.« »Wir werden sehen.«

Sie hatte ihn zurück zum Bett gezogen und dort das Spiel um das Gleichgewicht der Kräfte fortgesetzt. Er ließ sich vorübergehend wieder in ihr Lager lotsen.

Nun aber während der Fahrt hatte er keinerlei Interesse an ihrem Körper und alles wieder fest unter Kontrolle.

»Wegen gestern, am Strand...«, sagte er. »Ich war irgendwie in komischer Stimmung. So ist das immer bei mir, wenn etwas in Gefahr gerät, das mir viel bedeutet.« Es war eine Art Entschuldigung - wer kann dem schon widerstehen? - sowie die Mahnung, dass es erneut geschehen könnte.

»Das ist eines der Dinge, die ich an dir liebe, Schatz.«

Kein »mein Schatz« mehr. Gut.

Als Pell noch im Besitz seiner Familie gewesen war, sorgsam versteckt in der kleinen Stadt Seaside, hatte er

sich zahlreicher Techniken bedient, um Jimmy und die Mädchen zu kontrollieren. Er hatte ihnen gemeinschaftliche Ziele vorgegeben, alle Belohnungen gleichmäßig verteilt und ihnen Aufgaben übertragen, ohne den Grund dafür zu nennen. Er hatte sie so sehr im Unbewussten belassen, dass es sie fast bei lebendigem Leib aufgefressen hätte.

Und er hatte getan, womit sich am zuverlässigsten die Ergebenheit stärken und jede Unstimmigkeit vermeiden ließ - er hatte einen gemeinsamen Feind geschaffen.

»Wir haben noch ein Problem, Liebling«, sagte er nun.

»Oh. Fahren wir da jetzt hin?« Ein Griff zur Nase. Es war ein erstklassiger Stimmungsmesser.

»Genau.«

»Ich sagte doch schon, Schatz, das Geld ist mir egal. Du brauchst es mir nicht zurückzuzahlen.«

»Das hier hat nichts damit zu tun. Es ist wichtiger. Viel wichtiger. Ich bitte dich nicht darum, zu tun, was ich gestern getan habe. Du sollst niemandem Schaden zufügen. Aber ich brauche ein wenig Hilfe. Und ich hoffe, du wirst mir helfen.«

Er spielte sorgfältig mit der Betonung.

Sie würde jetzt über das vorgetäuschte Telefonat vom letzten Abend nachdenken. Mit wem hatte er gesprochen? Mit jemandem, den er außer ihr um Hilfe bitten konnte?

»Klar, ich tue, was ich kann.«

Sie fuhren an einer hübschen, etwa achtzehnjährigen Brünetten vorbei, die auf dem Bürgersteig ging. Pell registrierte sofort ihre Körperhaltung und Miene - den entschlossenen Schritt, das wütende, nach unten gerichtete Gesicht, das ungekämmte Haar -, die darauf schließen ließen, dass sie nach einem Streit die Flucht ergriffen hatte. Vielleicht vor ihren Eltern, vielleicht vor ihrem Freund. So herrlich verletzlich. Ein Tag Arbeit

und Daniel Pell hätte sie davon überzeugt, mit ihm abzuhauen...

Der Rattenfänger...

Doch nun war natürlich nicht der geeignete Augenblick dafür, und er ließ sie ziehen. Er verspürte die Enttäuschung eines Jägers, der leider nicht am Straßenrand halten und den perfekten Rehbock schießen kann, der auf einem nahen Feld steht. Trotzdem ließ er sich nicht aus der Ruhe bringen; es würde zukünftig noch jede Menge solcher jungen Leute geben.

Außerdem wusste Pell, dass seine Jagdlust schon bald befriedigt werden würde. Er griff nach der Pistole und dem Messer, die in seinem Hosenbund steckten.

... Dreiunddreißig

Auf dem Gelände des Point Lobos Inn öffnete Rebecca Sheffield die Tür des kleinen Hauses. »Willkommen zurück«, begrüßte sie Dance. »Wir haben geplaudert und Ihr Geld beim Zimmerservice verprasst.« Sie nickte in Richtung einer Flasche Jordan Cabernet, von dem nur sie trank.

Rebecca schaute zu Samantha und erkannte sie nicht. »Hallo«, sagte sie und glaubte wahrscheinlich, die Fremde sei eine weitere Beamtin, die mit dem Fall zu tun hatte.

Die Frauen gingen hinein. Dance schloss und verriegelte die Tür.

Samantha sah von einer Frau zur anderen. Es schien, als habe sie ihre Stimme verloren, und einen Moment lang fürchtete Dance, sie würde sich umdrehen und weglauen.

Rebecca stutzte und sah genauer hin. »Augenblick. O mein Gott!«

Linda runzelte fragend die Stirn.

»Erkennst du sie denn nicht?«, rief Rebecca.

»Was meinst du...? Halt... Bist du das, Sam?«

»Hallo.« Die schlanke Frau war vollkommen verunsichert. Ihr fahriger Blick wanderte ständig umher.

»Dein Gesicht«, sagte Linda. »Du siehst so anders aus. Wow.«

Samantha zuckte die Achseln und wurde rot.

»Ja, hübscher. Und du hast etwas Fleisch auf den Rippen. Endlich. Du warst so eindürres kleines Ding.« Rebecca trat vor und umarmte Samantha fest. Dann legte sie ihr die Hände auf die Schultern und lehnte sich zurück. »Großartige Arbeit... Was wurde alles gemacht?«

»Implantate am Kiefer und den Wangenknochen. Viel an den Lippen und Augen. Natürlich die Nase. Und...« Sie sah auf die Rundung ihrer Brust und lächelte.

»Ich kann es gar nicht glauben«, sagte Linda weinend und nahm sie ebenfalls in den Arm.

»Wie heißt du jetzt?«

»Das möchte ich lieber nicht verraten«, sagte sie, ohne die beiden anzusehen. »Und hört mir gut zu. Bitte. Ihr dürft niemandem von mir erzählen. Falls Daniel gefangen wird und ihr mit den Medien sprechen möchtet, erwähnt mich bitte nicht.«

»Kein Problem.«

»Weiß dein Mann denn nicht Bescheid?«, fragte Linda mit Blick auf Samanthas Ehering. Sie schüttelte den Kopf.

»Wie hast du das bloß geschafft?«, fragte Rebecca.

Samantha schluckte vernehmlich. »Ich lüge. Ganz einfach.«

Dance wusste, dass Ehepartner einander relativ häufig belügen, wenngleich nicht so oft wie unverheiratete Paare. Doch die meisten dieser Lügen sind trivial; nur sehr wenige beinhalten so fundamentale Dinge wie in Samanthas Fall.

»Das muss schwierig sein«, sagte Rebecca. »Du brauchst ein gutes Gedächtnis.«

»Mir bleibt keine andere Wahl«, fügte Samantha hinzu. Dance erkannte die kinesischen Anzeichen für eine Abwehrhaltung - die Rücknahme der Gliedmaßen, das Schrumpfen der Statur, die ausweichenden Blicke, der widerwillige Tonfall. Diese Frau war ein Vulkan aus Stress.

»Aber er muss doch wissen, dass du im Knast warst«, sagte Rebecca.

»Ja.«

»Und wie hast du...?«

»Ich habe ihm erzählt, es sei ein Wirtschaftsvergehen gewesen. Dass ich meinem Chef geholfen hätte, einige Aktien zu unterschlagen, weil seine Frau eine Operation brauchte.«

»Und das hat er dir geglaubt?«

Samantha warf Rebecca einen zaghaften Blick zu. »Er ist ein guter Mann. Aber er würde seine Sachen packen, falls er die Wahrheit wüsste. Dass ich in einem Kult...«

»Das war kein Kult«, warf Linda sofort ein.

»Was auch immer es gewesen ist, Daniel Pell hatte damit zu tun. Das wäre Grund genug, mich zu verlassen. Und ich könnte es ihm nicht verübeln.«

»Was ist mit deinen Eltern?«, fragte Rebecca. »Haben die eine Ahnung?«

»Meine Mutter ist tot, und mein Vater hat so viel mit meinem Leben zu tun wie schon immer, nämlich gar nichts. Aber das wisst ihr ja noch. Tut mir leid, ich möchte lieber nicht darüber reden.«

»Na klar, Sam«, sagte Rebecca.

Dance kam wieder auf den Fall zu sprechen. Zunächst schilderte sie den Frauen die Einzelheiten des Mordes an Susan Pemberton und erwähnte die gestohlenen Firmenunterlagen.

»Sind Sie sicher, dass er es war?«, fragte Linda.

»Ja. Es sind seine Fingerabdrücke.«

Sie schloss die Augen und murmelte ein Gebet. Rebeccas Miene verhärtete sich wütend.

Keine der Frauen hatte je den Namen Pemberton oder von der Brock Company gehört. Sie konnten sich an keine Veranstaltung erinnern, die Pell besucht haben könnte und auf der es einen Partyservice gegeben hatte.

»Unser Leben damals hatte wenig mit Schlipps und Kragen zu tun«, sagte Rebecca.

Dance fragte nun Samantha nach Pells Komplizin, aber genau wie die anderen hatte sie keine Ahnung, um wen es sich bei der Frau handeln könnte. Sie erinnerte sich auch nicht daran, dass er jemals Charles Pickering oder Redding erwähnt hätte. Dance berichtete ihnen von Richard Pells E-Mail und fragte, ob sie ihn je kennengelernt hätten.

»Wen?«, fragte Rebecca.

Dance erklärte es.

»Ein älterer Bruder?«, unterbrach Linda. »Nein, Scotty war jünger. Und er ist gestorben, ein Jahr bevor ich Daniel getroffen habe.«

»Er hatte einen Bruder?«, fragte Rebecca. »Mir hat er erzählt, er sei ein Einzelkind.«

Dance beschrieb ihnen, zu welchen Straftaten Pell die Schwägerin seines Bruders angestiftet hatte.

Linda schüttelte den Kopf. »Nein, nein. Sie irren sich. Der Name seines Bruders war Scott, und er war geistig behindert gewesen. Das ist einer der Gründe, aus dem Daniel und ich uns gleich so gut verstanden haben. Mein Cousin leidet nämlich an einer zerebralen Lähmung.«

»Und ich bekam zu hören, er habe keine Geschwister, genau wie ich«, sagte Rebecca und lachte auf. »Er hat gelogen, um sich bei uns einzuschmeicheln. Was hat er dir erzählt, Sam?«

Sie zögerte eine Weile. »Richard war älter«, sagte sie dann. »Er und Daniel haben sich überhaupt nicht ver-

standen. Richard hat ihn schikaniert. Ihre Mutter war ständig betrunken und hat nie saubergemacht, also bestand der Vater darauf, dass die Jungen das übernehmen. Aber Richard hat Daniel gezwungen, die ganze Arbeit allein zu erledigen, und ihn verprügelt, wenn er sich geweigert hat.«

»Dir hat er die Wahrheit gesagt?«, fragte Linda pikiert.

»Na ja, er hat es irgendwann erwähnt.«

»Ein Punkt für die Maus.« Rebecca lachte.

»Er hat mir erzählt, niemand sonst in der Familie solle von seinem Bruder erfahren«, sagte Linda. »Und dass er nur mir vertrauen würde.«

»Ich sollte nicht verraten, dass er ein Einzelkind sei«, sagte Rebecca.

Linda wirkte besorgt. »Wir alle schwindeln manchmal. Ich wette, der Zwischenfall mit der Schwägerin, von dem der Bruder erzählt hat, ist entweder gar nicht passiert oder war längst nicht so schlimm, und der Bruder hat ihn als Vorwand benutzt, um den Kontakt abzubrechen.«

Rebecca war eindeutig anderer Ansicht.

Dance nahm an, dass Pell sowohl Linda als auch Rebecca für potenziell größere Bedrohungen gehalten hatte als Samantha. Linda war die Mutter der Familie und würde daher einige Autorität besitzen. Rebecca war forsch und nahm kein Blatt vor den Mund. Samantha hingegen... er hatte sie viel besser unter Kontrolle und wusste, dass er ihr die Wahrheit anvertrauen konnte - nun ja, einen Teil der Wahrheit.

Dance war froh, dass die Frau beschlossen hatte, ihnen behilflich zu sein.

Ihr fiel auf, dass Samantha die Kaffeekanne ansah. »Möchten Sie eine Tasse?«

»Ich bin ein bisschen müde. Ich hab in letzter Zeit nicht viel geschlafen.«

»Willkommen im Club«, sagte Rebecca.

Samantha erhob sich halb, aber Dance bedeutete ihr, sie solle Platz behalten. »Milch, Zucker?«

»Ach, bemühen Sie sich nicht. Ehrlich.«

Kathryn fiel auf, dass Linda und Rebecca sich angesichts Samanthas gewohnter Schüchternheit anlächelten.

Maus...

»Danke. Milch.«

»Linda hat erwähnt, Pell habe sich vielleicht irgendwo aufs Land zurückziehen wollen, auf einen >Berggipfel<«, fuhr Dance fort. »Haben Sie eine Vorstellung, was er damit gemeint hat?«

»Tja, Daniel hat öfter zu mir gesagt, er würde gern aufs Land ziehen. Zusammen mit der Familie. Es war ihm sehr wichtig, mit dem Rest der Welt so wenig wie möglich zu tun zu haben. Er hat weder Nachbarn gemocht noch die Regierung. Und er wollte mehr Platz haben. Die Familie sollte noch wachsen.«

»Wirklich?«, fragte Rebecca.

Linda äußerte sich nicht dazu.

»Hat er je Utah erwähnt?«

»Nein.«

»Welcher Ort hat ihm wohl vorgeschwabt?« »Das hat er nie gesagt. Aber es klang so, als habe er lange und ernsthaft darüber nachgedacht.« Dance fiel ein, dass er eventuell ein Boot benutzt hatte, um vom Fundort der letzten Leiche zu fliehen. »Hat er vielleicht je von einer Insel gesprochen?«

Samantha lachte. »Eine Insel? Auf keinen Fall.«

»Warum nicht?«

»Er hat schreckliche Angst vor dem Wasser und würde niemals ein Fahrzeug benutzen, das schwimmt.«

Linda sah sie ungläubig an. »Das wusste ich gar nicht.«

Auch für Rebecca war das neu. Sie lächelte gequält.
»Natürlich nicht. Seine Ängste hat er nur mit seiner Maus geteilt.«

»Daniel hat gesagt, der Ozean sei eine andere Welt. Menschen hätten dort nichts verloren. Man solle sich nicht an einem Ort aufhalten, den man nicht beherrschen könne. Mit dem Fliegen war es genauso. Er hat Piloten oder Flugzeugen nicht getraut.«

»Wir dachten uns, er könnte womöglich mit einem Boot vom letzten Tatort geflohen sein.« »Unmöglich.« »Sind Sie sich sicher?« »Absolut.«

Dance entschuldigte sich für einen Moment, rief Rey Carraneo an und ließ ihn die Suche nach gestohlenen Booten abbrechen. Als sie die Verbindung trennte, ging ihr unwillkürlich durch den Kopf, dass O'Neil sich geirrt und Kellogg recht behalten hatte.

»Nun würde ich mich gern mit den Motiven beschäftigen, die ihn zum Bleiben bewegt haben. Was ist mit Geld?« Sie führte den von Rebecca erwähnten Hauptgewinn an - einen Raubüberfall oder Einbruch, irgendein großes Ding. »Ich dachte mir, er könnte in der Gegend geblieben sein, weil er hier Geld oder etwas Wertvolles versteckt hat. Oder er will noch irgendetwas erledigen. Könnte es mit den Croyton-Morden zu tun haben?«

»Geld?« Samantha schüttelte den Kopf. »Nein, das glaube ich nicht.«

»Ich weiß aber, dass er es gesagt hat«, bekräftigte Rebecca.

»Oh, nein, das bestreite ich auch gar nicht«, versicherte die Maus schnell. »Aber für ihn dürfte das Wort >Hauptgewinn< einfach etwas anderes bedeutet haben als für uns. Er beging nicht gern Straftaten, die zu offensichtlich waren. Wir sind in Häuser eingebrochen...« »Na ja, kaum«, korrigierte Linda.

Rebecca seufzte. »Mensch... wir sind doch ständig irgendwo eingestiegen, Linda. Und lange bevor ich mich

euch angeschlossen habe, seid ihr schon eifrig bei der Sache gewesen.«

»Das wurde übertrieben dargestellt.«

Samantha äußerte sich zu keiner der beiden Frauen und wirkte verunsichert, als fürchte sie, man würde sie auffordern, abermals als Schiedsrichterin zu fungieren. »Er hat gesagt, falls wir etwas zu Illegalem täten, würde die Presse darüber berichten, und dann säße uns die Polizei im Nacken«, fuhr sie fort. »Von Banken und Läden, in denen man seine Schecks einlösen kann, haben wir uns immer ferngehalten. Zu viele Sicherheitsvorkehrungen, zu riskant.« Sie zuckte die Achseln. »Wie dem auch sei, bei all den Diebstählen ging es nie ums Geld.«

»Nicht?«, fragte Dance.

»Nein. Mit regulären Jobs hätten wir genauso viel verdienen können. Aber das fand Daniel nicht aufregend genug. Es gefiel ihm, Leute dazu zu bewegen, Dinge zu tun, die sie eigentlich nicht tun wollten. Das war sein Kick.«

»Bei dir klingt das so, als hätten wir nichts anderes gemacht«, sagte Linda.

»So habe ich es nicht gemeint...«

»Wir waren keine Verbrecherbande.«

Rebecca ignorierte Linda. »Ich glaube, er hatte es definitiv auf das Geld abgesehen.«

Samantha lächelte unschlüssig. »Nun ja, es kam mir jedenfalls so vor, als ginge es ihm eher darum, andere zu manipulieren. Er hat nicht viel Geld gebraucht. Es war ihm nicht sehr wichtig.«

»Für seinen Berggipfel musste er ja schließlich irgendwie bezahlen«, wandte Rebecca ein.

»Das mag sein. Ich könnte mich durchaus irren.«

Dance spürte, dass dies ein wichtiger Schlüssel zum Verständnis von Pells Charakter war. Sie stellte daher weitere Fragen zu den kriminellen Aktivitäten und hoff-

te, damit vielleicht einige besondere Erinnerungen auszulösen.

»Daniel war gut, das muss man ihm lassen«, sagte Samantha. »Obwohl ich wusste, dass unsere Taten falsch waren, konnte ich nicht anders, als ihn zu bewundern. Er wusste immer, wo man am besten fremde Taschen leeren oder in Häuser einbrechen konnte. Wie die Überwachung in Kaufhäusern funktionierte, welche Designerlabel mit Sicherheitsetiketten ausgestattet waren und welche nicht, welcher Angestellte eine Reklamation ohne Kassen-bon vornehmen würde.«

»Alle stellen ihn als einen so schrecklichen Verbrecher hin«, sagte Linda. »Aber in Wahrheit war es für ihn bloß ein Spiel. Wir haben uns zum Beispiel verkleidet. Wisst ihr noch? Perücken, andere Klamotten, falsche Brillen. Es war alles nur harmloser Spaß.«

Rebecca und Samantha erzählten noch etwas mehr über die Diebstähle. Lauter kleinere Vergehen, die ihnen einige hundert Dollar pro Woche eingebracht hatten. Dance war geneigt, Samanthas Theorie zuzustimmen, dass es Pell mehr um Macht als um Geld gegangen war, wenn er die Familie für diese Missionen ausgesandt hatte.

»Was ist mit der Verbindung zu Charles Manson?«

»Oh«, sagte Samantha. »Es gab keine Verbindung zu Manson.«

Dance war überrascht. »In den Zeitungen stand aber etwas anderes.«

»Tja, Sie kennen die Presse doch.« Samantha widersprach wie üblich nur ungern, aber sie war sich in diesem Punkt vollkommen sicher. »Er hat zwar die ganzen Bücher gelesen und sich Notizen gemacht, aber er hielt Manson für ein eher abschreckendes Beispiel.«

Doch Linda schüttelte den Kopf. »Nein, nein, wozu hatte er sonst all diese Bücher und Artikel über ihn?«

Dance wusste noch, dass gegen Linda eine längere Haftstrafe verhängt worden war, weil sie am Abend der Croyton-Morde einen Teil des belastenden Manson-Materials vernichtet hatte. Die junge Frau schien nun besorgt zu sein, ihre Heldentat könne sich als völlig sinnlos erweisen.

»Die einzigen Parallelen waren, dass er mit mehreren Frauen zusammengelebt und uns dazu gebracht hat, Straftaten für ihn zu begehen. Manson hatte sich nicht selbst unter Kontrolle. Er hat behauptet, er sei Jesus, er hat sich ein Hakenkreuz in die Stirn geritzt, er hat geglaubt, er habe übersinnliche Kräfte, er hat über Politik und Rassenunruhen schwadroniert. Er war bloß ein weiteres Beispiel dafür, wie jemand von seinen Emotionen beherrscht werden kann. So wie bei Tätowierungen, Piercings oder verrückten Frisuren. All diese Dinge geben anderen Leuten Informationen über die betreffende Person. Und Information bedeutet Kontrolle. Nein, er war der Ansicht, Manson habe alles falsch gemacht. Seine Helden waren Hitler...«

»Hitler?«, fragte Dance.

»Ja. Allerdings mit Ausnahme der >Judensache<, wie er es nannte. Die hielt er für einen Schwachpunkt. Pell sagte, falls Hitler sich zusammengerissen und die Juden toleriert oder sogar an der Regierung beteiligt hätte, wäre aus ihm der mächtigste Mann aller Zeiten geworden. Aber er habe sich nicht unter Kontrolle gehabt und es daher verdient, den Krieg zu verlieren. Rasputin hat er auch bewundert.«

»Den russischen Mönch?«

»Genau. Er hat sich bis in Nikolajs und Alexandras engste Umgebung vorgearbeitet. Pell gefiel vor allem, wie Rasputin Sex eingesetzt hat, um die Leute zu kontrollieren.« Hier lachte Rebecca auf, und Linda wurde rot. »Und Svengali.«

»Aus diesem Roman namens Trilby?«, fragte Dance.

»Ach«, entgegnete Samantha. »Sie wissen davon? Er hat diese Geschichte geliebt. Linda musste sie ein Dutzend Mal vorlesen.«

»Und ehrlich gesagt, war es eine ziemlich schlechte Geschichte«, warf Rebecca ein.

Dance warf einen Blick in ihr Notizbuch und fragte Samantha nach den Begriffen, die Pell vom Gefängnis aus in die Suchmaschine eingegeben hatte.

»Nimue?«, wiederholte die Frau. »Nein. Aber er hatte mal eine Freundin namens Alison.«

»Bitte?«, fragte Linda.

»Als er in San Francisco gewesen ist, vor unserer Zeit. Sie hat einer Gruppe angehört, die so ähnlich war wie später die Familie.« »Was redest du da?«, fragte Linda.

Samantha nickte und warf Linda einen verunsicherten Blick zu. »Es war aber nicht seine Gruppe. Er ist damals einfach durch die Gegend gezogen, hat Alison getroffen und durch sie einige der Leute aus dem Kult kennengelernt - oder was auch immer das gewesen ist. Daniel hat nicht dazugehört - er ließ sich von niemandem Vorschriften machen -, aber er war davon fasziniert und hat eine Weile dort zugebracht. Dabei hat er viel darüber gelernt, wie man Menschen kontrolliert. Irgendwann wurden die Leute misstrauisch, weil er sich nicht festlegen wollte, also sind er und Alison weggegangen und kreuz und quer durch Kalifornien getrampt. Dann wurde er verhaftet oder wegen irgendwas von der Polizei vernommen, und sie ist nach San Francisco zurückgekehrt. Er hat versucht, sie zu finden, aber es ist ihm nie gelungen. Ich weiß nicht, warum er es ausgerechnet jetzt noch einmal versuchen sollte.«

»Wie war ihr Nachname?«

»Den kenne ich nicht.«

Dance fragte sich laut, ob Pell nach dieser Alison oder jemandem namens Nimue suchte, um sich zu rächen. »Immerhin muss es doch einen triftigen Grund für das

Wagnis gegeben haben, von Capitola aus ins Internet zu gehen, um jemanden aufzuspüren.«

»Oh«, sagte Samantha, »Daniel hat nicht viel von Rache gehalten.«

»Ich weiß nicht, Sam«, wandte Rebecca ein. »Denk an diesen Biker, der in unserer Straße gewohnt hat. Daniel hat ihn fast getötet.«

Dance erinnerte sich daran, dass Nagle ihnen von einem Nachbarn in Seaside erzählt hatte, der von Pell zusammengeschlagen worden war.

»Zunächst mal war das gar nicht Daniel«, sagte Linda. »Jemand anders hat das getan.«

»Nein, ganz im Gegenteil, er hat ihn nach Strich und Faden verprügelt und ihn dabei fast umgebracht.«

»Aber die Polizei hat ihn freigelassen.« Lindas bevorzugter Unschuldsbeweis, dachte Dance. »Nur weil der Kerl sich nicht getraut hat, Anzeige zu erstatten.«

Rebecca sah Samantha an. »War das unser Junge oder nicht?« Samantha wich ihrem Blick aus und zuckte die Achseln. »Mag sein. Ich meine, ja, Daniel hat ihn sich vorgenommen.« Linda schien nicht überzeugt zu sein.

»Aber es ging dabei nicht um Rache... Sehen Sie, der Biker hielt sich für eine Art Paten des Viertels. Er hat versucht, Daniel zu erpressen, und gedroht, ihn bei der Polizei wegen einer frei erfundenen Sache anzuschwärzen. Daniel ist zu ihm gegangen und hat angefangen, seine üblichen Kontrollspielchen mit ihm zu spielen, aber der Mann hat ihn nur ausgelacht und gesagt, Daniel habe einen Tag, um das Geld aufzutreiben.

Wenig später stand ein Krankenwagen vor dem Haus des Bikers. Daniel hatte dem Kerl die Hand- und Fußgelenke gebrochen. Aber nicht aus Rache, sondern weil der Mann immun gegen ihn war. Wer für Daniels Methoden unempfänglich ist, lässt sich nicht von ihm kontrollieren und wird dadurch zu einer Bedrohung.

Und er hat ständig gesagt: Bedrohungen müssen ausgeschaltet werden.<«

»Kontrolle«, sagte Dance. »Mit diesem Wort ist Daniel Pell ziemlich umfassend beschrieben, nicht wahr?«

Zumindest in diesem Punkt ihrer gemeinsamen Vergangenheit schienen die drei Familienmitglieder sich einig zu sein.

... Vierunddreißig

Der Deputy des MCSO saß in seinem Streifenwagen und behielt aufmerksam die Umgebung im Blick: die Grundstücke, die Bäume, die Gärten, die Straße.

Wachdienst - das war der bei weitem langweiligste Teil des Polizeiberufs, dicht gefolgt von Beschattungen, aber da konnte man sich wenigstens halbwegs sicher sein, dass die Zielperson irgendwie Dreck am Stecken hatte. Und das wiederum bedeutete, dass man eventuell die Gelegenheit erhielt, den Schlagstock zu ziehen und ein paar Schädel zu verbeulen. Dass man etwas zu tun bekam.

Aber den Babysitter für Zeugen und andere Menschenfreunde zu spielen - vor allem, wenn die Bösen nicht einmal wussten, wo die Guten steckten -, war nur langweilig.

Man holte sich dabei bloß einen wunden Hintern und wunde Füße und musste sorgfältig die Balance zwischen Kaffeekonsum und Pinkelpausen wahren, damit...

»Oh, verdammt«, murmelte der Deputy. Hätte er nur nicht daran gedacht. Nun musste er plötzlich pinkeln.

Konnte er es riskieren, sich in die Büsche zu schlagen? Keine gute Idee, wenn man berücksichtigte, was für eine Gegend das hier war. Er würde darum bitten müssen, die Toilette drinnen benutzen zu dürfen. Zuerst würde er eine schnelle Runde drehen, um sich zu ver-

gewissern, dass alles in Ordnung war, und dann würde er an die Tür klopfen.

Er stieg aus dem Wagen, ging die Straße hinunter und sah hinter die Bäume und Sträucher. Immer noch nichts Außergewöhnliches. Nur das für diese Umgebung Übliche: Eine Limousine fuhr langsam vorbei, und der Fahrer hatte tatsächlich eine dieser Schirmmützen auf, wie man sie sonst nur in Filmen zu sehen bekam. Eine Hausfrau auf der anderen Straßenseite ließ den Gärtner die Blumen neu anordnen, die er unter ihrem Briefkasten einpflanzen wollte, und der arme Kerl war ganz frustriert wegen ihrer Unentschlossenheit.

Die Frau blickte auf, sah den Deputy und nickte ihm zu.

Er nickte zurück und stellte sich vor, sie würde zu ihm herüberkommen und sagen, dass sie total auf Männer in Uniform abfuhr. Der Deputy hatte von Cops gehört, die Verkehrssünderinnen anhielten und von ihnen aufgefordert wurden, das »Bußgeld« hinter einer Baumreihe am Highway oder auf der Rückbank des Streifenwagens zu kassieren (in manchen Versionen war auch von den Sitzen der Harley-Davidsons die Rede). Aber das waren immer nur Ich-kenne-jemanden-der-jemanden-kennt-Geschichten. Seinen Freunden war so was noch nie passiert. Außerdem fürchtete er, dass er vor Schreck keinen hochbekäme, falls eine Frau - und sei es die scharfe Braut da drüben - ihm eine schnelle Nummer vorschlagen würde.

Was ihn erneut an seine untere Körperregion und damit an seine volle Blase erinnerte.

Dann bemerkte er, dass die Frau winkte und auf ihn zukam. Er blieb stehen.

»Ist alles in Ordnung, Officer?«

»Ja, Ma'am.« Ganz unverbindlich.

»Sind Sie wegen des Wagens hier?«, fragte sie.

»Was für ein Wagen?«

»Da hinten.« Sie streckte den Arm aus. »Vor ungefähr zehn Minuten habe ich gesehen, wie jemand dicht hinter den Bäumen geparkt hat. Das kam mir ein wenig komisch vor. Wissen Sie, es gab hier in letzter Zeit ein paar Einbrüche.«

Beunruhigt ging der Deputy ein Stück in die angezeigte Richtung. Er sah Chrom oder Glas durch die Büsche schimmern. Wenn jemand so weit abseits der Straße parkte, dann um sich zu verstecken.

Pell, dachte er.

Er griff nach der Waffe und ging noch einen Schritt weiter. Wschhhhhh.

Er drehte sich nach dem seltsamen Geräusch um. Im selben Moment traf die Schaufel des Gärtners ihn mit dumpfem Knall an Schulter und Nacken.

Ein Ächzen. Der Deputy ging in die Knie. Vor seinen Augen tanzten mattgelbe Lichter und schwarze Explosionen. »Bitte, nein!«, flehte er.

Aber als Reaktion erhielt er lediglich einen weiteren und diesmal gezielteren Schlag mit der Schaufel.

Daniel Pell in seiner schmutzigen Gärtnerverkleidung zerrte den Cop ins Gebüsch, wo man ihn nicht sehen konnte. Der Mann war nicht tot, nur betäubt und verletzt.

Dann zog er dem Deputy schnell die Uniform aus, schlüpfte selbst hinein und krempelte die zu langen Hosenseine um. Er klebte dem Beamten den Mund zu und fesselte ihn mit den eigenen Handschellen. Die Dienstwaffe und Ersatzmunition des Mannes verstautete er in der Tasche, und die mitgebrachte Glock steckte er ins Holster. Er war mit dieser Pistole inzwischen vertraut und hatte sie in ungeladenem Zustand oft genug abgefeuert, um sich an den Abzugswiderstand zu gewöhnen.

Jennie sammelte derweil die Blumen ein, die unter dem Briefkasten auf der Erde lagen, und warf sie in eine Einkaufstüte. Sie hatte ihre Rolle als Hausfrau überzeug-

gend gespielt und den Cop perfekt abgelenkt. Als Pell den armen Teufel dann umgehauen hatte, hatte sie kaum mit der Wimper gezuckt.

Die Lektion von der »Ermordung« Susan Pembertons war ein voller Erfolg gewesen; Jennie hatte sich der Finsternis in ihrem Innern ein großes Stück genähert. Aber er musste vorsichtig bleiben. Den Deputy zu töten wäre zu viel gewesen. Dennoch, sie machte gute Fortschritte. Pell war begeistert. Es gab für ihn nichts Erfreulicheres, als eine fremde Persönlichkeit nach seinen Wünschen umzuformen.

»Hol den Wagen, Liebling.« Er reichte ihr die Gärtnerverkleidung.

Sie strahlte ihn an. »Ich bin gleich wieder da.« Dann drehte sie sich um und eilte mit der Kleidung, der Einkaufstüte und der Schaufel die Straße hinunter. Sie blickte kurz zurück und formte mit den Lippen eine stumme Botschaft: »Ich liebe dich.«

Pell sah ihr hinterher und musterte vergnügt ihren selbstsicheren Schritt.

Dann wandte er sich ab und ging langsam die Auffahrt zum Haus des Mannes hinauf, der sich auf unverzeihliche Weise an ihm versündigt hatte: der frühere Staatsanwalt James Reynolds.

Die Gardine an einem der vorderen Fenster war nicht ganz zugezogen. Daniel Pell spähte hinein. Er sah Reynolds an einem schnurlosen Telefon, in der anderen Hand eine Flasche Wein, wie er von einem Zimmer ins andere ging. Eine Frau - seine Ehefrau, schätzte Pell - betrat einen Raum, bei dem es sich um die Küche zu handeln schien. Sie lachte.

Pell hatte gedacht, es würde heutzutage - mit all den Computern, dem Internet und Google - kein Problem mehr sein, praktisch jeden aufzuspüren. Er hatte zum Beispiel so manches über Kathryn Dance herausgefunden, das ihm noch nützlich sein könnte. Aber James

Reynolds war unsichtbar. Kein Eintrag im Telefonbuch, keine Unterlagen beim Finanzamt, keine Adressen in den alten Staats- und Bezirksverzeichnissen oder den Listen der Anwaltskammer.

Letzten Endes wäre es ihm doch noch gelungen, den Mann anhand der öffentlich zugänglichen Dokumente aufzufinden, vermutete Pell, aber derzeit konnte er wohl kaum Einsicht in die Akten genau jenes Bezirksgerichts nehmen, aus dem er gerade erst geflohen war. Außerdem hatte er wenig Zeit. Er musste seine Angelegenheiten in Monterey regeln und verschwinden.

Dann jedoch hatte er seinen Geistesblitz gehabt und sich den Onlinearchiven der örtlichen Zeitungen gewidmet. In der Peninsula Times war er auf eine Meldung über die Hochzeit der Tochter des Staatsanwalts gestoßen. Daraufhin hatte er die Rezeption des Veranstaltungsorts angerufen, das Del Monte Spa and Resort, und die Agentur in Erfahrung gebracht, von der die Feier geplant worden war: die Brock Company. Ein bisschen Kaffee - und Pfefferspray - mit Susan Pemberton hatten Pell dann die Akten verschafft, in denen der Name und die Anschrift des Mannes standen, der die Hochzeit bezahlt hatte: James Reynolds.

Und hier war er nun.

Drinnen bewegte sich wieder etwas.

Ein Mann Ende zwanzig hielt sich ebenfalls hier auf. Vielleicht ein Sohn - einer der beiden Brüder der Braut. Pell würde sie natürlich alle töten müssen und auch sonst jeden im Haus. Die Familie war ihm eigentlich egal, aber er konnte es sich nicht leisten, jemanden am Leben zu lassen. Ihr Tod war aus praktischen Erwägungen unausweichlich: damit Pell und Jennie mehr Zeit zur Flucht hatten. Er würde die Leute mit vorgehaltener Pistole in einen abgeschlossenen Bereich zwingen - in ein Badezimmer oder einen Wandschrank - und dann das Messer benutzen, damit niemand Schüsse hörte.

Mit etwas Glück würde man die Leichen erst finden, nachdem er seine andere Mission hier auf der Halbinsel abgeschlossen und sich längst aus dem Staub gemacht hatte.

Der Staatsanwalt beendete nun das Telefonat und drehte sich um. Pell duckte sich, überprüfte seine Pistole und klingelte an der Tür. Von drinnen hörte man ein Geräusch. Im Guckloch schien ein Schatten aufzutau-chen. Pell stand in seiner Uniform gut sichtbar davor, wenngleich sein Gesicht wie zufällig nach unten gerichtet war.

»Ja? Wer ist da?«

»Mr. Reynolds, hier ist Officer Ramos.« »Wer?«

»Ich bin die Wachablösung, Sir. Ich würde gern mit Ihnen sprechen.«

»Nur eine Sekunde. Ich hab was auf dem Herd.«

Pell griff nach der Pistole und freute sich darauf, dass ein gewaltiges Ärgernis nun endlich aus der Welt geschafft werden würde. Er fühlte sich plötzlich erregt und konnte es gar nicht abwarten, mit Jennie wieder ins Sea View zu fahren. Womöglich würden sie es gar nicht bis ins Motel schaffen. Er würde sie auf der Rückbank nehmen. Pell trat in den Schatten einer großen Kletterpflanze neben der Tür und genoss das Gefühl der schweren Pistole in seiner Hand. Eine Minute verging. Dann noch eine. Er klingelte erneut. »Mr. Reynolds?«

»Pell, keine Bewegung!«, rief eine Stimme. Sie kam von draußen, hinter ihm. »Lassen Sie die Pistole fallen.« Die Stimme war die von Reynolds. »Ich bin bewaffnet.«

Nein! Was war passiert? Pell zitterte vor Zorn. Er war so bestürzt und durcheinander, dass er sich beinahe übergeben hätte.

»Hören Sie, Pell. Falls Sie sich auch nur einen Zentimeter bewegen, werde ich schießen. Nehmen Sie die Pistole mit der linken Hand beim Lauf, und legen Sie sie hin. Sofort!«

»Was? Sir, was reden Sie da?«

Nein, nein! Er hatte das so perfekt geplant! Die Wut raubte ihm den Atem. Er warf einen Blick über die Schulter. Dort war Reynolds und hielt mit beiden Händen einen großen Revolver. Der Mann wusste, was er tat, und schien nicht im Mindesten nervös zu sein.

»Halt, warten Sie, Mr. Reynolds. Ich heiße Hector Ramos. Ich bin die Wachab...«

Er hörte das Klicken, als Reynolds den Hahn der Waffe spannte.

»Okay! Ich weiß zwar nicht, was das soll, aber okay. Herrje.« Pell nahm den Lauf mit der linken Hand, ging in die Knie und senkte die Waffe auf die Veranda.

Auf einmal schlitterte der schwarze Toyota in die Auffahrt und kam mit quietschenden Reifen und laut huend zum Stehen.

Pell ließ sich flach auf den Bauch fallen, schwang die Waffe herum und fing an, in Reynolds' Richtung zu feuern. Der Staatsanwalt duckte sich und gab selbst mehrere Schüsse ab, verfehlte jedoch vor Schreck sein Ziel. Dann hörte Pell in der Ferne Sirenen heulen. Hin- und hergerissen zwischen seinem Selbsterhaltungstrieb und dem unbedingten Wunsch, diesen Mann zu töten, zögerte er eine Sekunde. Aber sein Überleben war wichtiger. Er lief die Auffahrt hinunter zu Jennie, die die Beifahrertür für ihn geöffnet hatte.

Kaum saß er im Wagen, rasten sie auch schon davon. Pell verschaffte sich ein wenig Luft, indem er seine Waffe in Richtung des Hauses leer feuerte. Vielleicht würde er ja wenigstens einen Glückstreffer landen.

... Fünfunddreißig

Dance, Kellogg und James Reynolds standen auf dem feuchten Rasen des naturbelassenen Vorgartens, der

vom pulsierenden Schein der bunten Signalleuchten erhellte wurde.

Der Staatsanwalt erklärte, seine vordringlichste Sorge habe der Frage gegolten, ob jemand von seinen oder Pells Kugeln getroffen worden sei. Um sich zu verteidigen, hatte er panisch drauflosgefeuert - er war immer noch ziemlich mitgenommen - und gleich darauf befürchtet, einer der Anwohner könne bei der Schießerei zu Schaden gekommen sein. Zunächst war er auf die Straße gerannt, um das Nummernschild von Pells Fluchtfahrzeug lesen zu können, aber bis dahin war der Wagen bereits außer Sichtweite gewesen. Anschließend hatte Reynolds die Nachbarhäuser überprüft. Zum Glück war niemand von einem verirrten Projektil verwundet worden. Der Deputy, der auf der anderen Straßenseite im Gebüsch gelegen hatte, würde nach Auskunft der Sanitäter mit einigen großen Blutergüssen, einer Gehirnerschütterung und schmerzenden Muskeln zu kämpfen haben, aber mit nichts Schlimmerem.

Als der vermeintliche »Officer Ramos« an der Tür geklingelt hatte, hatte Reynolds gerade mit Kathryn Dance telefoniert, die ihn dringend warnte, dass Pell, der mittlerweile vermutlich als Latino getarnt sei, seine Adresse kenne und ihn ermorden wolle. Daraufhin hatte der Staatsanwalt seine Waffe gezogen und Frau und Sohn in den Keller geschickt, von wo aus sie die Polizei verständigen sollten. Dann war Reynolds durch eine seitliche Tür nach draußen und hinter den Mann geschlichen.

Er hatte kurz davor gestanden, Pell zu erschießen; nur das Eingreifen der Freundin hatte den Ausbrecher gerettet.

Nun entschuldigte der Staatsanwalt sich kurz, um nach seiner Frau zu sehen, kehrte aber wenig später zurück. »Pell ist ein solches Risiko eingegangen, bloß um sich zu rächen? Das hätte ich nie gedacht.«

»Nein, James, es ging nicht um Rache.« Ohne Samantha McCoys Namen zu nennen - denn es tauchten bereits die ersten Reporter auf -, berichtete Dance von den Einblicken in Pells Seelenleben und erzählte von dem Zwischenfall in Seaside, als der Biker ihn ausgelacht hatte. »Sie haben vor Gericht das Gleiche gemacht. Als er Sie kontrollieren wollte, wissen Sie noch? Das hieß, Sie waren gegen ihn immun. Noch schlimmer - Sie haben ihn sogar kontrolliert und zu Manson gemacht, einer anderen Person. Er war Ihre Marionette. Das konnte Pell nicht zulassen. Sie haben eine zu große Gefahr für ihn bedeutet.«

»Und das ist keine Rache?«

»Nein, es hatte mit seinen Plänen für die Zukunft zu tun«, sagte Dance. »Er wusste, dass Sie sich nicht einschüchtern lassen würden und dass Sie über einige Kenntnisse und Informationen über ihn verfügten - vielleicht sogar über etwas in den Aufzeichnungen zu dem alten Fall. Und er wusste, dass Sie nicht ruhen würden, bis man ihn wieder eingefangen hätte. Auch wenn Sie sich bereits im Ruhestand befinden.«

Sie erinnerte sich daran, wie entschlossen der Staatsanwalt bei ihrem letzten Treffen gewirkt hatte.

Ich werde tun, was ich kann...

»Sie würden keine Angst haben, uns bei der Suche nach ihm zu helfen. Dadurch wurden Sie zu einer Bedrohung. Und, wie er selbst gesagt hat, Bedrohungen müssen ausgeschaltet werden.«

»Was meinen Sie mit >Plänen für die Zukunft<? Was hat er vor?«

»Das ist die große Frage. Wir wissen es einfach nicht.« »Aber wie, zum Teufel, haben Sie es geschafft, zwei Minuten vor seinem Auftauchen hier anzurufen?« Dance zuckte die Achseln. »Susan Pemberton.« »Die Frau, die gestern ermordet wurde.« »Sie hat für Eve Brock gearbeitet.«

Seine Augen leuchteten anerkennend auf. »Der Party-service, ich meine, die Veranstaltungsagentur, die Julias Hochzeit organisiert hat. Er hat mich durch die Frau aufgespürt. Brillant.«

»Zuerst dachte ich, Pell habe Susan benutzt, um in das Büro zu gelangen und irgendwelche Spuren zu vernichten. Oder um sich Informationen über ein bevorstehendes Ereignis zu verschaffen. Ich habe mich immer wieder gefragt, wieso er sie umgebracht hat... und ich habe ständig ihr Büro vor mir gesehen, mit all den Fotos an den Wänden. Auf manchen waren Lokalpolitiker abgebildet, auf anderen Hochzeitsfeiern. Dann ist mir eingefallen, dass ich bei Ihnen Fotos von der Hochzeit Ihrer Tochter gesehen hatte. Da kam mir die entscheidende Idee. Ich habe Eve Brock angerufen, und die sagte, ja, Sie seien einer ihrer Kunden gewesen.«

»Woher wussten Sie von seiner Latino-Maskerade?«

Sie erklärte, Susan sei nicht lange vor ihrer Ermordung in Begleitung eines schlanken Latinos gesehen worden. Und Linda habe erwähnt, dass Pell schon früher Verkleidungen benutzt hatte. »Ein Latino zu werden schien ein wenig weit hergeholt... aber offenbar war es das doch nicht.« Sie nickte in Richtung der Einschusslöcher in der Fassade des Hauses.

TJ und Rey Carraneo hatten die Nachbarschaft nach Zeugen abgeklappert und kehrten nun zurück. Niemand hatte den neuen Wagen des Killers erkannt.

Michael O'Neil gesellte sich ebenfalls hinzu. Er war bei den Beamten der Spurensicherung gewesen, die sich die Straße und den Vorgarten vorgenommen hatten.

Nun nickte er Kellogg höflich zu, als sei ihre jüngste Meinungs-verschiedenheit längst vergessen. Dann teilte er ihnen mit, die Spurensicherung habe so gut wie gar nichts gefunden, abgesehen von Neun-Millimeter-Patronenhülsen einer Glock, einigen unbrauchbaren Reifenspuren (das Profil war bereits so weit abgefahren,

dass die Techniker die Marke nicht identifizieren konnten) und »etwa einer Million Spurenpartikel, die uns auch nicht weiterbringen werden«. Die letzte Information war natürlich übertrieben, aber der mürrische Tonfall verriet, wie frustriert O'Neil war.

Dann fügte er hinzu, der benommene Wachposten habe sich zwar nur schleppend und unzusammenhängend über den Angreifer und das Mädchen in seiner Begleitung äußern können, aber es sei dennoch klargeworden, dass er ihnen nicht mehr erzählen konnte, als sie bereits wussten.

Reynolds rief seine Tochter an, da Pell nun ihren und den Namen ihres Mannes kannte, und bat sie, die Stadt zu verlassen, bis der Killer sich wieder in Gewahrsam befände. Seine Frau und sein Sohn würden sich den beiden anschließen. Er selbst hingegen weigerte sich zu fliehen. Der Staatsanwalt würde in der Gegend bleiben - wenngleich in einem Hotel und unter Polizeischutz -, bis er Gelegenheit gehabt hatte, die Akten des Mordfalls Croyton durchzugehen, die bald aus dem Archiv des Bezirksgerichts ein-treffen mussten. Er war entschlossener denn je, ihnen bei der Ergreifung von Pell zu helfen.

Die meisten der Beamten machten sich auf den Weg - zwei blieben, um Reynolds und seine Familie zu bewachen, und zwei hielten die Reporter zurück. Bald darauf standen Kellogg, O'Neil und Dance allein auf dem dufenden Rasen.

»Ich fahre zurück ins Point Lobos Inn«, sagte Dance zu den beiden Männern. Dann fragte sie Kellogg: »Soll ich Sie bei der Zentrale absetzen, damit Sie Ihren Wagen holen können?«

»Ich fahre mit Ihnen zu dem Hotel«, sagte Kellogg.
»Wenn das in Ordnung geht.«

»Klar.«

»Meinen Wagen können wir später holen.«

»Was ist mir dir, Michael? Willst du mitkommen?« Sie konnte sehen, dass Millars Tod immer noch schwer auf ihm lastete.

Der Chief Deputy sah Kellogg und Dance an. Sie standen nebeneinander und wirkten wie Eheleute auf dem Rasen ihres Vorstadthauses, die nach einer Dinnerparty die Gäste verabschiedeten. »Ich glaube, ich muss passen. Ich werde eine Erklärung vor der Presse abgeben und dann Juans Familie einen Besuch abstatten.« Er atmete aus und sog die kühle Abendluft ein. »Es war ein langer Tag.«

Er war erschöpft.

Und sein runder Bauch enthielt so ziemlich eine ganze Flasche von Vallejo Springs' köstlichem Merlot.

Heute Abend würde Morton Nagle ganz bestimmt nicht mehr nach Hause fahren, mitten durch den dichten, aggressiven Verkehr von Contra Costa County und dann über die gleichermaßen beängstigenden Straßen rund um San Jose. Nachdem er den ganzen Tag Trübsal geblasen und sich in den Weinbergen herumgetrieben hatte, hatte er sich ein Motelzimmer genommen. Er wusch sich Hände und Gesicht, bestellte sich beim Zimmerservice ein Club-Sandwich und entkorkte den Wein.

Während er auf das Essen wartete, telefonierte er mit seiner Frau und den Kindern. Dann rief er Kathryn Dance an.

Sie erzählte ihm, dass Pell versucht hatte, den Staatsanwalt des Croyton-Prozesses zu töten.

»Reynolds? Nein!«

»Es geht ihm gut«, sagte Dance. »Aber Pell konnte entkommen.«

»Glauben Sie, das war der Grund, warum er in der Gegend geblieben ist?«

Dance verneinte und sagte, ihrer Meinung nach habe er Reynolds zum Auftakt seines wahren Plans ermorden

wollen, weil er den Staatsanwalt fürchtete. Aber was dieser wahre Plan sein mochte, entziehe sich weiterhin ihrer Kenntnis.

Dance klang müde und verzagt.

Er selbst offenbar auch.

»Morton, ist bei Ihnen alles in Ordnung?«, fragte Dance. »Ich frage mich nur gerade, wie schlimm wohl morgen früh meine Kopfschmerzen ausfallen werden.« Sie lachte verbittert auf.

Der Zimmerservice klopfte an der Tür. Nagle verabschiedete sich und legte auf.

Dann aß er mit wenig Appetit und schaltete von einem Fernsehsender zum nächsten, ohne viel von dem wahrzunehmen, was über den Schirm flimmerte.

Der beleibte Mann legte sich auf das Bett und streifte die Schuhe ab. Während er an seinem Plastikbecher voller Wein nippte, musste er an ein Farbfoto von Daniel Pell denken, das vor einigen Jahren in der Zeitschrift Time abgedruckt worden war. Der Kopf des Killers war ein Stück weggedreht, aber die unheimlichen blauen Augen starrten direkt in die Kamera. Sie schienen dem Betrachter überallhin zu folgen, und auch wenn man das Heft zuklappte, wurde man den Eindruck nicht los, dass Pell einem immer noch in die Seele blickte.

Nagle war wütend, dass er es nicht geschafft hatte, das Einverständnis der Tante zu erhalten, und dass die Reise hierher reine Zeitverschwendungen gewesen war.

Aber dann rief er sich ins Gedächtnis, dass er wenigstens seinen journalistischen Prinzipien treu geblieben war und seine Quellen geschützt hatte - und damit das Mädchen. Er hatte sich nach Kräften bemüht, die Tante zu überzeugen, aber er hatte keine moralische Grenze überschritten und Kathryn Dance nicht verraten, wie der neue Name des Mädchens lautete und wo es sich aufhielt.

Nein, begriff Nagle, er hatte in einer schwierigen Situation alles richtig gemacht.

Er wurde schlaftrig und stellte fest, dass er sich besser fühlte. Morgen würde er zu seiner Frau und den Kindern zurückkehren. Was das Buch anging, würde er sein Bestes geben. Rebecca Sheffield hatte sich bei ihm gemeldet, und das Gespräch stand noch aus. Sie hatte sich über das Leben in Pells Familie viele Notizen gemacht und war bereit, sich nach Nagles Rückkehr mit ihm zu treffen. Außerdem war sie sicher, auch Linda Whitfield zu einem Interview überreden zu können. Und es gab gewiss genügend Opfer Daniel Pells, über die man schreiben konnte. Dennoch würde er sich wohl einen anderen Titel als *Die Schlafpuppe* überlegen müssen.

Dann schließt Morton Nagle ein, betrunken und mehr oder weniger zufrieden.

... Sechsunddreißig

Sie saßen vorgebeugt und im Halbkreis vor dem Fernseher und verfolgten die Nachrichten - wie drei wieder vereinigte Schwestern.

Was sie ja in gewisser Weise auch waren, dachte Samantha McCoy.

»Ist das zu glauben?«, fragte Rebecca mit leiser, zorniger Stimme.

Linda, die mit Sam die Reste des Abendessens abräumte, schüttelte bestürzt den Kopf.

Daniel Pell hatte einen Anschlag auf James Reynolds, den Staatsanwalt, verübt.

Sam war deswegen sehr beunruhigt. Sie konnte sich noch gut an Reynolds erinnern. Ein strenger, aber vernünftiger Mann, der ihnen - laut Aussage des Verteidigers - faire Verfahrensabsprachen angeboten hatte. Sam hatte ihn sogar für recht nachsichtig gehalten. Es gab

keine Hinweise darauf, dass eine von ihnen mit den Croyton-Morden zu tun gehabt hatte - Sam und die anderen waren entsetzt und wie gelähmt gewesen, als sie von der Tat hörten. Aber die anderen Vergehen der Familie ergaben eine ziemlich lange Liste, und falls James Reynolds darauf aus gewesen wäre, hätte er auf einen Prozess bestehen und vor einer Jury vermutlich wesentlich längere Haftstrafen erzielen können.

Doch er hatte Mitleid mit ihnen; er erkannte, dass Daniel Pell sie in seinen Bann geschlagen hatte. Er nannte es das Stockholm-Syndrom. Sam hatte den Begriff im Lexikon nachgelesen. Er bezeichnete eine emotionale Bindung, die Opfer zu ihren Geiselnehmern oder Entführern aufzubauen. Sam freute sich über Reynolds' Milde, aber sie wollte es sich nicht so leicht machen, ihre Handlungen vor sich selbst mit irgendeiner psychologischen Ausrede zu rechtfertigen. Jeden Tag aufs Neue bereute sie die Diebstähle und die Tatsache, dass sie sich Pell widerstandslos ausgeliefert hatte. Man hatte sie nicht entführt; sie war freiwillig bei der Familie geblieben.

Im Fernsehen wurde ein Bild eingeblendet: eine Zeichnung von Pell mit dunklerer Haut und schwarzem Haar, einer Brille und dem ungefähren Aussehen eines Latinos. Seine Maskerade.

»Das ist doch wirklich bizarr«, sagte Rebecca.

Ein Klopfen an der Tür ließ sie alle zusammenzucken. Kathryn Dance rief, sie sei wieder da. Linda stand auf, um sie hereinzulassen.

Samantha mochte sie - eine Polizistin mit einem bezaubernden Lächeln, die nicht nur eine Waffe, sondern auch einen iPod bei sich trug und deren Schuhriemen mit kecken Gänseblümchen verziert waren. Solche Schuhe hätte sie auch gern. Sam kaufte sich nur selten lustige oder frivole Dinge. Manchmal machte sie einen Schaufensterbummel und dachte: Prima, das gönne ich

mir. Aber dann bekam sie ein schlechtes Gewissen und beschloss: Nein, das habe ich nicht verdient.

Winston Kellogg lächelte ebenfalls, wirkte dabei aber anders als Dance. Sein Lächeln schien etwas zu sein, das er wie seinen Dienstausweis benutzte; er ließ es aufblitzen und meinte damit: Ich bin in Wahrheit nicht der, für den Sie mich halten. Ich bin ein Bundesagent, aber ich bin auch ein Mensch. Er war sympathisch. Kellogg sah nicht im klassischen Sinn gut aus; er hatte ein leichtes Doppelkinn und etwas zu viel Bauch. Aber sein Verhalten, seine Stimme und seine Augen machten ihn sexy.

Dance warf einen Blick auf den Fernseher. »Sie haben es schon gehört?«

»Ich bin so froh, dass es ihm gut geht«, erklärte Linda. »War seine Familie auch dort?« »Es ist niemandem etwas passiert.«

»In den Nachrichten hieß es, ein Deputy sei verletzt worden«, sagte Rebecca.

»Das war nichts Lebensgefährliches«, erwiderte Kellogg und erklärte, wie Pell und seine Komplizin den Mord geplant und am Vortag Susan Pemberton umgebracht hatten, um Reynolds' Adresse herauszufinden.

Sam dachte daran, was damals so großen Eindruck auf sie gemacht hatte: der besessene, unaufhaltsam arbeitende Verstand Daniel Pells.

»Ich möchte Ihnen danken«, sagte Dance. »Die Informationen, die Sie uns gegeben haben, haben das Leben des Staatsanwalts gerettet.«

»Unsere Informationen?«, fragte Linda.

»Ja.« Sie erklärte, dass sie die Absicht des Killers vor allem aus zwei Gründen vorausgeahnt hatte - weil Pell so drastisch darauf reagierte, wenn man ihn auslachte, und weil er Verkleidungen nutzte.

Rebecca schüttelte den Kopf. Ihre ausdrucksvollen Lippen waren schmal. »Doch wie mir aufgefallen ist, konnte er Ihnen trotzdem entkommen«, sagte sie.

Sam war peinlich berührt, dass Rebecca sich so abschätzig äußerte. Es erstaunte sie stets von Neuem, wie manche Leute ohne zu zögern Kritik anbrachten oder beleidigend wurden, auch wenn dazu gar keine Veranlassung bestand.

»Das konnte er«, räumte Dance ein und sah der größeren Frau in die Augen. »Wir waren nicht rechtzeitig da.«

»Der Nachrichtensprecher hat behauptet, Reynolds habe selbst versucht, ihn festzunehmen«, sagte Rebecca. »Stimmt«, bestätigte Kellogg.

»Dann ist er vielleicht schuld daran, dass Pell fliehen konnte.«

Dance hielt ihrem Blick mühelos stand. Sam beneidete sie um diese Fähigkeit. Ihr Mann sagte oft: »He, was ist denn los? Sieh mich an.« Es schien, dass ihr achtzehn Monate alter Sohn der einzige Mensch auf der Welt war, dem sie in die Augen schauen konnte.

»Mag sein«, sagte Dance zu Rebecca. »Aber Pell stand mit einer Pistole vor seiner Tür. James hatte kaum eine andere Wahl.«

Rebecca zuckte die Achseln. »Dennoch. Er ist allein, und Sie sind so viele.«

»Komm schon«, wandte Linda ein. »Die Polizei tut ihr Möglichstes. Du kennst doch Daniel. Er plant alles mit ein, man kann ihn unmöglich überrumpeln.«

»Nein, Sie haben recht, Rebecca«, sagte Kellogg. »Wir müssen uns mehr anstrengen. Wir sind in der Defensive. Aber wir werden ihn erwischen, das verspreche ich.«

Samantha bemerkte, dass Kellogg kurz zu Kathryn Dance sah, und dachte: Verdammt, er will mit ihr anbandeln; der Begriff stammte aus einem der unzähligen altmodischen Bücher, die sie als Mädchen jeden Sommer verschlungen hatte. Und die Beamtin? Hm, könnte

sein. Sam war sich nicht sicher. Aber sie hielt sich nicht lange damit auf, über das Liebesleben zweier Leute nachzudenken, die sie erst seit einem Tag kannte. Die beiden gehörten zu einer Welt, die sie so schnell wie möglich hinter sich zurücklassen wollte.

Rebecca ließ sich erweichen. »Nun ja, da Sie ihn diesmal mit unserer Hilfe fast gekriegt hätten, schaffen wir es beim nächsten Mal womöglich, dass Sie fünf Minuten früher da sind.«

Dance nickte. »Dafür vielen Dank. Und für alles andre. Wir wissen es wirklich zu schätzen. Noch ein paar Kleinigkeiten: Zu Ihrer Sicherheit habe ich draußen einen weiteren Deputy postiert. Es besteht kein Grund zu der Vermutung, Pell könnte ahnen, dass Sie hier sind, aber ich dachte mir, es kann nicht schaden.«

»Soll mir nur recht sein«, sagte Rebecca.

Dance sah auf die Uhr. Es war zweiundzwanzig Uhr fünfzehn. »Ich schlage vor, wir machen für heute Schluss. Falls Ihnen irgendetwas zu Pell oder dem Fall einfällt, worüber Sie reden möchten, kann ich in zwanzig Minuten hier sein. Andernfalls sehen wir uns morgen früh wieder. Sie müssen erschöpft sein.«

»Das haben Familientreffen nun mal so an sich«, sagte Samantha.

Jennie parkte hinter dem Sea View Motel und schaltete den Motor des Toyotas aus. Daniel Pell rührte sich nicht. Er fühlte sich wie betäubt, und alles wirkte surreal: die gespenstischen Auren der Straßenlaternen im Nebel, das langsame Plätschern der Wellen am Strand des Asilomar.

Eine Alternativwelt, wie aus irgendeinem verrückten Film, den die Häftlinge in Capitola sich ansahen und dann noch monatelang darüber redeten.

Alles nur wegen des sonderbaren Vorfalls beim Haus des Staatsanwalts.

»Geht es dir gut, Schatz?«

Er sagte nichts.

»Es gefällt mir nicht, wenn dich etwas bedrückt.« Sie legte ihm eine Hand auf das Bein. »Tut mir leid, dass dein Plan nicht funktioniert hat.«

Er dachte an den Moment vor acht Jahren, während des Croyton-Prozesses, als er seine blauen, eiskalten Augen auf den Anklageverteater James Reynolds gerichtet hatte, um den Mann einzuschüchtern und aus dem Konzept zu bringen. Aber Reynolds hatte ihm nur einen kurzen Blick zugeworfen und gekichert. Dann hatte er sich mit einem Zwinkern den Geschworenen zugewandt.

Und die hatten auch gelacht.

All seine Mühe war umsonst gewesen, der Bann war gebrochen. Pell hatte felsenfest geglaubt, er könne einen Freispruch erwirken, indem er die Jury glauben ließ, dass Jimmy Newberg der Täter und Pell auch nur ein Opfer war, das lediglich in Notwehr gehandelt hatte.

Und Reynolds hatte gelacht, als wäre Pell ein Kind, das vor Erwachsenen Grimassen schnitt.

Er hatte ihn Mansons Sohn genannt... Und ihn unter Kontrolle gehalten!

Das war die unverzeihliche Sünde gewesen. Nicht die Anklage gegen Pell - nein, das hatten viele getan. Aber ihn zu kontrollieren. Ihn wie eine Marionette vorzuführen und auslachen zu lassen.

Und nicht lange danach hatte der Sprecher der Jury das Urteil verkündet. Pell sah seinen kostbaren Berggipfel schwinden, seine Freiheit, seine Unabhängigkeit, die Familie. Alles weg. Sein ganzes Leben war durch ein Lachen zerstört worden.

Und nun würde Reynolds - der für Pell eine ebenso ernste Bedrohung darstellte wie Kathryn Dance - untertauchen und weitaus schwieriger zu finden sein.

Pell bebte vor Zorn.

»Alles okay, Baby? Die siehst aufgebracht aus. Kannst du darüber reden?«

Pell fühlte sich immer noch, als wäre er in einer anderen Dimension, aber er erzählte Jennie die Geschichte von Reynolds vor Gericht und der Gefahr, die dieser Mann bedeutete - eine Geschichte, die sonst niemand kannte.

Und komischerweise schien Jennie sie gar nicht mal für so abwegig zu halten.

»Das ist schrecklich. Meine Mutter hat mich auch immer vor anderen Leuten ausgelacht. Und sie hat mich geschlagen. Aber das Lachen war schlimmer. Viel schlimmer.«

Ihr Mitgefühl ging ihm tatsächlich nahe.

»He, Liebling... du bist heute Abend standhaft geblieben.«

Sie lächelte und streckte die Fäuste aus - als würde sie die eintätowierten Buchstaben vorzeigen: H-O-L-D-F-A-S-T.

»Ich bin stolz auf dich. Komm, lass uns reingehen.«

Aber Jennie stieg nicht aus. Ihr Lächeln erstarb. »Mir geht da etwas nicht aus dem Kopf.«

»Was denn?«

»Woher hat er es gewusst?« »Wer?«

»Der Mann vorhin, Reynolds.« Sie wandte sich ihm mit ernster Miene zu.

»Ich schätzte, er hat mich gesehen und wiedererkannt.« »Nein, das glaube ich nicht. Weißt du, es klang, als hätten die Sirenen sich genähert, bevor du an der Tür geklingelt hast.« »Wirklich?« »Ja.«

Kathryn... Augen so grün, wie meine blau sind, kurze, rosa lackierte Fingernägel, ein rotes Gummiband um den Zopf, eine Perle am Finger und ein poliertes Schneckenhaus um den Hals. Löcher in den Ohrläppchen, aber keine Ohrringe.

Er sah sie deutlich vor sich. Er konnte beinahe ihre Anwesenheit spüren. Der Ballon in seinem Innern blähte sich auf.

»Tja, da gibt es diese Polizeibeamtin. Sie ist ein Problem.«

»Erzähl mir von ihr.«

Pell küsst sie und strich mit der Hand über ihre knochige Wirbelsäule, vorbei an dem Riemen des BH und hinunter in den Bund ihrer Hose, bis er die Spitzenunderwäsche spürte. »Nicht hier. Drinnen. Ich erzähle dir drinnen von ihr.«

... Siebenunddreißig

»Allmählich reicht's mir«, sagte Linda Whitfield und wies auf den Fernsehapparat, wo wie in einer Endlos-schleife Berichte über Pell liefen.

Samantha war der gleichen Meinung.

Linda ging in die Küche und bereitete koffeinfreien Kaffee und Tee zu; dann brachte sie die Tassen samt Milch, Zucker und einigen Keksen ins Wohnzimmer. Rebecca nahm den Kaffee, stellte ihn aber hin und trank weiter ihren Wein.

»Was du beim Essen gesagt hast, war schön«, sagte Sam.

Linda hatte ein Tischgebet gesprochen, offenbar aus dem Stegreif, aber wohlartikuliert. Samantha war nicht religiös, aber Lindas Worte rührten sie, denn sie waren an die Seelen der Menschen gerichtet, die Daniel Pell ermordet hatte, und an ihre Familien. Dann dankte sie für die Gelegenheit, ihre Schwestern wiederzutreffen, und bat darum, es möge sich eine friedliche Lösung für diese traurige Situation finden. Sogar Rebecca - die stählerne Magnolie unter ihnen - hatte ergriffen gewirkt.

Als Kind hatte Sam sich oft gewünscht, ihre Eltern würden mit ihr in die Kirche gehen. Sie war nicht an einer bestimmten Glaubensrichtung interessiert, aber viele ihrer Freunde gingen mit den jeweiligen Familien hin, und es schien sich um eine Sache zu handeln, die El-

tern und eine Tochter gemeinsam erleben konnten. Andererseits hätte sie sich auch schon darüber gefreut, wenn die Eltern sie in einen Supermarkt mitgenommen oder mit ihr zum Flughafen gefahren wären, um den Starts und Landungen zuzusehen und dabei Hotdogs zu essen, die es bei einem Wagen in der Nähe des Zauns zu kaufen gab - wie Ellie und Tim Schwimmer von nebenan es mit ihren Kindern gelegentlich machten.

Samantha, ich würde ja wirklich gern mit dir hinfahren, aber du weißt, wie wichtig das Treffen ist. Es geht nicht nur um Walnut Creek, sondern ganz Contra Costa County könnte betroffen sein. Auch du solltest ruhig mal ein Opfer bringen. Die Welt dreht sich nicht immer nur um dich, mein Liebling...

Jetzt aber genug davon, rief Sam sich zur Ordnung.

Das Gespräch während des Abendessens hatte sich um seichte Themen gedreht: Politik, das Wetter, was sie von Kathryn Dance hielten. Nun versuchte Rebecca, die eine Menge Wein getrunken hatte, Linda ein wenig auszuhorchen und herauszufinden, weshalb sie im Gefängnis so religiös geworden war. Aber Linda hatte anscheinend den Eindruck, genau wie Sam, dass die Fragen etwas Herausforderndes an sich hatten, und wich ihnen aus. Rebecca war schon immer die Selbstsicherste und Unverblümteste der drei gewesen.

Allerdings schilderte Linda ihnen, wie ihr heutiger Alltag aussah. Sie leitete das Nachbarschaftszentrum der Kirche - wohl eine Art Suppenküche, folgerte Sam - und half bei der Betreuung der Pflegekinder ihres Bruders und ihrer Schwägerin. Aus dem Gespräch - ganz zu schweigen von ihrer ärmlichen Kleidung - ging hervor, dass Linda kaum Geld besaß. Dennoch behauptete sie, ein »reiches Leben« zu führen, im spirituellen Sinn des Begriffs, eine Floskel, die sie mehrmals wiederholte.

»Und mit deinen Eltern sprichst du gar nicht?«, fragte Sam.

»Nein«, sagte Linda leise. »Mein Bruder schon noch gelegentlich. Aber ich nicht.« Sam konnte sich nicht entscheiden, ob die Worte nun trotzig oder wehmütig klangen. (Sie wusste noch, dass Lindas Vater sich für irgendein Amt beworben hatte und unterlegen war - nachdem der Gegenkandidat Anzeigen geschaltet hatte, die besagten, falls Lyman Whitfield nicht mal in seiner Familie für Recht und Ordnung sorgen könne, wäre er wohl kaum ein guter Staatsdiener.)

Linda fügte hinzu, sie gehe mit einem Mann aus der Gemeinde aus. »Nett«, war das Wort, mit dem sie ihn beschrieb. »Er arbeitet bei Macy's.« Mehr erzählte sie nicht, und Samantha fragte sich, ob sie wirklich mit ihm ausging. Es musste für einen Mann ziemlich schwierig sein, seine Freundin vom Haus ihres Bruders abzuholen.

Rebecca war sehr viel offener, was ihr Leben anging. Women's Initiatives lief gut, mit vier Vollzeitangestellten, und sie besaß eine Eigentumswohnung mit Blick aufs Meer. Zum Thema Liebesleben beschrieb sie ihren aktuellen Freund, einen Landschaftsarchitekten, fast fünfzehn Jahre älter, aber gut aussehend und ziemlich wohlhabend. Rebecca hatte immer heiraten wollen, doch als sie nun von einer gemeinsamen Zukunft sprach, schien es noch Hindernisse zu geben. Sam vermutete, dass der Mann noch nicht geschieden war (falls er überhaupt schon die Papiere eingereicht hatte). Rebecca ließ durchblicken, es habe in letzter Zeit noch einige andere Liebhaber gegeben.

Was Sam ein wenig neidisch machte. Nach der Haft hatte sie ihre Identität geändert und war nach San Francisco gezogen, wo sie in der Anonymität der Großstadt untertauchen wollte. Eine Zeit lang hatte sie alle gesellschaftlichen Kontakte gemieden, weil sie fürchtete, sie würde sich über ihre Herkunft verplappern oder jemand könnte sie trotz der kosmetischen Operation erkennen.

Schließlich wurde die Einsamkeit zu stark, und Sam fing an, mit Männern auszugehen. Der dritte Rendezvouspartner, Ron Starkey, hatte in Stanford Elektrotechnik studiert. Er war lieb und schüchtern und ein bisschen unsicher - ein klassischer Technikfreak. Sams Vergangenheit interessierte ihn kaum; genau genommen schien ihm so ziemlich alles egal zu sein, außer Flug- und Navigationselektronik, Spielfilmen, Restaurants und inzwischen ihrem Sohn.

Nicht gerade die Art von Persönlichkeit, die auf die meisten Frauen attraktiv wirkte, aber Samantha beschloss, dass Ron für sie der Richtige sei.

Sechs Monate später waren sie verheiratet, und ein Jahr danach wurde Peter geboren. Sam war zufrieden. Ron war ein guter Vater, ein verlässlicher Mann. Sie wünschte nur, sie hätte ihn ein paar Jahre später getroffen, nachdem sie das Leben etwas mehr ausgekostet und im Anschluss an die Familie und das Gefängnis etwas umfangreichere Erfahrungen gesammelt hätte. Es kam ihr so vor, als habe die Bekanntschaft mit Daniel Pell ein gewaltiges Loch in ihr Leben gerissen, das sich nie wieder füllen ließ.

Linda und Rebecca versuchten beide, Sam dazu zu bringen, von sich zu erzählen. Sie zögerte. Sie wollte nicht, dass irgendjemand, am wenigsten diese Frauen, auch nur den geringsten Anhaltspunkt über ihr Leben als Sarah Starkey erhielt. Falls der Schwindel aufflog, würde Ron sie verlassen. Das stand für sie fest. Schon als sie unter Tränen die vermeintliche Unterschlagung »gestanden« hatte, war er für einige Monate auf Abstand gegangen; falls er erfuhr, dass sie mit Daniel Pell zu tun gehabt und ihren Mann all die Jahre belogen hatte, würde er sofort seine Sachen packen und das gemeinsame Kind mitnehmen, das stand außer Zweifel.

Linda hielt ihr noch einmal den Teller mit den Keksen hin.

»Nein danke«, sagte Samantha. »Ich bin voll. Ich habe seit einem Monat nicht mehr so viel zu Abend gegessen.«

Linda setzte sich neben sie und aß einen halben Keks. »Übrigens, Sam, bevor du hier warst, haben wir Kathryn von diesem Osteressen erzählt. Unserem letzten gemeinsamen Fest. Erinnerst du dich noch daran?«

»Ob ich mich daran erinnere? Es war fantastisch.«

Es war tatsächlich ein herrlicher Tag gewesen, dachte Sam. Die ganze Familie hatte draußen um einen Tisch gesessen, den sie und Jimmy Newberg aus Treibholz angefertigt hatten. Es gab bergeweise Essen und tolle Musik aus Jimmys komplizierter Stereoanlage, von der aus Kabel in alle Richtungen verliefen. Sie färbten Osterreier, und im ganzen Haus roch es nach warmem Essig. Sam tönte all ihre Eier blau. Wie Daniels Augen.

Das Ende der Familie folgte nicht allzu lange danach; sechs Wochen später waren die Croytons und Jimmy tot, und die anderen landeten im Gefängnis.

Aber dieses Ostern war gut gewesen.

»Der Truthahn«, sagte Sam kopfschüttelnd. »Du hast ihn geräuchert, nicht wahr?«

Linda nickte. »Etwa acht Stunden lang. In diesem Räucherofen, den Daniel mir gebaut hatte.«

»Dem was?«, fragte Rebecca.

»Der kleine Räucherofen hinten im Garten. Den er gebaut hat.« »An den Ofen kann ich mich erinnern. Aber er hat ihn nicht gebaut.«

Linda lachte. »Doch, hat er. Ich habe ihm erzählt, so einen hätte ich mir schon immer gewünscht. Meine Eltern hatten einen, und mein Vater hat darin Schinken, Hühner und Enten geräuchert. Ich wollte ihnen immer helfen, aber ich durfte nicht. Also hat Daniel mir einen gebaut.«

Rebecca war verwirrt. »Nein, nein... er hat ihn von dieser Frau aus unserer Straße bekommen. Wie war doch gleich ihr Name?«

»Aus unserer Straße?« Linda runzelte die Stirn. »Du irrst dich. Er hat sich ein paar Werkzeuge geliehen und den Ofen aus einem alten Ölfass gebaut. Als Überraschung für mich.«

»Warte, sie hieß... Rachel. Ja, das war ihr Name. Weißt du nicht mehr? Nicht unbedingt eine Schönheit - leuchtend rotes Haar, aber mit grauen Wurzeln.« Rebecca wirkte verwundert. »Die kannst du doch unmöglich vergessen haben.«

»Ich erinnere mich an Rachel«, erwiderte Linda pikiert. »Aber was hat sie schon groß für eine Rolle gespielt?«

Rachel war eine Kifferin gewesen, die in der Familie für schwer wiegende Misstöne gesorgt hatte, weil Pell eine Zeit lang ziemlich häufig in ihrem Haus gewesen war, um, nun ja, zu tun, was Daniel Pell am liebsten tat. Sam hatte sich nicht daran gestört - alles, was ihr Pells unangenehme Vorlieben im Schlafzimmer ersparte, konnte ihr nur recht sein. Linda hingegen war eifersüchtig gewesen. In der letzten gemeinsamen Weihnachtszeit hatte Rachel dem Haus der Familie unter einem Vorwand einen Besuch abgestattet. Daniel war gerade nicht da gewesen, und Linda hatte die Frau rausgeworfen. Als Pell davon erfuhr, hatte er versprochen, sich nicht mehr mit Rachel zu treffen.

»Er hat den Räucherofen von ihr bekommen«, sagte Rebecca, die erst im neuen Jahr zur Familie gestoßen war und nichts von dem Eifersuchtsdrama wusste.

»Nein, hat er nicht. Er hat ihn für mich gebaut, als Geburtstagsgeschenk.«

Sam sah ein Unwetter heraufziehen. »Nun, wie dem auch sei, der Truthahn ist dir wirklich gut gelungen«, warf sie hastig ein. »Ich glaube, wir hatten danach noch zwei Wochen lang Sandwiches.«

Die beiden ignorierten sie. Rebecca trank einen weiteren Schluck Wein. »Linda, er hat ihn dir an deinem Geburtstag geschenkt, weil er am Morgen bei Rachel gewe-

sen war und ihn von ihr bekommen hatte. Irgendein Surfertyp hatte das Ding für sie gebaut, aber sie konnte nicht kochen.«

»Er ist bei ihr gewesen?«, flüsterte Linda. »An meinem Geburtstag?«

Pell hatte Linda versichert, er habe Rachel seit dem Weihnachtszwischenfall nicht mehr gesehen. Lindas Geburtstag war im April.

»Ja. Er war ungefähr dreimal pro Woche da. Soll das heißen, du hast es nicht gewusst?«

»Ist doch egal«, sagte Sam. »Das liegt schon so lange...«

»Halt die Klappe«, herrschte Linda sie an und wandte sich an Rebecca. »Du irrst dich.«

»Was, du bist überrascht, dass Daniel dich belogen hat?«

Rebecca lachte. »Er hat dir erzählt, er habe einen behinderten Bruder, und er hat mir erzählt, er sei ein Einzelkind. Lass uns die Sachverständige fragen. Sam, hat Daniel sich in jenem Frühling regelmäßig mit Rachel getroffen?« »Das weiß ich nicht.«

»Falsche Antwort... natürlich weißt du das!«, widersprach Rebecca.

»Ach, komm schon«, sagte Sam. »Es macht doch sowieso keinen Unterschied.«

»Lasst uns herausfinden, wer Daniel am besten kennt. Was hat er dir darüber erzählt, Sam? Er hat seiner Maus doch alles anvertraut.«

»Wir sollten nicht...«

»Beantworte die Frage!«

»Ich habe keine Ahnung. Los, Rebecca, belassen wir es dabei.« »Hat er?«

Ja, er hatte tatsächlich. Aber Sam sagte: »Ich kann mich nicht daran erinnern.« »Blödsinn.«

»Warum sollte er mich anlügen?«, murkte Linda.

»Weil du ihm erzählt hast, dass Mommy und Daddy dich nicht an dem Ofen haben spielen lassen. Das war

etwas, womit er arbeiten konnte. Und er hat es benutzt. Er hat dir nicht einfach einen Räucherofen gekauft, sondern sogar behauptet, er habe ihn eigenhändig gebaut Was für ein verfluchter Heiliger!«

»Du bist diejenige, die hier lügt.«

»Warum sollte ich?«

»Weil Daniel für dich nie etwas gebaut hat.«

»O bitte. Sind wir etwa wieder in der Highschool?« Rebecca musterte Linda von oben bis unten. »Ach, jetzt verstehst du mich. Du warst auf mich eifersüchtig! Deshalb bist du damals so sauer gewesen. Und deshalb bist du auch jetzt sauer.«

Auch das trifft zu, dachte Sam. Nachdem Rebecca sich ihnen angeschlossen hatte, hatte Daniel deutlich weniger Zeit mit den anderen Frauen verbracht. Sam war damit klargekommen - solange er nur glücklich war und sie nicht aus der Familie werfen wollte. Aber Linda, in der Rolle der Mutter, war gekränkt gewesen, dass Rebecca sie zu verdrängen schien.

Nun jedoch stritt Linda alles ab. »Das war ich nicht. Wie hätte irgendjemand von uns es sich leisten können, in einer solchen Situation eifersüchtig zu sein? Ein Mann und drei Frauen unter einem Dach?«

»Wie? Weil wir Menschen sind, deswegen. Zum Teufel, du bist auch eifersüchtig auf Rachel gewesen.«

»Das war etwas anderes. Sie war eine Schlampe. Sie hat nicht zu uns gehört, sie war nicht Teil der Familie.«

»Hört mal, wir sind nicht unseretwegen hier«, mahnte Sam. »Wir sind hier, um der Polizei zu helfen.«

»Wie könnte es hier nicht um uns gehen?«, spottete Rebecca. »Bei unserem ersten Treffen seit acht Jahren? Was denn, glaubst du etwa, wir kommen einfach her, schreiben eine Top-Ten-Liste -> Sachen, die ich über Daniel Pell weiß< - und gehen wieder nach Hause? Das hier hat selbstverständlich ebenso viel mit uns wie mit ihm zu tun.«

Auch Linda war verärgert und sah Sam an. »Und du brauchst mich nicht zu verteidigen.« Ein verächtliches Nicken in Richtung Rebecca. »Das ist die da gar nicht wert. Sie ist nicht von Anfang an dabei gewesen, so wie wir. Sie war kein Teil der Familie und hat sich einfach hereingedrängt.« Sie drehte sich zu Rebecca. »Ich war mehr als ein Jahr mit ihm zusammen. Und du? Ein paar Monate.«

»Daniel hat mich darum gebeten. Von >Hereindrängen< kann keine Rede sein.«

»Wir sind gut zurechtgekommen, bis du aufgetaucht bist.«

»Gut zurechtgekommen?« Rebecca stellte ihr Weinglas ab und beugte sich vor. »Weißt du eigentlich, was du da sagst?«

»Rebecca, bitte«, sagte Sam. Ihr Herz klopfte wie wild. Beim Anblick der beiden rotgesichtigen Frauen, die sich quer über einen Couchtisch aus lackiertem gelblichem Holz anstarrten, wäre sie fast in Tränen ausgebrochen. »Lass gut sein.«

Die schlanke Frau ignorierte sie. »Linda, ich höre mir das an, seit ich hergekommen bin. Wie du ihn in Schutz nimmst und behauptest, es sei gar nicht so schlimm gewesen, wir hätten längst nicht so viel gestohlen und vielleicht habe Daniel diesen oder jenen gar nicht ermordet... Tja, das ist alles totaler Bockmist. Wach auf! Ja, die Familie war krank, vollkommen krank.« »Sag das nicht! Es ist nicht wahr.«

»Verdammst noch mal, es ist wahr. Und Daniel Pell ist ein Ungeheuer. Denk darüber nach. Denk darüber nach, was er uns angetan hat...« Rebeccas Augen funkelten, ihr Unterkiefer bebte. »Er hat dich angeschaut und ein Mädchen gesehen, dem von seinen Eltern nie auch nur der geringste Freiraum zugestanden worden war. Und was macht er? Er erzählt dir, was für eine tolle, eigenständige Persönlichkeit du bist und wie sehr du

unterdrückt wirst. Und dann überträgt er dir den Haushalt. Macht dich zur Mommy. Er gibt dir Befugnisse, wie du sie noch nie gehabt hast. Und damit hat er dich am Haken.«

Lindas Augen schimmerten feucht. »So war das nicht.«

»Du hast recht. Es war schlimmer. Denn sieh nur, was passiert ist. Die Familie zerbricht, wir kommen ins Gefängnis, und wo landest du am Ende? Genau da, wo du angefangen hast. Wieder mit einer dominierenden männlichen Figur - nur diesmal heißt der Daddy Gott. Falls du geglaubt hast, du hättest zu deinem richtigen Vater nicht Nein sagen können, schau dir nur mal deinen neuen an.«

»Sag das nicht«, warf Sam ein. »Sie...«

Rebecca wandte sich ihr zu. »Und du. Genau wie früher. Linda und ich kriegen uns in die Haare, und du spielst die kleine Miss Vereinte Nationen, damit sich bloß keiner aufregt und es ja keinen Streit gibt. Warum? Weil dir etwas an uns liegt, mein Schatz? Oder fürchtest du nicht eher, wir könnten uns selbst zerstören und du wärst dann noch einsamer, als du ohnehin schon bist?«

»Du musst nicht so sein«, murmelte Sam.

»Oh, ganz im Gegenteil, glaube ich. Werfen wir doch mal einen Blick auf deine Geschichte, Maus. Deine Eltern haben nicht gewusst, dass du existierst. >Mach, was du willst, Sammy. Mommy und Daddy sind zu beschäftigt mit Greenpeace oder der Frauenbewegung oder der ehrenamtlichen Arbeit für die Seelsorge, um dich abends zu Bett zu bringen. Und was macht Daniel für dich? Er ist auf einmal der fürsorgliche Elternteil, den du niemalshattest. Er passt auf dich auf, sagt dir, was du tun sollst, wann du deine Zähne putzen musst, wann die Küche neu gestrichen wird, wann du dich im Bett auf allen vieren hinzuknien hast... und du glaubst, es bedeutet, dass er dich liebt. Tja, weißt du was? Auch du hängst am Haken.

Und nun? Du bist wieder ganz am Anfang, genau wie Linda. Du hast für deine Eltern nicht existiert, und jetzt existierst du für niemanden mehr. Weil du nicht mehr Samantha McCoy, sondern jemand anders geworden bist.«

»Hör auf!« Sam weinte bitterlich. Die harten Worte, die sich auf eine harte Wahrheit gründeten, trafen tief. Auch sie hätte etwas sagen können - Rebeccas Selbstsucht, ihre an Grausamkeit grenzende Taktlosigkeit -, aber sie blieb stumm. Sie konnte einfach nicht schroff sein, nicht mal, um sich zu verteidigen.

Maus...

Doch Linda war längst nicht so zurückhaltend. »Und was gibt dir das Recht, den Mund aufzumachen? Du warst nur irgendein dahergelaufenes Flittchen, das sich wie eine große Künstlerin vorgekommen ist.« Lindas Stimme zitterte vor Zorn, und ihr liefen Tränen über das Gesicht. »Sicher, Sam und ich hatten ein paar Probleme, aber wir waren füreinander da. Du warst bloß eine Hure. Und jetzt maßt du dir ein Urteil über uns an. Du warst kein Stück besser!«

Rebecca lehnte sich mit reglosem Antlitz zurück. Sam konnte fast mit ansehen, wie ihre Wut schwand. Rebecca senkte den Kopf und sagte leise: »Du hast recht, Linda. Du hast absolut recht. Ich bin kein bisschen besser. Auch ich bin darauf hereingefallen. Mit mir hat er das Gleiche gemacht.«

»Du?«, rief Linda. »Du hast in keinerlei Verbindung zu Daniel gestanden! Du warst nur zum Ficken da.«

»Genau«, sagte sie mit einem traurigen Lächeln, einem der traurigsten, die Samantha McCoy je gesehen hatte.

»Wie meinst du das, Rebecca?«, fragte Sam.

Ein Schluck Wein. »Na, wie soll er mich schon an den Haken bekommen haben?« Noch mehr Wein. »Ich habe euch nie erzählt, dass ich vor Daniel drei Jahre mit niemandem geschlafen hatte.« »Du?«

»Komisch, was? Ausgerechnet ich. Die Femme fatale von Zentralkalifornien... Die Wahrheit sah ganz anders aus. Was Daniel Pell für mich getan hat? Dank ihm habe ich mich in meinem Körper wieder wohlgefühlt. Er hat mir beigebracht, dass Sex etwas Gutes ist, nichts Schmutziges.« Sie stellte das Glas ab. »Sex war plötzlich nicht mehr etwas, das passiert ist, wenn mein Vater von der Arbeit nach Hause kam.«

»Oh«, flüsterte Sam.

Linda sagte nichts.

Rebecca trank den letzten Schluck Wein. »Zwei- oder dreimal die Woche. Vor und während der Highschoolzeit... Möchtet ihr wissen, was er mir zum Schulabschluss geschenkt hat?«

»Rebecca... es tut mir so leid«, sagte Sam. »Du hast nie etwas erzählt.«

»Du hast den Tag in dem Lieferwagen erwähnt, als wir uns getroffen haben.« Sie sprach zu Linda, die keine Miene verzog. »Ja, wir waren drei Stunden da drin. Du hast gedacht, wir würden vögeln. Aber wir haben nur geredet. Er hat mich getröstet, weil ich so ausgeflippt war. Wie schon so oft - ich hatte einen Mann kennengelernt, der mich wollte und den ich wollte, aber es ging nicht. Ich konnte es nicht ertragen, dass er mich berührte. Eine sexy Hülle, aber ohne jede Leidenschaft im Innern. Doch Daniel? Er wusste genau, was er sagen musste, damit ich mich gut fühlte.

Und nun seht mich an - ich bin dreiunddreißig und in diesem Jahr mit vier verschiedenen Männern zusammen gewesen. Und wisst ihr was? Ich kann mich an den Namen des zweiten nicht mehr erinnern. Ach, und noch etwas - jeder von denen war mindestens fünfzehn Jahre älter als ich... Nein, ich bin kein Stück besser als ihr beide. Und alles, was ich zu euch gesagt habe, gilt doppelt so sehr für mich selbst.

Aber komm schon, Linda, erkenne ihn als das, was er ist und was er uns angetan hat. Etwas Schlimmeres als Daniel Pell lässt sich beim besten Willen nicht vorstellen. Ja, es war dermaßen übel... Tut mir leid, ich bin betrunken, und das hier hat mehr Mist aufgewühlt, als ich erwartet hätte.«

Linda blieb zunächst stumm. Sam sah ihr an, dass sie mit sich rang. Nach einem Moment sagte sie: »Dein Missgeschick tut mir leid. Ich werde für dich beten. Und jetzt entschuldigt mich bitte. Ich gehe zu Bett.«

Sie nahm ihre Bibel und ging in ihr Zimmer.

»Das ist nicht besonders gut gelaufen«, sagte Rebecca. »Tut mir leid, Maus.« Sie lehnte sich mit geschlossenen Augen zurück und seufzte. »Schon komisch, wenn man versucht, der Vergangenheit zu entfliehen. Man ist wie ein Hund an der Leine. Ganz egal, wie weit er rennen möchte, er kommt einfach nicht weg.«

... Achtunddreißig

Dance und Kellogg saßen in ihrem Büro in der CBI-Zentrale, wo sie Overby, der zur Abwechslung mal Überstunden machte, von den Ereignissen beim Haus von James Reynolds berichtet hatten. Ferner hatten TJ und Carraneo gemeldet, dass es keine neuen Entwicklungen gab. Nun war es kurz nach dreiundzwanzig Uhr.

Sie schaltete den Computer aus. »Okay, das war's«, sagte sie. »Schluss für heute.«

»Sie nehmen mir das Wort aus dem Mund.«

Als sie den dunklen Korridor hinuntergingen, sagte Kellogg: »Vorhin habe ich so bei mir gedacht, die sind wirklich eine Familie.«

»Im Hotel?«

»Ja. Die drei Frauen. Sie sind nicht miteinander verwandt. Sie mögen sich nicht mal besonders. Aber sie sind eine Familie.«

Sein Tonfall ließ eine gewisse Wehmut erkennen. Die Interaktion der drei Frauen, die Dance nüchtern registriert und aufschlussreich, sogar amüsant gefunden hatte, hatte Kellogg irgendwie berührt. Sie kannte ihn nicht gut genug, um ihn nach dem Grund zu fragen oder diesen aus seinem Verhalten abzulesen. Ihr fiel auf, dass seine Schultern sich ein winziges Stück hoben und er mit zwei Fingernägeln seiner linken Hand schnipste, was auf allgemeinen Stress hindeutete.

»Holen Sie jetzt die Kinder?«, fragte er.

»Nein, die übernachten heute bei ihren Großeltern.«

»Die beiden sind großartig, wirklich.«

»Und Sie haben nie daran gedacht, Kinder zu bekommen?«

»Eigentlich nicht.« Seine Stimme wurde leiser. »Wir haben beide gearbeitet. Ich war viel unterwegs. Sie wissen schon, berufstätige Ehepaare.«

Bei Verhören und der kinesischen Analyse ist der Inhalt des Gesagten normalerweise weniger wichtig als der Tonfall - die »verbale Qualität« -, in dem die Worte ausgesprochen werden. Dance hatte schon viele Leute sagen gehört, sie hätten keine Kinder, und aus dem Klang der Worte entnommen, ob diese Tatsache für die jeweilige Person belanglos, eine bequeme Wahl oder ein bleibender Schmerz gewesen war.

Hinter Kelloggs Aussage spürte sie etwas Wichtiges. Sie nahm nun weitere Stressindikatoren wahr, kleine Ausbrüche der Körpersprache. Vielleicht ein physisches Problem bei ihm oder seiner Frau. Womöglich hatte das Thema für die beiden eine große Rolle gespielt und letztlich zu ihrer Trennung geführt.

»Wes hat im Hinblick auf mich so seine Zweifel.«

»Ach, er reagiert bloß empfindlich darauf, dass Mom andere Männer trifft.«

»Eines Tages wird er sich daran gewöhnen müssen, nicht wahr?«

»Oh, sicher. Aber im Augenblick...«

»Schon klar«, sagte Kellogg. »Obwohl es ihn nicht zu stören scheint, wenn Sie mit Michael zusammen sind.«

»Das ist ja auch etwas anderes. Michael ist ein alter Freund. Und er ist verheiratet. Er stellt keine Bedrohung dar.«

Kellogg zögerte kurz, bevor er antwortete. »Ja, das ergibt Sinn.«

Dance sah ihn an, um die Ursache für die Pause festzustellen, aber sein Gesicht verriet nichts.

»Nehmen Sie Wes' Reaktion nicht persönlich.«

Wieder eine Pause. »Vielleicht ist es ein Kompliment.«

Auch nach diesem Vorstoß blieb seine Miene neutral.

Sie gingen hinaus. Die Luft war so frisch, dass sie überall sonst auf der Welt auf den bevorstehenden Herbst hingedeutet hätte. Dances Finger zitterten in der Kälte, aber sie mochte das Gefühl. Wie ein Eiswürfel auf einer Verletzung, dachte sie.

Der Dunst ging in Regen über. »Ich setze Sie bei Ihrem Wagen ab«, sagte sie. Kelloggs Fahrzeug stand hinter dem Gebäude geparkt.

Sie stiegen beide ein, und Dance fuhr zu seinem Mietwagen.

Eine Minute lang rührte sich keiner von ihnen. Sie stellte den Hebel der Automatik auf die Parkposition. Dann schloss sie die Augen, streckte sich und drückte ihren Nacken gegen die Kopfstütze. Es fühlte sich gut an.

Sie machte die Augen wieder auf und sah, dass er sich in ihre Richtung drehte, eine Hand auf dem Armaturenbrett ließ und mit der anderen ihre Schulter berührte - entschlossen und doch irgendwie vorsichtig. Er wartete auf ein Signal. Sie gab ihm keines, sah ihm aber wortlos in die Augen. Was natürlich doch ein Signal war.

Er jedenfalls zögerte nicht länger, sondern beugte sich vor und küsste sie auf die Lippen. Sie schmeckte Pfef-

ferminz; er hatte sich unauffällig ein Tic Tac genehmigt, als sie nicht hinsah. Raffiniert, dachte sie und musste innerlich lachen. Sie hatte das Gleiche mit Brian gemacht, an jenem Tag am Strand, vor den Augen der Seeotter und Robben. Kellogg wich nun ein Stück zurück, formierte seine Truppen neu und wartete auf den Statusreport nach dem ersten Geplänkel.

Das verschaffte Dance einen Moment zum Nachdenken.

Sie traf eine Entscheidung, und als er sich wieder näherte, kam sie ihm auf halbem Weg entgegen; ihr Mund öffnete sich. Sie erwiderte den Kuss leidenschaftlich. Ihre Hände legten sich auf seine Schultern, die so muskulös waren wie erwartet. Seine Bartstoppeln rieben über ihre Wange.

Er legte eine Hand um ihren Nacken und zog sie fester an sich.

Sie spürte, wie sich in ihr etwas löste und ihr Herzschlag sich beschleunigte. Ohne die verbundene Wunde zu berühren, presste sie Nase und Lippen gegen den Knochen unter seinem Ohr, so wie sie es bei ihrem Mann getan hatte, wenn sie miteinander schliefen. Sie mochte die weiche glatte Haut dort, den Geruch nach Rasiercreme und Seife, das Pulssieren des Blutes.

Dann löste Kelloggs Hand sich von ihrem Nacken und strich über ihr Kinn, um ihr Gesicht weiter zu ihm zu führen. Ihre Münden verschmolzen miteinander, und ihrer beider Atem wurde schneller. Sie fühlte, wie seine Finger sich zu ihrer Schulter bewegten, den Satinträger ertasteten und an ihm auf der Bluse nach unten glitten. Ganz langsam, stets bereit, sich beim geringsten Anzeichen von Widerstand zurückzuziehen.

Sie reagierte, indem sie ihn noch fester küsste. Ihr Arm ruhte auf seinem Oberschenkel, und sie spürte seine Erektion an ihrem Ellbogen. Er rutschte ein Stück

zurück, vielleicht damit er nicht zu eifrig und forsch wirken würde, nicht zu sehr wie ein Teenager.

Aber Kathryn Dance lehnte sich nach hinten und zog ihn mit sich - kinesisch gesehen eine Position des Einverständnisses und der Unterwerfung. Ein- oder zweimal dachte sie an ihren Ehemann, aber wie aus großer Entfernung. Sie war in diesem Moment ganz bei Winston Kellogg.

Dann erreichte seine Hand den winzigen Metallring, mit dem der Träger in die weiße Schale des Büstenhalters übergang.

Und hielt inne.

Die Hand zog sich zurück, obwohl das Anzeichen an ihrem Ellbogen unverändert blieb. Die Küsse kamen weniger häufig, wie bei einem Karussell, das immer langsamer wurde, nachdem man den Strom abgeschaltet hatte.

Aber es kam Kathryn genau richtig vor. Sie hatten sich bis zu dem Punkt vorgewagt, den sie unter den gegebenen Umständen erreichen konnten - zu denen die Fahndung nach einem Killer zählte, die schrecklichen Morde der letzten Tage und die kurze Zeitspanne, die sie einander kannten.

»Ich glaube...«, flüsterte er.

»Es ist in Ordnung.«

»Ich...«

Sie lächelte und küsste unbeschwert alle weiteren Worte weg.

Er lehnte sich zurück und drückte ihre Hand. Sie schmiegte sich an ihn und spürte, wie ihr Herz wieder langsamer schlug, während sie bei sich ein seltsames Gleichgewicht feststellte: die perfekte Mischung aus Vorbehalt und Erleichterung. Regen prasselte auf die Windschutzscheibe. Dance musste daran denken, dass sie schon immer am liebsten an Regentagen Sex gehabt hatte.

»Eine Sache noch«, sagte er.
Sie sah ihn an.
»Der Fall wird nicht ewig dauern«, fuhr Kellogg fort.
Sein Wort in Gottes Ohr...
»Vielleicht möchtest du ja hinterher mit mir ausgehen.
Was meinst du?« »Hinterher< klingt gut. Wirklich gut.«
Eine halbe Stunde später parkte Dance vor ihrem
Haus.

Dann folgte das Übliche: eine Überprüfung der Sicherheitsvorkehrungen, ein Glas Pinot Grigio, zwei Stücke kaltes Steak vom Vorabend und eine Handvoll gemischter Nüsse zum Klang der Nachrichten auf dem Anrufbeantworter. Danach wurden die Hunde gefüttert und kurz in den Garten gelassen. Die Glock landete in der Kassette. Wenn die Kinder nicht im Haus waren, blieb der Deckel zwar offen, aber die Waffe wurde trotzdem im Innern verstaut. Kathryn hatte sich zu sehr daran gewöhnt, automatisch zu dieser Stelle zu greifen, auch wenn sie mitten aus dem Tiefschlaf erwachte. Zuletzt schaltete sie die Alarmanlage ein.

Sie schob das Schlafzimmerfenster bis zum Sperrriegel hoch -ungefähr fünfzehn Zentimeter -, um die kühle frische Nachtluft hereinzulassen. Dann eine Dusche, ein sauberes T-Shirt und Shorts. Sie legte sich ins Bett und schützte sich durch eine dicke Daunensteppdecke vor der verrückten Welt.

Und dachte: Herrje, Mädchen, Knutschen im Auto - mit einer durchgehenden Vordersitzbank, wie geschaffen für ein Stündchen mit dem Mann der Wahl. Sie erinnerte sich an Pfefferminz, an seine Hände, die Haartolle, das fehlende Rasierwasser.

Sie hörte auch die Stimme ihres Sohnes und sah dessen Augen vom Mittag. Argwöhnisch, eifersüchtig. Dance fiel ein, was Linda gesagt hatte.

Der Gedanke, man könne aus der eigenen Familie verbannt werden, hat etwas ungeheuer Erschreckendes an sich...

Was letztlich Wes' Befürchtung war. Die Sorge war natürlich unbegründet, aber das spielte keine Rolle. Er empfand es als echte Bedrohung. Diesmal würde sie vorsichtiger sein. Würde Wes und Kellogg nicht zusammen treffen lassen, würde das Wort »Verabredung« vermeiden, würde ihm den Gedanken nahebringen, dass sie männliche und weibliche Freunde hatte, genau wie er. Mit den eigenen Kindern ist es wie mit Verdächtigen bei einem Verhör: Man sollte sie nicht belügen, aber man muss ihnen auch nicht alles erzählen.

Viel Arbeit, viel Jonglieren.

Zeit und Mühe...

Oder ist es besser, Kellogg einfach zu vergessen und ein oder zwei Jahre zu warten, bevor ich wieder ausgehe?, grübelte sie angestrengt. Ein Dreizehn- oder Vierzehnjähriger unterscheidet sich sehr von einem Zwölfjährigen. Bis dahin würde es Wes besser gehen.

Doch Dance wollte nicht. Sie konnte nicht vergessen, was der Geschmack und die Berührungen bei ihr ausgelöst hatten. Und sie dachte an Winstons zögerliche Reaktion auf Kinder, an die Stresssignale. Sie fragte sich, ob es daran lag, dass er mit Kindern nicht umgehen konnte und nun eine Beziehung mit einer Frau eingehen wollte, die gleich zwei davon hatte. Wie sollte das nur gut gehen? Vielleicht...

Halt, halt, nur nichts überstürzen.

Du hast geknutsch. Es hat dir gefallen. Das Hochzeitsmenü solltest du dir noch nicht aussuchen.

Sie lag lange Zeit wach und lauschte den Geräuschen der Natur. Die waren hier in der Gegend nie weit entfernt - gutturale Meerestiere, temperamentvolle Vögel und das beruhigende Rauschen der Brandung. Die Einsamkeit packte Kathryn Dance oft schnell wie ein

Schlangenbiss, und in Momenten wie diesen war sie am anfälligsten dafür - spät im Bett, mit dem Klang der Nacht in den Ohren. Wie schön es doch war, den Geliebten neben sich zu spüren, seinen leisen Atem zu vernehmen und am Morgen aufzuwachen und zu hören, wie er aufstand, ins Bad ging und sich auf den Tag vorbereitete: eigentlich unbedeutende Laute, die der tröstliche Herzschlag eines Lebens zu zweit waren.

Kathryn Dance nahm an, dass die Sehnsucht nach diesen Dingen auf Schwäche schließen ließ, auf Abhängigkeit. Aber was war so falsch daran? Mein Gott, sieh sich doch einer uns zerbrechliche Geschöpfe an! Wir müssen auf jemanden angewiesen sein. Warum also sollen wir diese Notwendigkeit nicht mit einem Menschen erleben, dessen Gesellschaft wir genießen, an dessen Körper wir uns nachts gern anschmiegen dürfen und der uns zum Lachen bringt? ... Wieso es nicht einfach darauf ankommen lassen und das Beste hoffen?

Ach, Bill... Sie dachte an ihren verstorbenen Mann. Bill...

Ferne Erinnerungen kamen auf.

Aber auch frische, von nahezu gleicher Stärke.

... hinterher... Was meinst du?...

Donnerstag

...Neununddreißig

Wieder hinter dem Haus.

In ihrem Auenland, ihrem Narnia, ihrem Hogwarts, ihrem geheimen Garten.

Die siebzehnjährige Theresa Croyton Bölling saß auf der grauen Hollywoodschaukel aus Teakholz, las in einem schmalen Buch und blätterte langsam die Seiten um. Es war ein herrlicher Tag. Die Luft roch so süß wie die Parfumabteilung bei Macy's, und die nahen Hügel

von Napa waren so friedlich wie immer unter ihrer Decke aus Klee und Gras, grünen Weinstöcken, Kiefern und knorrigen Zypressen.

Theresa dachte in lyrischen Begriffen, weil sie gerade eine entsprechende Lektüre vor sich hatte - wunderschön komponierte, tiefempfundene, einsichtige... und total langweilige Gedichte.

Sie seufzte laut und wünschte, ihre Tante wäre in der Nähe, um es zu hören. Das Taschenbuch hing schlaff in ihrer Hand, und ihr Blick schweifte noch einmal durch den Garten. Sie schien an diesem Ort ihr halbes Leben verbracht zu haben. Manchmal nannte sie ihn das grüne Gefängnis.

Aber oft genug liebte sie dieses Fleckchen Erde. Es war schön hier, genau richtig, um zu lesen oder Gitarre zu üben. (Theresa wollte entweder Kinderärztin oder Reiseschriftstellerin oder, in der besten aller Welten, Sharon Isbin sein, die berühmte klassische Gitarristin.)

Sie war gegenwärtig hier und nicht in der Schule, weil sie, ihre Tante und ihr Onkel eine nicht geplante Reise unternehmen würden.

Oh, Tare, das wird Spaß machen. Roger hat etwas in Manhattan zu erledigen, eine Rede oder Recherchen, keine Ahnung. Ich hab nicht richtig zugehört. Er hat in einer Tour geplappert. Du kennst ja deinen Onkel. Aber ist es nicht großartig, einfach aus einer Laune heraus auf Reisen zu gehen? Ein Abenteuer.

Was der Grund war, aus dem ihre Tante sie am Montag um zehn Uhr vormittags aus der Schule geholt hatte. Nur dass sie noch nicht aufgebrochen waren, was ihr ein wenig merkwürdig vorkam.

Die Erklärung ihrer Tante lautete, es gebe »logische Schwierigkeiten. Weißt du, was ich meine?«

Theresa war die Achtbeste ihres Jahrgangs aus 257 Schülern der Vallejo Springs Highschool. Sie sagte: »Ja, weiß ich. Du meinst ‚logistisch‘.«

Aber was das Mädchen nicht verstand, war Folgendes: Da sie immer noch nicht in irgendeinem dämlichen Flugzeug nach New York saßen, wieso konnte sie nicht weiter zur Schule gehen, bis die »Schwierigkeiten« gelöst waren?

»Außerdem ist Studienwoche«, hatte ihre Tante gesagt. »Also lerne.«

Was nicht »lernen« bedeutete, sondern »kein Fernsehen«.

Und keine Treffen mit Sunny, Travis oder Kaitlin.

Und es hieß, dass sie nicht zu der großen Wohltätigkeitsveranstaltung nach Tiburon fahren würden, obwohl die Firma ihres Onkels den Kampf gegen das Analphabetentum finanziell unterstützte. (Theresa hatte sich extra ein neues Kleid gekauft.)

Natürlich war das kompletter Schwachsinn. Es gab keine Reise nach New York, und es gab auch keine Schwierigkeiten, ob nun logistische, logische oder andere. Das alles war bloß ein Vorwand, um sie in dem grünen Gefängnis zu behalten.

Und warum die Lügen?

Weil der Mann, der ihre Eltern sowie ihren Bruder und ihre Schwester ermordet hatte, aus dem Gefängnis ausgebrochen war. Was ihre Tante allen Ernstes vor Theresa geheim halten zu können glaubte.

Also bitte... Die Nachricht stand ganz oben auf der Startseite von Yahoo. Und jeder aus Kalifornien unterhielt sich darüber bei MySpace und Facebook. (Es war ihrer Tante irgendwie gelungen, den drahtlosen Router der Familie zu deaktivieren, woraufhin Theresa sich einfach in das ungeschützte Funknetzwerk eines Nachbarn eingeklinkt hatte.)

Sie warf das Buch neben sich auf die Bank und schaukelte vor und zurück, während sie das Haarband abnahm und ihren Pferdeschwanz neu ordnete.

Theresa war durchaus dankbar für das, was ihre Tante im Laufe der Jahre für sie getan hatte, und rechnete es ihr wirklich hoch an. Nach den furchtbaren Tagen in Carmel vor acht Jahren hatte die Frau sich fürsorglich um das Mädchen gekümmert, das jeder die Schlapfpuppe nannte. Theresa wurde adoptiert, umgesiedelt, umbenannt (Theresa Bölling; es gab Schlimmeres) und zu Dutzenden von Therapeuten geschickt, die alle sehr klug und mitfühlend waren und »Wege zum psychischen Wohlbefinden« aufzeigten, indem sie »den Trauerprozess« erforschten - »unter besonderer Berücksichtigung der Bedeutung der Übertragung angesichts des Vorhandenseins neuer Elternfiguren«. (Achthonde ihres Jahrgangs, immerhin.)

Manche Behandlungen halfen, andere nicht. Aber der wichtigste Faktor - die Zeit - bewies Beharrlichkeit in seiner Wirkung, und Theresa wurde zu einer anderen als die Schlapfpuppe, Überlebende einer Kindheitstragödie. Sie ging gelegentlich mit Jungen aus, war Schülerin, Freundin, Tierarztassistentin, keine schlechte Sprinterin über die Fünfzig- und Hundert-Meter-Distanz sowie eine Gitarristin, die Scott Joplins »The Entertainer« spielen und die Folge verminderter Akkorde hinbekommen konnte, ohne dass eine einzige Saite quietschte.

Nun jedoch gab es einen Rückschlag. Der Killer saß nicht mehr im Gefängnis, okay. Aber das war nicht das wahre Problem. Nein, es ging um die Art, wie ihre Tante die Angelegenheit regelte. Es war, als hätte jemand die Uhr zurückgedreht und Theresa sechs, sieben, o Gott, acht Jahre in die Vergangenheit geschickt. Sie fühlte sich, als wäre sie wieder die Schlapfpuppe und alle Fortschritte hätten sich in Luft aufgelöst.

Kleine, Kleine, wach auf, keine Angst. Ich bin Polizistin. Siehst du meine Dienstmarke? Hol bitte deine Sachen, geh ins Badezimmer, und zieh dich an.

Ihre Tante war in Panik, gereizt, paranoid. Wie in dieser HBO-Serie, die sie letztes Jahr drüben bei Bradley gesehen hatte. Über ein Gefängnis. Wenn dort etwas Schlimmes passierte, riegelten die Wärter den gesamten Bereich hermetisch ab.

Theresa, die Schlapfpuppe, kam sich vor wie einer der Insassen. Sie saß hier fest in ihrem Hogwarts, in Mittelerde... in Oz...

Dem grünen Gefängnis.

He, das ist klasse, dachte sie sarkastisch: Daniel Pell ist aus dem Knast entkommen, und ich stecke mitten drin.

Theresa nahm wieder das Buch zur Hand und dachte an ihre nächste Klassenarbeit in Englisch. Sie las zwei weitere Zeilen.

Laaaangweilig.

Dann sah sie durch den Maschendrahtzaun am Ende des Grundstücks, dass ein Wagen langsam vorbeirollte und plötzlich bremste. Der Fahrer schien zwischen den Sträuchern hindurch in ihre Richtung zu schauen. Er zögerte kurz, und dann fuhr das Auto weiter.

Theresa stellte die Füße auf den Boden, und das Schaukeln hörte auf.

Der Wagen konnte jedem gehören. Nachbarn, einem der Kids, die schon Ferien hatten... Sie war nicht beunruhigt - jedenfalls nicht allzu sehr. Da ihre Tante eine totale Mediensperre verhängt hatte, wusste sie natürlich nicht, ob Daniel Pell mittlerweile wieder verhaftet oder zuletzt auf dem Weg nach Napa gesehen worden war. Aber das war verrückt. Dank ihrer Tante befand sie sich praktisch im Zeugenschutzprogramm. Wie sollte er sie da je finden?

Dennoch würde sie sich jetzt lieber mal zum Computer schleichen und den neuesten Stand der Dinge in Erfahrung bringen.

Ihr Magen zog sich ein winziges bisschen zusammen.

Theresa stand auf und ging auf das Haus zu.

Okay, wir sind vielleicht ein wenig nervös.

Sie drehte sich um und blickte noch einmal zu der Lücke zwischen den Büschen am anderen Ende des Grundstücks. Kein Wagen. Nichts.

Dann wandte Theresa sich wieder zum Haus um und erstarnte.

Der Mann hatte sechs Meter von ihr entfernt den Zaun überklettert, zwischen ihr und dem Haus. Er war auf den Knien neben zwei dichten Azaleen gelandet und hob soeben den Kopf. Er keuchte von der Anstrengung, und seine Hand blutete; er hatte sich an der gezackten Oberkante des fast zwei Meter hohen Maschendrahts geschnitten.

Das war er. Das war Daniel Pell!

Sie keuchte auf.

Er war doch hergekommen. Er wollte das letzte Mitglied der Familie Croyton ermorden.

Lächelnd stand er auf und ging steifbeinig auf sie zu. Theresa Croyton fing an zu weinen.

»Nein, keine Angst«, flüsterte der Mann und kam näher. »Ich werde Ihnen nichts tun. Pssst.«

Theresa spannte sich an. Sie wollte weglaufen. Na los, mach schon.

Aber ihre Beine rührten sich nicht; die Angst lähmte sie. Außerdem - wo sollte sie hin? Er stand zwischen ihr und dem Haus, und sie wusste, dass sie den Zaun nicht mit einem Satz überspringen konnte. Sie dachte daran, sich stattdessen vom Haus zu entfernen, weiter nach hinten in den Garten, aber dann konnte er sie zu Boden reißen und ins Gebüsch zerren, wo er...

Nein, das war zu schrecklich.

Schluchzend schüttelte Theresa langsam den Kopf. Sie konnte die Angst tatsächlich schmecken. Ihre Kräfte verließen sie. Sie hielt nach einer Waffe Ausschau. Nichts: lediglich ein Randstein, ein Vogelfutterhäuschen,

Ausschau. Nichts: lediglich ein Randstein, ein Vogelfutterhäuschen,

Sie sah wieder Pell an.

»Sie haben meine Eltern getötet. Sie... Tun Sie mir nichts!«

Er runzelte die Stirn. »Mein Gott, nein«, sagte der Mann mit großen Augen. »Oh, nein, ich möchte bloß mit Ihnen reden. Ich bin nicht Daniel Pell, ich schwöre. Sehen Sie.«

Er war noch drei Meter entfernt und warf etwas in ihre Richtung. »Sehen Sie nach. Auf der Rückseite. Drehen Sie es um.«

Theresa blickte zum Haus. Dieses eine Mal, dass sie ihre Tante gebraucht hätte, war die Frau nirgends zu entdecken.

»Da«, sagte der Mann.

Das Mädchen trat vor - und er wich zurück, um sie nicht zu bedrängen.

Sie kam näher und schaute nach unten. Es war ein Buch. Ein Fremder in der Nacht von Morton Nagle. »Das bin ich.«

Theresa wollte es nicht aufheben, aber sie drehte es mit dem Fuß um. Auf der Rückseite prangte das Foto einer jüngeren Ausgabe des Mannes vor ihr.

Sagte er die Wahrheit?

Theresa wurde auf einmal klar, dass sie Daniel Pell nur auf einer Handvoll acht Jahre alter Bilder gesehen hatte. Dazu hatte sie sich im Internet heimlich einige Zeitungsartikel heraussuchen müssen - ihre Tante hatte gewarnt, es würde sie in psychischer Hinsicht um Jahre zurückwerfen, falls sie irgendetwas über die Morde las. Doch das Autorenfoto vor ihr wies keinerlei Ähnlichkeit mit dem hageren, unheimlichen Mann auf, an den sie sich erinnerte.

Theresa wischte sich über das Gesicht. Und wurde schlagartig wütend, als wäre ein Ballon geplatzt. »Was

wollen Sie hier? Sie haben mir eine Scheißangst eingejagt.«

Der Mann zog sich die rutschende Hose hoch, als wolle er näher kommen. Aber offenbar entschied er sich dagegen. »Es gab keine andere Möglichkeit, mit Ihnen zu reden. Ich habe gestern mit Ihrer Tante gesprochen, als sie beim Einkaufen war. Ich wollte, dass sie Sie um etwas bittet.«

Theresa schaute zu dem Zaun.

»Die Polizei ist unterwegs, ich weiß«, sagte Nagle. »Ich habe die Alarmanlage am Zaun bemerkt. Die werden in drei oder vier Minuten hier sein und mich verhaften. Das geht in Ordnung. Aber ich muss Ihnen etwas sagen. Der Mann, der Ihre Eltern ermordet hat, ist aus dem Gefängnis entflohen.«

»Ich weiß.«

»Ehrlich? Ihre Tante...« »Lassen Sie mich in Ruhe!«

»In Monterey gibt es eine Polizistin, die hinter ihm her ist, aber sie braucht Hilfe. Ihre Tante wollte Ihnen nichts ausrichten, und falls Sie elf oder zwölf wären, würde ich das hier niemals tun.«

Aber Sie sind alt genug, um selbst für sich zu entscheiden. Die Frau möchte mit Ihnen reden.«

Theresa sah ihn verständnislos an. »Eine Polizistin?«

»Bitte, rufen Sie sie einfach an. Sie ist in Monterey. Sie können... O Gott.«

Der Schuss hinter Theresa war erstaunlich laut, viel lauter als im Fernsehen. Er ließ die Fenster klinnen und die Vögel erschrocken in den klaren Himmel aufsteigen.

Theresa zuckte zusammen und fiel auf die Knie, während Morton Nagle nach hinten auf den nassen Rasen taumelte und mit den Armen ruderte.

Mit vor Entsetzen geweiteten Augen blickte das Mädchen zu der Terrasse hinter dem Haus.

Komisch, sie hatte gar nicht geahnt, dass ihre Tante eine Waffe besaß, geschweige denn, dass sie wusste, wie man sie abfeuerte.

TJ Scanions ausführliche Befragung von James Reynolds' Nachbarschaft hatte zu keinen brauchbaren Zeugen oder Spuren geführt.

»Nichts über das Auto. Und auch sonst nichts.« Er rief aus der Nähe des Hauses an.

Dance saß in ihrem Büro und streckte sich. Ihre nackten Füße spielten mit einem der drei Paar Schuhe herum, die unter ihrem Schreibtisch standen. Sie wollte unbedingt wissen, was für einen Wagen Pell fuhr, wenn sie schon nicht das Nummernschild bekommen konnte; Reynolds hatte lediglich ausgesagt, es sei eine dunkle Limousine gewesen, und der Deputy, der mit der Schaufel niedergeschlagen worden war, konnte sich an überhaupt kein Fahrzeug erinnern. Die Spurensicherung des MCSO hatte weder Partikel noch anderes forensisches Beweismaterial gefunden, das ihnen auch nur den geringsten Aufschluss über den Wagentyp gegeben hätte.

Sie bedankte sich bei TJ und legte auf. Dann gesellte sie sich zu O'Neil und Kellogg in den Konferenzraum des CBI, wo Charles Overby jeden Moment auftauchen und um Futter für die nächste Pressekonferenz bitten würde - und für sein tägliches Gespräch mit Amy Grabe vom FBI sowie der CBI-Chefetage in Sacramento, die sich beide äußerst besorgt zeigten, dass Daniel Pell sich noch auf freiem Fuß befand. Leider jedoch würde die heutige Besprechung mit Overby sich in erster Linie um die Bestattungsvorbereitungen für Juan Miliar drehen.

Kathryn und Kellogg sahen sich kurz an und wichen dann dem Blick des jeweils anderen gleich wieder aus. Sie hatte noch keine Gelegenheit gehabt, mit ihm über den letzten Abend zu reden.

Dann aber fragte sie sich: Was gibt es da groß zu bereden?

... hinterher... Was meinst du ?

Der junge Rey Carraneo steckte seinen vollkommen runden Kopf mit großen Augen zur Tür herein und sagte atemlos: »Agent Dance, verzeihen Sie die Störung.«

»Was gibt's denn, Rey?«

»Ich glaube...« Seine Stimme erstarb. Er war gerannt. Auf seinem dunklen Gesicht glänzten Schweißtropfen. »Was denn? Was ist los?«

»Wissen Sie, Agent Dance«, sagte der dünne Mann, »ich glaube, ich habe ihn gefunden.« »Wen?« »Pell.«

... Vierzig

Der junge Agent erklärte, er habe das gediegene Sea View Motel in Pacific Grove angerufen - nur ein paar Meilen von Dances Wohnhaus entfernt - und erfahren, dass eine Frau am Samstag ein Zimmer gemietet hatte. Sie war Mitte zwanzig, attraktiv und blond, von schmaler Statur. Am Dienstagabend hatte der Empfangschef gesehen, dass ein Latino in ihr Zimmer gegangen war.

»Aber der entscheidende Punkt ist der Wagen«, sagte Carraneo. »Auf dem Anmeldeformular hat sie einen Mazda eingetragen. Mit falschem Kennzeichen - ich hab es gerade überprüft. Aber der Geschäftsführer ist sich sicher, dass dort ein oder zwei Tage lang ein türkisfarbener Thunderbird gestanden hat. Jetzt ist er nicht mehr da.«

»Sind die beiden derzeit in dem Motel?«

»Es sieht so aus. Er sagt, der Vorhang sei zugezogen, aber er habe drinnen Licht und Bewegungen gesehen.«

»Wie heißt sie?«

»Carrie Madison. Doch es gibt keine Kreditkartenda-ten. Sie hat bar bezahlt und einen Dienstausweis des Militärs vorgezeigt, aber der hat in einer zerkratzten Plastikhülle gesteckt und könnte gefälscht gewesen sein.«

Dance lehnte sich gegen die Tischkante und starnte die Straßenkarte an. »Ist das Motel ausgebucht?«

»Bis auf den letzten Platz.«

Sie verzog das Gesicht. Es waren zahllose Unschuldige vor Ort.

»Lassen Sie uns den Zugriff planen«, sagte Kellogg und wandte sich an Michael. »Steht das Sondereinsatzkommando des MCSO bereit?«

O'Neil musterte Dances besorgte Miene, und Kellogg musste die Frage wiederholen. »Die Teams können in zwanzig Minuten da sein«, antwortete der Detective. Er klang unschlüssig.

Dance war es ebenfalls. »Ich bin mir nicht sicher.«

»In welcher Hinsicht?«, fragte der FBI-Agent.

»Wir wissen, dass er bewaffnet ist und keine Rücksicht auf Zivilisten nimmt. Und ich kenne das Motel. Die Zimmer liegen an einem Parkplatz und Innenhof. Es gibt so gut wie keine Deckung. Er könnte uns kommen sehen. Falls wir versuchen, die umliegenden Räume zu evakuieren, wird er uns entdecken. Falls wir es nicht versuchen, gibt es wahrscheinlich Verletzte. Die Wände könnten nicht mal ein kleines Kaliber aufhalten.«

»Was schwebt Ihnen vor?«, fragte Kellogg.

»Eine Überwachung. Wir lassen das Gebäude rund um die Uhr beobachten. Sobald er es verlässt, schnappen wir ihn uns auf der Straße.«

O'Neil nickte. »Ich wäre auch dafür.«

»Wofür?«, fragte Charles Overby, der soeben den Raum betrat. Dance schilderte ihm die Situation.

»Wir haben ihn gefunden? Sehr gut!« Er sah Kellogg an. »Was ist mit Ihrer Eingreiftruppe?«

»Die kann nicht rechtzeitig hier sein. Wir werden das Team des MCSO nehmen müssen.«

»Michael, haben Sie schon Bescheid gegeben?«

»Noch nicht. Kathryn und ich haben ein paar Einwände gegen einen Zugriff.«

»Wie bitte?«, fragte Overby gereizt.

Sie erklärte das Risiko. Der CBI-Chef verstand, schüttelte jedoch den Kopf. »Der Spatz in der Hand...«

Auch Kellogg beharrte auf seiner Meinung. »Ich glaube, wir sollten wirklich nicht warten. Er ist uns schon zweimal entwischt.«

»Falls er auch nur irgendeinen Hinweis auf unsere Anwesenheit erhält - und dazu braucht er bloß aus dem Fenster zu schauen -, wird er sich verbarrikadieren. Vielleicht gibt es sogar eine Tür zum Nachbarzimmer...«

»Die gibt es«, sagte Carraneo. »Ich habe gefragt.«

Sie nickte ihm anerkennend zu und fuhr fort. »Er könnte Geiseln nehmen. Ich schlage vor, wir platzieren ein Team auf dem gegenüberliegenden Dach und schleusen jemanden als Zimmermädchen ein. Dann warten wir ab. Wenn er wegfährt, beschatten wir ihn. An der nächsten leeren Kreuzung versperren wir ihm den Weg und nehmen ihn in die Zange. Er wird sich ergeben.«

Oder erschossen werden. Auch gut.

»Er ist zu gerissen dafür«, widersprach Kellogg. »Falls wir ihn im Hotel überraschen können und schnell genug zuschlagen, leistet er keinen Widerstand.«

Unser erster Streit, dachte Dance sarkastisch. »Um wieder in Capitola zu landen? Das glaube ich kaum. Er wird sich wehren. Mit Zähnen und Klauen. Alles, was die Frauen mir über ihn erzählt haben, deutet in diese Richtung. Er kann es nicht ertragen, kontrolliert oder eingesperrt zu werden.«

»Ich kenne das Motel auch«, sagte Michael O'Neil. »Er könnte sich dort mühelos verschanzen. Und ich glaube nicht, dass Pell der Typ ist, mit dem sich erfolgreich verhandeln ließe.«

Dance befand sich in einer seltsamen Lage. Ihr Gefühl sagte ihr ausdrücklich, dass zu schnelles Handeln ein

Fehler wäre. Aber wenn es um Daniel Pell ging, traute sie ihrem Instinkt nur sehr eingeschränkt.

»Ich habe eine Idee«, sagte Overby. »Falls er sich tatsächlich verschanzt, was wäre mit den Frauen aus seiner Familie? Würden sie uns helfen, ihn zur Vernunft zu bringen?«

»Warum sollte Pell auf sie hören?«, wandte Dance ein. »Schon vor acht Jahren hatten sie keinerlei Einfluss auf ihn. Jetzt erst recht nicht.«

»Dennoch gibt es niemanden, der Pell nähergestanden hat.« Overby ging zum Telefon. »Ich rufe sie an.«

Dass Overby die Frauen verschreckte, hatte Dance gerade noch gefehlt. »Nein, ich erledige das.«

Samantha hob ab. Kathryn erklärte ihr die Sachlage. Die Frau bat sie, auf keinen Fall mit hineingezogen zu werden; es bestehe ein zu großes Risiko, dass die Medien ihren Namen herausfinden würden. Rebecca und Linda hingegen waren bereit, ihnen notfalls behilflich zu sein.

Dance legte auf und berichtete, was die Frauen gesagt hatten.

»Na also, da hätten wir Ihren Plan B«, stellte Overby fest. »Gut.«

Dance war nicht überzeugt, dass Pell durch eine mitfühlend vorgetragene Bitte zur Aufgabe überredet werden konnte, nicht einmal - womöglich auch vor allem nicht - von Mitgliedern seiner ehemaligen Ersatzfamilie. »Ich plädiere weiterhin für eine Überwachung. Irgendwann muss er rauskommen.«

»Ich bin der gleichen Meinung«, bekräftigte O'Neil.

Kellogg betrachtete geistesabwesend eine Karte an der Wand. Er wirkte besorgt. Dann sah er Dance an. »Falls Sie wirklich nicht wollen, okay. Die Entscheidung liegt bei Ihnen. Aber denken Sie daran, was ich über das Kultprofil gesagt habe. Wenn er auf die Straße geht, wird er sehr wachsam sein und mit Zwischenfällen

rechnen. Und er dürfte sich für diverse Situationen gewappnet haben. In dem Motel wird er nicht so gut vorbereitet sein, sondern selbstgefällig in seinen vier Wänden hocken. Das ist bei allen Kultführern so.«

»In Waco hat es nicht so gut funktioniert«, gab O'Neil zu bedenken.

»Waco war eine Pattsituation. Koresh und seine Leute wussten, dass die Polizei dort war. Pell wird keine Ahnung haben, dass wir kommen.«

Stimmt, dachte Dance.

»Es ist Winstons Fachgebiet, Kathryn«, sagte Overby. »Deshalb ist er hier. Ich glaube, wir sollten nicht länger warten.«

Vielleicht war ihr Chef tatsächlich dieser Ansicht, wenngleich er sich ohnehin schwerlich gegen den Spezialisten aussprechen konnte, den er an Bord geholt hatte.

Sündenböcke...

Sie starnte die Karte von Monterey an. »Kathryn?«, fragte Overby verärgert. Dance überlegte. »Okay. Wir holen ihn uns.« O'Neil spannte sich an. »Wir können uns ruhig noch etwas Zeit lassen.«

Sie zögerte erneut und bemerkte den zuversichtlichen Blick, mit dem Kellogg ebenfalls die Karte musterte. »Nein, ich glaube, wir sollten sofort zuschlagen.«

»Gut«, sagte Overby. »Der proaktive Zugriff ist der beste. Absolut.«

Proaktiv, dachte Dance zynisch. Ein gutes Wort für die Pressekonferenz. Sie hoffte, sie könnten dort die erfolgreiche Festnahme von Daniel Pell vermelden und nicht noch weitere zivile Opfer.

»Michael?«, fragte Overby. »Möchten Sie Ihre Leute verständigen?«

O'Neil hielt kurz inne. Dann rief er seine Dienststelle an und ließ sich mit dem Leiter des Sondereinsatzkommandos verbinden.

Das gedämpfte Licht des Morgens fiel zum Fenster herein. Daniel Pell lag im Bett und dachte, dass sie von nun an besonders vorsichtig sein mussten. Die Polizei wusste inzwischen, wie er in der Latino-Verkleidung aussah. Er konnte seine Haut zwar wieder etwas aufhellen und abermals das Haar ändern, aber auch damit würden sie rechnen.

Trotzdem konnte er noch nicht von hier verschwinden. Er hatte noch eine weitere Mission auf der Halbinsel zu erledigen, was der einzige Grund war, aus dem er sich hier aufhielt.

Waldgebiet in Nordkalifornien, einen Berggipfel in der Nähe des Mount Shasta. Daniel Pell war nie ein Rassist gewesen, aber er war auch nicht dumm, und als die Tante über den bevorstehenden großen Krieg zwischen Schwarz und Weiß schwadronierte, stand er hundertprozentig hinter ihr.

Sie überschrieb das Land ihrem Neffen, damit er und andere »anständige, gute, rechtschaffene Leute« (womit »Kaukasier« gemeint waren) dorthin fliehen könnten, wenn das große Morden anfangen würde.

Zunächst hatte Pell, der damals noch jung war, sich nicht viel von dem Ort versprochen. Aber dann war er dorthin getrampt und hatte sich sofort heimisch gefühlt. Er liebte den Ausblick und die Luft, aber am meisten gefiel ihm die Vorstellung, dass man dort unter sich war, ohne Einmischung der Regierung und etwaiger unliebsamer Nachbarn. (Es gab dort sogar einige große Höhlen - und er stellte sich oft vor, wozu man sie nutzen konnte, wobei der Ballon in seinem Innern stets kurz vor dem Platzen stand.) Er rodete eigenhändig eine kleinere Stelle und baute sich eine Hütte. Dies sollte eines Tages die Keimzelle seines Königreichs sein, das Dorf, zu dem der Rattenfänger die Kinder führen würde.

Angesichts seiner Vorgeschichte und Neigung zum Verbrechen musste Pell jedoch sicherstellen, dass die Liegenschaft unsichtbar blieb - nicht für die mordlüsternen Minderheiten, sondern für die Strafverfolgungsbehörden. Er kaufte Bücher, in denen stand, wie man die Eigentumsverhältnisse von Grundbesitz verschleiert, verfasst von irgendwelchen Einsiedlern oder rechtsgerichteten, regierungsfeindlichen Randgruppen. Es war überraschend einfach, vorausgesetzt man sorgte dafür, dass die Grundsteuer bezahlt wurde (dazu benötigte man lediglich eine Treuhandgesellschaft und ein Sparkonto). Einmal eingerichtet, lief alles automatisch, was

Daniel Pell ganz besonders gelegen kam; er blieb unabhängig.

Pells Berggipfel.

Nur ein kleines Problem hatte es zwischendurch gegeben. Nachdem er und ein Mädchen namens Alison, das er aus San Francisco kannte, dorthin getrampt waren, war er zufällig einem Kerl über den Weg gelaufen, der für das Steuerbüro des Bezirks arbeitete: Charles Pickering. Der Mann hatte Gerüchte gehört, es sei Baumaterial in die Gegend geliefert worden. Etwa ein Erschließungsvorhaben? Was eine drastische Steuererhöhung bedeutet hätte? Das allein wäre nicht schlimm gewesen; Pell hätte das Konto einfach entsprechend aufgestockt. Aber wie es das Schicksal so wollte, hatte Pickering Verwandte in Marin County und erkannte Pell, weil in der örtlichen Zeitung über seine Verhaftung nach einem Einbruch berichtet worden war.

»He, Sie hab ich doch schon mal gesehen«, sagte der Angestellte.

Was seine letzten Worte sein sollten. Pell zog sein Messer, und dreißig Sekunden später lag Pickering als blutiger Haufen Fleisch tot am Boden.

Nichts würde seine Enklave gefährden.

Er war mit dem Mord davongekommen, obwohl die Polizei ihn lange festgehalten hatte - lange genug, dass Alison beschloss, sich von ihm zu trennen und wieder nach Süden zu ziehen. (Seitdem suchte er nach ihr; sie würde natürlich sterben müssen, denn sie wusste, wo sein Grundbesitz lag.)

Der Berggipfel war das, was ihm Kraft gab, als er nach San Quentin und später nach Capitola kam. Er träumte ständig davon, dort mit einer neuen Familie zu leben. Es war der Antrieb für ihn gewesen, sich juristische Kenntnisse anzueignen und im Fall Croyton einen stichhaltigen Revisionsantrag einzureichen, von dessen Erfolg er überzeugt war. Die Urteile würden gemildert werden

und mit der bereits verbüßten Zeit vielleicht sogar schon abgegolten sein.

Doch letztes Jahr hatte er verloren.

Und anfangen müssen, einen Fluchtplan zu schmieden.

Inzwischen war er frei, und sobald er hier in Monterey fertig war, würde er so schnell wie möglich zu seinem Berg fahren. Als dieser Idiot von Aufseher ihn letzten Sonntag in das Büro gelassen hatte, war es Pell gelungen, mit Hilfe der Internetseite Visual-Earth einen Blick auf den Ort zu werfen. Zwar kannte er die Koordinaten seines Grundstücks nicht hundertprozentig, aber er hatte es trotzdem irgendwie hinbekommen. Und erfreut festgestellt, dass die Gegend so verlassen wie eh und je zu sein schien, ohne ein Gebäude in meilenweitem Umkreis - die Höhlen blieben dem neugierigen Auge des Satelliten verborgen.

Nun im Sea View Motel erzählte er Jennie von dem Ort - ganz allgemein, natürlich. Es war gegen seine Natur, zu freimütig zu sein. Zum Beispiel verschwieg er ihr, dass sie nicht die einzige Frau sein würde, die dort wohnte. Und er durfte sie selbstverständlich nicht wissen lassen, wie er sich das gemeinsame Leben auf dem Berggipfel vorstellte. Pell wusste, welche Fehler er vor zehn Jahren in Seaside begangen hatte. Er war zu nachsichtig gewesen, hatte zu sehr gezögert, Gewalt anzuwenden.

Diesmal würde jede Art von Bedrohung ausgeschaltet werden. Schnell und rücksichtslos.

Absolute Kontrolle...

Aber Jennie war zufrieden - sogar begeistert - über die Fakten, die er ihr mitteilte. »Glaub mir, Schatz, mit dir gehe ich überall hin...« Sie nahm ihm die Kaffeetasse aus der Hand und stellte sie beiseite. Dann lehnte sie sich auf dem Bett zurück. »Schlaf mit mir, Daniel. Bitte.«

Schlaf mit mir, registrierte er. Nicht fick mich.

Es war ein Hinweis darauf, dass seine Schülerin eine neue Stufe erreicht hatte. Das ließ den Ballon in seinem Innern anwachsen, mehr noch als der Anblick ihres Körpers.

Er strich ihr eine gefärbte Strähne aus der Stirn und küsste sie. Seine Hände gingen auf die vertraute und doch immer neue Wanderschaft.

Die durch ein schrilles Klingeln unterbrochen wurde. Er verzog das Gesicht, nahm den Hörer des Telefons ab, lauschte einen Moment und hielt dann die Sprechmuschel zu. »Das Zimmermädchen. Sie hat das >Nichtstören<-Schild gesehen und möchte wissen, wann sie ins Zimmer kann.«

Jennie lächelte schüchtern. »Sag ihr, wir brauchen mindestens eine Stunde.«

»Ich werd ihr sagen, zwei Stunden. Nur um sicherzugehen.«

... Einundvierzig

Sie richteten die Leitstelle für den Zugriff an einer Kreuzung unweit des Sea View Motels ein.

Dance war sich immer noch nicht sicher, ob sie die richtige Entscheidung getroffen hatten, aber sobald eine solche taktische Operation anlief, galten automatisch gewisse Regeln. Eine davon lautete, dass Kathryn sich im Hintergrund halten musste. Dies war nicht ihr Fachgebiet, und so blieb ihr kaum mehr als die Rolle einer Zuschauerin.

Für das CBI würden Albert Stemple und TJ sich den Zugriffsteams anschließen, die ansonsten aus speziell geschulten Deputies des MCSO und einigen Beamten der Highway Patrol bestanden. Die acht Männer und zwei Frauen sammelten sich neben einem unauffälligen Lieferwagen, der genug Waffen und Munition enthielt, um einen kleineren Aufstand niederschlagen zu können.

Pell hielt sich weiterhin in dem Zimmer auf, das die Frau gemietet hatte; das Licht war ausgeschaltet, aber ein Überwachungsspezialist hielt auf der Rückseite des Motels ein Mikrofon an die Wand und meldete aus dem Innern Geräusche. Er war sich nicht sicher, aber es klang, als würden die beiden Sex haben.

Das war eine gute Nachricht, dachte Dance. Ein nackter Verdächtiger ist ein ungeschützter Verdächtiger.

Sie hatte den Geschäftsführer am Telefon und erkundigte sich nach den benachbarten Räumen. Der linke war leer; die Gäste waren soeben mit einer Angelausrüstung aufgebrochen, was bedeutete, dass sie für geraume Zeit nicht zurückkommen würden. Die Familie auf der anderen Seite schien sich jedoch leider immer noch im Zimmer zu befinden.

Am liebsten hätte Dance die Leute angerufen und ihnen befohlen, sich nach hinten zurückzuziehen und flach auf den Boden zu legen. Aber das würden sie natürlich nicht tun, sondern fliehen. Die Eltern würden die Tür aufreißen und mit den Kindern hinauslaufen. Und Pell würde genau wissen, was vor sich ging. Er hatte den Instinkt einer Katze.

Bei dem Gedanken an die Gäste im Nachbarzimmer und das Hauspersonal schoss Kathryn Dance plötzlich durch den Kopf: Blas die Sache ab. Hör auf dein Bauchgefühl. Du leitest diesen Fall. Das würde Overby zwar nicht gefallen - es würde einen heftigen Streit geben -, aber mit ihm konnte sie fertig werden. O'Neil und das MCSO würden hinter ihr stehen.

Dennoch, sie konnte ihrem Gefühl derzeit nicht trauen. Sie kannte sich mit Menschen wie Pell nicht aus; Winston Kellogg schon.

Zufällig traf er in diesem Moment ein, ging zu den Zugriffsteams, schüttelte Hände und stellte sich den anderen vor. Er hatte sich erneut umgezogen, aber diesmal sah nichts an ihm nach Country Club aus. Er trug eine

schwarze Jeans, ein schwarzes Hemd und eine dicke Schutzweste. Der Verband am seinem Hals war sichtbar.

TJs Beschreibung fiel ihr wieder ein.

Er ist ziemlich direkt, hat aber keine Angst, sich die Finger schmutzig zu machen...

Mit dieser Kleidung und dem wachsamen Blick erinnerte er sie sogar noch mehr an ihren verstorbenen Mann. Bill hatte den Großteil seiner Zeit mit Routineermittlungen verbracht, gelegentlich aber auch an taktischen Zugriffen teilgenommen. Sie hatte ihn ein- oder zweimal in solch einer Aufmachung gesehen, wie er selbstsicher eine komplizierte Maschinenpistole hielt.

Dance beobachtete, wie Kellogg nun eine große silberne Automatikpistole zog und durchlud.

»Das nenne ich eine Massenvernichtungswaffe«, sagte TJ. »Schweizerische Industrie-Gesellschaft.«

»Was?« Ungehalten.

»S-I-G wie in SIG-Sauer. Die neue Ausführung der P220. Eine Fünfundvierziger.« »Kaliber 45?«

»Ja«, sagte TJ. »Offenbar folgt das FBI inzwischen einer Lasst-uns-sichergehen-dass-sie-garantiert-nie-wieder-aufstehen-Philosophie. Gegen die ich nicht unbedingt etwas habe.«

Dance und alle anderen Agenten des CBI waren lediglich mit Neun-Millimeter-Glocks ausgerüstet, weil sie fürchteten, mit einem größeren Kaliber eventuell unnötigen Schaden anzurichten.

Kellogg streifte einen Anorak über, auf dem in großen gelben Buchstaben FBI stand, und kam zu Dance und O'Neil, der heute seine khakifarbane Chief-Deputy-Uniform trug - und ebenfalls eine Schutzweste.

Dance setzte sie über die Nachbarzimmer in Kenntnis. Kellogg sagte, er würde zeitgleich mit dem Zugriff jemanden nach nebenan schicken, der die Familie in Deckung gehen ließ.

Das war zwar nicht viel, aber immerhin etwas.

Rey Carraneo meldete sich über Funk; er befand sich auf der anderen Seite des Parkplatzes in Beobachtungsposition, versteckt hinter einem Müllcontainer. Der Platz war gegenwärtig menschenleer - wenngleich einige Autos dort standen -, und die Zimmermädchen machten ihre Arbeit, genau wie Kellogg es angeordnet hatte. Unmittelbar vor dem Zugriff, wenn die Teams schon unterwegs waren, würden andere Beamte sie in Sicherheit bringen.

Innerhalb von fünf Minuten hatten alle ihre Schutzwesten angelegt und die Waffen überprüft. Sie kauerten sich auf einen kleinen Hof neben dem Hauptbüro. Ihre Blicke ruhten auf O'Neil und Dance, aber es war Kellogg, der als Erster das Wort ergriff. »Wir gehen alle durch die Tür rein, das zweite Team unmittelbar nach dem ersten.« Er hielt eine Skizze des Zimmers hoch, die der Geschäftsführer für sie angefertigt hatte. »Team eins, hier zum Bett. Team zwei, die Schränke und das Bad. Ich brauche ein paar Blendgranaten.«

Diese würden dem Verdächtigen mit lautem Knall und grellem Lichtblitz zwar die Orientierung rauben, aber keine ernstlichen Verletzungen bewirken.

Einer der MCSO-Beamten reichte ihm einige der Granaten. Er steckte sie ein.

»Ich übernehme die Spitze des ersten Teams«, sagte Kellogg.

Dance wünschte, er würde es nicht tun; das Sonder-einsatzkommando von Monterey bestand aus deutlich jüngeren Beamten, die meisten davon ehemalige Soldaten mit Kampferfahrung.

»Er wird diese Frau bei sich haben«, fuhr der FBI-Agent fort. »Sie mag wie eine Geisel wirken, aber sie ist genauso gefährlich wie er. Vergessen Sie nicht, sie hat das Feuer beim Gerichtsgebäude gelegt, durch das Juan Miliar getötet wurde.«

Alle nickten bestätigend.

»Also, wir gehen zu beiden Seiten um das Gebäude herum und schnell an der Vorderseite entlang. Diejenigen von Ihnen, die an seinem Fenster vorbeimüssen, kriechen dort auf dem Bauch. Nicht bloß ducken. Und so dicht an der Wand bleiben wie möglich. Gehen Sie davon aus, dass er hinausschauen könnte. Ich möchte, dass Leute mit Schutzwesten die Zimmermädchen hinter die Wagen ziehen. Dann gehen wir rein. Und verlassen Sie sich nicht darauf, dass es da drinnen nur zwei Täter gibt.«

Seine Worte ließen Dance an das Gespräch mit Rebecca Sheffield denken.

Sie entwerfen eine Lösung...

»Klingt das okay für Sie?«, fragte er Dance.

Womit er eigentlich etwas anderes meinte, etwas Konkreteres: Habe ich hier das Sagen?

Kellogg räumte ihr großzügig eine letzte Chance ein, die Operation abzublasen.

Dance überlegte nur kurz. »Ja, geht in Ordnung«, sagte sie dann. »Fangen Sie an.« Sie wollte auch etwas zu O'Neil sagen, fand aber keine Worte, um ihre Gedanken auszudrücken - sie war sich nicht einmal sicher, was sie dachte. Er sah sie nicht an, sondern zog einfach seine Glock und machte sich mit TJ, Stemple und dem zweiten Team auf den Weg.

»Wir gehen in Position«, sagte Kellogg zu seinen Leuten.

Dance gesellte sich zu Carraneo hinter den Müllcontainer, setzte ein Headset auf und stöpselte es in ihr Funkgerät ein.

Einige Minuten später knisterte es in dem Kopfhörer. »Bei fünf gehen wir rein«, sagte Kellogg.

Die Führer der diversen Teams bestätigten.

»Also los. Eins... zwei...«

Dance wischte sich die Handfläche an der Hose ab und schloss sie dann um den Griff ihrer Waffe, »...drei... vier... fünf, los!«

Die Männer und Frauen liefen um die Ecke. Dances Augen wanderten hektisch zwischen Kellogg und O'Neil hin und her. Bitte, dachte sie. Keine weiteren Toten... Hatten sie alles bedacht?

Hatten sie die Verhaltensmuster richtig erkannt?

Kellogg erreichte die Tür als Erster und nickte dem MCSO-Beamten mit der Ramme zu. Der kräftige Mann schwang das schwere Rohr gegen die hübsch verzierte Tür, die sofort aufflog. Kellogg warf eine der Granaten hinein. Zwei Beamte liefen in den Raum neben dem von Pell, und andere zogen die Zimmermädchen hinter geparkte Wagen. Als die Granate mit ohrenbetäuben-dem Knall detonierte, setzten Kelloggs und O'Neils Teams sofort nach.

Dann: Stille.

Keine Schüsse, keine Schreie.

Schließlich hörte sie Kellogg über Funk etwas sagen, doch es ging im Rauschen einer atmosphärischen Störung unter.

»Bitte wiederholen«, drängte Dance. »Bitte wiederholen, Win. Haben Sie ihn?«

Ein Knistern. »Negativ. Er ist weg.«

Ihr Daniel war brillant, ihr Daniel wusste alles.

Als sie von dem Motel wegfuhren - zügig, aber nicht schneller als erlaubt -, drehte Jennie Marston sich um.

Noch keine Streifenwagen, keine Signallichter, keine Sirenen.

Engelsgesänge, dachte sie bei sich. Engelsgesänge, beschützt uns.

Ihr Daniel war ein Genie.

Vor zwanzig Minuten, als sie gerade miteinander schlafen wollten, war er plötzlich erstarrt und hatte sich im Bett aufgesetzt.

»Was ist denn, Schatz?«, hatte sie sich besorgt erkundigt.

»Das Zimmermädchen. Haben die schon jemals angeufen und nachgefragt, wann sie ins Zimmer dürfen?«

»Nicht, dass ich wüsste.«

»Und warum ausgerechnet heute? Außerdem ist es noch früh. Falls überhaupt, würden sie sich später melden. Jemand wollte wissen, ob wir hier sind. Die Polizei! Zieh dich an. Sofort.«

»Du willst...«

»Zieh dich an!«

Sie sprang aus dem Bett.

»Schnapp dir, was du kannst. Denk an deinen Computer, und lass keine persönlichen Gegenstände hier.« Er warf Kleidung und ein paar andere Sachen in eine Reisetasche. Dann sah er aus dem Fenster, ging zu der Tür, die sie mit dem Nachbarzimmer verband, und trat sie mit erhobener Pistole ein. Die beiden jungen Männer dort schreckten hoch.

Zuerst dachte Jennie, er würde sie töten, aber er befahl ihnen lediglich, sie sollten aufstehen und sich umdrehen. Dann fesselte er sie mit Angelschnur und klebte ihnen mit Isolierband die Münder zu, nachdem er Waschlappen hineingestopft hatte. Er nahm ihre Brieftaschen und sah die zwei drohend an. »Ich kenne eure Namen und Adressen. Ihr bleibt hier und verhaltet euch ruhig. Falls ihr auch nur ein Sterbenswörtchen zu jemandem sagt, sind eure Familien tot. Verstanden?«

Die beiden nickten. Daniel schloss die Zwischentür und blockierte sie mit einem Stuhl. Dann schüttete er die Kühl- und Zubehörboxen der Angler aus und verstautete seine und Jennies Taschen darin. Sie zogen die gelben Regenmäntel der Männer an, setzten sich Baseballmützen auf und verließen mit der Ausrüstung und den Angelruten das Zimmer.

»Sieh dich nicht um. Geh direkt zu unserem Wagen. Aber langsam.« Sie gingen quer über den Parkplatz. Daniel ließ sich mit dem Beladen des Fahrzeugs einige Minuten Zeit und versuchte, ganz zwanglos zu wirken. Dann stieg er ein und fuhr los. Jennie hatte Mühe, ruhig zu bleiben. Vor lauter Nervosität wäre sie fast in Tränen ausgebrochen.

Aber sie war auch erregt. Das musste sie zugeben. Die Flucht war ein absoluter Höhepunkt gewesen. Sie hatte sich noch nie so lebendig gefühlt wie während der Fahrt weg vom Motel. Sie dachte an ihren Ehemann, ihre Freunde, ihre Mutter... nichts von dem, was sie mit denen erlebt hatte, kam ihrem gegenwärtigen Gefühl auch nur halbwegs nahe.

In Gegenrichtung rasten vier Polizeiwagen an ihnen vorbei. Ohne Sirenen.

Engelsgesänge...

Das Stoßgebet funktionierte. Mittlerweile waren sie Meilen von dem Motel entfernt, und niemand verfolgte sie.

Schließlich lachte er und atmete tief durch. »Na, was sagst du nun, Liebling?«

»Wir haben es geschafft, Schatz!« Sie jauchzte laut und schüttelte wild den Kopf hin und her, als wäre sie bei einem Rockkonzert. Dann presste sie ihre Lippen an seinen Hals und biss ihn spielerisch.

Wenig später bogen sie auf den Parkplatz des Butterfly Inn ein, eines kleinen, schäbigen Motels an der Lighthouse Avenue, der größten Einkaufsstraße von Monterey. »Besorg uns ein Zimmer«, sagte Daniel. »Wir werden hier bald fertig sein, aber es könnte noch bis morgen dauern. Und miete den Raum gleich für eine Woche, das sieht weniger verdächtig aus. Wieder ziemlich weit hinten. Vielleicht in dem Haus da drüben.«

Jennie checkte ein und kam zurück zum Wagen. Pell trug das Gepäck ins Haus.

Dann legte er sich auf das Bett und verschränkte die Hände im Nacken. Sie kuschelte sich an ihn. »Wir werden uns hier verstecken müssen. Ein Stück die Straße hinauf ist ein Supermarkt. Hol uns etwas zu essen, ja, Liebling?«

»Und neues Haarfärbemittel?«

Er lächelte. »Keine schlechte Idee.«

»Darf ich ein Rotschopf sein?«

»Von mir aus auch grün. Ich liebe dich so oder so.«

Gott, er war perfekt...

Als sie das Zimmer verließ und die Mütze aufsetzte, hörte sie hinter sich den Fernseher knisternd zum Leben erwachen. Noch vor wenigen Tagen hätte sie sich nicht träumen lassen, dass es ihr nichts ausmachte, wenn Daniel andere Menschen verletzte, und dass sie ihr Haus in Anaheim aufgeben und die Kolibris und Kardinäle und Spatzen in ihrem Garten nie wiedersehen würde.

Nun aber kam ihr das alles vollkommen natürlich vor. Sogar wunderbar.

Ich tue alles für dich, Daniel. Alles.

... Zweiundvierzig

»Und woher hat er gewusst, dass Sie da waren?«, fragte Overby, der in Dances Büro stand. Der Mann war nervös. Immerhin hatte er nicht nur dafür gesorgt, dass das CBI die Fahndung übernahm, sondern sich auch energisch für die taktisch schlechte Entscheidung ausgesprochen, den Zugriff im Motel durchzuführen. Dance las das sowohl aus seiner Körpersprache als auch aus seiner Wortwahl ab; er sagte »Sie«, während Dance und O'Neil »wir« gesagt hätten.

Sündenböcke...

»Er muss irgendeine Veränderung wahrgenommen haben. Vielleicht hat das Personal sich seltsam verhalten«, erwiderte Kellogg. »Wie in dem Restaurant in Moss Landing. Er hat den Instinkt einer Katze.«

Dance hatte zuvor wortwörtlich das Gleiche gedacht. »Haben Ihre Leute ihn denn nicht drinnen gehört, Michael?« »Ein Porno«, sagte Dance.

»Er hatte im Hotelkanal einen Porno eingeschaltet«, erklärte der Detective. »Unser Überwachungsman hat den Fernseher gehört.«

Das Resultat des Einsatzes war entmutigend, wenn nicht sogar peinlich. Wie sich herausstellte, hatte der Geschäftsführer, ohne es zu wissen, dabei zugesehen, wie Pell und die Frau weggefahren waren - verkleidet als die zwei Angler aus dem Nachbarzimmer und vermeintlich auf Tintenfisch und Lachs in der Monterey Bay aus. Die beiden Männer, die man gefesselt und geknebelt aufgefunden hatte, gaben nur widerwillig Auskunft; Dance konnte ihnen schließlich entlocken, dass Pell sich ihre Adressen besorgt und gedroht hatte, ihre Familien zu töten, falls sie um Hilfe riefen.

Muster... gottverdammte Muster.

Winston Kellogg war zwar verärgert über die Flucht, sah aber keinen Grund für eine Entschuldigung. Er hatte nach bestem Wissen entschieden, so wie Dance bei Moss Landing. Der Plan hätte funktionieren können, aber das Schicksal hatte ihn vereitelt. Sie sah mit Respekt, dass Kellogg weder verbittert noch weinerlich auf das Ergebnis reagierte; er konzentrierte sich bereits auf die nächsten Schritte.

Overbys Assistentin kam hinzu und teilte ihrem Chef mit, dass soeben Sacramento für ihn angerufen habe und dass auf Leitung zwei Amy Grabe vom FBI auf ihn warte. Sie klang nicht glücklich.

Ein genervtes Murren. Der CBI-Chef drehte sich um und folgte ihr zurück in sein Büro.

Carraneo rief an und meldete, dass die Befragung, die er und mehrere andere Beamte derzeit durchführten, bisher nichts erbracht habe. Eine Putzfrau glaubte, sie habe vor dem Zugriff einen dunklen Wagen in den hinteren Teil des Parkplatzes fahren gesehen. Das Kennzeichen wusste sie nicht. Sonst hatte niemand etwas bemerkt.

Eine dunkle Limousine. Die gleiche nutzlose Beschreibung, die sie bei James Reynolds' Haus erhalten hatten. Ein Deputy des MCSO kam mit einem großen Paket und gab es O'Neil. »Von der Spurensicherung, Sir.« Der Detective nahm Fotos und eine Liste der sichergestellten Beweise heraus. Es gab keinen Zweifel; die Fingerabdrücke belegten, dass es sich bei den beiden Mieterinnen des Zimmers tatsächlich um Pell und dessen Komplizin gehandelt hatte. Kleidung, Nahrungsmittelverpackungen, Zeitungen, Körperpflegeartikel, etwas Kosmetik. Außerdem Wäscheklammern, ein zu einer Art Peitsche umgebauter Kleiderbügel mit Blutspritzern, eine Strumpfhose, die an den Bettpfosten gebunden worden war, Dutzende von Kondomen - neue und benutzte - sowie eine große Tube Gleitmittel.

»Das ist typisch für Kultführer«, sagte Kellogg. »Erinnern Sie sich noch an Jim Jones in Guayana? Er hatte täglich drei- oder viermal Sex.«

»Warum ist das typisch?«, fragte Dance. »Weil sie es können. Sie können so ziemlich alles tun, was sie wollen.«

O'Neils Telefon klingelte. Er nahm das Gespräch entgegen und hörte eine Weile zu. »Gut. Schicken Sie es gleich an Agent Dance. Haben Sie ihre E-Mail-Adresse?... Danke.«

Er sah Dance an. »Die Spurensicherung hat in der Tasche einer Jeans der Frau eine ausgedruckte E-Mail gefunden.«

Einige Minuten später fand Dance in ihrem elektronischen Postfach eine neue Nachricht vor. Sie öffnete sie und druckte die angehängte PDF-Datei aus.

Von: CentralAdmin2235@Capitolacorrectional.com

An: JMSUNGIRL@Euroserve.co.uk

Betr.:

Jennie, mein Liebling,

ich habe jemanden bestochen, um ins Büro zu kommen und dir diese Botschaft zu schreiben. Ich musste einfach. Ich möchte dir etwas sagen. Als ich heute aufgewacht bin, habe ich an dich gedacht - an unsere Pläne, zum Strand zu gehen und in die Wüste und jeden Abend in deinem Garten das Feuerwerk anzuschauen. Ich habe daran gedacht, was für ein kluges, wunderhübsches und romantisches Mädchen du bist - was gibt es Schöneres im Leben? Wir haben uns bisher nicht getraut, es offen auszusprechen, aber ich will nicht länger warten: Ich liebe dich. Ich habe nicht den geringsten Zweifel daran, dass jemand wie du mir noch nie begegnet ist. So, nun ist es heraus. Ich muss jetzt gehen. Hoffentlich fühlst du dich von meinen Worten nicht unter Druck gesetzt oder überrumpelt. Bis bald Daniel

Also hatte Pell doch E-Mails aus Capitola verschickt, dachte Dance. Allerdings vor dem letzten Sonntag, weshalb der Techniker sie nicht mehr finden konnte.

Die Frau hieß Jennie mit Vornamen. Ihr zweiter Vorname oder Nachname fing mit einem M an.

JMSUNGIRL.

»Unsere technische Abteilung setzt sich soeben mit dem Internetanbieter in Verbindung«, sagte O'Neil. »Ausländische Provider sind oft nicht sehr kooperativ, also lässt uns die Daumen drücken.«

Dance starrte den Text an. »Achtet darauf, was er geschrieben hat: ein Strand, die Wüste und jeden Abend Feuerwerk. Alles in der Nähe ihres Hauses. Das müsste uns irgendwie weiterhelfen.«

»Der Wagen wurde in Los Angeles gestohlen«, sagte Kellogg. »Sie kommt von irgendwo in Südkalifornien: Strand und Wüste. Aber ein allabendliches Feuerwerk?«

»Anaheim«, sagte Dance.

Der andere anwesende Elternteil nickte. »Disneyland«, sagte O'Neil.

Dance sah ihn an. »Deine Idee von vorgestern: die Banken und Abhebungen in Höhe von neuntausend-zweihundert Dollar. Das gesamte L. A. County - okay, das war vielleicht zu viel. Aber Anaheim? Ist wesentlich kleiner. Und wir kennen nun ihren Vornamen. Sowie vermutlich einen weiteren Anfangsbuchstaben ihres Namens. Können Ihre Leute das hinkriegen, Win?«

»Klar, das dürfte eine deutlich überschaubarere Anzahl von Banken sein«, willigte er ein, nahm sein Telefon und gab die Bitte an die FBI-Dienststelle in Los Angeles durch.

Dance rief im Point Lobos Inn an und erklärte den Frauen, was im Motel geschehen war.

»Er ist schon wieder entwischt?«, fragte Samantha.

»Ja, leider.« Sie nannte ihr die Einzelheiten der E-Mail, darunter auch den Namen der Absenderin, aber keine der drei Frauen konnte mit »Jennie M« oder »JMSUN-GIRL« etwas anfangen.

»Darüber hinaus haben wir Hinweise auf sadomasochistische Praktiken gefunden.« Sie beschrieb die Utensilien. »Passt das zu Pell, oder stammt es eher von der Frau? Im letzteren Fall könnte es uns helfen, die Suche einzugrenzen. Womöglich handelt es sich um eine Professionelle, eine Domina.«

Samantha schwieg einen Moment. »Ich, äh... Das dürfte Daniels Idee gewesen sein«, sagte sie dann peinlich berührt. »Er war irgendwie so gepolt.«

Dance bedankte sich. »Ich weiß, dass Sie gern wieder abreisen möchten. Ich verspreche, es wird nicht mehr lange dauern.«

Nur wenige Minuten darauf erhielt Winston Kellogg einen Anruf. Seine Augen blitzten überrascht auf. Er hob den Kopf. »Die haben sie. Eine Frau namens Jennie Marston hat letzte Woche bei der Pacific Trust in Anaheim neuntausendzweihundert Dollar abgehoben - praktisch ihre gesamten Ersparnisse. In bar. Wir besorgen uns einen Gerichtsbeschluss, damit meine Kollegen und ein paar Deputies vom dortigen Sheriff's Department ihr Haus durchsuchen können. Sie lassen uns wissen, was sie finden.«

Manchmal hat man einfach Glück.

O'Neil griff zum Telefon, und fünf Minuten später hatte Dance eine Bilddatei mit dem Führerscheinfoto der jungen Frau vor sich. Sie rief TJ in ihr Büro.

»Ja?«

Sie wies auf den Monitor. »Mach ein EFIS-Bild. Mit ihr als Brünette, Rothaarige, mit langem Haar, kurzem Haar. Zeig es beim Sea View Motel herum. Ich möchte sichergehen, dass sie es ist. Und falls ja, schicken wir eine Kopie an jeden Fernsehsender und jede Zeitung der Region.«

»Verlass dich drauf, Boss.« Er beugte sich über ihre Tastatur, gab ein paar Befehle ein und lief hinaus, als wolle er noch vor dem Foto in seinem Büro eintreffen.

Charles Overby trat in die Türöffnung. »Dieser Anruf aus Sacramento betrifft...«

»Moment, Charles.« Dance setzte ihn über die neueste Entwicklung in Kenntnis, und seine Laune besserte sich sofort.

»Tja, eine Spur. Gut. Endlich... Wie dem auch sei, da ist noch etwas. Sacramento wurde vom Sheriffbüro in Napa verständigt.«

»Napa?«

»Die haben jemanden namens Morton Nagle verhaftet.«

Dance nickte langsam. Overby wusste nichts davon, dass sie den Autor gebeten hatte, ihnen bei der Suche nach der Schlafpuppe behilflich zu sein.

»Ich habe mit dem Sheriff gesprochen. Und er ist nicht glücklich.«

»Was hat Nagle angestellt?«, fragte Kellogg, sah Dance an und zog eine Augenbraue hoch.

»Die kleine Croyton wohnt irgendwo da oben mit ihrer Tante und ihrem Onkel. Nagle wollte sie offenbar überreden, dass sie sich von Ihnen befragen lässt.«

»Das stimmt.«

»Oh. Davon habe ich ja noch gar nichts gehört.« Er ließ das einen Moment wirken. »Die Tante hat sich geweigert. Aber heute Morgen ist er auf das Grundstück geschlichen und hat es bei dem Mädchen direkt versucht.«

So viel zum Thema unbeteiligter, objektiver Journalismus.

»Die Tante hat auf ihn geschossen.«

»Was?«

»Sie hat ihn verfehlt, aber falls die Deputies nicht rechtzeitig aufgetaucht wären, hätte sie ihn wohl beim zweiten Versuch erledigt, glaubt der Sheriff. Und diese Möglichkeit schien niemanden groß zu stören. Die nehmen an, wir hätten etwas damit zu tun. Das könnte sehr unangenehm werden.«

»Ich kümmere mich darum«, sagte Dance.

»Wir hatten doch nichts damit zu tun, oder? Das habe ich ihm nämlich versichert.«

»Ich kümmere mich darum.«

Overby dachte kurz darüber nach, gab ihr dann die Nummer des Sheriffs und ging zurück in sein Büro. Dance rief den Mann an und schilderte ihm den Sachverhalt.

Der Sheriff ächzte auf. »Nun, Agent Dance, ich kann mir vorstellen, was für Probleme Sie im Augenblick haben, mit Pell und so. Hier in den Nachrichten läuft kaum noch was anderes, das dürfen Sie mir glauben. Aber wir können ihn nicht einfach freilassen. Theresas Tante und Onkel haben Strafanzeige erstattet. Und ich muss Ihnen sagen, dass wir alle hier immer ein Auge auf dieses Mädchen haben, nach allem, was sie durchgemacht hat. Das Gericht hat eine Kautions von hunderttausend Dollar festgesetzt, und keiner der gewerblichen Kautionssteiler ist daran interessiert, den Fall zu übernehmen.«

»Kann ich den Staatsanwalt erreichen?«

»Der ist heute den ganzen Tag in einer Verhandlung.«

Morton Nagle würde etwas Zeit im Gefängnis verbringen müssen. Er tat Kathryn leid, und sie wusste seinen Sinneswandel zu schätzen. Aber sie konnte nichts tun. »Ich würde gern mit der Tante oder dem Onkel des Mädchens sprechen.«

»Ich wüsste nicht, was das nützen sollte.«

»Es ist wichtig.«

Eine Pause. »Tja, nun, Agent Dance, ich glaube wirklich nicht, dass die beiden mit Ihnen reden möchten. Ich bin mir sogar so gut wie sicher.«

»Können Sie mir nicht bitte die Nummer der beiden geben?« Direkte Fragen sind oft am effektivsten.

Direkte Antworten aber auch. »Nein. Auf Wiederhören, Agent Dance.«

...Dreiundvierzig

Dance und O'Neil waren allein in ihrem Büro.

Sie hatten vom Orange County Sheriffs Department erfahren, dass Jennie Marstons Vater tot und ihre Mutter nicht nur wegen mehrerer kleinerer Vergehen und Drogenmissbrauchs, sondern auch wegen psychischer Erkrankungen aufgefallen war. Der gegenwärtige Aufenthaltsort der Mutter war unbekannt; es gab außerdem noch einige Verwandte an der Ostküste, aber die hatten seit Jahren nichts mehr von Jennie gehört.

Dance fand heraus, dass Jennie auf dem Gemeindecollege ein Jahr lang Hauswirtschaftslehre studiert und dann abgebrochen hatte, offenbar um zu heiraten. Nach einem weiteren Jahr als Friseurin war sie in die Gastronomie gewechselt und hatte für eine Reihe von Partyservices und Bäckereien in Orange County gearbeitet. Sie galt als stille Kollegin, die immer pünktlich kam, ihre Arbeit tat und wieder nach Hause ging. Anscheinend hatte sie ein ziemlich einsames Leben geführt, denn die Deputies konnten weder Bekannte noch enge Freunde ausfindig machen. Ihr Exmann hatte seit geraumer Zeit keinen Kontakt mehr zu ihr, sagte jedoch, dass sie verdiente, was auch immer ihr zugestossen sei.

Es überraschte nicht, dass diverse schwierige Beziehungen aktenkundig waren. Krankenhausmitarbeiter hatten mindestens ein halbes Dutzend Mal die Polizei verständigt, weil der Verdacht auf häusliche Gewalt bestand, und zwar gegen ihren Exmann und mindestens vier weitere Partner. Das Sozialamt war auf den Fall aufmerksam geworden, aber Jennie hatte nie Anzeige erstattet oder gar ein Unterlassungsurteil erwirkt.

Genau die Sorte Frau, die jemandem wie Daniel Pell zum Opfer fallen würde.

Dance erwähnte das gegenüber O'Neil. Der Detective nickte. Er sah aus dem Fenster zu zwei Kiefern, die im

Laufe der Jahre zusammengewachsen waren und ungefähr auf Augenhöhe einen dicken Knoten gebildet hatten. Auch Dance hatte die Angewohnheit, auf dieses kuriose Baumpaar zu starren, wenn sich aus den Fakten eines Falls einfach keine hilfreichen Erkenntnisse ergeben wollten.

»Woran denkst du?«, fragte sie.

»Willst du das wirklich wissen?«

»Ich hab dich immerhin gefragt, oder?« In gutgelauntem Tonfall.

Die Stimmung färbte nicht ab. »Du hattest recht. Er hatte unrecht«, sagte O'Neil gereizt. »Kellogg? Bei dem Motel?«

»Wir hätten deinem ursprünglichen Plan folgen und sofort eine Überwachung in die Wege leiten sollen, als wir von dem Motel erfahren haben. Nicht erst eine halbe Stunde damit verschwenden, die Zugriffsteams zusammenzustellen. Deshalb ist Pell entwischt. Irgendjemand hat unabsichtlich etwas verraten.«

Instinkt einer Katze...

Sie hasste es, sich rechtfertigen zu müssen, vor allem gegenüber jemandem, der ihr so nahestand. »Der Zugriff erschien zu dem Zeitpunkt sinnvoll; es war so viel in Bewegung, und wir konnten schnell zuschlagen.«

»Nein, er war nicht sinnvoll. Deshalb hast du gezögert. Du bist dir bis zuletzt nicht sicher gewesen.«

»Wer kann sich in solchen Situationen schon einer Sache ‚sicher‘ sein?«

»Okay, du hast gespürt, dass es der falsche Ansatz war, und normalerweise kannst du dich auf dein Gefühl verlassen..«

»Wir hatten einfach Pech. Wenn wir schneller vor Ort gewesen wären, hätten wir ihn vermutlich erwischt.« Es tat ihr leid, dies sagen zu müssen, denn sie fürchtete, er würde ihre Worte als Kritik am MCSO auffassen.

»Und es wären Menschen gestorben. Wir hatten verdammtes Glück, dass niemand zu Schaden gekommen ist. Kelloggs Plan konnte nur mit einer Schießerei enden. Insgeheim bin ich froh darüber, dass Pell nicht mehr da war. Es hätte womöglich ein Blutbad gegeben.« Er verschränkte die Arme - eine Schutzgeste, die ein wenig lustig wirkte, denn er trug immer noch seine Weste. »Du gibst die Leitung der Operation aus der Hand. Deiner Operation.«

»An Winston?«

»Ja, genau. Er ist ein Berater. Aber es sieht so aus, als würde er den Fall leiten.«

»Er ist der Fachmann, Michael. Ich bin es nicht. Und du auch nicht.«

»Ach ja, ist er das? Tut mir leid, ich höre ihn über die Kultmentalität und über Profile reden. Aber ich sehe nicht, dass er sich an Pell herangearbeitet hätte. Das bist ganz allein du gewesen.«

»Sieh dir seine Reputation an, seine Vorgeschichte. Er ist ein Experte.«

»Okay, er hat in gewisser Weise den Durchblick. Das war ja auch hilfreich. Aber er war nicht Experte genug, um Pell vor einer Stunde zu fangen.« Er senkte die Stimme. »Ich weiß, bei der Entscheidung über diese Frage hat Overby dem Kerl den Rücken gestärkt. Was auch sonst? Er ist derjenige, der auf Kelloggs Mitwirkung bestanden hat. Du kriegst Druck vom FBI und von deinem Boss. Aber wir beide, du und ich, haben schon oft unter Druck gestanden. Wir hätten uns durchsetzen können.«

»Was genau willst du sagen? Dass ich mich aus irgendeinem Grund seinen Wünschen füge?«

Er sah weg. Eine Ausweichreaktion. Menschen stehen nicht nur unter Stress, wenn sie lügen; manchmal auch, wenn sie die Wahrheit sagen. »Ich sage, dass du Kellogg zu viel Kontrolle über die Operation einräumst. Und, ehrlich gesagt, auch über dich.«

»Weil er mich an meinen Mann erinnert?«, fuhr sie ihn an. »Ist es das, was du meinst?«

»Ich weiß es nicht. Sag du es mir. Erinnert er dich an Bill?«

»Das ist doch lächerlich.«

»Du hast das Thema zur Sprache gebracht.«

»Tja, alles, was über die Arbeit hinausgeht, geht dich aber nichts an.«

»Gut«, stellte O'Neil lakonisch fest. »Ich bleibe bei meiner professionellen Einschätzung. Winston lag voll daneben. Und du hast das gewusst und ihn trotzdem unterstützt.«

»Gewusst? Ich war zu fünfundfünfzig Prozent für und zu fünfundvierzig Prozent gegen den Zugriff beim Motel. Zuerst hatte ich eine Meinung, dann habe ich sie geändert. Jeder gute Beamte lässt sich umstimmen.«

»Durch vernünftige Gründe. Durch logische Analyse.«

»Was ist mit deinem Urteilsvermögen? Wie objektiv bist du?«

»Ich? Wieso sollte ich nicht objektiv sein?«

»Wegen Juan.«

Seinem Blick war eine schwache Zustimmungsreaktion zu entnehmen. Dance hatte fast ins Schwarze getroffen, und sie fragte sich, ob der Detective sich für den Tod des jungen Kollegen irgendwie verantwortlich fühlte. Vielleicht glaubte er, Miliar nicht gut genug vorbereitet zu haben.

Seine Schützlinge...

Sie und O'Neil stritten sich nicht zum ersten Mal; wenn man beruflich viel miteinander zu tun hat und gleichzeitig befreundet ist, bleiben gelegentliche Komplikationen nicht aus. Aber es hatte dabei noch nie ein so scharfer Tonfall vorgeherrscht. Und warum überschritt er mit seinen Kommentaren die Grenze zu ihrem Privatleben? Das war neu.

Nach kinesischen Maßstäben sah es fast wie Eifersucht aus.

Sie verstummten. Der Detective hob beide Hände und zuckte die Achseln. Die symbolische Geste bedeutete: Ich habe meinen Teil gesagt. Die Anspannung im Raum war so fest wie dieser verschlungene Kiefernknopen, dessen Fasern sich zu stählerner Härte verwoben hatten.

Sie setzten ihr Gespräch über die nächsten Schritte fort: Sie würden aus Orange County zusätzliche Details über Jennie Marston anfordern, sich weiter nach Augenzeugen umsehen und die im Sea View Motel gesicherten Spuren untersuchen. Carraneo sollte mit dem Foto der Frau den Flughafen, den Busbahnhof und die Autovermietungen abklappern. Sie diskutierten auch einige andere Ideen, aber die Temperatur im Büro war merklich gefallen, von Sommer- auf Herbstniveau, und als Winston Kellogg den Raum betrat, zog O'Neil sich zurück und sagte, er müsse sich mit seiner Dienststelle besprechen und den Sheriff informieren. Seine oberflächlich gemurmelte Verabschiedung war an keinen der beiden gerichtet.

Morton Nagles Hand schmerzte immer noch von dem Schnitt, den er sich zugezogen hatte, als er über den Maschendrahtzaun der Böllings geklettert war. Er schaute zu dem Aufseher, der vor seiner Zelle des Untersuchungsgefängnisses von Napa County saß.

Der große Latino erwiderete den Blick kalt und ungerührt.

Anscheinend hatte Nagle das in Vallejo Springs schlimmstmögliche Verbrechen begangen - nicht etwa die juristisch relevanten Straftaten des unbefugten Betretens und der tätlichen Bedrohung (wie, zum Teufel, waren sie darauf gekommen?), sondern das weitaus verhängnisvollere Delikt, die Tochter der Stadt aus der Fassung gebracht zu haben.

»Ich habe das Recht auf einen Anruf.«

Keine Reaktion.

Er wollte seiner Frau mitteilen, dass es ihm gut ging. Vor allem aber wollte er Kathryn Dance wissen lassen, wo Theresa war. Er hatte seine Haltung geändert und nahm nun keine Rücksicht mehr auf sein Buch oder seine journalistische Standesehre. Verflucht noch mal, er würde alles in seiner Macht Stehende tun, um dafür zu sorgen, dass Daniel Pell eingefangen und nach Capitola zurückgeschleift wurde.

Er enthüllte das Böse nicht, sondern er griff es an. Wie ein Hai. Theresas Anblick hatte ihn endgültig überzeugt: ein liebes, hübsches, lebhaftes Mädchen, das es verdient hätte, das normale Leben eines Teenagers zu führen, doch das unverfälschte Böse hatte jede diesbezügliche Hoffnung zunichtegemacht. Den Menschen ihre Geschichte zu erzählen war nicht genug; Morton Nagle wollte Pells Kopf.

Doch offenbar würde man ihn für so lange wie irgend möglich von der Außenwelt abschneiden.

»Ich möchte wirklich gern telefonieren.«

Der Wärter sah ihn an, als hätte man Nagle vor der Sonntagsschule beim Crackverkauf an Kinder ertappt, und sagte nichts.

Nagle erhob sich und ging auf und ab. Der Blick des Aufsehers befahl: Setzen. Nagle setzte sich.

Zehn lange, lange Minuten später hörte er, wie eine Tür aufging und Schritte sich näherten.

»Nagle.«

Er sah einen anderen Wärter vor sich. Noch größer als der erste.

»Aufstehen.« Der Mann drückte einen Knopf, und die Tür öffnete sich. »Hände ausstrecken.«

Es klang lächerlich, als würde jemand einem Kind Süßigkeiten anbieten. Nagle streckte die Arme aus und ließ sich Handschellen anlegen.

»Mitkommen.« Der Mann packte mit festem Griff seinen Oberarm. Nagle roch Knoblauch und Zigarettenrauch. Beinahe wäre er unwillkürlich davor zurückgewichen, aber das wäre wohl keine so gute Idee gewesen. So gingen sie mit klirrenden Ketten fünfzehn Meter einen düsteren Korridor entlang und weiter zu Verhörraum A.

Der Aufseher öffnete die Tür und ließ ihn eintreten. Nagle hielt inne.

An einem Tisch vor ihm saß Theresa Croyton, die Schlafpuppe, und sah ihn aus dunklen Augen an. Der Wärter stieß ihn voran, und Nagle nahm auf der anderen Seite des Tisches Platz.

»Noch mal hallo«, sagte er.

Das Mädchen musterte seine Arme, Gesicht und Hände, als suche sie nach Hinweisen für eine Misshandlung. Vielleicht hoffte sie auch darauf. Sie bemerkte den Verband an seiner Hand, runzelte die Stirn und schien sich dann zu erinnern, dass er sich an dem Zaun geschnitten hatte.

Er wusste, dass sie erst siebzehn war, aber außer ihrer hellen zarten Haut hatte sie nichts Jugendliches an sich. Nicht sie ist bei Daniel Pells Überfall gestorben, aber ihre Kindheit, dachte Nagle, und seine Wut auf den Killer wuchs noch mehr an.

Der Wärter wich zurück, blieb aber in der Nähe. Nagle hörte, dass sein massiger Körper Geräusche schluckte.

»Sie können uns allein lassen«, sagte Theresa.

»Ich muss bleiben, Miss. Das ist so Vorschrift.« Er hatte ein umschaltbares Lächeln: ihr gegenüber höflich, Nagle gegenüber feindselig.

Theresa zögerte und konzentrierte sich dann auf den Autor.

»Erzählen Sie mir, was Sie mir im Garten sagen wollten. Über Daniel Pell.«

»Er bleibt aus irgendeinem Grund in der Gegend um Monterey. Die Polizei hat bislang keine Erklärung dafür.«

»Und er hat versucht, den Staatsanwalt zu ermorden, der ihn ins Gefängnis gebracht hat?«

»James Reynolds, das stimmt.«

»Geht es ihm gut?«

»Ja. Die Polizistin, die ich erwähnt habe, hat ihn gerettet.« »Wer genau sind Sie?«, fragte sie direkt und leidenschaftslos. »Hat Ihre Tante Ihnen denn nichts erzählt?« »Nein.«

»Ich stehe seit nunmehr einem Monat mit ihr in Verbindung. Wegen eines Buches, das ich schreiben wollte. Über Sie.«

»Über mich? Warum? Ich bin doch gar nicht von Interesse.«

»Oh, das sehe ich anders. Ich wollte über jemanden schreiben, der durch etwas Schlimmes verletzt wurde. Wie er vorher war und wie er hinterher ist. Wie sein Leben sich verändert - und wie es ohne das Verbrechen ausgesehen haben könnte.«

»Nein, davon hat meine Tante nie etwas gesagt.«

»Weiß sie, dass Sie hier sind?«

»Ja, ich hab's ihr gesagt. Sie hat mich hergefahren. Ich durfte bisher keinen Führerschein machen.«

Sie schaute kurz zu dem Aufseher, dann wieder zu Nagle. »Auch die Polizei hier wollte nicht, dass ich mit Ihnen rede. Aber sie konnten nichts dagegen tun.«

»Warum sind Sie hergekommen, Theresa?«

»Wegen dieser Polizeibeamtin, von der Sie gesprochen haben.«

Nagle war erstaunt. »Sie meinen, es ist okay, dass sie Sie besuchen kommt?«

»Nein«, sagte das Mädchen entschlossen und schüttelte den Kopf.

Nagle konnte es ihr nicht verübeln. »Ich versteh'e.
Aber...« »Ich will sie aufsuchen.«

Der Schriftsteller war sich nicht sicher, ob er richtig gehört hatte. »Sie wollen was?«

»Ich will runter nach Monterey und mich mit der Frau treffen.«

»Oh, das brauchen Sie aber nicht.«

Sie nickte energisch. »Doch, ich muss.«

»Warum?«

»Darum.«

Was nach Nagles Ansicht eine ebenso gute Antwort wie jede andere war. »Meine Tante soll mich gleich hinfahren.« »Und das macht sie?«

»Oder ich nehme den Bus. Oder trampe. Sie können mitkommen.«

»Tja, da gibt es aber ein Problem«, sagte Nagle.

Das Mädchen runzelte die Stirn.

Er kicherte. »Ich sitze im Gefängnis.«

Sie sah überrascht den Wärter an. »Haben Sie es ihm denn nicht gesagt?« Der Mann schüttelte den Kopf. »Ich habe Kaution für Sie gestellt«, sagte Theresa. »Sie?«

»Mein Vater hatte eine Menge Geld.« Sie lachte auf, zwar leise, aber ungekünstelt und von Herzen. »Ich bin ein reiches Mädchen.«

... Vierundvierzig

Es näherten sich Schritte.

Daniel Pell hatte sofort die Pistole in der Hand.

Er warf einen Blick aus dem billigen Motelzimmer, in dem es nach Lufterfrischer und Insektengift roch, und schob die Waffe wieder in den Hosenbund, als er sah, dass es Jennie war. Dann schaltete er den Fernseher aus und öffnete die Tür. Sie trat ein und brachte eine große, schwere Einkaufstüte mit. Er nahm sie ihr ab

und stellte sie auf den Nachttisch, auf dem ein Wecker soeben 12.00 anzeigen.

»Wie ist es gelaufen, Liebling? Hast du irgendwo Polizei gesehen?«

»Nein.« Sie setzte die Mütze ab und rieb sich den Kopf. Pell küsste sie auf den Scheitel, roch Schweiß und das säuerliche Färbemittel.

Noch ein Blick zum Fenster hinaus. Nach einem langen Moment traf Daniel Pell eine Entscheidung. »Lass uns einen kleinen Ausflug machen, Liebling.«

»Du willst dich nach draußen wagen? Ist das nicht zu gefährlich?«

»Ach, ich kenne einen Ort, an dem wir sicher sein werden.« Sie küsste ihn. »Als hätten wir ein Rendezvous.« »Wie bei einem Rendezvous.«

Sie setzten ihre Mützen auf und gingen zur Tür. Jenne blieb stehen und sah ihn forschend an. Ihr Lächeln war weg. »Alles in Ordnung, mein Schatz?«

Mein Schatz.

»Aber sicher, Liebling. Der Schreck von vorhin sitzt mir noch in den Knochen. Aber jetzt ist alles wieder gut. Besser geht's gar nicht.«

Sie fuhren auf verschlungenen Pfaden zu einem Strand auf halber Strecke nach Big Sur, südlich von Carmel. Hölzerne Gehwege schlängelten sich zwischen Felsen und Dünen hindurch, die zum Schutz der empfindlichen Umwelt mit dünnen Drähten abgesperrt waren. Seeotter und Robben badeten in der tosenden Brandung, und bei Ebbe zeigten sich in den Salzwassertümpeln ganze Universen maritimen Lebens.

Es war einer der schönsten Strandabschnitte von ganz Zentralkalifornien.

Und einer der gefährlichsten. Jedes Jahr kamen hier drei oder vier Leute ums Leben, weil sie zum Fotografieren auf die schroffen Felsen kletterten, bis eine sechs Meter hohe Welle sie dann völlig überraschend in das

sieben Grad kalte Wasser riss. Die Unterkühlung war tödlich, obwohl es bei den meisten Opfern gar nicht erst dazu kam, weil sie schreiend an den Felsen zerschmettert wurden oder sich im dichten Seetang verfingen und ertranken.

Meistens herrschte hier viel Betrieb, aber an einem so stürmischen und diesigen Tag war der Ort menschenleer. Daniel Pell und sein Liebling gingen vom Wagen zum Wasser. Fünfzehn Meter vor ihnen brandete eine graue Woge an die Felsen.

»Oh, ist das schön. Aber es ist kalt. Nimm mich in den Arm.«

Pell tat es. Fühlte sie zittern.

»Das ist ja toll. Bei mir zu Hause sind die Strände alle flach. Es gibt bloß Sand und Brandung. Es sei denn, man fährt nach La Jolla. Aber auch das lässt sich nicht mit dem hier vergleichen. Es ist sehr spirituell hier... Oh, sieh dir die an!« Jennie klang wie ein Schulumädchen. Sie starre die Tiere an. Ein großer Otter balancierte einen Stein auf der Brust und schlug mit etwas Kleinerem dagegen.

»Was macht er da?«

»Er knackt eine Schale. Von einer Meeresschnecke oder Muschel oder so.«

»Wie haben die Tiere das gelernt?«

»Sie waren wohl ziemlich hungrig, schätze ich.«

»Da, wo wir hinfahren, dein Berg... ist es da auch so schön wie hier?«

»Ich finde, es ist sogar noch schöner. Und viel abgelegener. Wir wollen doch keine Touristen, oder?«

»Nein.« Sie griff sich an die Nase. Spürte sie, dass etwas nicht stimmte? Sie murmelte etwas, aber die Worte wurden vom Brausen des unablässig wehenden Windes übertönt.

»Was hast du gesagt?«

»Ach, ich sagte >Engelsgesänge<.«

»Das sagst du öfter, Liebling. Was meinst du damit?« Jennie lächelte. »Stimmt, ich mache das häufig. Es ist wie ein Gebet oder Mantra. Ich sage es leise vor mich hin, und dann fühle ich mich besser.«

»Und dein Mantra lautet >Engelsgesänge<?« Jennie lachte. »Als ich klein war und meine Mutter verhaftet wurde...«

»Weswegen?« »Ach, es würde zu lange dauern, das alles aufzuzählen.«

Pell sah sich erneut um. Immer noch niemand zu sehen. »So schlimm, ja?«

»Denk dir was aus, sie hat es getan. Ladendiebstahl, Bedrohung, Belästigung. Tätlicher Angriff auch. Sie hat meinen Vater geschlagen. Und andere Männer, die mit ihr Schluss gemacht haben - und davon gab es eine Menge. Sobald sie sich geprügelt hat, kam die Polizei zu unserem Haus oder dahin, wo wir gerade waren, und oft hatten die Beamten es eilig und daher die Sirene eingeschaltet. Immer wenn ich dieses Geräusch hörte, dachte ich: Gott sei Dank, man wird sie für ein Weile wegbringen. Als würden die Engel kommen, um mich zu retten. Seitdem sind Sirenen für mich Engelsgesänge.«

»Engelsgesänge, das gefällt mir.« Pell nickte. Plötzlich drehte er sie um und küsste sie auf den Mund. Er lehnte sich ein Stück zurück und sah ihr ins Gesicht.

In dasselbe Gesicht, das vor einer halben Stunde auf dem Fernsehschirm des Motelzimmers aufgetaucht war, während Jennie noch die Einkäufe erledigte.

»Im Fall Daniel Pell hat es eine neue Entwicklung gegeben. Seine Komplizin wurde als die vierundzwanzigjährige Jennie Ann Marston aus Anaheim, Kalifornien, identifiziert. Sie ist etwa einen Meter fünfundsechzig groß und wiegt ungefähr fünfzig Kilo. Ihr Führerscheinfoto wird nun oben links eingebendet. Die Bilder rechts

und darunter zeigen, wie sie derzeit aussehen könnte, nachdem sie ihr Haar abgeschnitten und gefärbt hat. Falls Sie die Frau sehen, versuchen Sie nicht, sie festzuhalten. Wählen Sie stattdessen den Notruf oder die Nummer der Hotline, die Sie unten eingeblendet sehen.«

Auf dem Bild lächelte sie nicht; als würde es sie stören, dass die Kamera der Zulassungsstelle ihre verunzierte Nase festhalten und im Vergleich zu ihren Augen, Ohren und Lippen sogar noch betonen würde.

Offenbar hatte Jennie also doch etwas im Zimmer des Sea View Motels zurückgelassen.

Er drehte sie nun wieder dem tobenden Meer zu und stellte sich hinter sie.

»Engelsgesänge«, flüsterte sie.

Pell hielt sie einen Moment fest umschlungen und küsste sie dann auf die Wange. »Schau mal«, sagte er mit Blick auf den Boden. »Was denn?« »Der Stein da im Sand.«

Er bückte sich und grub einen glatten, leuchtend grauen Stein aus, der bestimmt mehr als vier Kilo wog. »Wie sieht der für dich aus, Liebling?«

»Oh, wenn du ihn so hältst, kommt er mir wie eine Katze vor, meinst du nicht auch? Eine schlafende, zusammengerollte Katze. Wie meine Jasmine.«

»Duhattest eine Katze?« Pell wog den Stein in der Hand.

»Als ich noch klein war. Meine Mutter hat sie geliebt und hätte ihr nie auch nur ein Haar krümmen können. Mir und vielen anderen Leuten hat sie ständig wehgetan, aber niemals Jasmine. Ist das nicht komisch?«

»Ich habe genau das Gleiche gedacht, Liebling. Der Stein sieht aus wie eine Katze.«

Dance rief zunächst O'Neil an, um ihm die Neuigkeit mitzuteilen.

Er ging nicht ans Telefon, also hinterließ sie eine Nachricht. Es sah ihm nicht ähnlich, dass er nicht er-

reichbar war, aber sie wusste, dass er sie nicht absichtlich mied. Sogar sein Ausbruch... nun ja, kein Ausbruch, okay... sogar seine Kritik vorhin hatte auf dem aufrichtigen Wunsch beruht, den Fall möglichst effizient zu bearbeiten.

Sie hatte sich schon des Öfteren gefragt, wie es wohl sein mochte, mit dem Polizisten / Buchsammler / Seefahrer zusammenzuleben. Einerseits sehr gut, andererseits sehr schlecht, lautete das übliche Ergebnis, und auch nun ging ihr wieder dieser Gedanke durch den Kopf, als sie den Hörer auflegte.

Kellogg hielt sich im Konferenzraum auf. Sie bat ihn zu sich ins Büro. »Wir haben Theresa Croyton«, sagte sie. »Nagle hat gerade aus Napa angerufen. Stellen Sie sich vor: Sie hat seine Kaution bezahlt.«

»Sieh mal an. Napa, hm? Dahin sind sie also gezogen. Fahren Sie hin, um mit ihr zu sprechen?«

»Nein, sie kommt her. Mit ihrer Tante.«

»Hierher? Während Pell noch auf freiem Fuß ist?«

»Sie wollte kommen. Hat sogar darauf beharrt. Andernfalls wäre sie nicht einverstanden gewesen.«

»Mutig.«

»Das kann man wohl sagen.«

Dance rief den kräftigen Albert Stemple an und vereinbarte mit ihm, dass er während ihres Aufenthalts für Theresas Schutz sorgen würde.

Sie blickte auf und sah, dass Kellogg mit unbewegter Miene die Fotos ihrer Kinder betrachtete, die auf dem Schreibtisch standen. Erneut fragte sie sich, ob die Tat sache, dass sie Mutter war, ihn in irgendeiner Weise beeindruckte oder beunruhigte. Da ist eine offene Frage zwischen uns beiden, stellte sie fest und überlegte, ob es wohl noch andere gab - oder eher, wie die anderen wohl lauten mochten.

Die große, komplizierte Reise des Herzens.

»Es wird noch etwas dauern, bis Theresa hier eintrifft«, sagte Dance. »Ich würde gern zurück ins Hotel fahren und mit unseren Gästen sprechen.«

»Das sollten Sie allein erledigen. Ich glaube, ein Mann würde nur stören.«

Dance war der gleichen Meinung. Das Geschlecht der Beteiligten spielt für die Durchführung eines Verhörs eine wichtige Rolle. Abhängig vom jeweiligen Thema richtete Kathryn ihr Verhalten oft danach aus. Da Daniel Pell ein so bestimmender Faktor im Leben dieser Frauen gewesen war, hätte die Anwesenheit eines Mannes das Gleichgewicht kippen lassen können. Kellogg hatte sich zuvor schon zurückgehalten und die Befragung allein ihr überlassen, aber diesmal würde es besser sein, er wäre gar nicht zugegen. Sie sagte ihm dies und dankte ihm für sein Verständnis.

Dann wollte sie aufstehen, aber überraschenderweise sagte er: »Moment, bitte.«

Dance setzte sich wieder hin. Er lachte leise auf und sah ihr in die Augen.

»Ich war nicht ganz ehrlich zu dir, Kathryn. Das würde aber gar keine Rolle spielen... wäre da nicht gestern Abend gewesen.«

Was kommt jetzt?, fragte sie sich. Ist seine Exfrau eigentlich gar nicht seine Ex? Oder gibt es womöglich eine Freundin?

Keines von beidem wäre in diesem Stadium von Belang gewesen. Sie kannten einander kaum, und die gefühlsmäßige Bindung war zwar potenziell bedeutsam, aber derzeit noch vernachlässigbar. Was auch immer es sein mochte, man brachte es besser gleich und offen zur Sprache.

»Wegen der Kinder.«

Dance ließ den Es geht um mich Gedanken fallen und beugte sich aufmerksam vor.

»Die Wahrheit ist, meine Frau und ich hatten eine Tochter.«

Bei der Zeitform des Verbs zog Kathryn Dances Magen sich zusammen.

»Sie ist mit sechzehn bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommen.« »Oh, Win...«

Er wies auf das Bild von Dance und ihrem Mann. »Irgendwie ähnlich. Ein Autounfall... Wie dem auch sei, ich habe versagt. Total. Ich bin mit der Situation völlig überfordert gewesen. Ich wollte für Jill da sein, aber das war ich nicht, jedenfalls nicht so, wie ich es hätte sein müssen. Du weißt ja, wie das ist, ein Cop zu sein. Der Job kann so viel von deinem Leben beanspruchen, wie du willst. Und ich habe ihm zu viel Raum gegeben. Wir wurden geschieden, und einige Jahre war es wirklich schlimm. Für uns beide. Aber wir haben es halbwegs hinbekommen und sind nun so was wie Freunde. Und sie hat wieder geheiratet.

Aber ich muss es dir einfach sagen - es fällt mir schwer, mit Kindern unbekümmert umzugehen. Ich habe diese Fähigkeit aus meinem Leben ausgeklammert. Du bist die erste Frau, zu der ich mich auch nur annähernd hingezogen fühle, die Kinder hat. Ich will bloß sagen, dass es nicht an dir oder Wes oder Maggie liegt, wenn ich mich ein wenig gezwungen verhalte. Die beiden sind wundervoll. Ich mache eine Therapie und arbeite daran. Das ist alles.« Er hob die Hände; für gewöhnlich eine symbolische Geste, die bedeutet: Ich habe gesagt, was ich zu sagen hatte. Hass mich oder liebe mich, aber so ist es nun mal... »Es tut mir so leid, Win.«

Sie nahm ohne zu zögern seine Hand und drückte sie. »Ich bin froh, dass du es mir erzählt hast. Ich weiß, dass es dir schwere Gefallen ist. Und ich hatte tatsächlich etwas bemerkt, auch wenn ich mir nicht sicher war, worum es sich eigentlich gehandelt hat.«

»Adlerauge.«

Sie lachte. »Ich hab mal mitbekommen, wie Wes zu einem Freund gesagt hat: ‚Es kann echt ätzend sein, wenn deine Mutter ein Cop ist.‘«

»Vor allem wenn sie außerdem ein wandelnder Lügendetektor ist.« Er lächelte ebenfalls. »Ich trage auch mein Päckchen mit mir herum, wegen Bill.« Und wegen Wes, dachte sie, sagte es aber nicht. »Wir lassen es langsam angehen.« »Langsam ist gut«, sagte sie.

Er drückte ihren Unterarm, eine schlichte, intime und angemessene Geste.

»Nun sollte ich aber wieder unseren drei Schwestern Gesellschaft leisten.«

Sie begleitete ihn in sein einstweiliges Büro und fuhr dann zurück zum Point Lobos Inn.

Als sie das Haus betrat, merkte sie sofort, dass die Stimmung sich geändert hatte. Die kinesischen Signale waren vollkommen anders als am Vortag. Die Frauen wirkten rastlos und gereizt. Dance fielen Körperhaltungen und Mienen auf, die auf Anspannung, Abwehr und offene Feindseligkeit hindeuteten. Befragungen und Verhöre waren langwierige Prozesse, und es kam nicht selten vor, dass auf einen erfolgreichen Tag eine Sitzung folgte, die sich als absolute Zeitverschwendungen erwies. Dance war enttäuscht und schätzte, dass es Stunden, wenn nicht sogar Tage dauern würde, die Frauen in die mentale Lage zu versetzen, wieder hilfreiche Informationen liefern zu können.

Trotzdem wagte sie einen Versuch. Sie zählte auf, was sie über Jennie Marston erfahren hatten, und fragte, ob die Frauen etwas über sie wüssten. Die drei verneinten. Dann versuchte Dance das Gespräch vom Vortag fortzusetzen, aber die heutigen Anmerkungen und Erinnerungen waren nur oberflächlich. Linda schien für alle zu sprechen, als sie sagte: »Ich weiß einfach nicht, was ich noch zu dem Fall beitragen könnte. Ich möchte nach Hause.«

Dance glaubte, dass die Frauen bereits einen unschätzbareren Beitrag geleistet hatten; sie hatten das Leben von Reynolds und seiner Familie gerettet, Einblicke in Pells Vorgehensweise gegeben und - was noch wichtiger war - einen Hinweis auf sein Ziel geliefert, sich irgendwo auf einen »Berggipfel« zurückzuziehen; im Zuge der weiteren Ermittlungen würde es der Polizei vielleicht gelingen, den genauen Ort herauszufinden. Dennoch wollte Dance, dass die drei bleiben würden, bis sie Theresa Croyton befragt hatte, in der Hoffnung, die Aussage des Mädchens könne dem Gedächtnis der Frauen eventuell auf die Sprünge helfen. Allerdings hielt sie sich an ihre Absprache mit der Tante und erwähnte den bevorstehenden Besuch nicht. Die Frauen willigten widerstreitend ein, sich noch einige Stunden zu gedulden.

Als Dance ging, begleitete Rebecca sie nach draußen. Auf der Veranda blieben sie stehen. Kathryn hob eine Augenbraue. Sie fragte sich, ob die Frau ihr nun abermals einen Vortrag über ihre angebliche Inkompetenz halten würde.

Doch Rebecca wollte etwas anderes.

»Es mag offensichtlich sein, aber ich dachte, ich sollte trotzdem etwas erwähnen. Sam begreift nicht, wie gefährlich Pell ist, und Linda hält ihn für ein armes, missverstandenes Produkt seiner Kindheit.«

»Fahren Sie fort.«

»Was wir Ihnen gestern über ihn erzählt haben - all das psychologische Zeug -, nun ja, das stimmt. Aber ich habe jahrelange Therapierfahrung und weiß, dass man sich leicht in Fachbegriffen und der Theorie verliert und dabei die Person dahinter vergisst. Es ist Ihnen gelungen, Pell mehrmals zu stören, und Sie haben ihn sogar fast erwischt. Kennt er Ihren Namen?«

Sie nickte. »Aber glauben Sie, er würde seine Zeit damit verschwenden, Jagd auf mich zu machen?«

»Sind Sie gegen ihn immun?«, fragte Rebecca und sah sie durchdringend an.

Und damit war die Frage auch schon beantwortet. Ja, er konnte sie nicht kontrollieren. Und daher stellte sie für ihn ein Risiko dar.

Bedrohungen müssen ausgeschaltet werden...

»Ich befürchte, er ist Ihretwegen beunruhigt. Sie sind eine echte Gefahr für ihn, und er will Sie aufhalten. Und wenn er jemanden kriegen will, versucht er es über dessen Familie.«

»Muster«, sagte Dance.

Rebecca nickte. »Vermute ich recht, dass Sie Angehörige in der Gegend haben?« »Meine Eltern und meine Kinder.« »Sind die Kinder bei Ihrem Mann?« »Ich bin verwitwet.« »Oh, das tut mir leid.«

»Aber die beiden sind im Augenblick nicht zu Hause. Und ein Deputy bewacht sie.«

»Gut, aber passen Sie auch auf sich selbst auf.«

»Danke.« Dance deutete auf das Haus. »Ist zwischen Ihnen gestern Abend etwas vorgefallen?«

Sie lachte. »Ich glaube, wir haben tiefer in der Vergangenheit geschwelgt, als uns bekommen ist. Wir haben schmutzige Wäsche gewaschen. Das war schon seit Jahren überfällig. Aber ich bin mir nicht sicher, ob die anderen das auch so sehen.«

Rebecca ging wieder hinein und schloss die Tür ab. Dance spähte durch einen Spalt im Vorhang. Linda las in der Bibel, und Samantha betrachtete ihr Mobiltelefon, während sie sich zweifellos eine Lüge ausdachte, die sie ihrem Mann über die vermeintliche Verlagskonferenz auftischen konnte. Rebecca nahm ihren Skizzenblock und fing an, mit langen, wütenden Strichen etwas zu zeichnen.

Das Vermächtnis Daniel Pells und seiner Familie.

... Fünfundvierzig

Kathryn Dance war etwa eine halbe Stunde weg, als einer der Deputys in dem kleinen Haus anrief, um sich nach den Frauen zu erkundigen.

»Es ist alles in Ordnung«, erwiderte Sam - abgesehen von der fast unerträglichen Anspannung im Raum.

Er bat sie, zu überprüfen, ob die Fenster und Türen verriegelt waren. Sie sah nach und bestätigte, dass alles gesichert sei.

Sie hockten hier richtig schön aufeinander. Samantha verspürte schlagartig Wut auf Daniel Pell, weil sie es allein ihm zu verdanken hatten, dass sie eingesperrt waren und in dieser Hütte festsäßen.

»Allmählich krieg ich einen Knastkoller«, verkündete Rebecca. »Ich muss hier raus.«

»Oh, das solltest du lieber nicht.« Linda hob den Kopf. Sam bemerkte, dass die abgenutzte Bibel an der aufgeschlagenen Stelle mit zahlreichen Fingerabdrücken übersät war, und fragte sich, welche Passagen der Frau wohl so viel Trost gespendet hatten. Sie wünschte, auch für sie gäbe es eine so schnelle und einfache Möglichkeit, sich Seelenfrieden zu verschaffen.

Rebecca zuckte die Achseln. »Ich will bloß einen kleinen Spaziergang machen.« Sie zeigte in Richtung des Point Lobos State Park.

»Wirklich, das solltest du lieber sein lassen.« Lindas Stimme klang gereizt.

»Ich passe schon auf. Und falls mir ein fremder Mann Schokolade anbietet, renne ich schnell weg.« Der Scherz misslang gründlich.

»Es ist zwar dumm, aber mach doch, was du willst.«

»Hör mal, das mit gestern Abend tut mir leid«, sagte Rebecca. »Ich hatte zu viel getrunken.«

»Schön«, sagte Linda geistesabwesend und las weiter in ihrer Bibel.

»Du wirst nass werden«, sagte Sam.

»Ich gehe zu einem der überdachten Aussichtspunkte. Ich möchte zeichnen.« Rebecca zog sich ihre Lederjacke an, entriegelte die Hintertür, nahm ihren Block und die Schachtel mit Zeichenstiften und ging hinaus. Sam sah, dass sie sich noch einmal umdrehte, und konnte an ihrer Miene ablesen, wie sehr die Frau ihre gehässigen Worte vom Vorabend bedauerte. »Schließ hinter mir ab.«

Sam ging zu der Tür, legte die Kette vor und drehte den Schlüssel zweimal herum. Dann verfolgte sie, wie Rebecca auf den Pfad einbog, und wünschte, sie wäre nicht weggegangen.

Aber nicht aus Sorge um Rebeccas Sicherheit, sondern aus einem völlig anderen Grund.

Sam war nun mit Linda allein.

Nun gab es keine Ausreden mehr.

Ja oder nein? Sam setzte das innere Streitgespräch fort, das vor einigen Tagen mit Kathryn Dances Aufforderung begonnen hatte, nach Monterey zu kommen und ihnen zu helfen.

Komm zurück, Rebecca, dachte sie.

Nein, bleib weg.

»Ich glaube, das hätte sie nicht tun sollen«, murmelte Linda.

»Sollen wir den Wachen Bescheid geben?«

»Was würde das nützen? Sie ist ein großes Mädchen.« Linda verzog das Gesicht. »Das würde sie vermutlich auch selbst sagen.«

»Was ihr da zugestoßen ist, mit ihrem Vater«, sagte Sam. »Das ist so furchtbar. Ich hatte ja keine Ahnung.«

Linda las weiter. Dann blickte sie auf. »Weißt du, die wollen ihn töten.«

»Wie bitte?«

»Die werden ihm keine Chance geben.«

Sam entgegnete nichts darauf. Sie hoffte immer noch, dass Rebecca zurückkommen würde, und hoffte es gleichzeitig nicht.

»Man kann ihn retten«, sagte Linda leicht flehentlich. »Er ist kein hoffnungsloser Fall. Aber die wollen ihn bei der erstbesten Gelegenheit abknallen, damit sie ihn endgültig los sind.«

Natürlich wollen sie das, dachte Sam. Und wie seine Rettung aussehen sollte, war sie ehrlich überfragt.

»Diese Rebecca... Genau wie ich sie in Erinnerung habe.« Linda ächzte leise auf. »Was liest du da?«, fragte Sam. »Könntest du mit Kapitel und Vers etwas anfangen?« »Nein.«

»Na also.« Linda fing an zu lesen, blickte dann aber wieder von dem heiligen Buch auf. »Sie hat unrecht. Was Rebecca gesagt hat. Die Familie war kein Hort der Selbsttäuschung oder für was auch immer sie das hält.«

Sam blieb stumm.

Okay, dachte sie. Fang an. fetzt oder nie.

»Ich weiß zumindest einen Punkt, in dem sie sich geirrt hat.«

»Welchen?«

Sam atmete tief durch. »Ich war nicht die ganze Zeit eine Maus.«

»Ach das. Nimm das nicht so ernst. Ich habe das nie von dir behauptet.«

»Einmal habe ich gegen ihn aufgelehrt. Und Nein zu ihm gesagt.« Sie lachte auf. »Ich sollte es mir auf ein T-Shirt drucken lassen: Ich habe Nein zu Daniel Pell gesagt.«

Lindas Lippen wurden schmal. Der versuchte Scherz stand bleischwer zwischen ihnen. Sam ging zum Fernseher und schaltete ihn aus. Setzte sich auf einen Lehnsessel und beugte sich vor.

»Du hast doch irgendwas vor, das kann ich spüren«, stellte Linda argwöhnisch fest. »Aber ich bin nicht in der Stimmung, mich schon wieder niedermachen zu lassen.«

»Es geht darum, mich niederzumachen, nicht dich.«

»Was meinst du damit?«

Ein paar tiefe Atemzüge. »Den Vorfall, bei dem ich zu Daniel Nein gesagt habe.« »Sam...«

»Weißt du, warum ich hergekommen bin?«

Sie verzog das Gesicht. »Um zu helfen, den bösen Ausbrecher zu fangen. Um Leben zu retten. Du hast dich schuldig gefühlt. Du wolltest gern mal einen längeren Ausflug machen. Ich habe nicht die geringste Ahnung, Sam. Warum bist du hergekommen?«

»Weil Kathryn gesagt hatte, du würdest hier sein. Ich wollte dich sehen.«

»Du hattest acht Jahre Zeit. Wieso gerade jetzt?«

»Ich habe schon vorher darüber nachgedacht, dich ausfindig zu machen. Einmal war ich fast so weit. Aber ich konnte nicht. Ich brauchte einen Vorwand, einen Ansporn.«

»Daniels Flucht aus dem Gefängnis war ein Ansporn für dich? Was hat das alles zu bedeuten?« Linda legte die Bibel aufgeschlagen vor sich hin. Samantha starrte die mit Bleistift vorgenommenen Randnotizen an. Sie drängten sich so dicht aneinander wie Bienen in ihrem Stock.

»Erinnerst du dich noch an deinen Krankenhausaufenthalt?«

»Natürlich.« Ihre Stimme war leise, aber ruhig. Die Frau sah Sam forschend an. Wachsam.

Im Frühjahr vor den Croyton-Morden hatte Pell zu Sam gesagt, er habe nun ernsthaft vor, sich in die Wildnis zurückzuziehen. Aber zunächst wolle er noch die Familie vergrößern.

»Ich will einen Sohn«, hatte Pell ihnen unverblümt mitgeteilt, wie ein mittelalterlicher König, der einen Erben einforderte. Einen Monat später war Linda schwanger.

Vier Wochen danach erlitt sie eine Fehlgeburt. Da sie alle nicht krankenversichert waren, mussten sie sich an eine schäbige Vorstadtklinik wenden, die von Tagelöh-

nern und Illegalen frequentiert wurde. Die Infektion, die Linda sich dort holte, führte dazu, dass ihr die Gebärmutter entfernt werden musste. Linda war am Boden zerstört; sie hatte sich schon immer Kinder gewünscht und oft zu Sam gesagt, es sei ihre Bestimmung, Mutter zu sein. Und da ihr bewusst sei, wie schlecht ihre Eltern sie behandelt hatten, werde sie diese Rolle ganz besonders gut ausfüllen.

»Warum bringst du das jetzt zur Sprache?«

Sam nahm eine Tasse mit lauwarmem Tee. »Weil nicht du schwanger werden solltest, sondern ich.«

»Du?«

Sam nickte. »Er ist zuerst zu mir gekommen.« »Ehrlich?«

Sam hatte Tränen in den Augen. »Ich konnte mich einfach nicht dazu durchringen. Ich wollte kein Kind von ihm bekommen, denn dadurch hätte er mich für den Rest meines Lebens unter Kontrolle gehabt.« Jetzt kannst du auch mit dem Rest herausrücken, dachte Sam. Sie musterte die Tischplatte. »Also habe ich gelogen. Ich sagte, du seist dir nicht sicher, ob du noch länger in der Familie bleiben wolltest. Dass du seit Rebecas Ankunft darüber nach-denken würdest, uns zu verlassen.« »Du hast was?«

»Ich weiß...« Sie wischte sich über das Gesicht. »Es tut mir leid. Ich habe zu ihm gesagt, wenn du sein Kind zur Welt bringen dürftest, würde dir das zeigen, wie sehr er sich wünscht, dass du bleibst.«

Linda riss ungläubig die Augen auf. Sie ließ den Blick durch den Raum schweifen, nahm die Bibel und rieb über deren Umschlag.

»Und nun kannst du überhaupt keine Kinder mehr haben«, fuhr Sam fort. »Ich habe sie dir weggenommen. Ich musste zwischen dir und mir wählen und habe mich gegen dich entschieden.«

Linda starrte ein schlechtes Bild in einem hübschen Rahmen an. »Warum erzählst du mir das?«

»Weil ich mich schuldig fühle, schätze ich. Weil ich mich schäme.«

»Dann geht es dir bei diesem Geständnis also um dich, richtig?«

»Nein, um uns. Um uns alle...«

»Uns?«

»Gut, Rebecca ist ein Miststück.« Das Wort fühlte sich in ihrem Mund fremd an. Sie konnte sich nicht erinnern, wann sie es zum letzten Mal benutzt hatte. »Sie denkt nicht nach, bevor sie redet. Aber sie hatte recht, Linda. Keine von uns führt ein normales Leben. Rebecca sollte eine Galerie besitzen, mit irgendeinem attraktiven Maler verheiratet sein und um die Welt fliegen. Aber sie sucht sich einen älteren Mann nach dem anderen - den Grund dafür kennen wir inzwischen. Und du solltest ein echtes Leben haben, heiraten, einen Haufen Kinder adoptieren und sie nach Strich und Faden verwöhnen. Nicht deine Zeit in Suppenküchen verbringen und dich um Kinder kümmern, die du zwei Monate lang siehst und dann nie wieder. Und vielleicht könntest du sogar mal deine Eltern anrufen... Nein, Linda, du führst kein reiches Leben. Du bist unglücklich, das weißt du selbst.« Sie wies auf die Bibel. »Und dahinter versteckst du dich.« Sie lachte auf. »Und ich? Ich habe mich sogar noch tiefer vergraben als du.«

Sam stand auf und setzte sich neben Linda, die zurückwich. »Der Ausbruch, die Tatsache, dass Daniel so plötzlich wieder zum Thema geworden ist... das ist unsere Chance, so manches in Ordnung zu bringen. Sieh nur, hier sind wir! Alle drei wieder zusammen in einem Raum. Wir können einander helfen.«

»Und was ist mit dem Jetzt?«

Sam wischte sich über die Augen. »Dem Jetzt?«

»Hast du Kinder? Du hast uns nichts von deinem geheimnisvollen Leben erzählt.«

Sie nickte. »Ich habe einen Sohn.«

»Wie heißt er?«

»Mein...?«

»Wie heißt er?«

Sam zögerte. »Peter.«

»Ist er ein niedlicher Junge?«

»Linda...«

»Ist er ein niedlicher Junge?, habe ich gefragt.«

»Linda, du glaubst, es sei damals in der Familie gar nicht so schlimm gewesen. Und du hast recht. Aber nicht wegen Daniel. Wegen uns. Wir haben jeweils die Lücken im Leben der anderen gefüllt, von denen Rebecca gesprochen hat. Wir haben einander geholfen! Und dann brach alles auseinander, und wir sind wieder da, wo wir angefangen haben. Aber wir können erneut für uns da sein! Wie echte Schwestern.« Sam beugte sich vor und nahm die Bibel. »Du glaubst hieran, nicht wahr? Du glaubst, dass Dinge nicht ohne Grund geschehen. Nun, ich glaube, dieses Zusammentreffen war uns vorherbestimmt. Um uns eine Gelegenheit zu geben, unser Leben auf die Reihe zu bekommen.«

»Oh, aber mein Leben gefällt mir ganz großartig«, sagte Linda gelassen und zog Samantha die Bibel aus den zitternden Fingern. »An deinem kannst du ja arbeiten, so viel du willst.«

Daniel Pell parkte den Camry auf einem leeren Abstellplatz am Highway 1 unweit des Carmel River State Beach, neben einem Schild, das vor der gefährlichen Strömung hier warnte. Er saß allein im Wagen.

Ein Hauch von Jennies Parfüm stieg ihm in die Nase.

Er schob die Pistole in eine Tasche des Anoraks und stieg aus.

Wieder das Parfüm.

Er bemerkte Jennie Marstons Blut in den Nagelbetten seiner Finger, spuckte darauf und wischte es ab, bekam aber nicht alles weg.

Pell ließ den Blick über die Wiesen schweifen, die Zypressen-, Kiefern- und Eichengehölze, die Granitvorsprünge und zerklüfteten Felsen der Carmelo Formation. Im grauen Ozean schwammen und spielten Seelöwen, Robben und Otter. Ein halbes Dutzend Pelikane flog in perfekter Formation über das aufgewühlte Wasser, und zwei Möwen stritten sich erbarmungslos um irgendeinen Fetzen Nahrung, der an den Strand gespült worden war.

Mit gesenktem Kopf ging Pell durch den dichten Wald nach Süden. Es gab in der Nähe einen Pfad, aber er wagte es nicht, ihn zu benutzen, obwohl der Park verlassen zu sein schien. Er durfte es nicht riskieren, auf dem Weg zu seinem Ziel gesehen zu werden: dem Point Lobos Inn.

Der Regen hatte aufgehört, aber der Himmel war nach wie vor dicht bewölkt und weitere Schauer daher wahrscheinlich. Die kalte Luft roch intensiv nach Kiefern und Eukalyptus. Nach zehn Minuten erreichte Pell das Dutzend Gebäude der Hotelanlage. Geduckt umrundete er das Gelände und setzte seinen Weg fort. Zwischendurch hielt er immer wieder an, um sich zu orientieren und nach der Polizei Ausschau zu halten. Dann kam in der Ferne plötzlich ein Deputy in Sicht und sah sich um. Pell erstarrte und griff nach der Waffe. Der Beamte kehrte auf die Vorderseite des Hauses zurück.

Vorsicht, ermahnte Pell sich. Das ist nicht der richtige Zeitpunkt, um nachlässig zu sein.

Er wich der Hütte weiträumig aus und ging fünf Minuten lang weiter durch den duftenden, dunstigen Wald. Etwa hundert Meter vor ihm und für die Leute in den Gebäuden und den Deputy nicht einsehbar, lag eine

kleine Lichtung, auf der es einen überdachten Aussichtspunkt gab. Jemand saß dort auf einer Picknickbank.

Pells Herz fing untypischerweise an, schneller zu schlagen.

Die Frau schaute hinaus aufs Meer. Sie hielt einen Block in der Hand und skizzierte etwas. Was auch immer sie zeichnen mochte, Pell wusste, es würde gut sein. Rebecca Sheffield war talentiert. Er erinnerte sich an ihr erstes Zusammentreffen, an einem kühlen, klaren Tag am Strand. Sie hatte von dem Hocker vor ihrer Staffelei aufgeblickt, ganz in der Nähe der Stelle, an der die Familie ihren Flohmarktstand aufgebaut hatte.

»He, möchtest du vielleicht, dass ich dein Porträt zeichne?«

»Kann sein. Wie viel?«

»Du wirst es dir leisten können. Setz dich.«

Er sah sich noch einmal um und konnte niemanden sonst entdecken. Dann ging er zu der Frau, die ihn nicht bemerkt hatte, weil sie völlig auf ihr Motiv und die Bewegungen ihres Zeichenstifts konzentriert war.

Pell kam schnell näher, bis er direkt hinter ihr stand. Er hielt inne.

»Hallo«, flüsterte er.

Sie keuchte auf, ließ den Block fallen, sprang hoch und drehte sich um. »Mein Gott.« Einen Moment lang sagte keiner etwas.

Dann legte sich ein Lächeln auf Rebeccas Züge. Sie trat vor. Der starke Wind hätte beinahe ihre Worte übertönt. »Verdammt, hab ich dich vermisst.«

»Komm her, Liebling«, sagte Pell und zog sie an sich.

... Sechsundvierzig

Sie hatten sich in den Wald zurückgezogen, damit niemand sie sehen würde.

»Die wissen von Jennie«, sagte Rebecca.

»Ich weiß. Ich hab's im Fernsehen gesehen.« Er verzog das Gesicht. »Sie hat etwas im Zimmer vergessen. Man konnte sie identifizieren.« »Und?«

Er zuckte die Achseln. »Sie wird kein Problem sein.« Sein Blick fiel auf das Blut an seinen Fingern.

»Liebling, wenn du nicht angerufen hättest, weiß ich nicht, was geschehen wäre.«

Nachdem er und Jennie im Butterfly Inn eingecheckt hatten, hatte Pell den Namen des neuen Verstecks auf dem Anrufbeantworter in Rebeccas Wohnung hinterlassen. Der morgendliche Anruf im Sea View Motel hatte von Rebecca gestammt, die ihn hektisch flüsternd warnte, die Polizei sei dorthin unterwegs - Kathryn Dance habe sich erkundigt, ob die Frauen ihr im Fall einer Geiselnahme behilflich sein würden. Pell hatte nicht gewollt, dass Jennie schon von Rebecca erfuhr, also hatte er sich die Geschichte mit dem Zimmermädchen ausgedacht.

»Wir hatten Glück«, sagte Rebecca nun und wischte sich den feuchten Dunst aus dem Gesicht. Pell fand, dass sie ziemlich gut aussah. Jennie war nicht schlecht im Bett gewesen, aber keine große Herausforderung. Rebecca hingegen konnte ihn die ganze Nacht auf Trab halten. Er spürte, dass sich in ihm etwas regte und der Ballon anwuchs.

»Wie halten meine kleinen Mädchen sich unter dem Druck?«

»Sie zanken sich und machen mich wahnsinnig. Ich meine, es ist so, als wäre nicht ein Tag vergangen. Genau wie vor acht Jahren. Außer dass Linda mittlerweile zu Gott gefunden hat und Sam nicht mehr Sam ist. Sie hat ihren Namen geändert. Und sie hat jetzt Titten.«

»Und die beiden helfen tatsächlich den Cops?«

»Oh, und wie. Ich habe mich nach Kräften bemüht, sie in die Irre zu führen. Aber ich konnte nicht zu offensichtlich vorgehen.«

»Und sie haben dir gegenüber keinen Verdacht geschöpft?«

»Nein.«

Pell küsst sie erneut. »Du bist die Beste, Baby. Ich bin nur deinetwegen hier.«

Jennie Marston hatte lediglich als Marionette fungiert; geplant worden war alles von Rebecca. Nach der endgültigen Ablehnung seiner Revision hatte Pell angefangen, an Flucht zu denken. Es war ihm gelungen, in Capitola unbeaufsichtigt mit Rebecca zu telefonieren. Daraufhin hatte sie eine ganze Weile überlegt, wie man den Ausbruch bewerkstelligen könnte. Aber es hatte sich keine Gelegenheit geboten, bis Rebecca ihm kürzlich erzählte, ihr sei da eine Idee gekommen.

Sie hatte von dem ungelösten Mord an Robert Herron gelesen -mit dem Pell nichts zu tun gehabt hatte - und beschlossen, Pell zum Hauptverdächtigen zu machen, damit man ihn zur Anklagevernehmung und Verhandlung in eine weniger gesicherte Einrichtung verlegen würde. Aus der Zeit mit der Familie in Seaside besaß Rebecca noch einige seiner Werkzeuge und versteckte sie nun in der Garage seiner Tante in Bakersfield.

Pell hatte unterdessen seine Fanpost nach einer geeigneten Kandidatin durchsucht. Er entschied sich für Jennie Marston, eine Frau in Südkalifornien, die an akuter Bösewichtverehrung litt. Sie schien wunderbar verzweifelt und verletzlich zu sein. Da er nur sehr begrenzten Zugang zu Computern hatte, richtete Rebecca eine nicht zurückverfolgbare E-Mail-Adresse ein und gab sich als Pell aus, um Jennies Herz zu gewinnen und den Plan in die Tat umzusetzen. Jennie hatte nur etwa eine Stunde von Rebecca entfernt gewohnt - was einer der Gründe war, aus denen man sie ausgewählt hatte -,

sodass diese sie nun ausspionieren und Einzelheiten über sie herausfinden konnte, die Pell ermöglichen würden, ihr die große spirituelle Verbundenheit vorzuheucheln.

Oh, du bist so sehr wie ich, Liebling, als wären wir zwei Seiten derselben Münze.

Ihre Vorliebe für Kardinäle und Kolibris, die Farbe Grün, mexikanisches Wohlfühlessen... In dieser schäbigen Welt braucht es nicht viel, um jemanden wie Jennie Marston zu deiner Seelenverwandten zu machen.

Schließlich überzeugte Rebecca - als Pell - die junge Frau davon, dass er an den Croyton-Morden keine Schuld trage, und brachte sie dazu, bei seiner Flucht behilflich zu sein. Nachdem Rebecca das Gerichtsgebäude von Sahnas ausgespäht sowie bei dem Versandladen die täglichen Liefertermine der Paketdienste in Erfahrung gebracht hatte, war ihr die Idee mit der Benzinbombe gekommen. Jennie Marston erhielt von ihr Anweisungen: den Hammer stehlen, eine falsche Brieftasche anfertigen, beides in dem Brunnenschacht verstauen. Danach bekam sie den Bauplan für den Brandsatz und die Information, wo der feuerfeste Anzug und der Beutel für seine Deponierung zu kaufen seien. Per E-Mail blieb Rebecca mit Jennie in Kontakt, und als alles fertig zu sein schien, hinterließ sie im »Manslaughter«-Forum eine entsprechende Nachricht.

»Das vorhin am Telefon war Sam, nicht wahr?«, fragte Pell nun.

Der vermeintliche Deputy, der die Frauen vor einer halben Stunde angerufen hatte, war Pell gewesen. Zuvor hatte er mit Rebecca vereinbart, dass er - falls nicht sie selbst am Apparat war - darum bitten würde, die Schlosser an den Fenstern zu überprüfen. Das bedeutete, er würde demnächst eintreffen, und Rebecca solle zu dem Aussichtspunkt gehen und dort auf ihn warten.

»Sie hat nichts gemerkt. Das arme Ding ist immer noch eine kleine Maus. Sie kriegt einfach nichts mit.«

»Ich will so schnell wie möglich von hier weg, Liebling. Wie sieht es zeitlich aus?«

»Es wird nicht mehr lange dauern.«

»Ich habe Dances Adresse«, sagte Pell.

»Übrigens, das dürfte dich interessieren. Ihre Kinder sind nicht zu Hause. Sie hat nicht gesagt, wo sie sich aufzuhalten, aber ich habe im Telefonbuch einen Stuart Dance gefunden - vermutlich ihr Vater oder Bruder. Ich schätze, sie sind bei ihm. Ach, und sie werden von einem Cop bewacht. Einen Ehemann gibt es nicht.«

»Sie ist Witwe, nicht wahr?«

»Woher weißt du das?«

»Einfach so. Wie alt sind die Kinder?«

»Keine Ahnung. Spielt es eine Rolle?«

»Nein. Ich bin bloß neugierig.«

Rebecca trat ein Stück zurück und musterte ihn. »Für einen Fremden ohne Papiere siehst du verdammt gut aus. Ehrlich.« Sie schlang ihre Arme um ihn. Die Nähe ihres Körpers und die nach Seetang und Kiefern duftende Luft trugen noch zu seiner ohnehin geweckten Erregung bei. Er legte seine Hand auf ihren Rücken. Der Druck in ihm nahm zu. Pell küsste sie gierig und schob ihr die Zunge in den Mund. »Daniel... nicht jetzt. Ich muss zurück.«

Aber Pell hörte kaum, was sie sagte. Er führte sie tiefer in den Wald, legte ihr die Hände auf die Schultern und wollte sie nach unten drücken. Rebecca hielt einen Finger hoch. Dann legte sie ihren Block mit der Pappe nach unten auf den feuchten Boden und kniete sich darauf. »Sonst würden die sich fragen, woher ich nasse Knie habe.« Sie öffnete den Reißverschluss seiner Jeans.

Typisch Rebecca, dachte er. Stets vorausschauend.

Michael O'Neil rief endlich an.

Dance war froh, seine Stimme zu hören, obwohl der Tonfall rein dienstlich blieb, und sie wusste, dass er nicht über den Streit sprechen wollte. Sie spürte, dass er immer noch wütend war. Was ihm nicht ähnlich sah. Es beunruhigte sie, aber in Anbetracht seiner Neugkeiten blieb keine Zeit, sich deswegen Gedanken zu machen.

»Die CHP hat sich bei uns gemeldet«, sagte O'Neil. »Ein paar Wanderer auf halbem Weg nach Big Sur sind am Strand auf eine Handtasche und einige persönliche Gegenstände gestoßen. Sie gehören Jennie Marston. Eine Leiche haben wir noch nicht, aber überall auf dem Sand war Blut. Die Spurensicherung hat außerdem einen Stein mit Blut, Haaren und einem Stück Kopfhaut gefunden. Auf dem Stein sind Pells Fingerabdrücke. Die Küstenwache hat zwei Boote auf die Suche geschickt. In der Handtasche war nichts, das uns weitergeholfen hätte. Führerschein und Kreditkarten. Falls sie auch die neuntausendzweihundert Dollar bei sich hatte, dürfte Pell nun das Geld haben.«

Er hat sie umgebracht...

Dance schloss die Augen. Pell hatte Jennies Bild im Fernsehen gesehen und gewusst, dass man sie identifiziert hatte. Sie war für ihn zu einem Risiko geworden.

Ein zweiter Verdächtiger erhöht die Aussicht auf Entdeckung und Festnahme exponentiell...

»Es tut mir leid«, sagte O'Neil. Er hatte erkannt, was sie dachte -dass Dance nie damit gerechnet hätte, die Freigabe des Fotos der Frau könnte zu ihrer Ermordung führen.

Ich habe geglaubt, es wäre bloß eine zusätzliche Möglichkeit, diesen furchtbaren Mann eventuell aufzuspüren, dachte sie.

»Die Entscheidung war richtig«, sagte der Detective.
»Wir mussten es tun.«

Wir, registrierte sie. Nicht du.

»Wie lange ist es her?«

»Die Spurensicherung schätzt, ungefähr eine Stunde. Wir suchen am Eins und auf den Querstraßen, aber bislang gibt es keine Zeugen.«

»Danke, Michael.«

Dann wartete sie, dass er noch etwas sagen würde, etwas über ihre frühere Diskussion, etwas über Kellogg. Egal was, nur ein paar Worte, die ihr eine Möglichkeit gegeben hätten, das Thema anzuschneiden. Aber er sagte lediglich: »Ich bereite eine Gedenkfeier für Juan vor. Du erhältst rechtzeitig Bescheid.«

»Danke.«

»Tschüs.«

Klick.

Sie brachte Kellogg und Overby telefonisch auf den neuesten Stand. Ihr Chef überlegte, ob es sich um eine gute oder schlechte Entwicklung handelte. In seinem Zuständigkeitsbereich war zwar wieder jemand getötet worden, aber wenigstens war es einer der Täter. Alles in allem, sagte er, würden die Medien und die Öffentlichkeit es wohl als Punkt für sein Team verbuchen.

»Meinen Sie nicht auch, Kathryn?«

Dance hatte jedoch keine Gelegenheit, eine Antwort zu formulieren, weil sich in diesem Moment der Empfangsschalter des CBI über die Gegensprechanlage meldete und ihr mitteilte, dass Theresa Croyton, die Schlafpuppe, eingetroffen sei.

Das Mädchen sah nicht so aus, wie Kathryn Dance erwartet hatte.

Theresa Croyton Bölling war groß und schlank, und das hellbraune, rötlich schimmernde Haar reichte ihr bis weit auf den Rücken. In ihrem linken Ohr steckten vier Metallknöpfe, in ihrem rechten Ohr fünf, und an den meisten Fingern trug sie silberne Ringe. Das ungeschminkte Gesicht über dem ausgebeulten Trainingsanzug war schmal, hübsch und blass.

Morton Nagle führte das Mädchen und dessen Tante, eine untersetzte Frau mit kurzem grauem Haar, in Dances Büro. Mary Bölling war ernst und vorsichtig, und dies war eindeutig der letzte Ort auf der Welt, an dem sie hätte sein wollen. Dance gab den beiden die Hand und begrüßte sie. Das Mädchen wirkte ungezwungen und freundlich, wenngleich ein wenig nervös; die Tante schien eher gehemmt zu sein.

Nagle würde natürlich bleiben wollen - schon vor Pells Ausbruch hatte er sich gewünscht, mit der Schlafpuppe sprechen zu dürfen. Doch anscheinend hatte man sich darauf geeinigt, dass er sich vorläufig zurückhielt, denn er sagte nun, er sei zu Hause erreichbar, falls man ihn benötige.

»Vielen Dank«, sagte Dance. Es kam von Herzen.

»Auf Wiedersehen, Mr. Nagle«, sagte Theresa.

Er nickte den beiden zum Abschied lächelnd zu - dem Teenager und der Frau, die versucht hatte, ihn zu erschießen (und die aussah, als würde sie gern eine zweite Chance erhalten). Nagle stieß sein typisches Kichern aus, zog sich die Hose hoch und ging.

»Danke, dass Sie gekommen sind. Nennt man Sie Theresa?«

»Meistens Tare.«

»Hätten Sie etwas dagegen, wenn ich allein mit Ihrer Nichte sprechen würde?«, fragte Dance die Tante.

»Das geht in Ordnung«, sagte das Mädchen. Die Tante zögerte. »Es ist okay«, bekräftigte Theresa leicht genervt. Wie Musiker ihren Instrumenten vermochten junge Leute ihren Stimmen eine schier unendliche Vielfalt von Nuancen zu entlocken.

Dance hatte in einem Motel unweit der CBI-Zentrale ein Zimmer reserviert. Es war unter einem der fiktiven Namen gebucht, die sie bisweilen für Zeugen verwendete.

TJ brachte die Frau zum Büro von Albert Stemple, der sie zu dem Motel begleiten und dort mit ihr warten würde.

Als sie allein waren, kam Dance hinter ihrem Schreibtisch hervor und schloss die Tür. Sie wusste nicht, ob das Mädchen über verschüttete Erinnerungen verfügte, die sich anzapfen ließen und womöglich zu Pell führen könnten. Aber sie würde versuchen, es herauszufinden. Allerdings rechnete sie mit Schwierigkeiten. Ungeachtet Theresas starker Persönlichkeit und ihres mutigen Ausflugs hierher würde sie tun, was jede andere Siebzehnjährige dieses Universums in einer solchen Situation auch tun würde: unterbewusste Schranken errichten, um sich vor dem Schmerz des erneuten Durchlebens zu schützen.

Solange diese Barrieren nicht überwunden waren, würde man nichts aus dem Mädchen herausbekommen. Bei ihren Verhören und Befragungen wandte Dance keine Hypnose im klassischen Sinn an; sie wusste jedoch, dass entspannte Gesprächspartner, die zudem nicht von äußerer Einflüssen abgelenkt wurden, sich an Ereignisse erinnern konnten, die ihnen unter anderen Bedingungen nicht mehr eingefallen wären. Kathryn bat Theresa, auf der behaglichen Couch Platz zu nehmen und schaltete das helle Deckenlicht aus. Nur eine einzige gelbe Tischlampe brannte noch.

»Haben Sie es bequem?«

»Sicher, wieso nicht?« Dennoch hatte sie die Hände verschränkt, die Schultern gehoben und lächelte Dance schmallippig an. Stress, dachte Kathryn. »Dieser Mann, Mr. Nagle, hat gesagt, Sie wollten mich danach fragen, was an dem Abend passiert ist, an dem meine Eltern, mein Bruder und meine Schwester ermordet wurden.«

»Das stimmt. Ich weiß, dass Sie zu der Zeit geschlafen haben, aber...« »Was?«

»Ich weiß, dass Sie während der Morde geschlafen haben.« »Wer hat das behauptet?«

»Nun ja, all die Zeitungsartikel... und die Polizei.« »Nein, nein, ich war wach.«

Dance sah sie überrascht an. »Wirklich?«

Das Mädchen blickte sogar noch erstaunter drein. »Ja, klar. Ich dachte, das ist der Grund, aus dem Sie mit mir sprechen wollten.«

... Siebenundvierzig

»Reden Sie weiter, Tare.«

Dance spürte, wie ihr Herzschlag sich beschleunigte. War dies der Zugang zu einem bisher übersehnen Hinweis, der Rückschlüsse auf Daniel Pells Absichten zu lassen würde?

Das Mädchen zupfte sich am Ohrläppchen, dem mit den fünf Metallknöpfen darin, und die Spitze ihres Schuhs wölbte sich leicht nach oben, was bedeutete, dass sie ihre Zehen einrollte.

Stress...

»Ich hatte vorher eine Weile geschlafen. Ja. Ich habe mich nicht wohlgefühlt. Aber dann bin ich aufgewacht. Ich hatte geträumt. An den Inhalt kann ich mich nicht mehr erinnern, aber ich glaube, es war ein Albtraum. Ich bin durch mein eigenes Stöhnen aufgewacht. Ist Ihnen das auch schon mal passiert?«

»Natürlich.«

»Oder ich hab was gerufen. Nur...« Ihre Stimme erschrocken, und sie fummelte wieder an ihrem Ohr herum.

»Sie sind sich nicht sicher, ob das Geräusch tatsächlich von Ihnen gestammt hat? Könnte es auch jemand anders gewesen sein?«

Das Mädchen schluckte vernehmlich. Sie dachte in diesem Moment wohl, dass der Laut eventuell von einem

ihrer sterbenden Angehörigen ausgestoßen worden war.
»Richtig.«

»Wissen Sie noch die Uhrzeit?« Der Todeszeitpunkt war auf den Zeitraum zwischen achtzehn Uhr dreißig und zwanzig Uhr eingegrenzt worden.

Aber Theresa konnte sich nicht mehr genau daran erinnern. Sie grübelte.

»Sind Sie im Bett geblieben?« »Ja.«

»Haben Sie danach noch etwas gehört?«

»Ja, Stimmen. Ich konnte sie sogar ziemlich gut hören. Ich war, Sie wissen schon, benommen, aber ich habe sie eindeutig gehört.«

»Wer hat etwas gesagt?«

»Keine Ahnung, es waren Männerstimmen. Aber definitiv nicht mein Vater oder mein Bruder, das weiß ich noch.«

»Tare, haben Sie damals irgendjemandem davon erzählt?«

»Ja.« Sie nickte. »Aber niemand hat sich dafür interessiert.«

Wie, um alles in der Welt, hatte Reynolds das übersehen können?

»Nun, dann erzählen Sie es mir jetzt. Was haben Sie gehört?«

»Na ja, es war Verschiedenes. Zuerst hörte ich jemanden Geld erwähnen. Vierhundert Dollar. Das weiß ich noch genau.«

Bei Pells Festnahme hatte man mehr als das sichergestellt. Vielleicht durchsuchten er und Newberg gerade Croytons Brieftasche und sprachen darüber, wie viel Geld darin steckte. Oder hatte jemand in Wahrheit von »vierhunderttausend Dollar« geredet?

»Was noch?«

»Okay, dann hat jemand - ein Mann, aber ein anderer - etwas über Kanada gesagt. Und jemand anders stellte eine Frage. Über Quebec.«

»Und was für eine Frage war das?«

»Er wollte einfach wissen, was Quebec war.«

Jemand wusste nicht, was Quebec war? Dance fragte sich, ob das Newberg gewesen sein könnte - die Frauen hatten erzählt, er habe sich sehr gut mit Holzarbeiten, Elektronik und Computern ausgekannt, sei ansonsten aber wegen seines früheren Drogenkonsums ziemlich beschränkt gewesen.

So, eine Verbindung nach Kanada. Wollte Pell dorthin fliehen? Die Grenze war sehr viel einfacher zu überqueren als die im Süden. Und es gab dort jede Menge Berggipfel.

Dance lächelte und beugte sich vor. »Nur zu, Tare. Sie machen das gut.«

»Dann hat jemand über gebrauchte Autos geredet«, fuhr Theresa fort. »Ein anderer Mann. Er hatte eine wirklich tiefe Stimme und hat schnell gesprochen.«

Gebrauchtwagenhändler waren beliebte Firmen für Geldwäsche. Oder es könnte um die Anschaffung eines Fluchtwagens gegangen sein. Und es hatte sich nicht nur um Pell und Newberg gehandelt. Es war noch jemand dort gewesen. Eine dritte Person.

»Hatte Ihr Vater geschäftlich mit Kanada zu tun?«

»Das weiß ich nicht. Er ist viel gereist. Aber ich glaube nicht, dass er je Kanada erwähnt hat... Ich konnte nie begreifen, warum die Polizei mich damals nicht viel mehr gefragt hat. Aber da Pell im Gefängnis saß, spielte es keine Rolle. Doch nun ist er frei... Schon seit Mr. Nagle mir erzählt hat, dass Sie Hilfe bei der Suche nach dem Killer benötigen, versuche ich mir einen Reim auf das zu machen, was ich gehört habe. Vielleicht gelingt es Ihnen ja.«

»Ich hoffe. War sonst noch etwas?«

»Nein, ungefähr zu diesem Zeitpunkt bin ich wohl wieder eingeschlafen. Und als Nächstes weiß ich nur noch...« Sie schluckte erneut. »Da war diese Frau in Uni-

form. Eine Polizistin. Ich sollte mich anziehen und... Das war's.«

Dance fasste es in Gedanken zusammen: vierhundert Dollar, ein Gebrauchtwagenhändler, eine frankokanadische Provinz.

Und ein dritter Mann.

Wollte Pell nun nach Norden? Sie würde auf jeden Fall den Heimatschutz und die Einwanderungsbehörde verständigen, damit man die nördlichen Grenzübergänge im Auge behielt.

Dance ging mit dem Mädchen die Ereignisse jenes schrecklichen Abends ein zweites Mal durch.

Doch vergeblich. Theresa wusste nichts mehr.

Vierhundert Dollar... Kanada... Was ist Quebec?... gebrauchte Autos... Verbarg sich dahinter der Schlüssel zu dem Komplott um Daniel Pell?

Und dann kam Dance ein Gedanke, der überraschenderweise mit ihrer eigenen Familie zu tun hatte: mit ihr selbst, Wes und Maggie. Eine Idee nahm Gestalt an. Sie ließ sich die Fakten der Morde noch mal durch den Kopf gehen. Unmöglich... Aber dann wurde die Theorie immer wahrscheinlicher, obwohl Dance das Ergebnis nicht gefiel.

»Tare«, sagte sie zögernd, »könnte das so gegen neunzehn Uhr gewesen sein?«

»Ja, schon möglich.«

»Wo hat Ihre Familie gegessen?«

»Wo? Meistens im Wohnzimmer. Das Esszimmer durften wir nicht benutzen. Das war bloß für, na ja, festliche Anlässe.« »Haben Sie während des Abendessens Fernsehen geschaut?« »Ja, oft. Zum mindest ich, mein Bruder und meine Schwester.« »Und war das Wohnzimmer in der Nähe Ihres Zimmers?« »Ja, gleich die Treppe hinunter. Woher haben Sie das gewusst?« »Haben Sie schon mal Jeopardy gesehen?« Sie runzelte die Stirn. »Ja.«

»Tare, ich frage mich, ob die Stimmen, die Sie gehört haben, vielleicht aus dem Fernseher gekommen sind. Womöglich hat jemand die Kategorie >Geographie< für vierhundert Dollar gewählt. Und die Antwort war >die französischsprachige Provinz von Kanadas Die zugehörige Frage würde lauten >Was ist Quebec?<«

Das Mädchen wurde still. Ihre Augen rührten sich nicht. »Nein«, sagte sie entschlossen und schüttelte den Kopf. »Nein, so war es nicht. Ich bin mir sicher.«

»Und die Stimme, die von den Gebrauchtwagen geredet hat -könnte das ein Werbespot gewesen sein? Jemand, der schnell und mit tiefer Stimme spricht; wie in der Autowerbung?«

Das Mädchen wurde rot vor Bestürzung. Dann kam Ärger hinzu. »Nein!«

»Aber eventuell?«, fragte Dance sanft.

Theresa schloss die Augen. »Nein«, flüsterte sie. Dann: »Vielleicht. Keine Ahnung.«

Deshalb hatte Reynolds die Aussage des Kindes nicht weiterverfolgt. Auch er war zu dem Schluss gekommen, dass Theresa von einer Fernsehsendung erzählt hatte. Der geheimnisvolle dritte Mann war entweder der Moderator Alex Tribec oder ein Darsteller in einem Werbespot gewesen.

Theresas Schultern sackten kraftlos herab. Es war eine kaum merkliche Bewegung, aber Dance erkannte deutlich die kinesischen Anzeichen für Enttäuschung und Kummer. Die junge Frau war sich so sicher gewesen, dass ihre Erinnerungen dazu beitragen konnten, den Mann zu finden, der ihre Familie ermordet hatte. Nun wurde ihr klar, dass ihre mutige Reise hierher, die Auseinandersetzung mit ihrer Tante... dass all das zwecklos gewesen war. Sie war zu Tode betrübt. »Es tut mir leid...« Sie hatte Tränen in den Augen.

Kathryn Dance lächelte. »Tare, keine Sorge. Das ist nicht schlimm.« Sie reichte dem Mädchen ein Taschentuch.

»Nicht schlimm? Es ist furchtbar! Ich wollte so gern helfen...«

Noch ein Lächeln. »Oh, Tare, glauben Sie mir, wir haben noch gar nicht richtig angefangen.«

In ihren Seminaren erzählte Dance die Geschichte des Großstadtmenschen, der in einem Dorf aus dem Wagen steigt, um sich bei einem Farmer nach dem Weg zu erkundigen. Der Fremde sieht zu Füßen des Mannes einen Hund sitzen und fragt: »Beißt Ihr Hund?« Der Farmer verneint, und als der Fremde das Tier streicheln will, wird er gebissen. Er zuckt zurück und sagt wütend: »Sie haben doch behauptet, Ihr Hund würde nicht beißen!« Der Farmer erwidert: »Mein Hund beißt auch nicht. Das hier ist nicht mein Hund.«

Die Kunst des Verhörs hat nicht nur mit der Analyse der Antworten, der Körpersprache und des Verhaltens der Befragten zu tun; es geht auch darum, die richtigen Fragen zu stellen.

Die Fakten der Croyton-Morde sowie jeder Moment danach waren durch die Polizei und die Medien dokumentiert worden. Daher beschloss Kathryn Dance, über einen Abschnitt zu sprechen, für den sich bisher niemand interessiert hatte: die Zeit vor der Tat.

»Tare, ich würde gern wissen, was vorher passiert ist.«

»Vorher?«

»Ja. Fangen wir mit dem Tag an.«

Theresa runzelte die Stirn. »Oh, davon weiß ich kaum noch was. Ich meine, was an dem Abend geschehen ist, hat alles andere praktisch verdrängt.«

»Lassen Sie es uns versuchen. Denken Sie zurück. Es war Mai. Sie sind damals schon zur Schule gegangen, nicht wahr?« »Ja.«

»Was für ein Wochentag war es?« »Äh, es war Freitag.«

»Das haben Sie jetzt aber ziemlich schnell gewusst.«

»Oh, weil Dad mit uns freitags oft weggegangen ist. An dem Tag wollten wir eigentlich zu dem Vergnügungspark in Santa Cruz. Aber dann ist nichts daraus geworden, weil ich krank war.« Theresa rieb sich bei der Erinnerung die Augen. »Brenda und Steve -meine Schwester und mein Bruder - und ich wollten hin, und Mom wäre zu Hause geblieben, weil sie am Samstag eine Wohltätigkeitsveranstaltung oder so hatte und irgendwas vorbereiten musste.«

»Aber dann hat sich eure Planung geändert?«

»Ja. Wir waren sogar schon unterwegs, aber...« Sie senkte den Blick. »Mir wurde im Wagen schlecht. Also haben wir umgedreht und sind zurückgefahren.«

»Was hatten Sie? Etwas gegessen, das Ihnen nicht bekommen ist?«

»Eine Magen-Darm-Grippe.« Theresa verzog das Gesicht und hielt sich den Bauch. »Oh, die sind gemein.«

»Ja, total.«

»Und wann waren Sie etwa wieder zu Hause?« »So gegen siebzehn Uhr dreißig.« »Und Sie haben sich gleich ins Bett gelegt.« »Ja, stimmt.« Sie schaute zum Fenster hinaus auf den knorrigen Baum.

»Und dann sind Sie aufgewacht und haben den Fernseher gehört.«

Das Mädchen wickelte sich eine braune Strähne um den Finger. »Quebec.« Eine lachende Grimasse.

Kathryn Dance hielt inne. Ihr wurde klar, dass sie nun eine wichtige Entscheidung treffen musste.

Denn es bestand kein Zweifel daran, dass Theresa sie zu täuschen versuchte.

Während der beiläufigen Unterhaltung und später, als sie darüber sprachen, was Theresa aus dem Fernsehzimmer gehört hatte, war das kinesische Verhalten der jungen Frau entspannt und offen gewesen, obwohl sie eindeutig unter allgemeinem Stress stand - jeder, der

von einem Polizeibeamten zu einem Fall befragt wird, ist nervös, auch ein unschuldiges Opfer.

Aber sobald Theresa anfing, von der Fahrt nach Santa Cruz zu erzählen, stockten ihre Worte, sie bedeckte Teile ihres Gesichts und der Ohren - abwehrende Gesten - und sah aus dem Fenster - um auszuweichen. Sie wollte ruhig und zwanglos wirken, doch der Stress, den sie empfand, offenbarte sich durch das Wippen ihres Fußes. Dance nahm das Stressmuster einer versuchten Irreführung wahr; das Mädchen befand sich in der Reaktionsphase der Verleugnung.

Alles, was Theresa ihr erzählte, stand vermutlich mit nachprüfbaren Fakten im Einklang. Aber eine Täuschung kann auf Ausflüchten, Weglassungen oder glatten Lügen beruhen. Zumindest gab es Dinge, die Theresa ihr verschwieg.

»Tare, während der Fahrt ist etwas Beunruhigendes passiert, nicht wahr?«

»Etwas Beunruhigendes? Nein. Ehrlich. Ich schwöre.«

Gleich ein Dreifachtreffer: zwei typische Formulierungen für eine Verleugnung sowie die Beantwortung einer Frage mit einer Gegenfrage. Das Mädchen war rot geworden, und der Fuß wippte wieder, eine deutliche Ansammlung von Stresssignalen.

»Na los, erzählen Sie es mir. Sie haben nichts zu befürchten. Erzählen Sie es mir.«

»Tja, wissen Sie... meine Eltern, mein Bruder und meine Schwester... wurden ermordet. Wer wäre da nicht durcheinander?« In der Äußerung schwang etwas Ärger mit.

Dance nickte teilnahmsvoll. »Ich meine die Zeit davor. Sie haben Carmel verlassen und fahren nach Santa Cruz. Sie fühlen sich nicht wohl. Sie kehren um. Was an dieser Fahrt hat Sie beunruhigt?«

»Ich weiß es nicht. Ich kann mich nicht mehr erinnern. Das ist schon so lange her.«

Bei einer Person im Stadium der Verleugnung bedeuteten diese Sätze: Ich weiß es noch genau, aber ich will nicht daran denken. Die Erinnerung ist zu schmerhaft.

»Sie fahren so vor sich hin und...«

»Ich...«, setzte Theresa an und verstummte. Dann schlug sie die Hände vor das Gesicht und brach in Tränen aus. Ein wahrer Sturzbach, begleitet von atemlosem Schluchzen.

»Tare.« Dance stand auf und reichte ihr mehrere Paertetaschentücher, während die junge Frau hemmungslos, wenngleich leise, weinte und die Schluchzer wie ein Schluckauf klangen.

»Es ist okay«, sagte Kathryn mitfühlend und berührte ihren Arm. »Was auch immer geschehen ist - keine Angst. Alles wird gut.«

»Ich...« Das Mädchen war wie gelähmt; Dance sah, wie sehr Theresa mit sich rang. Was nun? Sie würde entweder mit allem herausrücken oder mauern - und in letzterem Fall wäre das Gespräch damit beendet.

»Ach, ich wollte schon immer darüber reden«, sagte sie schließlich. »Ich konnte einfach nicht. Nicht mit den Therapeuten oder meinen Freunden, meiner Tante...« Wieder Schluchzen. Die Brust eingesunken, das Kinn gesenkt, die Hände im Schoß oder vor dem Gesicht. Die lehrbuchmäßigen kinesischen Anzeichen dafür, dass Theresa Croyton in emotionaler Hinsicht das Stadium der Akzeptanz erreicht hatte. Die schreckliche Bürde, mit der sie gelebt hatte, würde endlich zur Sprache kommen. Sie legte ein Geständnis ab.

»Es ist alles meine Schuld. Es ist meine Schuld, dass sie tot sind!«

Nun lehnte sie den Kopf zurück gegen die Couch. Ihr Gesicht war rot, die Sehnen am Hals traten deutlich hervor, ihr Pullover war mit Tränen benetzt.

»Brenda und Steve und Mom und Dad... alles nur wegen mir!«

»Weil Sie krank geworden sind?«

»Nein! Weil ich so getan habe, als wäre ich krank!«

»Erzählen Sie es mir.«

»Ich wollte nicht zur Promenade fahren. Ich hatte absolut keine Lust, ich konnte es nicht ausstehen! Und mir fiel nichts anderes ein, als mich krank zu stellen. Ich hatte von diesen Fotomodellen gehört, die sich den Finger in den Hals stecken, um sich zu übergeben, damit sie nicht dick werden. Als wir auf dem Highway waren und gerade niemand hinsah, habe ich das dann gemacht. Ich habe mich auf der Rückbank übergeben und behauptet, mir wäre ganz furchtbar übel. Es war voll ekelig, und alle waren sauer, und Dad hat umgedreht und ist zurück nach Hause gefahren.«

Das war es also. Die arme Theresa war überzeugt, ihre Familie sei wegen dieser Lüge abgeschlachtet worden. Und mit dieser furchtbaren Last hatte sie acht Jahre lang gelebt.

Eine Wahrheit war ans Tageslicht gekommen. Doch mindestens eine weitere blieb verborgen. Und Kathryn Dance wollte auch diese ergründen.

»Sagen Sie, Tare, weshalb wollten Sie nicht zum Pier fahren?«

»Einfach so. Es hat mir keinen Spaß gemacht.«

Das Eingeständnis einer Lüge führte nicht automatisch zu einer umfassenden Beichte. Das Mädchen war wieder in die Phase der Verleugnung zurückgeglitten.

»Warum? Sie können es mir sagen. Reden Sie weiter.«

»Ich weiß es nicht. Es hat mir einfach keinen Spaß gemacht.«

»Wieso nicht?«

»Tja, Dad war immer so beschäftigt. Also hat er uns Geld gegeben und gesagt, er würde uns später wieder einsammeln. Und dann ist er weggegangen, um Anrufe und so zu erledigen. Das war langweilig.«

Ihr Fuß wippte wieder, und sie drückte die Ohrstecker auf der rechten Seite in einem zwanghaften Muster: erst oben, dann unten und dann die drei in der Mitte. Der Stress fraß sie auf.

Dennoch waren es nicht nur die kinesischen Signale, die für Kathryn Dance deutlich auf eine Irreführung hinwiesen. Kinder -sogar eine siebzehnjährige Highschools Schülerin - lassen sich oft nur schwer kinesisch analysieren. Bei entsprechenden Verhören oder Befragungen wird daher zur Beurteilung des Wahrheitsgehaltes meistens mehr auf den Inhalt der Aussage geachtet - auf das, was gesagt wird - als darauf, wie es gesagt wird.

Was Theresa hier erzählte, ergab keinen Sinn - sowohl inhaltlich als auch im Hinblick auf Dances eigene Erfahrungen mit Kindern und dem besagten Vergnügungspark. Wes und Maggie zum Beispiel liebten Santa Cruz und hätten nichts lieber getan, als sich dort mit einer Tasche voll Geld stundenlang unbeaufsichtigt herumzutreiben. Für Kinder gab es da Hunderte von Verlockungen: Karussells, Essen, Musik, Spiele.

Und noch ein weiterer Widerspruch fiel Dance auf: Warum hatte Theresa an dem Freitag nicht einfach gesagt, sie wolle bei ihrer Mutter zu Hause bleiben? Ihr Vater und ihre Geschwister hätten doch ohne sie wegfahren können. Es war, als hätte sie verhindern wollen, dass überhaupt jemand nach Santa Cruz fuhr.

Dance überlegte kurz.

Von A nach B...

»Tare, Sie haben gesagt, Ihr Vater habe gearbeitet und Anrufe erledigt, während Sie, Ihr Bruder und Ihre Schwester Karussell gefahren sind?«

Sie senkte den Blick. »Ja, schätze schon.«

»Von wo aus hat er denn telefoniert?«

»Keine Ahnung. Er hatte ein Mobiltelefon. Damals waren die noch nicht allzu verbreitet. Aber er hatte

eins.« »Hat er sich je mit jemandem dort getroffen?« »Ich weiß es nicht. Kann sein.«

»Tare, was waren das für Leute? Die, mit denen er sich getroffen hat?«

Sie zuckte die Achseln. »Waren das andere Frauen?« »Nein.«

»Sind Sie sicher?«

Theresa schwieg und sah überallhin, nur nicht zu Dance. »Vielleicht«, sagte sie schließlich. »Einige, ja.«

»Und Sie glauben, das könnten seine Freundinnen gewesen sein?«

Sie nickte. Und weinte wieder. »Und...«, stieß sie zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor. »Was, Tare?«

»Er sagte, wenn wir nach Hause kommen und Mom uns fragt, sollen wir erzählen, dass er die ganze Zeit bei uns gewesen ist. Weil sie sonst sauer werden würde, dass er gearbeitet hat, anstatt sich zu amüsieren.« Sie war jetzt noch mehr errötet.

Dance erinnerte sich, dass Reynolds angedeutet hatte, Croyton sei ein Schürzenjäger gewesen.

Den zitternden Lippen des Mädchens entschlüpfte ein bitteres Lachen. »Ich habe ihn gesehen. Brenda und ich sollten auf der Promenade bleiben, aber wir sind zu einer Eisdiele auf der anderen Seite der Beach Street gegangen. Und da hab ich ihn gesehen. Eine Frau stieg gerade in seinen Wagen, und er hat sie geküsst. Und sie war nicht die einzige. Später habe ich ihn mal mit einer anderen gesehen, wie er in ihre Wohnung oder ihr Haus am Strand mitgegangen ist. sind zu einer Eisdiele auf der anderen Seite der Beach Street gegangen. Und da hab ich ihn gesehen. Eine Frau stieg gerade in seinen Wagen, und er hat sie geküsst. Und sie war nicht die einzige. Später habe ich ihn mal mit einer anderen gesehen, wie er in ihre Wohnung oder ihr Haus am Strand mitgegangen ist.

Demnach hatte er sich in Santa Cruz mit seinen Geliebten getroffen - und die eigenen Kinder dazu benutzt, den Verdacht seiner Frau zu zerstreuen. Vor Ort hatte er die drei dann sich selbst überlassen, bis er und seine jeweilige Freundin fertig gewesen waren.

»Und dann wurde meine Familie ermordet. Und ich war schuld.«

Dance beugte sich vor. »Nein, nein, Tare«, sagte sie. »Es war überhaupt nicht Ihre Schuld. Wir sind uns ziemlich sicher, dass Daniel Pell geplant hat, Ihren Vater zu töten. Das war kein Zufall. Falls er an dem besagten Abend niemanden angetroffen hätte, wäre er weggegangen und zurückgekommen, wenn Ihr Vater zu Hause gewesen wäre.«

Sie wurde still. »Ja?«

Dance war durchaus nicht davon überzeugt. Aber sie konnte keinesfalls zulassen, dass dieses Mädchen weiterhin mit einer so schrecklichen Bürde der Schuld lebte. »Ja.«

Dieser vorsichtige Trost ließ Theresa ruhiger werden. »Dumm.« Sie war verlegen. »Es ist alles so dumm. Ich wollte Ihnen dabei helfen, ihn zu fangen. Und dann komme ich her und benehme mich wie ein Baby.«

»Oh, wir kommen gut weiter«, versicherte Dance und ließ sich einige interessante Gedanken durch den Kopf gehen, die ihr soeben gekommen waren.

»Wirklich?«

»Ja... Mir sind sogar gerade erst ein paar neue Fragen eingefallen. Ich hoffe, Sie werden mir mit denen auch weiterhelfen können.« In diesem Moment gab Dances Magen ein unverkennbares - und sehr gelegentümliches - Knurren von sich. Sie lachten beide, und Kathryn fügte hinzu: »Vorausgesetzt, wir können hier irgendwo zwei Eiskaffee und ein oder zwei Stück Kuchen auftreiben.«

Theresa wischte sich über die Augen. »Das wäre prima, ja.«

Dance rief Rey Carraneo an und schickte ihn zu Starbucks. Dann führte sie noch ein Telefonat, diesmal mit TJ. Sie bat ihn, im Büro zu bleiben; es würde vermutlich eine Änderung des weiteren Ablaufs geben.

Von A nach B nach X...

... Achtundvierzig

Daniel Pell hatte ein Stück oberhalb der Zufahrt zum Point Lobos Inn geparkt, damit die Wachposten ihn nicht sehen konnten, und starre angestrengt auf die Lücke zwischen den Zypressen. »Komm schon«, murmelte er.

Und dann, nur wenige Sekunden später, kam sie tatsächlich. Rebecca eilte mit ihrem Rucksack durch das Unterholz. Sie stieg in den Wagen und küsste Pell.

Dann lehnte sie sich zurück. »Scheißwetter«, sagte sie, grinste und küsste ihn noch einmal.

»Hat dich auch niemand gesehen?«

Sie lachte. »Ich bin aus dem Fenster geklettert. Die glauben, ich sei früh zu Bett gegangen.«

Er ließ den Wagen an, und sie bogen auf den Highway ein.

Dies war Daniel Pells letzter Abend auf der Monterey Halbinsel - und in gewisser Weise seine letzte Nacht auf Erden. Später würden sie ein anderes Auto stehlen - einen Geländewagen oder Pick-up - und nach Nordkalifornien fahren. Dort würden sie einigen gewundenen, zunehmend schmaleren und holprigeren Straßen folgen, bis sie Pells Grundbesitz erreichten. Er würde der König des Berges sein, der König der Familie, der niemandem Rechenschaft schuldig war. Niemand würde sich einmischen, niemand ihn herausfordern. Ein oder zwei Dutzend junge Leute, verführt vom Rattenfänger.

Himmlisch...

Aber erst blieb noch die Mission hier zu erledigen. Pell musste sich für die Zukunft absichern.

Er gab Rebecca die Karte von Monterey County. Sie klappte einen gefalteten Zettel auf, las die Straße und Hausnummer ab und suchte sie auf dem Plan. »Es ist nicht weit. Wir dürften höchstens fünfzehn Minuten brauchen.«

Edie Dance sah aus einem der Vorderfenster ihres Hauses zu dem Polizeiwagen. Sie fühlte sich so eindeutig sicherer, da sich doch ein entflohener Mörder irgendwo in der Gegend aufhielt, und wusste zu schätzen, dass Katie auf sie achtgab.

Dennoch war es nicht Daniel Pell, an den sie dauernd denken musste, sondern Juan Miliar.

Edie war müde - die alten Knochen wollten nicht mehr so recht - und dankbar, dass sie beschlossen hatte, keine Überstunden zu machen; die waren für die Krankenschwestern nämlich jederzeit problemlos möglich. Der Tod und die Steuern waren nicht die einzigen Gewissheiten im Leben; der Bedarf an Gesundheitsfürsorge zählte ebenfalls dazu, und Edie Dance würde so lange einen Job haben, wie sie wollte - und wo sie wollte. Sie konnte nicht verstehen, dass ihrem Mann das Leben im Meer wichtiger war als das Leben anderer Menschen. Edie fand es faszinierend, so vielen Leuten zu begegnen, ihnen zu helfen, sie zu beruhigen und ihnen den Schmerz zu nehmen.

Tötet mich...

Stuart würde bald mit den Kindern zurückkommen. Natürlich liebte sie ihre Enkel, aber sie war auch wirklich gern mit ihnen zusammen. Edie wusste, wie viel Glück sie hatte, dass Katie ganz in der Nähe wohnte; so viele ihrer Freunde hatten Kinder, die Hunderte oder sogar Tausende von Meilen entfernt lebten.

Ja, sie war froh, dass Wes und Mags bei ihnen waren, aber sie würde noch weitaus froher sein, wenn dieser schreckliche Mann wieder gefasst wurde und hinter Gittern landete. Dass Katie eine CBI-Agentin geworden war, hatte Edie schon immer gestört - Stu hingegen schien ganz begeistert davon zu sein, was sie nur umso mehr ärgerte. Edie Dance würde nie vorschlagen, dass eine Frau ihre Karriere aufgab - immerhin hatte sie selbst ihr Leben lang gearbeitet -, aber, mein Gott, musste man denn unbedingt eine Waffe mit sich herumtragen und Mörder und Drogendealer verhaften?

Edie würde es nie offen äußern, aber insgeheim wünschte sie sich, ihre Tochter würde einen anderen Mann kennenlernen, ihn heiraten und den Polizeiberuf an den Nagel hängen. Katie hatte erfolgreich als Beraterin bei der Geschworenenauswahl gearbeitet. Warum nicht wieder damit anfangen? Und sie und Martine Christensen hatten diese wundervolle Internetseite, die tatsächlich etwas Gewinn abwarf. Falls die Frauen sich hauptberuflich darum kümmern würden, könnte das ein echter Erfolg werden.

Ihren Schwiegersohn hatte Edie sehr gemocht. Bill Swenson war lieb, witzig und ein toller Vater gewesen. Und der Unfall, der ihn das Leben gekostet hatte, eine echte Tragödie. Aber das lag nun schon mehrere Jahre zurück. Für ihre Tochter war es an der Zeit, sich nach vorn zu orientieren.

Zu schade, dass Michael O'Neil nicht zur Verfügung stand; er und Katie passten hervorragend zusammen (Edie konnte nicht verstehen, warum, um alles in der Welt, er sich mit dieser Primadonna Anne abgab, die ihre Kinder wie Weihnachtsschmuck zu behandeln schien und sich mehr um ihre Galerie sorgte als um ihr Heim). Der FBI-Agent auf Stus Party, Winston Kellogg, schien auch ziemlich nett zu sein. Er erinnerte Edie an Bill.

Und dann gab es da noch Brian Gunderson, den Mann, mit dem Katie in letzter Zeit ausgegangen war.

Edie hatte sich noch nie Sorgen darüber gemacht, ihre Tochter könnte bei der Partnerwahl keine Vernunft walten lassen. Kathryns Problem lag eher in der Durchführung. Und Edie kannte den Grund. Katie hatte ihr von Wes erzählt, von seinem Kummer darüber, dass seine Mom wieder ausging. Edie hatte lange in der Krankenpflege gearbeitet, für Patienten aller Altersgruppen. Sie hatte gesehen, wie herrisch Kinder sein können, wie raffiniert und manipulierend, sogar unterbewusst. Ihre Tochter musste das Thema anpacken. Doch sie tat es einfach nicht. Stattdessen zog sie den Schwanz ein...

Aber es fiel nicht in Edies Aufgabenbereich, den Jungen direkt darauf anzusprechen. Großeltern wird die uneingeschränkte Freude zuteil, ihre Enkel um sich zu haben, doch der Preis dafür ist, dass sie auf das Recht der elterlichen Einmischung verzichten. Edie hatte mit Katie geredet. Die hatte ihr zunächst recht gegeben und sie dann anscheinend ignoriert, da sie mit Brian Schluss gemacht und...

Die Frau neigte den Kopf.

Ein Geräusch von draußen, aus dem Garten.

Sie sah nach, ob Stu eingetroffen war. Nein, der Stellplatz neben ihrem Prius war leer. Und der Polizist vorn war auch immer noch da.

Dann hörte sie das Geräusch erneut... Das Prasseln von Steinen.

Edie und Stu wohnten abseits des Ocean Drive, auf dem langen Hügel, der sich von der Innenstadt hinunter nach Carmel Beach erstreckte. Ihr Garten hinter dem Haus bestand aus stufenförmig angelegten Terrassen, die jeweils durch Felsmauern begrenzt wurden. Wenn man auf dem kurzen Pfad zum Garten der Nachbarn ging, trat man manchmal ein paar Kiesel los, die über

die Stützmauern nach unten rieselten. Genau so klang das Geräusch nun.

Edie ging nach hinten, öffnete die Tür und trat hinaus auf die Veranda. Sie konnte niemanden sehen und hörte auch das Geräusch nicht mehr. Wahrscheinlich bloß eine Katze oder ein Hund. Eigentlich durften die gar nicht frei herumlaufen; Carmel hatte strikte Vorschriften, was Haustiere anging. Aber die Stadt war auch sehr tierfreundlich (die Schauspielerin Doris Day besaß hier ein herrliches Hotel, in dem Haustiere willkommen waren), und mehrere Katzen und Hunde streiften durch diese Gegend.

Edie schloss die Tür, hörte Stus Wagen in die Auffahrt einbiegen und vergaß das Geräusch wieder. Sie ging zum Kühlschrank, um den Kindern einen Snack zu holen.

Das Gespräch mit der Schlafpuppe war zu einem sehr interessanten Ende gelangt.

Als Dance wieder in ihr Büro kam, erkundigte sie sich noch einmal telefonisch nach dem Wohlbefinden des Mädchens und seiner Tante, die inzwischen beide sicher in dem Hotel untergebracht waren und von einem hundertfünfzehn Kilo schweren Brocken von einem CBI-Agenten beschützt wurden, der mit zwei großen Pistolen bewaffnet war. Es gehe ihnen gut, berichtete Albert Stemple und fügte dann hinzu: »Die Kleine ist nett. Die mag ich. Die Tante kannst du behalten.«

Dance überflog die Notizen, die sie sich während der Befragung gemacht hatte. Dann las sie sie ein weiteres Mal. Schließlich rief sie TJ an.

»Dein dienstbarer Geist erwartet deine Befehle, Boss.« »Bring mir, was wir bislang über Pell haben.« »Das volle Programm? Was auch immer das heißen mag.« »Alles, was wir haben.«

Dance stand auf und musterte James Reynolds' Aufzeichnungen, die an ihre Wand gehaftet waren. Sie war

immer noch damit beschäftigt, als TJ eintraf - nur drei oder vier Minuten später und völlig außer Atem. Vielleicht hatte ihre Stimme dringlicher geklungen, als ihr bewusst gewesen war.

Sie nahm die Akten, die er gebracht hatte, und breitete sie vor sich aus, bis sie ihren Schreibtisch drei Zentimeter hoch bedeckten. Es hatte sich in der kurzen Zeit eine erstaunliche Menge Material angesammelt. Dance fing an, die Unterlagen durchzublättern.

»War das Mädchen hilfreich?«, fragte TJ.

»Ja«, erwiederte Dance geistesabwesend und starrte ein bestimmtes Blatt Papier an.

TJ sagte noch etwas, aber sie achtete nicht darauf. Sie blätterte weitere Berichte und handschriftliche Aufzeichnungen durch und zog immer wieder Reynolds' Zeittafel und seine anderen Notizen zu Rate.

»Ich habe eine Computerfrage«, sagte sie dann. »Du kennst dich doch gut damit aus. Überprüf das hier bitte mal.« Sie kreiste etwas auf dem Blatt ein.

Er warf einen Blick darauf. »Was ist damit?«

»Es stinkt.«

»Dieser Begriff aus der Datenverarbeitung ist mir neu. Aber ich mache mich gleich an die Arbeit, Boss. Wir schlafen nie.«

»Wir haben ein Problem.«

Dance sprach zu Charles Overby, Winston Kellogg und TJ. Sie waren in Overbys Büro, und er spielte an einem bronzenen Golfball herum, der auf einen hölzernen Ständer montiert war und wie der Schaltknüppel eines Sportwagens aussah. Sie wünschte, Michael O'Neil wäre hier.

Dann ließ Dance die Bombe platzen. »Rebecca Shefield arbeitet mit Pell zusammen.«

»Was?«, rief Overby.

»Es wird noch besser. Ich glaube, sie hat hinter der ganzen Flucht gesteckt.«

Ihr Chef schüttelte den Kopf. Die Theorie gefiel ihm nicht, und er fragte sich zweifellos, ob er etwas genehmigt hatte, das er lieber hätte sein lassen sollen.

Aber Winston Kellogg ermutigte sie. »Interessant. Reden Sie weiter.«

»Theresa Croyton hat mir ein paar Dinge erzählt, die mich misstrauisch gemacht haben. Also bin ich noch einmal das bisherige Beweismaterial durchgegangen. Erinnern Sie sich an die E-Mail, die wir im Sea View Motel gefunden haben? Angeblich hat Pell sie aus dem Gefängnis an Jennie geschickt. Doch sehen Sie.« Sie hielt den Ausdruck hoch. »Die E-Mail-Adresse lautet Capitola Correctional. Aber mit der Erweiterung ‚.com‘. Falls es sich wirklich um eine Adresse der Strafvollzugsbehörde handeln würde, wäre die Erweiterung ‚.gov‘.«

Kellogg verzog das Gesicht. »Verdammtd, ja. Das hab ich völlig übersehen.«

»TJ hat die Adresse soeben für uns überprüft.«

Der junge Agent übernahm. »Dahinter steckt ein Anbieter in Seattle. Man kann sich dort eine beliebige eigene Internetadresse einrichten, sofern der Name noch nicht anderweitig vergeben ist. Das alles läuft völlig anonym. Aber wir erhalten einen Gerichtsbeschluss, um uns die Archive ansehen zu können.«

»Anonym? Warum glauben Sie dann, dass es Rebecca war?«, fragte Overby.

»Sehen Sie sich die E-Mail an«, sagte Dance. »Diese rhetorische Frage: >Was gibt es Schöneres im Leben?< Das hört man nicht allzu oft. Es ist mir in Erinnerung geblieben, weil ich mir schon beim ersten Mal gedacht habe, dass wohl jeder Mensch eine andere Antwort darauf geben würde.«

»Schon beim ersten Mal? Wie meinen Sie das?«

»Weil Rebecca bei unserem ersten Zusammentreffen wortwörtlich die gleiche Formulierung verwendet hat.«

»Dennoch...«, setzte Overby an.

Sie war nicht in der Stimmung für ständige Bedenken und fiel ihm ins Wort. »Werfen wir doch einen Blick auf die Fakten. Jennie hat am Freitag den Thunderbird bei diesem Restaurant in Los Angeles gestohlen und ist am Samstag beim Sea View Motel eingetroffen. Ihre Telefon- und Kreditkartendaten beweisen, dass sie die ganze letzte Woche in Orange County gewesen ist. Aber die Frau, die den Versandladen in der Nähe des Gerichtsgebäudes aufgesucht hat, war am Mittwoch da. Wir haben einen Gerichtsbeschluss an Rebeccas Kreditkartenunternehmen gefaxt. Sie ist am Dienstag von San Diego nach Monterey geflogen und am Donnerstag wieder zurück. Und sie hat hier ein Auto gemietet.«

»Okay, gut«, räumte Overby ein.

»So, ich vermute, dass Pell von Capitola aus nicht mit Jennie, sondern mit Rebecca telefoniert hat. Er muss ihr Jennies Namen und Anschrift sowie die E-Mail-Adresse mitgeteilt haben, und von da an hat Rebecca alles Weitere übernommen. Sie haben Jennie ausgewählt, weil sie in Rebeccas Nähe gewohnt hat, zumindest nahe genug, dass Rebecca sie ausspähen konnte.«

»Demnach weiß sie, wo Pell ist und was er hier vorhat«, sagte Kellogg.

»So muss es sein.«

»Verhaften wir sie«, sagte Overby. »Dann sind wieder Sie mit Ihren Zauberkräften dran, Kathryn.«

»Einverstanden, aber bevor ich sie verhören kann, brauche ich noch einige Informationen. Ich möchte zuerst mit Nagle sprechen.«

»Dem Autor?«

Sie nickte. »Können Sie Rebecca herbringen?«, fragte sie Kellogg.

»Klar, sofern Sie mir etwas Verstärkung mitgeben.«

Overby sagte, er werde beim MCSO anrufen und veranlassen, dass ein weiterer Beamter sich vor dem Point Lobos Inn mit Kellogg traf. Dann überraschte er Dance,

indem er auf etwas hinwies, das sie nicht bedacht hatte: Es bestand zwar kein konkreter Grund zu der Vermutung, Rebecca könne bewaffnet sein, aber da sie aus San Diego mit dem Wagen hergekommen und nicht durch die Sicherheitsüberprüfung am Flughafen gegangen war, sollten sie lieber vorsichtig bleiben.

Sie nickte TJ zu. »Komm, wir fahren zu Nagle.«

Dance und TJ waren noch unterwegs, als ihr Telefon klingelte. »Hallo?«

»Kathryn, sie ist weg«, teilte Winston Kellogg ihr ungewohnt hektisch mit. »Rebecca?« »Ja.«

»Sind die anderen in Ordnung?«

»Es geht ihnen gut. Linda hat gesagt, Rebecca habe sich nicht wohlgefühlt und sich hingelegt. Sie wolle nicht gestört werden.

Ihr Zimmerfenster war offen, aber ihr Wagen steht immer noch beim CBI.«

»Hat Pell sie abgeholt?«

»Ja, wahrscheinlich.«

»Wie lange ist das her?«

»Sie ist vor einer Stunde zu Bett gegangen. Die beiden wissen nicht, wann sie sich weggeschlichen hat.«

Falls Rebecca den anderen Frauen hätte schaden wollen, hätte sie das entweder selbst erledigt oder Pell durch das Fenster ins Haus geschmuggelt. Dance kam zu dem Schluss, dass Linda und Samantha keine akute Gefahr drohte, vor allem angesichts der Wachposten.

»Wo sind Sie jetzt?«, fragte sie Kellogg.

»Auf dem Rückweg zum CBI. Ich glaube, Pell und Rebecca wollen abhauen. Ich werde Michael vorschlagen, wieder Straßensperren zu errichten.«

Sie beendeten das Gespräch, und Dance rief Morton Nagle an.

»Hallo?«, meldete er sich.

»Hier Kathryn. Hören Sie, Rebecca ist bei Pell.«

»Was? Hat er sie entführt?«

»Die beiden stecken unter einer Decke. Sie hat den Ausbruch organisiert.« »Nein!«

»Womöglich sind die zwei nun auf der Flucht, aber es besteht die Möglichkeit, dass Sie, Morton, sich in Gefahr befinden.« »Ich?«

»Verriegeln Sie die Türen. Lassen Sie niemanden herein. Wir sind zu Ihnen unterwegs und in fünf Minuten da.«

Es dauerte fast zehn Minuten, trotz TJs aggressivem - oder »an-spruchsvollem«, wie er es nannte - Fahrstil; die Straßen waren voller Touristen, die zu einem verlängerten Wochenende herkamen. Schließlich erreichten die beiden CBI-Agenten ihr Ziel und gingen zur Vordertür des Hauses. Dance klopfte. Der Autor öffnete kurz darauf, schaute an ihr vorbei zu TJ und dann hinaus auf die Straße. Die Beamten traten ein.

Nagle schloss die Tür. Seine Schultern sackten herab.

»Es tut mir leid.« Seine Stimme zitterte. »Er hat gesagt, falls ich am Telefon etwas verrate, bringt er meine Familie um. Es tut mir so leid.«

Daniel Pell, der hinter der Tür stand, hielt Dance eine Pistole an den Hinterkopf.

... Neunundvierzig

»Da ist ja meine Freundin. Die Katze zu meiner Maus. Mit dem komischen Namen. Kathryn Dance...«

»Als Sie angerufen haben, war Ihre Nummer im Display zu sehen«, fuhr Nagle fort. »Ich musste ihm sagen, wer das war. Dann musste ich behaupten, es sei alles in Ordnung. Ich wollte nicht. Aber meine Kinder. Ich...«

»Schon in Ordnung...«, setzte sie an.

»Psssst, Mr. Autor und Miss Vernehmungsbeamtin. Ruhe jetzt.«

Im Schlafzimmer zur Linken lag Nagles Familie bäuchlings am Boden und hatte die Hände auf den Köpfen

verschränkt. Seine Frau Joan und die Kinder - der halbwüchsige Eric und die kleine, rundliche Sonja. Rebecca saß über ihnen auf dem Bett mit einem Messer in der Hand. Sie warf Dance einen völlig ungerührten Blick zu.

Kathryn wusste, dass die Familie nur aus einem einzigen Grund noch am Leben war: Pell kontrollierte mit ihrer Hilfe Nagle. Muster...

»Komm her, Baby, und hilf mir mal kurz.«

Rebecca stand auf und gesellte sich zu ihnen.

»Nimm ihnen die Waffen und Telefone ab.« Pell hielt Dance seine Pistole ans Ohr, während Rebecca sie entwaffnete. Dann befahl er Kathryn, sich mit den eigenen Handschellen zu fesseln.

Sie gehorchte.

»Nicht eng genug.« Er ließ die Ringe weiter einrasten, und Dance zuckte zusammen.

Mit TJ machten sie das Gleiche, und dann stießen sie die beiden Agenten auf die Couch.

»Pass bloß auf,« murmelte TJ.

»Hören Sie gut zu,« sagte Pell zu Dance. »Sind Sie auch ganz Ohr?« »Ja.«

»Kommt noch jemand?«

»Ich habe niemanden gerufen.«

»Danach habe ich nicht gefragt. Sie als die große Verhör Spezialistin sollten das eigentlich wissen.« Vollkommen ruhig.

»Soweit ich weiß, kommt niemand her. Ich wollte Morton nur ein paar Fragen stellen.«

Pell legte ihre Telefone auf den Couchtisch. »Falls jemand Sie anruft, sagen Sie, es sei alles in Ordnung. Sie würden in ungefähr einer Stunde wieder in der Zentrale sein, könnten im Augenblick aber nicht reden. Haben wir uns verstanden? Falls nicht, suche ich mir eines der beiden Kinder aus und...«

»Verstanden,« sagte sie.

»Und nun will ich von niemandem mehr ein Wort hören. Wir haben...«

»Das ist nicht besonders klug«, sagte TJ.

Nein, nein, dachte Dance. Lass ihn dich kontrollieren! Du darfst Daniel Pell nicht herausfordern.

Pell ging zu ihm und hielt ihm ganz beiläufig die Waffe an die Kehle. »Was habe ich gerade gesagt?«

»Dass Sie kein Wort mehr hören wollen«, erwiderte TJ, nun gar nicht mehr vorlaut.

»Aber Sie haben trotzdem etwas gesagt. Warum haben Sie das bloß getan? Wie kann man nur so ausgesprochen dumm sein?«

Er wird ihn töten, dachte Dance. Bitte nicht. »Pell, hören Sie...«

»Sie reden ja auch«, sagte der Killer und richtete die Pistole auf sie.

»Es tut mir leid«, flüsterte TJ. »Noch mehr Worte.«

Pell sah Dance an. »Ich habe an Sie und Ihren kleinen Freund hier einige Fragen. Aber das dauert noch einen Moment. Sie bleiben hier sitzen und genießen diese Szene häuslicher Glückseligkeit.« Dann wandte er sich an Nagle. »Weiter.«

Nagle widmete sich wieder der Aufgabe, die Dance und Tf offenbar unterbrochen hatten: Wie es schien, verbrannte er all seine Aufzeichnungen und Materialien im Kamin.

Pell sah ihm dabei zu und sagte ruhig: »Und falls Sie etwas vergessen sollten und ich es finde, schneide ich Ihrer Frau die Finger ab. Dann die Ihrer Kinder. Und hören Sie auf zu heulen. Das ist ja würdelos. Reißen Sie sich gefälligst zusammen.«

Zehn quälend langsame Minuten der Stille vergingen, während Nagle seine Notizen holte und ins Feuer warf.

Dance wusste, dass sie alle sterben würden, sobald der Schriftsteller fertig war und Pell von ihnen erfahren hatte, was er wissen wollte.

»Tun Sie uns nichts, bitte, bitte...«, flehte Nagles Frau unter Tränen. »Was auch immer Sie wollen, ich gebe es Ihnen. Bitte...« Dance schaute ins Schlafzimmer, wo Joan neben Sonja und Eric lag. Das kleine Mädchen weinte bitterlich.

»Klappe halten, Mrs. Autor.«

Dance sah auf ihre Uhr, die halb durch die Handschellen verdeckt wurde, und stellte sich vor, was ihre eigenen Kinder wohl in diesem Moment tun mochten. Doch der Gedanke war zu schmerzlich, und sie zwang sich, sich auf die Geschehnisse im Raum zu konzentrieren.

Konnte sie etwas tun?

Mit ihm verhandeln? Aber um zu verhandeln, braucht man etwas Wertvolles, das die andere Person haben will.

Widerstand leisten? Aber um in einer solchen Situation Widerstand zu leisten, braucht man Waffen.

»Warum tun Sie das?«, stöhnte Nagle, als die letzten Unterlagen in Flammen aufgingen.

»Ruhe da.«

Pell stand auf und stocherte mit einem Schürhaken in der Glut herum. Dann schüttelte er den Fuß von seinen Händen und hielt die schmutzigen Finger hoch. »Da fühle ich mich doch gleich wie zu Hause. Man hat mir im Leben bestimmt fünfzig Mal die Fingerabdrücke abgenommen. Die Neulinge erkenne ich immer sofort. Wenn sie deine Finger abrollen, zittern ihre Hände. Also gut.« Er drehte sich zu Dance um. »Ihrem Anruf vorhin bei Mr. Autor entnehme ich, dass Sie über Rebecca Bescheid wissen. Darüber möchte ich mit Ihnen reden. Was wissen Sie über uns? Und wer weiß es sonst noch? Wir müssen ein paar Pläne machen und dabei Prioritäten setzen. Und bedenken Sie eines, Agent Dance: Sie sind nicht die Einzige, die einen Lügner auf fünfzig Schritt Entfernung erkennt. Auch ich habe diese Gabe.«

Ob sie log oder nicht, spielte keine Rolle. Sie waren alle tot.

»Ach, und ich sollte erwähnen, dass Rebecca noch eine Adresse für mich herausgesucht hat. Die Anschrift eines gewissen Stuart Dance.«

Für Kathryn war das wie ein Schlag ins Gesicht. Ihr wurde fast übel. Gesicht und Brust liefen heiß an, als hätte jemand kochendes Wasser darübergeschüttet.

Wieder das Muster. Die Ausübung von Kontrolle mittels der nächsten Angehörigen.

»Du Arschloch«, fluchte TJ.

»Und falls Sie mir die Wahrheit sagen, wird Ihrer Mom und Ihrem Pop und Ihren Kindern nichts passieren. Ich hatte recht, was Ihre Brut betrifft, nicht wahr? Bei unserem ersten Zusammentreffen. Und kein Ehemann. Sie sind eine arme Witwe, sagt Rebecca. Tut mir echt leid. Wie dem auch sei, ich möchte wetten, die Kinder sind zurzeit bei ihren Großeltern.«

In diesem Moment traf Kathryn Dance eine Entscheidung.

Es war ein Wagnis, und unter anderen Umständen wäre es eine schwierige oder sogar unmögliche Wahl gewesen. Nun jedoch gab es keine Alternative, obwohl die Folgen so oder so vermutlich tragisch ausfallen würden.

Keine Waffen - außer ihren Worten und ihrer Intuition. Von A nach B nach X...

Das musste reichen.

Dance rutschte herum, sodass sie Pell direkt ansehen konnte. »Sind Sie denn gar nicht neugierig, warum wir hier sind?«

»Das ist eine Frage. Ich wollte keine Frage. Ich wollte eine Antwort.«

Sorg dafür, dass er die Leitung behält - Daniel Pells Markenzeichen. »Bitte, lassen Sie mich weitermachen. Ich beantworte Ihre Frage. Bitte, lassen Sie mich.«

Pell musterte sie stirnrunzelnd.

»Denken Sie mal nach. Warum hatten wir es so eilig, herzukommen?«

Normalerweise hätte sie ihr Gegenüber mit seinem Vornamen angeredet. Aber das hätte man als versuchte Dominanz auslegen können, und Daniel Pell musste sicher sein, die Kontrolle zu haben.

Er verzog ungeduldig das Gesicht. »Kommen Sie zur Sache.«

»Sie will Zeit schinden«, höhnte Rebecca. »Lass uns gehen, Baby.«

»Weil ich Morton warnen musste, dass...«, sagte Dance.

»Lass uns fertig werden und aufbrechen«, flüsterte Rebecca. »Herrje, wir verschwenden hier nur...«

»Sei still, Liebling.« Pell richtete seine leuchtend blauen Augen wieder auf Dance, genau wie am Montag während des Verhörs in Salmas. Es schien Jahre her zu sein. »Ja, Sie wollten ihn vor mir warnen. Na und?«

»Nein. Ich wollte ihn vor Rebecca warnen.«

»Wovon reden Sie da?«

Dance sah Pell unverwandt ins Gesicht. »Ich wollte ihn warnen, dass Rebecca Sie dazu benutzen würde, ihn zu töten. Genau wie Rebecca Sie vor acht Jahren in William Croytons Haus benutzt hat.«

... Fünfzig

Dance bemerkte das Flackern in Daniel Pells ungewöhnlichen Augen.

Sie hatte den Gott der Kontrolle ins Wanken gebracht. Rebecca hat Sie benutzt...

»Das ist doch totaler Schwachsinn«, rief Rebecca.

»Wahrscheinlich«, sagte Pell. Dance registrierte, dass er es nicht kategorisch ausschloss.

Sie beugte sich ein Stück vor. Wenn jemand uns körperlich näher ist, glauben wir eher, dass er die Wahrheit sagt.

»Sie hat Ihnen eine Falle gestellt. Und wissen Sie auch, warum? Um William Croytons Frau zu ermorden.«

Er schüttelte den Kopf, lauschte aber jedem einzelnen Wort.

»Rebecca war Croytons Geliebte. Und als seine Frau nicht in die Scheidung einwilligen wollte, beschloss sie, die Rivalin von Ihnen und Jimmy Newberg ermorden zu lassen.«

Rebecca lachte verächtlich.

»Erinnern Sie sich an die Schlafpuppe, Daniel?«, fragte Dance. »An Theresa Croyton?«

Nun nannte sie ihn beim Vornamen. Sie hatte eine Gemeinsamkeit aufgezeigt - indem sie angedeutet hatte, es gebe einen gemeinsamen Feind.

Er sagte nichts. Sein Blick huschte zu Rebecca, dann zurück zu Dance, die fortfuhr. »Ich habe gerade erst mit dem Mädchen geredet.«

Rebecca war entsetzt. »Wie bitte?«

»Wir haben ein langes Gespräch geführt. Es war ziemlich aufschlussreich.«

Rebecca versuchte, verlorenen Boden gutzumachen. »Daniel, die hat nicht mit dem Mädchen gesprochen. Sie blufft, um ihren Arsch zu retten.«

Doch Dance fragte: »Lief im Wohnzimmer Jeopardy im Fernsehen, als Sie und Newberg an dem Abend bei den Croytons eingebrochen sind? Das hat Theresa nämlich gesagt. Wer sonst könnte davon wissen?«

Was ist Quebec?...

Der Killer wirkte erstaunt. Dance sah, dass sie seine vollständige Aufmerksamkeit besaß. »Theresa hat mir erzählt, dass ihr Vater Affären hatte. Er setzte die Kinder immer in Santa Cruz an der Promenade ab und traf sich dann dort mit seinen Geliebten. Eines Abends hat er Rebecca an ihrer Staffelei gesehen und sie aufgerissen. Die beiden fingen was miteinander an. Sie hat verlangt, dass er sich scheiden lässt, aber er wollte oder

konnte nicht, wegen seiner Frau. Also hat Rebecca beschlossen, sie zu töten.«

»Ach, das ist doch lächerlich«, tobte Rebecca. »Diese Frau weiß gar nichts.« Aber Dance konnte sehen, dass es gespielt war. Rebecca war errötet, und ihre Hände und Füße ließen subtile, aber eindeutige Stresssignale erkennen. Nun bestand kein Zweifel mehr, dass Dance einen wunden Punkt getroffen hatte.

Sie sah Pell ruhig an. »Die Promenade... Rebecca dürfte dort schon vorher von Ihnen gehört haben, Daniel, nicht wahr? Die Familie hat da in der Gegend ihre Flohmarktstände gehabt, aber auch Einbrüche und Ladendiebstähle begangen. Hat ganz schön Aufsehen erregt, dieser kriminelle Kult. Zigeuner hat man Sie genannt. Es machte die Runde. Ich möchte sogar wetten, dass Re-becca auf diese Weise von Ihnen erfahren hat. Sie brauchte einen Sündenbock, einen Killer. Linda hat mir erzählt, Sie beide hätten sich an der Promenade kennengelernt. Haben Sie etwa geglaubt, Sie hätten Rebecca verführt? Nein, es war genau umgekehrt.«

Rebeccas Stimme blieb diesmal ruhig. »Halten Sie die Klappe! Sie lügt, Dan...«

»Ruhe!«, befahl Pell.

»Wann ist sie der Familie beigetreten? Nicht lange vor den Croyton-Morden. Ein paar Monate?« Dance ließ nun nicht mehr locker. »Rebecca hat sich in die Familie eingeschmeichelt. Kam es Ihnen nicht ein bisschen plötzlich vor? Haben Sie sich nicht nach dem Grund gefragt? Sie war nicht wie die anderen. Linda, Samantha und Jimmy waren Kinder. Die haben nach Ihrer Pfeife getanzt. Doch Rebecca war anders. Unabhängig, aggressiv.«

Dance erinnerte sich an Winston Kelloggs Anmerkung.

... Frauen können ebenso zielgerichtet und skrupellos wie Männer vorgehen. Und oft sind sie dabei noch heimtückischer...

»Sobald sie der Familie angehörte, wurde ihr klar, dass sie auch Jimmy Newberg benutzen konnte. Sie machte ihm weis, Croyton habe etwas Wertvolles in seinem Haus, und er schlug daraufhin vor, dass Sie beide dort einbrechen und es stehlen könnten. Richtig?« Ja, erkannte Dance. »Doch hinter Ihrem Rücken hatte Rebecca mit Jimmy etwas anderes verabredet. Sobald Sie im Haus der Croytons waren, sollte er erst Croytons Frau umbringen und dann Sie, Daniel. Nach Ihrem Tod wären er und Rebecca die neuen Anführer gewesen. In Wahrheit hatte sie natürlich vor, Jimmy nach den Morden zu verpfleisen - oder ihn sogar eigenhändig zu beseitigen. William Croyton würde eine angemessene Trauerzeit verstreichen lassen und dann Rebecca heiraten.«

»Schatz, nein. Das ist...«

Pell sprang vor, packte Rebeccas kurzes Haar und zog sie an sich. »Kein Wort mehr. Lass sie reden!«

Sie stöhnte vor Schmerz und sank gekrümmmt zu Boden.

Da Pell kurz abgelenkt war, schaute Dance zu TJ. Er nickte langsam.

Sie fuhr fort. »Rebecca dachte, nur Croytons Frau würde im Haus sein. Aber die ganze Familie war da, weil Theresa behauptet hatte, sie sei krank. Was auch immer an jenem Abend passiert ist -und das wissen nur Sie, Daniel -, was auch immer passiert ist, am Ende waren alle tot.

Und als Sie bei Ihrer Familie anriefen, um zu erzählen, was geschehen war, machte Rebecca das Einzige, was sie tun konnte, um sich zu retten: Sie verriet sie. Sie hat die Polizei verständigt und Sie verhaften lassen.«

»Blödsinn«, rief Rebecca. »Ich bin diejenige, die ihn jetzt aus dem Gefängnis geholt hat!«

Dance lachte kalt und wandte sich an Pell. »Weil sie Sie schon wieder benutzen wollte, Daniel. Um Morton zu töten. Er hatte Rebecca vor einigen Monaten angerufen,

von seinem Buch über die Schlafpuppe erzählt und davon, dass er über die Croytons schreiben würde - über das Leben der Familie vor den Morden und Theresas Leben seither. Sie wusste, dass er von William Croytons Affären erfahren würde. Dann konnte es nur noch eine Frage der Zeit sein, bis jemand die Einzelteile zusammensetzte - dass nämlich sie hinter dem Plan gesteckt hatte, Croytons Frau zu ermorden. Also dachte Rebecca sich eine Möglichkeit aus, Sie aus Capitola herauszuholen.«

Sie sah Pell in die Augen. »Eines aber weiß ich nicht. Was hat sie zu Ihnen gesagt, Daniel, um Sie zu dem Mord zu bewegen?« Sie schaute mit wütendem Gesichtsausdruck zu Rebecca, als sei sie empört darüber, was diese Frau ihrem guten Freund Daniel Pell angetan hatte. »Na, was für Lügen haben Sie ihm erzählt?«

»Was du zu mir gesagt hast - stimmt das oder nicht?«, schrie Pell die Frau an. Aber noch bevor Sie antworten konnte, packte er bereits Nagle, der sich ängstlich duckte. »Dieses Buch, das Sie schreiben! Was wollten Sie über mich erzählen?«

»Es ging gar nicht um Sie, sondern um Theresa und die Croytons und die Mädchen aus der Familie. Das ist alles. Ich wollte über Ihre Opfer schreiben, nicht über Sie.«

Pell stieß den Mann zu Boden. »Nein, nein! Sie wollten über mein Land schreiben!«

»Über Ihr Land?«

»Ja!«

»Wovon reden Sie da?«

»Mein Land, mein Berggipfel. Sie haben herausgefunden, wo es liegt, und wollten in Ihrem Buch darüber schreiben!«

Ah, endlich verstand Dance. Pells kostbarer Berggipfel. Rebecca hatte ihm eingeredet, das Geheimnis ließe

sich nur bewahren, wenn er Morton Nagle ermordete und dessen Aufzeichnungen vernichtete.

»Ich weiß nicht das Geringste darüber, ich schwöre.«

Pell sah ihn forschend an. Er glaubte dem Schriftsteller.

»Daniel, Sie wissen, was passiert wäre, sobald Sie Nagle und seine Familie getötet hätten, nicht wahr?«, sagte Dance. »Rebecca wollte Sie ermorden und dann behaupten, Sie hätten sie aus dem Hotel entführt.«

Sie lachte traurig auf. »Daniel, die ganze Zeit haben Sie geglaubt, Sie hätten die Zügel in der Hand. Aber nein, Rebecca war Svengali. Sie war der Rattenfänger.«

Pell sah sie ungläubig an. Dann stand er auf und sprang auf Rebecca zu, wobei er einen Tisch umstieß. Er hob die Waffe.

Die Frau duckte sich im ersten Moment, sprang dann aber plötzlich auch vor, schwang wie verrückt das Messer und schlitzte damit Pells Arm auf. Ihre andere Hand griff nach seiner Pistole.

Die Waffe ging los, und das Projektil schlug ein rötliches Stück Backstein aus dem Kamin.

Dance und TJ waren sofort auf den Beinen.

Der junge Agent trat Rebecca wuchtig in die Rippen und packte Pells Schusshand. Die beiden fielen zu Boden und rangen um die Waffe.

»Wählen Sie den Notruf«, rief Dance dem Autor zu, der eines der Telefone nahm.

Sie lief zu den Pistolen, die auf dem Tisch lagen, und wiederholte im Stillen: Auf den Hintergrund achten, ziehen, dreimal abdrücken, die Schüsse mitzählen, bei zwölf das Magazin aussstoßen, nachladen. Auf den Hintergrund achten...

Nagles Frau schrie, seine Tochter heulte.

»Kathryn«, keuchte TJ. Sie sah, dass Pell die Waffe in ihre Richtung bog.

Dance ließ sich zu Boden fallen.

Der Schuss löste sich, zischte aber über sie hinweg.

TJ war jung und stark, aber seine Handgelenke waren immer noch gefesselt, und Pell wurde von Verzweiflung und Adrenalin angetrieben. Mit seiner freien Hand hieb er auf Kopf und Hals des Beamten ein. Schließlich konnte der Killer sich losreißen. Er hatte die Pistole noch. Panisch rollte TJ sich unter einen Tisch, um Deckung zu suchen.

Dance kämpfte sich voran, aber sie wusste, dass sie es niemals rechtzeitig zu den Waffen schaffen würde. TJ war tot...

Dann ein lauter Knall.

Und noch einer.

Dance fiel auf die Knie und sah sich um.

Morton Nagle hatte eine der Pistolen genommen und feuerte auf Pell. Er hatte eindeutig keine Ahnung von Schusswaffen und zog wild den Abzug durch, sodass die Kugeln fehlgingen. Trotzdem ließ er sich nicht beirren und schoss weiter. »Du Mistkerl!«

Pell ging in die Hocke, hob die Hände in einem zwecklosen Versuch, sich zu schützen, und zog den Kopf ein. Nach kurzem Zögern feuerte er Rebecca eine Kugel in den Leib, riss die Tür auf und rannte hinaus.

Dance nahm Nagle die Waffe ab, schnappte sich auch TJs Pistole und drückte sie ihm in die gefesselten Hände.

Gerade als die beiden Beamten die halb geöffnete Tür erreichten, schlug eine Kugel in den Rahmen ein und ließ Splitter auf sie herabregnen. Sie sprangen zurück und duckten sich. Dance fischte den kleinen Schlüssel aus der Jackentasche und schloss die Handschellen auf. TJ machte das Gleiche.

Vorsichtig schauten sie hinaus auf die leere Straße. Gleich darauf hörten sie ein Auto mit quietschenden Reifen davonrasen.

»Halten Sie Rebecca am Leben! Die brauchen wir noch«, rief Dance dem Schriftsteller zu und rannte dann zu ihrem Wagen. Als sie das Mikrofon vom Armaturenbrett nahm, rutschte es ihr aus den zitternden Händen. Sie atmete tief durch, bekam das Zittern in den Griff und verständigte das Sheriffs Office.

... Einundfünfzig

Ein zorniger Mann ist ein Mann ohne Kontrolle.

Doch Daniel Pell kam gegen seine Wut einfach nicht an, während er sich mit hoher Geschwindigkeit von Monterey entfernte und sich noch einmal vor Augen führte, was gerade geschehen war. Kathryn Dances Stimme, Rebeccas Gesicht.

Und er ließ die Ereignisse von vor acht Jahren Revue passieren.

Jimmy Newberg, der gottverdammte Computerfreak und Kiffer, hatte gesagt, er habe vertrauliche Informationen über William Croyton - dank eines Programmierers, der sechs Monate zuvor gefeuert worden sei. Es sei ihm gelungen, den Code für Croytons Alarmanlage herauszufinden und sich einen Schlüssel für die Hintertür zu besorgen (wenngleich Pell nun wusste, woher die Informationen und der Schlüssel gestammt hatten - von Rebecca natürlich). Jimmy hatte behauptet, der exzentrische Croyton bewahre gewaltige Bargeldbeträge im Haus auf.

Pell hätte niemals eine Bank oder einen dieser Läden überfallen, in denen man Schecks einlösen kann, nichts Großes. Dennoch brauchte er Geld, um die Familie zu erweitern und mit ihr auf seinen Berggipfel zu ziehen. Und hier bot sich plötzlich die Gelegenheit zu einem einmalig lukrativen Einbruch. Jimmy sagte, es würde niemand zu Hause sein, also bestünde keine Gefahr, dass es Verletzte geben könnte. Sie würden hunderttau-

send Dollar erbeuten, und Croyton würde einfach die Polizei und die Versicherung benachrichtigen und die Angelegenheit dann vergessen.

Genau wie Kathryn Dance es sich zusammengereimt hatte.

Die beiden Männer waren durch den kostspielig angelegten Garten auf das Haus zugeschlichen. Pell hatte gesehen, dass drinnen Licht brannte, aber Jimmy sagte, das sei bloß eine Zeitschaltuhr, aus Sicherheitsgründen. Durch einen Hintereingang gelangten sie hinein.

Doch irgendetwas stimmte nicht. Die Alarmanlage war nicht eingeschaltet. Pell wollte Jimmy warnen, dass das Haus keineswegs menschenleer zu sein schien, aber der junge Mann rannte schon in die Küche.

Wo mit dem Rücken zu ihm eine Frau mittleren Alters am Herd stand. Nein!, hatte Pell erschrocken gedacht. Was macht Jimmy da?

Er ermordete sie.

Mit einem Papiertuch zog Jimmy ein Steakmesser aus der Tasche -das aus dem Haus der Familie stammte und Pells Fingerabdrücke trug, wie dieser sofort begriff. Dann hielt er der Frau von hinten den Mund zu und stach sie nieder. Sie sackte in sich zusammen.

»Was, zum Teufel, soll das?«, flüsterte Pell wütend.

Newberg drehte sich um und zögerte, aber sein Gesicht verriet, was nun kommen würde. Als er vorsprang, wich Pell bereits zur Seite aus und konnte der gefährlichen Klinge knapp entgehen. Dann riss er eine Bratpfanne vom Herd und schmetterte sie Newberg gegen den Kopf. Der junge Mann ging zu Boden. Pell nahm ein langes Küchenmesser von der Arbeitsplatte und tötete ihn.

William Croyton hatte den Lärm gehört und kam gleich darauf in die Küche geeilt, gefolgt von seinen zwei älteren Kindern, die aufschrien, als sie die Leiche ihrer

Mutter sahen. Pell zog seine Pistole und zwang die hysterische Familie in die Vorratskammer.

Nach einer Weile gelang es ihm, Croyton so weit zu beruhigen, dass er nach dem Geld fragen konnte. Der Geschäftsmann sagte, es liege in einer Schreibtischschublade des Arbeitszimmers im Erdgeschoss.

Daniel Pell musterte die schluchzende, verängstigte Familie und kam sich vor, als würde er in einem Garten Unkraut betrachten oder Krähen oder Insekten. Er hatte nicht vorgehabt, an jenem Abend jemanden zu töten, aber um sein Leben unter Kontrolle behalten zu können, blieb ihm keine andere Wahl. Zwei Minuten später waren alle tot; er benutzte das Messer, damit die Nachbarn keine Schüsse hörten.

Dann wischte er so weit wie möglich alle Fingerabdrücke weg, nahm Jimmys Steakmesser und Brieftasche an sich und lief ins Arbeitszimmer, wo er zu seinem Entsetzen feststellte, dass zwar Geld im Schreibtisch lag, aber nur tausend Dollar. Eine schnelle Durchsuchung des benachbarten Elternschlafzimmers erbrachte lediglich etwas Kleingeld und Modeschmuck. Den ersten Stock, wo das kleine Mädchen im Bett lag, betrat Pell zu keinem Zeitpunkt. (Heute war er - Ironie des Schicksals - froh, dass Theresa überlebt hatte; hätte er sie damals ermordet, hätte er nie von Rebeccas Verrat erfahren.)

Und ja, er hörte die Titelmelodie von Jeopardy, als er zurück in die Küche rannte, wo er Croytons Brieftasche und den Diamantring seiner Frau einsteckte.

Dann lief er nach draußen zum Wagen und fuhr los. Und keine zwei Kilometer weiter wurde er von der Polizei angehalten.

Rebecca...

Er dachte daran zurück, wie sie sich kennengelernt hatten - an das »zufällige«, von ihr aber anscheinend ge-

plante Zusammentreffen an der Promenade von Santa Cruz.

Pell wusste noch, wie sehr es ihm dort bei all den Karussells gefallen hatte. Vergnügungsparks faszinierten ihn, denn die Leute unterwarfen sich dort vollständig der Kontrolle eines Fremden - indem sie in den Achterbahnen und anderen halsbrecherischen Fahrgeschäften ihre Gesundheit riskierten oder sich freiwillig zu hirnlosen Laborratten degradieren ließen und wie auf Santa Cruz' berühmtem hundert fahre alten Looff-Karussell immer im Kreis herumeierten...

Und er sah Rebecca vor sich, wie sie ihn vor acht Jahren ganz in der Nähe des besagten Karussells zu sich gewunken hatte.

»He, möchtest du vielleicht, dass ich dein Porträt zeichne?«

»Kann sein. Wie viel?«

»Du wirst es dir leisten können. Setz dich.«

Fünf Minuten später, nachdem sie noch nicht mehr als die grundlegenden Konturen seines Gesichts skizziert hatte, ließ sie den Kohlestift sinken, sah Pell an und fragte ihn herausfordernd, ob sie sich nicht irgendwohin zurückziehen könnten. Sie gingen zum Lieferwagen. Linda Whitfield beobachtete sie mit finsterer Miene. Pell registrierte sie kaum.

Und wiederum fünf Minuten später, nachdem sie sich leidenschaftlich geküsst und begrapscht hatten, wich Rebecca zurück.

»Warte...«

Was?, dachte er. Tripper, Aids?

»Ich... muss dir etwas sagen«, keuchte sie und senkte den Blick. »Red schon.«

»Es wird dir vielleicht nicht gefallen, und dann, okay, lassen wir es eben sein, und du bekommst dein Bild gratis. Aber ich spüre diese Verbindung zwischen uns,

sogar schon nach so kurzer Zeit, und ich möchte dir sagen...«

»Na?«

»Ich habe an Sex eigentlich nur dann Spaß... wenn du mir wehtust. Ich meine, wirklich wehtust. Viele Männer mögen das nicht. Und das ist auch okay...«

Statt etwas zu erwidern, hatte er sie einfach auf ihren straffen kleinen Bauch gedreht.

Und sich den Gürtel aus der Hose gezogen.

Nun lachte er verbittert auf. Das war alles nur dummes Geschwätz gewesen. In diesen zehn Minuten am Strand und fünf Minuten im Lieferwagen war es ihr irgendwie gelungen, seine Phantasien zu erkennen und sofort für ihre Zwecke zu verwenden.

Svengali und Trilby...

Er fuhr einige Minuten weiter, bis sein rechter Arm von dem Schnitt, den Rebeccas Messer ihm in Nagles Haus zugefügt hatte, stark zu schmerzen begann. Pell hielt am Straßenrand, schob den Ärmel hoch und inspizierte die Wunde. Nicht so schlimm - die Blutung ließ bereits nach. Aber, verflucht, tat das weh.

Wenn gleich längst nicht so sehr wie der Schlag, den ihm ihr Verrat versetzt hatte.

Er befand sich nun am Rand des ruhigen Teils der Stadt und würde eine belebtere Gegend durchqueren müssen, wo die Polizei garantiert überall nach ihm Ausschau hielt.

Er wendete und fuhr so lange durch die Straßen, bis er vor sich einen Infiniti entdeckte, der an einer roten Ampel hielt. Es saß nur eine Person darin, und es waren keine anderen Fahrzeuge zu sehen. Pell wurde langsamer, trat aber erst im letzten Moment voll auf die Bremse. Die Stoßstangen trafen mit dumpfem Knall aufeinander. Der Luxuswagen rollte ein Stück vor. Der Fahrer sah in den Rückspiegel und stieg aus.

Auch Pell kam kopfschüttelnd nach vorn und begutachtete den Schaden.

»Können Sie denn nicht aufpassen?« Der Fahrer des Infiniti war ein Latino mittleren Alters. »Ich hab ihn erst letzten Monat gekauft.« Er blickte von den Wagen auf, sah das Blut an Pell Arm und runzelte die Stirn. »Haben Sie sich verletzt?«

Seine Augen folgten den Flecken hinunter zu Pells Hand, die eine Pistole hielt.

Aber da war es schon zu spät.

... Zweiundfünfzig

Während TJ die Einzelheiten des Vorfalls weitermelde- te, rief Kathryn Dance von Nagles Haus aus den Deputy an, der ihre Eltern und Kinder bewachte, und ließ ihn die gesamte Familie unverzüglich in die CBI-Zentrale verlegen. Sie bezweifelte, dass Pell unter den gegebenen Umständen Zeit damit verschwenden würde, seine Drogenhungen wahr zu machen, aber sie wollte kein Risiko eingehen.

Dann fragte sie den Schriftsteller und seine Frau, ob Pell etwas über das eventuelle Ziel seiner Flucht verraten hatte, vor allem über seinen Berggipfel. Nagle war Pell gegenüber ehrlich gewesen; er hatte noch nie etwas von einer Enklave in der Wildnis gehört. Er, seine Frau und die Kinder konnten keine weiteren Erkenntnisse beisteuern. Rebecca war schwer verwundet und bewusstlos. O'Neil hatte einen Beamten zu ihr in den Krankenwagen gesetzt. Sobald sie in der Lage war, sich zu äußern, würde er den Detective verständigen.

Dance gesellte sich nun zu Kellogg und O'Neil, die mit gesenkten Köpfen ein Stück abseits standen und den Fall erörterten. Was auch immer für persönliche Vorbehalte zwischen O'Neil und dem FBI-Mann bestehen mochten, man konnte es ihren Körperhaltungen und

Gesten nicht ansehen. Sie koordinierten effizient und schnell die Standorte der Straßensperren und besprachen eine Suchstrategie.

O'Neil bekam einen Anruf. Er runzelte die Stirn.
»Okay, sicher. Geben Sie Watsonville Bescheid... ich kümmere mich darum.« Er unterbrach die Verbindung.
»Wir haben eine Spur. Eine Autoentführung in Marina. Ein Mann, auf den Pells Beschreibung zutrifft - und der blutet -, hat sich mit vorgehaltener Pistole einen Infiniti geschnappt.« Er verzog das Gesicht. »Ein Zeuge sagt aus, er habe einen Schuss gehört, und als er nachschaut, klappte Pell gerade den Kofferraum zu.«

Dance schloss die Augen und seufzte frustriert. Noch ein Toter.

»Er hält sich auf keinen Fall noch länger auf der Halbinsel auf«, sagte O'Neil. »Da er in Marina gesehen wurde, dürfte er nach Norden unterwegs sein. Wahrscheinlich will er zum Eins Null Eins.« Er stieg in seinen Wagen.
»Ich richte in Gilroy eine Leitstelle ein. Und in Watsonville, falls er doch auf dem Eins bleibt.«

Sie schaute ihm hinterher.

»Lassen Sie uns auch nach dort oben fahren«, sagte Kellogg und wandte sich zu seinem Auto um.

Dance folgte ihm und hörte ihr Telefon klingeln. Es war James Reynolds. Sie nahm das Gespräch an und berichtete ihm von den jüngsten Ereignissen. Dann erzählte der ehemalige Staatsanwalt, er habe die Akten der Croyton-Morde weiter durchgesehen und etwas entdeckt, das von Bedeutung sein könne. Ob Dance wohl kurz Zeit habe? »Aber sicher.«

Sam und Linda saßen dicht nebeneinander vor dem Fernseher und verfolgten die Nachrichten über einen weiteren Mordanschlag von Daniel Pell: auf Nagle, den Autor. Rebecca, die als Pells Komplizin bezeichnet wurde, war schwer verletzt worden. Und Pell hatte schon wieder entkommen können. Er saß in einem gestohle-

nen Wagen, dessen Eigentümer er ebenfalls umgebracht hatte, und war vermutlich nach Norden unterwegs. »Ach, herrje«, flüsterte Linda.

»Rebecca hat die ganze Zeit mit ihm unter einer Decke gesteckt.« Sam starrte entsetzt den Bildschirm an. »Aber wer hat sie angeschossen? Die Polizei? Daniel?«

Linda schloss die Augen. Sam wusste nicht, ob für ein Gebet oder als erschöpfte Reaktion auf die Anstrengungen der letzten Tage. Jeder hat sein Kreuz zu tragen, musste Sam unwillkürlich denken. Aber das sprach sie in Gegenwart ihrer gläubigen Freundin nicht laut aus.

Eine der Nachrichtensprecherinnen gab nun einige Einzelheiten zu der angeschossenen Frau bekannt: Es handle sich um Rebecca Sheffield, Gründerin von Women's Initiatives in San Diego und vor acht Jahren eine der Frauen in Pells Familie. Sheffield sei in Südkalifornien geboren worden. Als sie sechs Jahre alt war, sei ihr Vater gestorben. Die Mutter habe nicht wieder geheiratet und Rebecca allein aufgezogen.

»Sechs Jahre alt?«, murmelte Linda.

»Sie hat gelogen«, stellte Sam ungläubig fest. »Nichts von dem Zeug mit ihrem Vater ist je passiert. O Mann, hat die uns geleimt.«

»Das wird mir alles zu viel hier. Ich packe meine Sachen.« »Linda, warte.«

»Ich will nicht mehr reden, Sam. Mir reicht's.«

»Lass mich nur eine Sache sagen.«

»Du hast bereits jede Menge gesagt.«

»Aber ich glaube nicht, dass du mir wirklich zugehört hast.«

»Und beim nächsten Mal würde ich auch nicht zuhören.« Sie ging in ihr Zimmer.

Sam zuckte zusammen, weil das Telefon klingelte. Es war Kathryn Dance.

»Oh, wir haben es gerade im Fernsehen gesehen...« »Hören Sie gut zu, Sam«, sagte Dance. »Ich glaube nicht,

dass er nach Norden fährt. Ich fürchte, er ist zu Ihnen unterwegs.« »Was?«

»Ich habe mit James Reynolds gesprochen. Er hat in seinen alten Akten einen Verweis auf Alison gefunden. Wie es aussieht, hat Pell ihn damals angegriffen, als er im Anschluss an die Croyton-Morde verhört wurde. Reynolds befragte ihn über den Vorfall in Redding, den Mord an Charles Pickering, und erwähnte dabei Alison, die Freundin, von der Sie erzählt haben. Pell rastete aus und wollte sich auf ihn stürzen - genau wie bei mir in Sahnas -, weil er einen wunden Punkt getroffen hatte.

James glaubt, er hat Pickering ermordet, weil der Mann von Pells Berggipfel wusste. Deshalb hat er auch versucht, Alison zu finden. Weil sie ebenfalls davon weiß.«

»Aber warum sollte er uns etwas antun?«

»Weil er Ihnen von Alison erzählt hat. Sie würden vielleicht gar nicht auf den Gedanken kommen, eine Verbindung zwischen der Frau und seinem Grundbesitz herzustellen, und sich womöglich nicht einmal mehr daran erinnern. Aber dieser Ort - sein kleines Reich - ist ihm so wichtig, dass er gewillt ist, jeden mundtot zu machen, der eine Bedrohung bedeuten könnte. Also auch Sie beide.«

»Linda, komm her!«

Die Frau erschien in der Türöffnung und runzelte verärgert die Stirn.

»Ich habe die Beamten draußen über Funk verständigt«, fuhr Dance fort. »Die Kollegen werden Sie in die CBI-Zentrale bringen. Agent Kellogg und ich sind unterwegs zum Hotel. Wir werden in Ihrer Unterkunft abwarten, ob Pell tatsächlich dort auftaucht.«

Sam sah zu Linda. »Kathryn glaubt, dass er auf dem Weg zu uns sein könnte.«

»Nein!« Die Vorhänge waren zugezogen, aber die Frauen schauten dennoch automatisch zu den Fenstern. Dann fiel Sams Blick auf die Tür zu Rebeccas Zimmer.

Hatte sie daran gedacht, das Fenster dort wieder zu verriegeln, nachdem sie Rebeccas Flucht bemerkt hatte? Ja, erinnerte Sam sich, das hatte sie.

Es klopfte an der Tür. »Ladies, hier ist Deputy Larkin.«

Sam und Linda sahen einander an. Im ersten Moment rührte sich keine von beiden. Dann ging Linda langsam zu dem Guckloch und blickte hindurch. Sie nickte und öffnete die Tür. Der Beamte des MCSO trat ein. »Ich wurde gebeten, Sie zum CBI zu bringen. Lassen Sie alles einfach stehen und liegen, und kommen Sie mit.« Der andere Deputy stand draußen und hielt nach allen Richtungen Ausschau.

»Der Deputy ist hier, Kathryn«, sagte Sam ins Telefon. »Wir brechen jetzt auf.«

Sie beendeten das Gespräch.

Samantha nahm ihre Handtasche. »Lass uns gehen.« Ihre Stimme zitterte.

Der Deputy hielt eine Hand in der Nähe seiner Pistole. Er nickte ihnen zu.

In diesem Moment traf ihn von der Seite eine Kugel in den Kopf. Noch ein Schuss - und der zweite Deputy griff sich an die Brust und sackte schreiend zu Boden. Die dritte Kugel ließ ihn verstummen. Der erste Deputy kroch auf den Wagen zu und blieb auf dem Gehweg liegen.

Linda keuchte auf. »Nein, nein!«

Es näherten sich schnelle Schritte. Daniel Pell rannte auf das kleine Haus zu. Sam war wie gelähmt.

Dann sprang sie vor, knallte die Tür zu, legte die Kette vor und trat gerade noch rechtzeitig zur Seite, als eine weitere Kugel das Holz durchschlug. Sie lief zum Telefon.

Daniel Pell trat zweimal kräftig zu. Der zweite Tritt ließ das Schloss aufspringen, aber die Kette hielt. Die Tür öffnete sich nur wenige Zentimeter.

»In Rebeccas Zimmer!«, rief Sam, hastete zu Linda und packte ihren Arm, aber die Frau stand wie angewurzelt in der Türöffnung.

Sam nahm an, dass sie vor Schreck erstarrt war.

Doch ihr Gesicht sah überhaupt nicht verängstigt aus.

Sie riss sich von Sam los. »Daniel«, rief sie.

»Was machst du da?«, schrie Sam. »Komm schon!«

Pell trat wieder gegen die Tür, aber die Kette gab noch immer nicht nach. Sam zerrte Linda ein oder zwei Schritte weiter auf Rebeccas Zimmer zu, doch die Frau wollte einfach nicht mitkommen. »Daniel«, wiederholte Linda. »Bitte, hör mir zu. Es ist noch nicht zu spät. Du kannst dich stellen. Wir beschaffen dir einen Anwalt. Ich werde dafür sorgen, dass...«

Pell schoss sie nieder.

Er hob einfach die Waffe, zielte durch den Türspalt und schoss Linda so beiläufig in den Leib, als würde er eine Fliege totschlagen. Er wollte erneut schießen, aber Sam zog sie in das Schlafzimmer. Pell trat noch einmal gegen die Tür. Diesmal flog sie auf, krachte gegen die Wand und zerschmetterte das Bild einer Küstenlandschaft.

Sam schloss und verriegelte Rebeccas Tür. »Wir müssen sofort hier raus!«, flüsterte sie wütend. »Wir dürfen nicht warten.«

Pell drehte den Türknauf. Trat gegen die Füllung. Aber diese Tür ging nach außen auf und hielt seinen Angriffen stand.

Sam spürte ein entsetzliches Kribbeln auf dem Rücken, weil sie fürchtete, er könnte jeden Moment durch die Tür schießen und sie zufällig treffen. Sie half Linda auf die Fensterbank, stieß sie hinaus und ließ sich dann

ebenfalls auf die feuchte, duftende Erde fallen. Linda wimmerte vor Schmerz und hielt sich die Seite.

Sam half ihr auf, hielt ihren Arm fest umklammert und führte sie im Laufschritt auf den Point Lobos State Park zu.

»Er hat mich angeschossen«, stöhnte Linda, noch immer erstaunt. »Es tut weh. Sieh mal... Moment, wohin wollen wir?«

Sam ignorierte sie. Sie dachte nur daran, so weit wie möglich von dem Haus wegzukommen. Wohin genau sie wollte, wusste sie auch nicht. Vor ihnen erstreckten sich mehrere Hektar bewaldetes Gebiet, schroffe Felsformationen und am Ende der Welt der aufgewühlte graue Ozean.

... Dreiundfünfzig

»Nein«, keuchte Kathryn Dance. »Nein...«

Win Kellogg brachte den Wagen neben den beiden Deputies zum Stehen, die ausgestreckt auf dem Gehweg vor der Hütte lagen.

»Sehen Sie nach den beiden«, wies Kellogg sie an, nahm sein Mobiltelefon und rief Verstärkung.

Mit der Waffe in der schwitzenden Hand kniete Dance sich neben den ersten Beamten und sah, dass er tot war. Sein Blut hatte eine riesige Lache gebildet, die etwas dunkler als der Asphalt war. Auch für den anderen Deputy kam jede Hilfe zu spät. Dance sah zu Kellogg und schüttelte den Kopf.

Er klappte sein Telefon zu und kam zu ihr.

Obwohl sie noch nie zusammen trainiert hatten, näherten sie sich der Hütte wie erfahrene Partner, achteten darauf, kein leichtes Ziel abzugeben, und behielten die halb geöffnete Tür und die Fenster im Blick. »Ich gehe rein«, sagte Kellogg.

Dance nickte.

»Sie geben mir Deckung. Achten Sie drinnen auf die Türen. Sehen Sie ständig von einer zur anderen. Er wird mit ausgestreckter Pistole hervorkommen. Halten Sie nach Metall Ausschau. Und falls da drinnen Opfer liegen, ignorieren Sie sie, bis der Laden gesichert ist.« Er berührte ihren Arm. »Das ist wichtig. Okay? Sie müssen sie auch dann ignorieren, wenn sie um Hilfe schreien. Wir können niemandem mehr helfen, falls wir verwundet werden. Oder getötet.«

»Alles klar.« »Bereit?«

Nein, nicht im Mindesten. Aber sie nickte. Er drückte ihre Schulter. Dann atmete er mehrmals tief durch und drang zügig und mit erhobener Waffe ins Haus vor. Die Mündung schwenkte hin und her und deckte den gesamten Innenraum ab.

Dance befand sich direkt hinter ihm, achtete wie befohlen auf die Türen - und hob die Pistole, wenn Kellogg vor ihr vorbeikam.

Links, rechts, links, rechts...

Gelegentlich warf sie einen schnellen Blick auf den Eingang und dachte, dass Pell mühelos die Hütte umrundet haben und nun vorn auf sie warten konnte.

Dann rief Kellogg: »Gesichert.«

Und Gott sei Dank lagen hier drinnen keine Leichen. Kellogg wies sie jedoch auf die frischen Blutspuren auf der Fensterbank von Rebeccas ehemaligem Zimmer hin. Das Fenster dort stand weit offen. Dance bemerkte außerdem etwas Blut auf dem Teppich.

Sie beugte sich hinaus, entdeckte draußen auf der Erde noch mehr Blut und Fußspuren und teilte es Kellogg mit. »Ich glaube, wir sollten davon ausgehen, dass die beiden geflohen sind und er sie verfolgt«, fügte sie hinzu.

»Ich mache mich auf die Suche«, sagte der FBI-Agent. »Sie warten am besten hier auf die Verstärkung.«

»Nein«, sagte sie kurz entschlossen. »Das Familientreffen war meine Idee. Und ich lasse die beiden nicht sterben. Das bin ich ihnen schuldig.«

Er zögerte. »Also gut.«

Sie liefen zur Hintertür. Dance atmete tief ein und riss sie auf. Dann lief sie hinaus, dicht gefolgt von Kellogg, und rechnete jeden Moment mit einem lauten Knall und dem dumpfen Einschlag einer Kugel.

Er hat mir wehgetan. Mein Daniel hat mir wehgetan. Warum?

Der Schmerz in Lindas Herz war fast so schlimm wie der Schmerz in ihrer Seite. Sie hatte Daniel die Vergangenheit verziehen und war bereit, ihm auch die Gegenwart zu vergeben. Trotzdem hat er auf mich geschossen.

Sie wollte sich hinlegen. Jesus sollte sie beide verhüllen, Jesus sollte sie retten. Sie flüsterte es Sam zu, vielleicht aber auch nicht. Vielleicht stellte sie es sich nur vor.

Samantha sagte nichts. Sie zerrte Linda, die große Schmerzen litt, im Laufschritt voran und folgte den kurvenreichen Pfaden dieser wunderschönen und doch gleichzeitig sehr rauen Landschaft.

Paul, Harry, Lisa... die Namen der Pflegekinder gingen Linda durch den Kopf.

Nein, das war letztes Jahr gewesen. Die waren nun weg. Sie hatte inzwischen andere.

Wie waren doch gleich ihre Namen?

Weshalb habe ich keine Familie?

Weil Gott unser Vater einen anderen Plan für mich hat, deshalb.

Weil Samantha mich hintergangen hat.

Verrückte Gedanken, die wie das nahe Meer durch ihren Verstand wogten und sich an den knöchernen Felsen brachen. »Es tut weh.«

»Lauf weiter«, flüsterte Sam. »Kathryn und dieser FBI-Agent werden gleich hier sein.«

»Er hat mich angeschossen. Daniel hat mich angeschossen.«

Ihre Sicht verschwamm. Sie würde ohnmächtig werden. Was wird die Maus dann tun? Sich meine dreiundseitzig Kilo auf die Schulter wuchten?

Nein, sie wird mich verraten, genau wie damals.

Samantha, mein Judas.

Außer dem Geräusch der nahen Brandung und dem Rauschen des Windes in den glatten Kiefern und Zypressen hörte Linda, wie Daniel Pell zu ihnen aufschloss. Das vereinzelte Knacken eines Zweiges, ein Rascheln der Blätter. Sie eilten weiter. Bis Lindas Fuß sich an der Wurzel einer verkümmerten Eiche verfing und sie zu Boden stürzte. Ihre Wunde brannte wie Feuer. Sie schrie.

»Psssst.«

»Das tut so weh.«

»Komm, steh auf, Linda.« Sams Stimme zitterte vor Angst. »Bitte!« »Ich kann nicht.«

Mehr Schritte. Er kam immer näher.

Doch dann fiel Linda ein, dass es auch die Polizei sein könnte. Kathryn und dieser niedliche FBI-Agent.

Sie biss die Zähne zusammen und wandte den Kopf.

Aber nein, es war nicht die Polizei. In fünfzehn Metern Entfernung sah sie Daniel Pell. Er hatte sie entdeckt. Er wurde langsamer, kam wieder zu Atem und ging auf sie zu.

Linda drehte sich zu Samantha um.

Doch die Frau war nicht mehr da.

Sam hatte sie schon wieder im Stich gelassen, so wie vor vielen Jahren.

Als Linda die schrecklichen Nächte in Daniel Pells Schlafzimmer erdulden musste.

Ganz auf sich allein gestellt, damals wie heute.

... Vierundfünfzig

»Mein Liebling, meine Linda.« Er kam immer näher.
Sie verzog vor Schmerz das Gesicht. »Daniel, hör mir zu. Es ist noch nicht zu spät. Gott wird dir vergeben. Du musst dich stellen.«

Er lachte, als habe sie irgendeinen Witz gemacht. »Gott«, wiederholte er. »Gott vergibt mir... Rebecca hat mir erzählt, dass du religiös geworden bist.«

»Du wirst mich töten.«

»Wo ist Sam?«

»Bitte! Du musst das nicht tun. Du kannst dich ändern.« »Ändern? O Linda, die Menschen ändern sich nicht. Nie, nie, nie. Du bist auch noch dieselbe Person, die ich damals unter diesem Baum im Golden Gate Park kennengelernt habe, ganz rot-äugig und verschlafen. Eine Ausreißerin.«

Linda sah auf einmal nur noch schwarzen Sand und gelbe Lichter vor sich und verlor fast das Bewusstsein. Der Schmerz ließ etwas nach. Als sie wieder zu sich kam, beugte Pell sich soeben mit seinem Messer vor. »Es tut mir leid, Baby, aber ich muss es auf diese Weise erledigen.« Eine absurde, aber aufrichtige Entschuldigung. »Es wird schnell gehen. Ich weiß, was ich tue. Du wirst kaum etwas spüren.«

»Vater unser...«

Er bog ihren Kopf zur Seite, sodass ihr Hals freigelegt war. Sie wollte sich wehren, schaffte es aber nicht. Der Schleier vor ihren Augen war nun vollständig gewichen, und als Pell sich mit dem Messer ihrer Kehle näherte, schimmerte die Klinge rot im Licht der tiefstehenden Sonne.

»... der Du bist im Himmel. Geheiligt werde...«

Und dann stürzte ein Baum um.

Oder eine Felslawine krachte herab.

Oder ein wütend kreischender Möwenschwarm landete.

Daniel Pell ächzte auf und fiel auf den felsigen Boden. Samantha McCoy kroch vom Rücken des Killers, stand auf und prügelte mit dem dicken Ast hysterisch auf seinen Kopf und die Arme ein. Pell schien erstaunt zu sein, dass seine kleine Maus ihn attackierte, die Frau, die sonst beflissen jeden seiner Wünsche erfüllte und nie Nein sagte.

Bis auf einmal...

Daniel hieb mit dem Messer nach ihr, aber sie war zu schnell für ihn. Er griff nach der Pistole, die auf den Weg gefallen war. Aber der raue Ast traf ihn wieder und wieder, prallte von seinem Kopf ab und riss ihm das Ohr auf. Er schrie vor Schmerz auf. »Verflucht noch mal.« Dann kämpfte er sich auf die Beine, schlug mit der Faust zu und erwischte Samantha voll am Knie. Sie stürzte zu Boden.

Daniel warf sich auf die Pistole und nahm sie. Dann rutschte er ein Stück zurück, rappelte sich abermals auf und schwang die Waffe in ihre Richtung. Doch Samantha rollte sich auf die Füße und ließ den Ast beidhändig nieder sausen. Pell wurde an der Schulter getroffen und taumelte zurück.

Linda fiel ein, was Daniel früher immer gesagt hatte, wenn er stolz auf eines der Familienmitglieder gewesen war: »Du bist standhaft gewesen, Liebling.«

Sei standhaft...

Samantha griff erneut an.

Aber mittlerweile stand Daniel wieder sicher auf den Beinen. Es gelang ihm, den Ast mit der linken Hand zu packen. Einen Moment lang standen die beiden sich in einem Meter Abstand gegenüber und starrten sich an, während das Stück Holz sie wie ein Stromkabel verband. Pell lächelte bekümmert und hob die Pistole.

»Nein«, krächzte Linda.

Auch Samantha lächelte. Und dann versetzte sie ihm plötzlich einen kräftigen Stoß und ließ den Ast los. Da-

niel machte einen Schritt zurück - in die Luft. Er hatte an der Kante eines steilen Felshangs gestanden, sechs Meter oberhalb eines weiteren Naturpfades.

Er schrie auf, kippte nach hinten und stürzte die schroffen Felsen hinab.

Linda hatte keine Ahnung, ob er tot war. Zumindest nicht im ersten Moment. Aber dann kam sie zu dem Schluss, dass er offenbar noch lebte, denn Samantha blickte nach unten, verzog das Gesicht und half Linda hoch. »Wir müssen weiter. Sofort.« Und sie führte sie in den dichten Wald.

Erschöpft mühte Samantha McCoy sich ab, um Linda auf den Beinen zu halten. Ihr taten alle Knochen weh.

Die Frau war blass, aber sie blutete kaum noch. Die Wunde musste höllisch schmerzen, doch wenigstens konnte Linda gehen.

Ein Flüstern.

»Was?«

»Ich dachte, du hättest mich zurückgelassen.« »Auf keinen Fall. Aber er hatte die Waffe - ich musste ihn überlisten.«

»Er wird uns töten.« Sie klang immer noch verblüfft.

»Nein, das wird er nicht. Sei still. Wir müssen uns verstecken.« »Ich kann nicht mehr weiter.«

»Unten am Wasser, am Strand, gibt es Höhlen. Wir können uns in einer davon verkriechen. Bis die Polizei kommt. Kathryn ist unterwegs. Man wird nach uns suchen.«

»Nein, ich kann nicht. Das ist Meilen von hier.«

»So weit ist es gar nicht. Wir können es schaffen.«

Sie legten weitere fünfzehn Meter zurück, dann spürte Sam, dass Linda zu torkeln begann.

»Nein, nein... Ich kann nicht mehr. Es tut mir leid.«

Sam nahm all ihre Kraft zusammen und schlepppte Linda noch einmal sechs Meter weiter. Doch dann brach sie zusammen -am schlimmstmöglichen Ort, einer Lich-

tung, die sich aus allen Richtungen hundert Meter weit einsehen ließ. Jeden Augenblick konnte Pell auftauchen und sie mühelos abknallen.

Ganz in der Nähe gab es eine flache Mulde im Fels; das musste als Versteck reichen.

Linda flüsterte wieder etwas.

»Wie bitte?«, fragte Sam.

Sie beugte sich näher heran. Linda sprach zu Jesus, nicht zu ihr.

»Komm, wir müssen los.«

»Nein, nein, geh du weiter. Bitte. Ich meine es ernst... Du bist mir nichts mehr schuldig. Du hast mir gerade erst das Leben gerettet. Wir sind quitt. Ich verzeihe dir, was damals in Seaside passiert ist. Ich...«

»Nicht jetzt, Linda!«, schimpfte Sam.

Die verletzte Frau wollte sich aufrichten, sackte aber wieder zurück. »Ich kann nicht.« »Du musst.«

»Jesus wird sich um mich kümmern. Geh schon.«

»Streng dich an!«

Linda schloss die Augen und fing an, ein Gebet zu flüstern. »Du wirst hier nicht sterben! Steh auf!« Sie atmete tief durch, nickte und kam mit Sams Hilfe wieder auf die Beine. Gemeinsam stolperten sie vom Pfad herunter und bahnten sich einen Weg durch das Dickicht und über Wurzeln hinweg, um zu der kleinen Senke zu gelangen.

Sie befanden sich nun auf einem Felsausläufer, etwa fünfzehn Meter über der Meeresoberfläche. Das Rauschen der Brandung nahm nicht zu und wieder ab, sondern war fast konstant. Und ohrenbetäubend laut.

Die Sonne tauchte sie in einen orangefarbenen blendenden Schimmer. Sam kniff die Augen zusammen und erkannte dicht vor ihnen die kleine Vertiefung. Sie würden sich hineinlegen und mit Ästen und Blättern zudecken.

»Das machst du sehr gut. Nur noch ein paar Schritte.«

Nun ja, ungefähr zwanzig.

Aber dann waren es nur noch zehn.

Und schließlich erreichten sie ihre Zufluchtsstätte. Sie war tiefer, als Sam gedacht hatte, und würde ein erstklassiges Versteck abgeben.

Sam fing an, Linda hinunterzulassen.

Da raschelte es im Unterholz, und im nächsten Moment kam auch schon eine Gestalt aus dem Wald zum Vorschein und lief genau auf sie zu.

»Nein«, rief Sam, ließ Linda zu Boden sacken und hob einen kleinen Stein auf, eine erbärmliche Waffe.

Dann keuchte sie auf und brach in hysterisches Gelächter aus.

Kathryn Dance duckte sich neben sie und flüsterte: »Wo ist er?«

Sams Herz klopfte wie wild. »Ich weiß es nicht«, formten stumm ihre Lippen. Dann wiederholte sie die Worte lauter. »Wir haben ihn zirka fünfzig Meter in dieser Richtung gesehen. Er ist verletzt. Aber er konnte noch gehen.«

»Ist er bewaffnet?«

Sie nickte. »Mit einer Pistole. Und einem Messer.«

Dance sah sich nach allen Seiten um und blinzelte ins Sonnenlicht. Dann musterte sie prüfend Linda. »Wir legen sie da rein.« Sie wies auf die Mulde. »Drücken Sie etwas auf die Wunde.«

Gemeinsam ließen sie die Frau in die Senke hinab.

»Bitte, bleiben Sie bei uns«, flüsterte Sam.

»Keine Sorge«, sagte Dance. »Ich gehe nirgendwohin.«

...Fünfundfünfzig

Winston Kellogg befand sich irgendwo südlich von Ihnen.

Nachdem sie das Gelände des Point Lobos Inn verlassen hatten, verloren die Fuß- und Blutspuren sich un-

weit einer Weggabelung. Dance hatte kurzerhand die rechte Abzweigung gewählt, Kellogg die linke.

Etwas abseits des Pfades hatte sie sich leise durch das Unterholz vorangearbeitet, bis ihr am Rand einer Klippe eine Bewegung aufgefallen war. Sie hatte die Frauen erkannt und war sogleich zu ihnen gelaufen.

Nun nahm sie ihr Mobiltelefon und rief den FBI-Agenten an.

»Win, ich habe Sam und Linda gefunden.«

»Wo seid ihr?«

»Ungefähr hundert Meter hinter der Stelle, an der wir uns getrennt haben. Ich bin genau nach Westen gegangen. Wir sind fast am Rand der Klippe. Es gibt hier einen runden, etwa sechs Meter hohen Felsen.«

»Wissen die beiden, wo Pell geblieben ist?«

»Er war hier in der Nähe. Etwa fünfzig Meter links unterhalb von uns. Und er ist weiterhin bewaffnet. Mit Pistole und Messer.«

Dann hielt sie kurz inne und sah nach unten. »Win, wo sind Sie? Sind Sie am Strand?«

»Nein. Ich bin auf einem Pfad. Der Strand ist unter mir, zirka hundert Meter weit weg.«

»Okay, er ist da! Sehen Sie diese kleine Insel nach etwa fünfzehn Metern im Wasser? Sie ist voller Robben und Möwen.«

»Hab sie.«

»Davor am Strand.«

»Ich kann es von hier aus nicht sehen. Aber ich mache mich sofort auf den Weg.«

»Nein, Win. Sie haben keine Deckung. Wir brauchen das Son-dereinsatzkommando. Warten Sie.«

»Uns bleibt keine Zeit. Er ist uns schon zu oft entwischt. Ich werde nicht zulassen, dass es ihm noch einmal gelingt.«

Die Revolverhelden-Masche...

Sie machte sich große Sorgen. Plötzlich wollte sie unbedingt, dass Winston Kellogg nichts zustieß. ... hinterher... Was meinst du?

»Bitte... seien Sie vorsichtig. Ich kann ihn jetzt nicht mehr sehen. Er war am Strand und ist nun zwischen den Felsen. Dort gibt es hervorragende Schusspositionen. Er kann sich nach allen Richtungen verteidigen.«

Dance stand auf, schirmte mit einer Hand die Augen ab und ließ den Blick über den Strand schweifen. Wo ist er?

Sie fand es eine Sekunde später heraus.

Eine Kugel prallte unweit von ihr gegen die Felsen, und dann hörte sie den Knall von Pells Pistole.

Samantha schrie auf, und Dance ließ sich in die Senke fallen. Sie riss sich dabei die Haut auf und war wütend, dass sie sich ihm als Ziel dargeboten hatte.

»Kathryn«, rief Kellogg aus dem Telefon. »Haben Sie geschossen?«

»Nein, das war Pell.«

»Sind Sie in Ordnung?«

»Es geht uns gut.«

»Woher kam der Schuss?«

»Das konnte ich nicht sehen. Wohl von den Felsen am Strand.«

»Zieht die Köpfe ein. Er kennt jetzt eure Position.«

»Ist er mit der Gegend vertraut?«, fragte sie Samantha.

»Die Familie hat viel Zeit hier verbracht. Er dürfte sich ziemlich gut auskennen, schätze ich.«

»Win, Pell kennt das Gebiet. Sie könnten direkt in eine Falle laufen. Wirklich, warum warten Sie nicht?«

»Moment.« Kelloggs Stimme war ein leises Krächzen. »Ich glaube, ich sehe etwas. Ich rufe zurück.«

»Halt... Win. Sind Sie noch da?«

Sie entfernte sich ein Stück von der Mulde und warf einen schnellen Blick zwischen zwei Felsen hindurch,

wo Pell sie nicht vermuten würde. Nichts zu sehen. Dann entdeckte sie Winston Kellogg, der zum Strand unterwegs war. Vor den massigen Felsen, knorrigen Bäumen und dem unendlich weiten Ozean wirkte er so zerbrechlich.

Bitte... halt an und warte, schickte Dance ihm eine stumme Botschaft.

Aber er ging natürlich weiter - wie sie es im umgekehrten Fall auch getan hätte, gestand sie sich ein.

Daniel Pell wusste, dass die Cops Verstärkung angefordert hatten.

Aber er war zuversichtlich. Er kannte den Park genau. Immerhin hatte er hier zahlreiche Touristen ausgeraubt - von denen viele so dämlich gewesen waren, dass man sie eigentlich als Tatbeteiligte betrachten musste. Sie ließen ihre Wertsachen in den Autos oder an den Picknickplätzen liegen und kamen gar nicht auf den Gedanken, dass jemand seine Mitmenschen in einer so inspirierenden Umgebung bestehlen könnte.

Pell und die Familie hatten außerdem viel Zeit zur Erholung hier verbracht und auf dem Rückweg von Big Sur hier gecamppt, wenn sie keine Lust auf die Fahrt nach Seaside gehabt hatten. Er kannte Wege, die zum Highway oder den benachbarten Wohngrundstücken führten, unsichtbare Wege. Er würde ein anderes Auto stehlen, über die Nebenstraßen des Central Valley nach Osten verschwinden und hinter Hollister nach Norden abbiegen.

Zu seinem Berggipfel.

Aber zuerst musste er sich um die derzeitigen Verfolger kümmern. Es schienen nur zwei oder drei zu sein. Er hatte sie nicht deutlich gesehen. Sie hatten offenbar die toten Deputies bei der Hütte entdeckt und sich dann auf die Suche nach ihm gemacht. Und wie es aussah, befand sich bloß einer von ihnen in unmittelbarer Nähe.

Vor Schmerz schloss er kurz die Augen und presste eine Hand auf die Schnittwunde, die durch den Sturz vom Felsen wieder aufgeplatzt war. Sein Ohr pochte immer noch von Sams Hieb.

Maus...

Er lehnte Kopf und Schulter gegen einen kalten, nassen Felsen. Es schien den Schmerz zu lindern. Ob Kathryn Dance wohl zu den Verfolgern zählte? Falls ja, war sie bestimmt nicht zufällig bei der Hütte aufgetaucht. Sie würde vermutet haben, dass er den Infiniti nicht gestohlen hatte, um nach Norden zu fahren, sondern um herzukommen.

Nun, so oder so, sie würde nicht mehr allzu lange eine Bedrohung darstellen.

Ja, das Leben als Cop ist hart. Die Kleinen sind oft allein, nicht wahr? Bestimmt freuen sie sich über ein paar neue Spielkameraden ...

Aber wie würde er mit der aktuellen Situation umgehen?

Der Cop hinter ihm kam immer näher. Es gab nur zwei Möglichkeiten, um in die kleine felsige Bucht zu gelangen, in der Pell sich gegenwärtig aufhielt. Wer auch immer ihm folgte, würde entweder eine sechs Meter hohe Felswand hinunterklettern müssen und für Pell von unten deutlich zu sehen sein - oder er würde sich für den Pfad entscheiden, um die scharfe Biegung kommen und ein perfektes Ziel abgeben.

Pell war sich absolut sicher, dass nur ein Beamter des Sonder-einsatzkommandos die Felswand wählen würde und dass sein Verfolger garantiert keine Kletterausrüstung dabei hatte. Somit blieb nur der Strand. Er duckte sich hinter einige Felsen, sodass er weder von oben noch vom Ufer aus zu sehen war, stützte die Schusshand auf und wartete auf den Gegner.

Er würde nicht töten, sondern verwunden. Vielleicht ein Schuss ins Knie. Und dann, wenn der andere am

Boden lag, würde Pell ihm mit dem Messer die Augen ausstechen. Das Funkgerät würde er neben dem Mann liegen lassen, damit der Cop halb wahnsinnig vor Schmerzen um Hilfe rufen, schreien und die anderen Beamten ablenken konnte. Pell könnte sich dann in eine entlegene Ecke des Parks absetzen.

Er hörte jemanden kommen; der andere versuchte, möglichst leise zu sein. Aber Pell hatte ein scharfes Gehör. Er legte den Finger um den Abzug.

Die Gefühle waren weg. Rebecca und Jennie und sogar die verhasste Kathryn Dance traten weit, weit in den Hintergrund zurück.

Daniel Pell hatte alles vollkommen unter Kontrolle. Dance, die sich wieder einen anderen Platz auf dem Felsgrat gesucht hatte, schaute vorsichtig hinter den dicken Kiefern hervor.

Winston Kellogg war mittlerweile am Strand, ungefähr dort, wo Pell gewesen sein musste, als er auf sie geschossen hatte. Der Agent bewegte sich langsam vorwärts, sah sich nach allen Seiten um und hielt die Waffe mit beiden Händen. Er musterte eine Klippe und schien sich zu überlegen, ob er hinaufklettern sollte. Aber die Wände waren steil, und Kellogg trug Straßenschuhe, die sich kaum für den schlüpfrigen Fels eigneten. Außerdem hätte er beim Abstieg auf der anderen Seite zweifellos ein leichtes Ziel abgegeben.

Beim Blick auf den Pfad vor ihm bemerkte er nun offenbar Spuren im Sand, wo sie Pell zuletzt gesehen hatte. Er duckte sich und ging weiter. An einem Felsvorsprung blieb er stehen.

»Was geht da vor?«, fragte Samantha.

Dance schüttelte den Kopf.

Sie sah zu Linda. Die Frau war nur halb bei Bewusstsein und bleicher als zuvor. Sie hatte viel Blut verloren und benötigte dringend einen Krankenwagen.

Dance rief die Zentrale des MCSO an und erkundigte sich nach der Verstärkung.

»Das Sondereinsatzkommando ist in fünf Minuten da, die Boote in fünfzehn.«

Dance seufzte. Warum brauchte die Kavallerie bloß so verdammt lange? Sie beschrieb ihre ungefähre Position und erklärte, welchen Weg die Sanitäter nehmen sollten, um nicht in die Schusslinie zu geraten. Dann schaute sie wieder hinaus und sah, wie Winston Kellogg sich um den Felsen schob, der in der tiefstehenden Sonne burunderfarben glänzte.

Der Agent steuerte genau den Punkt an, an dem Pell vor einigen Minuten außer Sicht verschwunden war.

Eine lange Minute verstrich. Zwei.

Wo war er? Was...

Der laute Knall einer Explosion.

Was, zum Teufel, war das?

Dann mehrere Schüsse von hinter dem Felsvorsprung, eine Pause und wieder einige Pistolenschüsse. »Was ist passiert?«, fragte Samantha.

»Ich weiß es nicht.« Dance nahm ihr Funkgerät. »Win. Win! Sind Sie da? Kommen.«

Aber die einzigen Geräusche, die das Rauschen der Brandung übertönten, waren die gellenden Schreie der aufgeschreckt fliehenden Möwen.

... Sechsundfünfzig

Kathryn Dance eilte den Strand entlang, und die Al-dos, die zu ihren Lieblingsschuhen gehörten, wurden vom Salzwasser ruiniert. Es war ihr egal.

Hinter ihr, oben auf dem Grat, wurde Linda von Sanitätern zu dem Krankenwagen gebracht, der beim Point Lobos Inn geparkt war. Samantha begleitete sie. Dance nickte zwei MCSO-Beamten zu, die als Erste am Tatort eingetroffen waren und nun gelbes Absperrband von

Felsen zu Felsen spannten, obwohl hier vermutlich nur die ansteigende Flut die Arbeit der Spurensicherung beeinträchtigen würde. Kathryn duckte sich darunter hindurch, bog um die Ecke und ging weiter zum Schauplatz der Schießerei.

Sie hielt inne. Dann lief sie direkt zu Winston Kellogg und umarmte ihn. Er sah ziemlich mitgenommen aus und starrte unverwandt auf das, was vor ihnen am Boden lag: der Leichnam von Daniel Pell.

Pell lag auf dem Rücken, die sandigen Knie in der Luft, die Arme zu beiden Seiten ausgebreitet. Seine Pistole lag in der Nähe, da, wohin sie aus seiner Hand geflogen war. Seine Augen waren halb geöffnet, aber im Tod nicht mehr leuchtend blau, sondern verschleiert.

Dance ertappte sich dabei, dass ihre Hand immer noch auf Kelloggs Rücken lag. Sie nahm sie weg und wischte ein Stück zur Seite. »Wie ist es abgelaufen?«, fragte sie.

»Ich bin ihm fast vor die Mündung gerannt. Er hatte sich da versteckt.« Er deutete auf einige Felsen. »Doch ich hab ihn gerade noch bemerkt und konnte in Deckung gehen. Vom Einsatz beim Motel hatte ich noch eine der Blendgranaten übrig. Ich habe sie in seine Richtung geworfen und ihn damit halb betäubt. Er fing an zu schießen. Aber ich hatte Glück. Die Sonne stand in meinem Rücken und hat ihn geblendet, schätze ich. Ich habe das Feuer erwidert und...« Er zuckte die Achseln.

»Alles in Ordnung?«

»Na klar. Ein paar Schrammen von den Felsen. Ich bin kein geübter Bergsteiger.«

Ihr Telefon klingelte. Sie warf einen Blick auf das Display und nahm das Gespräch an. Es war TJ.

»Linda wird's überstehen. Sie hat Blut verloren, aber das Projektil hat nichts Wichtiges getroffen. Ach, und Samantha ist nicht ernstlich verletzt.«

»Samantha?« Dance waren bei ihr keine Verletzungen aufgefallen. »Was ist passiert?«

»Bloß einige Kratzer und blaue Flecke. Sie hat sich mit dem Verstorbenen einen Boxkampf geliefert, natürlich vor seinem Versterben. Ihr tut zwar alles weh, aber das vergeht schnell.«

Sie hatte mit Pell gekämpft?

Maus...

Die Spurensicherung des MCSO traf ein und fing mit der Arbeit an. Michael O'Neil war nirgendwo zu sehen.

»He, Glückwunsch«, sagte einer der Techniker zu Kellogg und nickte in Richtung der Leiche.

Der FBI-Agent lächelte zurückhaltend.

Jeder Kinesik-Experte weiß, dass ein Lächeln das am schwierigsten zu definierende Signal des menschlichen Gesichts darstellt. Ein Stirnrunzeln, eine verblüffte Miene oder ein verliebter Blick bedeuten jeweils nur eines. Ein Lächeln hingegen kann für Hass, Gleichgültigkeit, Humor oder Liebe stehen.

Dance war sich nicht ganz sicher, was dieses Lächeln bedeutete. Aber ihr entging nicht, dass es sofort wieder verschwand, als Kelloggs Blick auf den Mann fiel, den er gerade getötet hatte.

Kathryn Dance und Samantha McCoy machten einen Abstecher zum Monterey Bay Hospital, um Linda Whitfield zu besuchen, die bei Bewusstsein und in guter Verfassung war. Sie würde die Nacht im Krankenhaus verbringen, aber die Ärzte sagten, sie könne schon am nächsten Tag entlassen werden.

Rey Carraneo brachte Samantha dann zurück zum Point Lobos Inn, wo sie übernachten wollte, anstatt gleich nach Hause zu fahren. Dance lud Samantha zum Abendessen ein, aber die Frau sagte, sie benötige etwas Zeit für sich allein.

Und wer hätte es ihr verdenken können?

Dance verließ das Krankenhaus und kehrte zum CBI zurück, wo sie Theresa Croyton Bölling und deren Tante bei ihrem Wagen stehen sah. Offenbar warteten die beiden auf Kathryns Rückkehr, um sich zu verabschieden. Theresas Antlitz hellte sich auf, als sie Dance entdeckte. Die beiden begrüßten einander herzlich.

»Wir haben es gehört«, sagte die Tante ernst. »Er ist tot?« Als könnte sie es sich nicht oft genug bestätigen lassen.

»Ja.«

Dance schilderte ihnen, was in dem Park vorgefallen war. Die Tante wirkte ungeduldig, aber Theresa wollte jede Einzelheit hören. Dance hielt nichts zurück.

Theresa nickte und nahm die Neuigkeiten ungerührt zur Kenntnis.

»Wir können Ihnen gar nicht genug danken«, sagte Dance. »Was Sie getan haben, hat Leben gerettet.«

Mit keiner Silbe erwähnte sie Theresas vorgetäuschte Krankheit vom Abend des Mordes an ihrer Familie. Dance nahm an, dass dies auf ewig ein Geheimnis zwischen ihr und dem Mädchen bleiben würde. Aber wieso auch nicht? Es mit einer einzigen Person zu teilen, war oft genauso befreiend wie es mit der ganzen Welt zu teilen.

»Fahren Sie jetzt zurück?«

»Ja«, sagte das Mädchen und warf seiner Tante einen Blick zu. »Aber vorher legen wir noch einen Halt ein.«

Dance dachte: ein Abendessen im Fischrestaurant, ein Einkaufsbummel durch die hübschen Geschäfte von Los Gatos?

»Ich möchte das Haus sehen. Mein altes Haus.«

Wo ihre Eltern und ihre Geschwister gestorben waren.

»Wir treffen uns dort mit Mr. Nagle. Er hat mit der Familie gesprochen, die heute da wohnt. Die Leute waren einverstanden, mich zu empfangen.«

»Hat er das vorgeschlagen?« Dance war bereit, dem Mädchen Schützenhilfe zu leisten, und wusste, dass Nagle sofort nachgeben würde.

»Nein, es war meine Idee«, sagte Theresa. »Wissen Sie, ich möchte es einfach. Und er wird nach Napa kommen und mich interviewen. Für sein Buch, Die Schlafpuppe. So wird es heißen. Ist das nicht irre, wenn ein Buch über einen geschrieben wird?«

Mary Bölling sagte nichts dazu, wenngleich ihre Körpersprache - die leicht gehobenen Schultern, der vorgereckte Unterkiefer - Dance auf den ersten Blick verriet, dass sie nichts von dem abendlichen Ausflug hielt und dass es deswegen eine Auseinandersetzung gegeben hatte.

Nach bedeutenden privaten Ereignissen - wie dem Familientreffen oder Theresas Reise hierher, um bei der Jagd auf den Mörder ihrer Angehörigen zu helfen - liegt die Vermutung nahe, die Beteiligten würden sich grundlegend ändern. Doch in Wahrheit geschah das nur selten, und Dance glaubte nicht, dass es hier der Fall war. Sie sah dieselben Leute vor sich, die es schon vor einer ganzen Weile gegeben hatte: eine fürsorgliche Frau mittleren Alters, etwas schroff, aber fest gewillt, sich der schwierigen Aufgabe zu stellen, eine Ersatzmutter zu sein, und eine typisch dickköpfige Halbwüchsige, die spontan etwas Mutiges getan hatte. Die beiden hatten sich über den weiteren Verlauf des Abends gestritten, und diesmal hatte das Mädchen sich durchsetzen können, zweifellos mit Zugeständnissen.

Vielleicht aber war die Tatsache, dass es überhaupt einen Disput gegeben hatte, der zudem gelöst werden konnte, bereits ein Erfolg. So verändern Menschen sich nun mal: schrittweise, dachte Dance.

Sie umarmte Theresa, gab ihrer Tante die Hand und wünschte ihnen eine gute Fahrt.

Fünf Minuten später befand Dance sich wieder im MF der CBI-Zentrale und bekam von Maryellen Kresbach eine Tasse Kaffee und einen Haferkeks gereicht.

Sie ging in ihr Büro, schleuderte die beschädigten Al-dos von den Füßen und suchte im Schrank nach Ersatz: Joan&David-Sandalen. Dann streckte sie sich, nahm hinter dem Schreibtisch Platz, trank einen Schluck starken Kaffee und suchte in den Schubladen nach der angebrochenen Tüte M&Ms, die sie dort vor ein paar Ta-gen versteckt hatte. Sie aß sie schnell auf, streckte sich erneut und genoss es, die Fotos ihrer Kinder zu betrach-ten.

Die Fotos ihres Mannes auch.

Wie gern sie heute Nacht neben ihm im Bett gelegen und über den Fall Pell gesprochen hätte! Ach, Bill... Ihr Telefon zirpte.

Beim Blick auf das Display vollführte ihr Magen einen kleinen erleichterten Hüpfer. »Hallo«, sagte sie zu Mi-chael O'Neil.

»He. Hab's gerade gehört. Ist mit dir alles in Ordnung? Es soll einen Schusswechsel gegeben haben.« »Pell hat ein Mal in meine Richtung gefeuert. Das ist alles.« »Wie geht es Linda?« Dance schilderte ihm die Einzelheiten. »Und Rebecca?«

»Liegt auf der Intensivstation. Sie wird es überleben. Aber sie muss noch eine ganze Weile im Krankenhaus bleiben.«

Dann berichtete Michael ihr von dem vermeintlichen Fluchtwagen - Pells bevorzugtem Ablenkungsmanöver. Der Fahrer des Infiniti war von Pell gezwungen worden, den Notruf zu wählen und seine eigene Ermordung so-wie den Diebstahl seines Fahrzeugs zu melden. Dann war er nach Hause gefahren, hatte den Wagen in der Garage geparkt und in einem dunklen Zimmer gesessen, bis er von Pells Tod hörte.

O'Neil fügte hinzu, er werde ihr die Berichte der Spurenicherung vom Point Lobos Inn beziehungsweise Staute Park sowie vom Butterfly Inn schicken, in dem Pell und Jennie sich nach der Flucht aus dem Sea View Motel ein Zimmer genommen hatten.

Sie hatte sich gefreut, seine Stimme zu hören. Aber irgendwas stimmte nicht. Sein Tonfall war immer noch zu sachlich. Er war nicht verärgert, aber auch nicht besonders begeistert darüber, mit ihr zu reden. Sie hielt seine früheren Bemerkungen über Winston Kellogg zwar für unangebracht, wünschte sich aber gar keine Entschuldigung, sondern nur, dass die Wogen zwischen ihnen beiden sich wieder glätten würden.

»Ist bei dir alles klar?«, fragte sie. Manche Leute benötigten eine Aufforderung.

»Ja«, sagte er.

In diesem verfluchten Tonfall, der alles bedeuten konnte, von »wunderbar« bis »ich hasse dich«.

Sie schlug vor, er könne später ja mal auf dem Deck vorbeischauen.

»Geht nicht, tut mir leid. Anne und ich haben schon was vor.« Aha. Was vor.

Auch das konnte alles und nichts bedeuten. »Ich muss los. Ich wollte dir bloß wegen des Infiniti-Fahrers Bescheid geben.« »Danke. Mach's gut.« Klick...

Dance verzog das Gesicht, obwohl niemand sonst da war, und widmete sich einer Akte.

Zehn Minuten später steckte Winston Kellogg seinen Kopf zur Tür herein. Sie wies auf einen Stuhl, und er setzte sich. Er hatte sich nicht umgezogen; seine Kleidung war immer noch schmutzig und sandig. Als ihm ihre salzbefleckten Schuhe neben der Tür auffielen, zeigte er auf seine eigenen und lachte. »Haben Sie in Ihrem Schrank vielleicht auch was für mich?«

»Tut mir leid«, antwortete sie, ohne eine Miene zu verzieren. »Die sind alle Größe sechs.«

»Zu schade, diese Lindgrünen da sehen nicht schlecht aus.«

Sie besprachen den Papierkram, der erledigt werden musste. Außerdem würde die Schusswaffenkommission den Vorfall untersuchen. Dance fragte sich, wie lange Kellogg wohl noch in der Gegend bleiben würde, und erkannte, dass es mindestens vier oder fünf Tage sein mussten, ob er sie nun um eine Verabredung bat oder nicht. Die Kommission würde so lange benötigen, um sich auf einen Termin zu einigen, die Zeugen anzuhören und den Bericht zu verfassen. ... hinterher... Was meinst du?

Kellogg streckte sich, genau wie Dance vor einigen Minuten. Sein Gesicht ließ ein sehr schwaches Signal erkennen - er war beunruhigt. Das lag natürlich an der Schießerei. Dance hatte noch nie auf einen Verdächtigen geschossen, geschweige denn jemanden getötet. Sie hatte wesentlich dazu beigetragen, gefährliche Täter aufzuspüren, von denen manche bei dem Zugriff ums Leben gekommen waren. Andere waren in der Todeszelle gelandet. Aber das war nicht das Gleiche wie selbst eine Waffe auf jemanden zu richten und dessen Leben zu beenden.

Und Kellogg hatte dies innerhalb relativ kurzer Zeit nun sogar schon zweimal getan.

»Was steht als Nächstes an?«, fragte sie.

»Ich halte in Washington ein Seminar über religiösen Fundamentalismus ab - der hat viel mit der Kultmentalität gemeinsam. Danach mache ich ein paar Tage Urlaub. Selbstverständlich nur, falls nicht wieder ein Fall dazwischenkommt.« Er setzte sich bequemer hin und schloss die Augen.

Mit seiner schmutzigen Hose, dem zerzausten Haar und dem Anflug von Bartschatten sah er wirklich attraktiv aus, dachte Dance.

»Tut mir leid«, sagte er, öffnete die Augen und lachte. »Es gehört sich nicht, im Büro einer Kollegin einzuschlafen.« Das Lächeln war echt, und was auch immer ihn zuvor bedrückt haben mochte, war nun weg.

Dann hielt Kellogg inne und warf einen Blick über die Schulter. »Ach, eines noch. Heute muss ich Berichte schreiben, aber darf ich dich für morgen zum Abendessen einladen?«, fragte er leise, »letzt ist hinterher, weißt du noch?«

Sie zögerte. Du weißt doch, wie schlaue Verdächtige an ein Verhör herangehen, dachte sie. Sie überlegen sich vorher, welche Fragen gestellt werden könnten, und halten dafür Antworten bereit.

Doch obwohl sie gerade erst über diesen Punkt nachgedacht hatte, wurde sie von der Frage völlig kalt erwischt.

Und wie lautet die Antwort nun?, fragte sie sich.

»Morgen?«, wiederholte er und klang dabei schüchtern - was gar nicht zu einem Mann passen wollte, der soeben einen der schlimmsten Verbrecher in der Geschichte von Monterey County erschossen hatte.

Du musst etwas sagen, ermahnte sie sich. Ihr Blick glitt über die Fotos ihrer Kinder, ihrer Hunde, ihres verstorbenen Mannes. Sie dachte an Wes.

»Weißt du was?«, sagte sie schließlich. »Morgen passt prima.«

... Siebenundfünfzig

»Es ist vorbei«, sagte sie leise zu ihrer Mutter.

»Ich weiß. Michael hat uns beim CBI schon alles erzählt.«

Sie waren im Haus ihrer Eltern in Carmel. Die Familie hatte die sichere Zentrale verlassen dürfen.

»Hat die Rasselbande es auch schon gehört?«

Womit die Kinder gemeint waren.

»Ich hab es etwas verpackt. Ungefähr wie: Oh, eure Mom wird heute Abend nicht ganz so spät heimkommen, weil ihr lästiger Fall offenbar endlich geklärt und der Bösewicht aus dem Verkehr gezogen ist. Genaueres weiß ich auch nicht. So in etwa. Mags hat gar nicht darauf geachtet - sie übt ein neues Klavierstück für das Musiklager. Wes ist gleich zum Fernseher gelaufen, aber ich habe Stu gebeten, ihn nach draußen zu zerren und mit ihm Tischtennis zu spielen. Er scheint die Sache vergessen zu haben. Aber ich sage mit Absicht ‚scheint‘.«

»Ich werde ihn im Auge behalten. Und vielen Dank.«

Sie öffnete eine Dose Bier, verteilte den Inhalt auf zwei Gläser und gab eines davon ihrer Mutter.

Edie trank einen Schluck und runzelte die Stirn.
»Wann habt ihr Pell erwischt?«

Dance nannte ihr den ungefähren Zeitpunkt. »Wieso?«

Die Mutter warf einen Blick auf die Uhr. »Ich war mir sicher, dass ich gegen vier oder halb fünf jemanden im Garten gehört habe. Erst habe ich mir nichts dabei gedacht, aber dann habe ich mich gefragt, ob Pell womöglich unsere Adresse herausgefunden hat. Um sich zu rächen oder so. Das war ganz schön unheimlich. Trotz des Streifenwagens vor der Tür.«

Pell hätte natürlich nicht gezögert, ihnen wehzutun - wahrscheinlich hatte er es sogar vorgehabt -, aber das Timing passte nicht. Zu der fraglichen Zeit war er bereits bei Morton Nagles Haus oder zumindest dorthin unterwegs gewesen.

»Das kann er eigentlich nicht gewesen sein.«

»Dann war's wohl eine Katze. Oder der Hund der Perkins'. Die müssen sich angewöhnen, das Tier auf dem Grundstück zu behalten. Ich rede mal mit ihnen.«

Kathryn wusste, dass ihre Mutter das auch tun würde.

Dance rief ihre Kinder und scheuchte sie in den Nissan Pathfinder der Familie, in dem bereits die Hunde

warteten. Dann umarmte sie ihren Vater und vereinbarte mit ihm, dass sie ihn und Edie am Sonntagabend abholen und zu der Geburtstagsfeier im Marine Club fahren würde. Dance stellte sich als Fahrerin zur Verfügung, damit ihre Eltern das Fest genießen und so viel Champagner und Pinot Noir trinken konnten, wie sie wollten. Sie dachte daran, Winston Kellogg einzuladen, beschloss aber, noch damit zu warten. Mal sehen, wie die morgige »Hinterher«-Verabredung laufen würde.

Dann fiel ihr das heutige Abendessen ein. Sie hatte absolut keine Lust zu kochen. »Könntet ihr zwei euch für Pfannkuchen in Bayside begeistern?«

»Juhu!«, rief Maggie. Und fing an, laut zu überlegen, welchen Sirup sie wollte. Wes freute sich auch, war aber zurückhaltender.

Als sie das Restaurant erreicht und in einer der Nischen Platz genommen hatten, erinnerte Kathryn ihren Sohn daran, dass es seine Aufgabe war, für den kommenden Sonnagnachmittag -vor der Geburtstagsparty - das Familienprogramm auszuwählen. »Also, was schwebt dir vor?«

»Ich weiß es noch nicht.« Wes las lange in der Speisekarte. Maggie wollte für die Hunde Pfannkuchen zum Mitnehmen. Dance erklärte, dass sie nicht hier seien, um die Wiedervereinigung mit Dylan und Patsy zu feiern, sondern dass sie einfach keine Lust gehabt habe, sich an den Herd zu stellen.

Als die großen, dampfenden Teller kamen, fragte Wes: »Ach, hast du schon von diesem Festival gehört? Den Booten?«

»Welchen Booten?«

»Opa hat uns davon erzählt. In der Bucht gibt es eine Bootssparade und in der Cannery Row ein Konzert.«

Dance erinnerte sich, irgendwas über ein John Steinbeck-Festival gelesen zu haben. »Ist das am Sonntag? Möchtest du dorthin?«

»Es findet morgen Abend statt«, sagte Wes. »Das wird bestimmt lustig. Können wir hingehen?«

Dance musste innerlich lachen. Er hatte unmöglich von ihrer Verabredung mit Kellogg wissen können. Oder etwa doch? Sie hatte hinsichtlich der Kinder oft gewisse Eingebungen; warum sollte das nicht auch umgekehrt funktionieren?

Kathryn goss sich Sirup über die Pfannkuchen und gönnte sich sogar ein Stück Butter. Sie wollte Zeit schinden. »Morgen? Lass mich mal nachdenken.«

Ihr erster Impuls beim Anblick von Wes' ernstem Gesicht war, Kellogg anzurufen und die Verabredung zu verschieben oder sogar ganz abzusagen.

Manchmal ist das eben einfacher...

Sie hielt Maggie davon ab, ihre Pfannkuchen in einer erschreckend großen Pfütze aus Blaubeer- und Erdbeersirup zu ertränken, sah dann Wes an und sagte spontan: »Ach, da fällt mir ein, Schatz, ich kann nicht. Ich hab schon was vor.«

»Oh.«

»Aber ich bin sicher, Opa geht gern mit euch hin.«

»Was machst du denn? Triffst du dich mit Connie? Oder Martine? Vielleicht möchten sie ja mitkommen. Wir könnten alle hingehen. Sie könnten die Zwillinge mitbringen.« »Ja, die Zwillinge, Mom!«, rief Maggie.

Dance setzte die innere Debatte fort. Sie hörte die Worte ihrer Therapeutin: Kathryn, Sie dürfen nicht auf den Inhalt dessen achten, was er sagt. Eltern neigen zu der Ansicht, ihre Kinder würden stichhaltige Einwände gegen potenzielle Stiefeltern oder auch nur gelegentliche Verabredungen erheben. So dürfen Sie nicht denken. Was ihn stört, ist der Verrat, den Sie seiner Meinung nach am Andenken seines Vaters begehen. Das hat nichts mit der Person des jeweiligen Partners zu tun.

Sie traf eine Entscheidung. »Nein, ich werde mit dem Mann zu Abend essen, mit dem ich zusammenarbeite.«

»Agent Kellogg«, sagte der Junge sofort.

»Genau. Er muss bald zurück nach Washington, und ich wollte ihm dafür danken, wie gut er uns unterstützt hat.«

Sie kam sich ein wenig schäbig vor, weil sie so großzügig andeutete, Kellogg wohne weit weg und stelle daher keine langfristige Bedrohung dar. (Und sie nahm an, dass der sensible Wes mühelos zu der voreiligen Schlussfolgerung gelangen könnte, Dance habe bereits vor, sie von Freunden und Familie loszureißen und mit ihnen von der Halbinsel in die amerikanische Hauptstadt überzusiedeln.)

»Okay«, sagte der Junge, schnitt ein Stück Pfannkuchen ab und kaute nachdenklich darauf herum. Dance nutzte seinen Appetit als Barometer seiner Stimmung.

»He, du mein Sohn, was ist los mit dir?«

»Nichts.«

»Opa wird liebend gern mit euch die Boote anschauen gehen.« »Sicher.«

Dann stellte sie noch eine spontane Frage. »Magst du Winston denn nicht?« »Er ist okay.«

»Du kannst es mir ruhig sagen.« Allmählich verging auch ihr der Appetit. »Ich weiß nicht... Er ist nicht wie Michael.«

»Nein, ist er nicht. Aber es gibt nicht viele Leute wie Michael.« Den lieben Freund, der zurzeit meine Anrufe nicht erwidert. »Das heißt aber nicht, dass ich nicht mit jemandem zu Abend essen kann, oder?«

»Mag sein.«

Sie aßen einige Minuten lang. »Maggie kann ihn auch nicht leiden«, platzte es dann aus Wes heraus.

»Das hab ich gar nicht gesagt! Behauptet nicht Sachen, die ich nicht gesagt habe.«

»Hast du wohl. Du hast gesagt, er habe einen Schmerbauch.«

»Hab ich nicht!« Doch ihre roten Wangen verrieten Dance das Gegenteil.

Sie lächelte und legte die Gabel hin. »He, ihr beiden, hört mal. Ob ich mit jemandem zu Abend esse oder nicht oder ob ich sogar mit ihm ins Kino gehe, wird nichts bei uns ändern. Nicht unser Haus, nicht unsere Hunde, nicht unser Leben. Gar nichts. Das ist ein Versprechen. Okay?«

»Okay«, sagte Wes. Es klang etwas halbherzig, aber er schien nicht vollkommen vom Gegenteil überzeugt zu sein.

Doch nun war Maggie beunruhigt. »Wirst du denn nie wieder heiraten?«

»Mags, wie kommst du denn darauf?«

»Einfach so.«

»Ich kann mir nicht mal vorstellen, je wieder zu heiraten.«

»Das ist kein klares Nein«, murmelte Wes.

Diese Reaktion war eines Verhörspezialisten würdig. Dance musste lachen. »Tja, das ist aber meine Antwort. Ich kann es mir nicht mal vorstellen.«

»Ich will Brautjungfrau sein«, sagte Maggie.

»Brautjungfer«, korrigierte Dance.

»Nein, ich hab das im Fernsehen gesehen. Die heißen jetzt neuendings so.«

»Neuerdings«, berichtigte ihre Mutter abermals. »Doch unsere Pfannkuchen werden kalt und der Eistee warm. Und vergesst nicht den Plan für Sonntag. Du musst dir etwas überlegen.«

»Werd ich.« Wes schien beruhigt zu sein.

Dance aß auf und war richtig stolz auf diesen kleinen Sieg: Sie war ihrem Sohn gegenüber ehrlich gewesen und hatte seine Einwilligung zu der Verabredung erhalten. Es schien kurios, aber diese Kleinigkeit wog für sie einen Großteil der Schrecken des vergangenen Tages wieder auf.

Aus einer Laune heraus gab sie Maggies letzter Bitte doch noch nach und bestellte für jeden der Hunde ein Stück Wurst und einen Pfannkuchen, allerdings ohne Sirup. Das Mädchen servierte den beiden das Mahl im Laderaum des Pathfinder. Dylan, der Schäferhund, schläng seine Portion mit wenigen Bissen herunter, während die damenhafte Patsy die Wurst vornehm verspeiste, den Pfannkuchen dann zu einem völlig unerreichbaren Spalt hin-ter der Rückbank trug und ihn dort für schlechte Zeiten verstaute.

Daheim verbrachte Dance die nächsten Stunden mit lästiger Hausarbeit und nahm einige Anrufe entgegen, darunter einen von Morton Nagle, der sich noch einmal dafür bedankte, was sie für seine Familie getan hatte.

Winston Kellogg rief nicht an, was gut war (denn es hieß, dass die Verabredung noch galt).

Michael O'Neil rief auch nicht an, was nicht so gut war.

Rebecca Sheffields Zustand war nach der umfangreichen Operation stabil. Sie würde die nächsten sechs oder sieben Tage unter Bewachung im Krankenhaus liegen und sich später noch weiteren Operationen unterziehen müssen.

Dance sprach eine Weile mit Martine Christensen über ihre gemeinsame Internetseite »American Tunes« und dann, nachdem alle Arbeit getan war, kam die Zeit für den Nachtisch: Popcorn, das gut zu dem süßen Abendessen passte. Dance suchte eine »Wallace und Gromit«-Videokassette heraus und spulte sie zurück. Dann gelang es ihr in letzter Sekunde, das Popcorn aus der Mikrowelle vor der Massenvernichtung zu retten, bevor die Verpackung in Flammen aufging, wie letzte Woche.

Sie schüttete den Inhalt in eine Schale, als schon wieder das Telefon klingelte.

»Mom«, sagte Wes ungeduldig. »Ich komme um vor Hunger.« Sie liebte diesen Tonfall bei ihm. Es bedeutete, dass Wes nicht mehr unglücklich war.

»Das ist TJ«, verkündete sie und klappte ihr Mobiltelefon auf.

»Grüß ihn von mir«, sagte der Junge und stopfte sich eine Handvoll Popcorn in den Mund.

»Wes lässt schön grüßen.«

»Danke, zurück. Ach, und sag ihm, dass ich bei ‚Zarg‘ Stufe acht erreicht habe.« »Ist das gut?«

»Du machst dir ja keine Vorstellung.«

Dance richtete die Botschaft aus, und Wes' Augen leuchteten auf. »Acht? Niemals!« »Er ist beeindruckt. Also, was gibt's? Wer kriegt das ganze Zeug?« »Welches Zeug‘ meinst du?«

»Spuren, Berichte, E-Mails, alles. Das volle Programm, weißt du noch?«

Er meinte, für den Abschlussbericht. Der würde bei diesem Fall im Hinblick auf die zahlreichen Straftaten und den zwischenbehördlichen Papierkram sehr umfangreich ausfallen. Dance hatte den Fall geleitet, und das CBI war in erster Linie zuständig.

»Ich. Nun ja, ich sollte sagen, wir.«

»Die erste Antwort hat mir besser gefallen, Boss. Ach, übrigens, erinnerst du dich noch an >Nimue<?« Das geheimnisvolle Wort... »Was ist damit?«

»Ich habe gerade einen weiteren Verweis darauf gefunden. Soll ich ihm nachgehen?«

»Ist wohl besser. Damit alle Klarheiten beseitigt sind, sozusagen.«

»Reicht morgen? Das heute Abend ist kein richtiges Rendezvous, aber Lucretia könnte die Frau meiner Träume sein.«

»Du gehst mit jemandem namens Lucretia aus? Da wirst du dich konzentrieren müssen... Weißt du was? Bring mir das volle

Programm vorbei. Und das Nimue-,Zeug‘. Ich fang schon mal damit an.«

»Boss, du bist die Beste. Und du bist jetzt schon zur Hochzeit eingeladen.«

... Freitag

...Achtundfünfzig

Kathryn Dance saß draußen vor dem Bay View Restaurant unweit des Fisherman's Wharf in Monterey. Sie trug ein schwarzes Kostüm und eine weinrote Bluse, worin ihr in diesem Moment nicht besonders warm war.

Das Lokal wurde seinem Namen gerecht und bot einen Postkartenausblick auf die gesamte Küste bis hinauf nach Santa Cruz, das jedoch momentan nicht zu sehen war. Der frühe Morgen war ein perfektes Beispiel für das bisweilen trübe Juniwetter der Halbinsel. Dichter Nebel, der wie der Rauch eines Feuers aus feuchtem Holz wirkte, umgab die Kaianlage. Die Temperatur betrug dreizehn Grad.

Gestern Abend war Kathryn in Hochstimmung gewesen. Daniel Pell war gestoppt worden, Linda würde wieder gesund werden, Nagle und seine Familie hatten überlebt. Sie und Winston Kellogg hatten eine Verabredung für »hinterher« getroffen.

Heute jedoch sah alles anders aus. Ein dunkler Schatten hing über ihr, und sie konnte ihn einfach nicht abschütteln. Das lag nicht am Wetter, sondern hatte viele Gründe, darunter nicht zuletzt die Planung der Gedenkfeiern und Beisetzungen der im Gerichtsgebäude ermordeten Aufseher, der Deputies, die am Vortag beim Point Lobos Inn gestorben waren, und auch Juan Millars.

Sie trank einen Schluck Kaffee. Und blickte überrascht auf, als ein Kolibri aus dem Nichts auftauchte und seinen Schnabel in das Futterhäuschen steckte,

das an der Seite des Restaurants neben einer üppigen Gartenie hing. Ein anderer Vogel flog herbei und ver-scheuchte den ersten. Es waren hübsche Geschöpfe, wahre Schmuckstücke, aber sie konnten gemein wie Schrottplatz-hunde sein.

Dann hörte sie: »Hallo.«

Winston Kellogg trat von hinten an sie heran, legte ihr einen Arm um die Schultern und küsst sie auf die Wange. Nicht zu nah am Mund, nicht zu weit davon entfernt. Sie lächelte und umarmte ihn. Er setzte sich.

Dance winkte der Kellnerin, die ihre Tasse nachfüllte und auch Kellogg einen Kaffee einschenkte.

»Ich hab ein paar Nachforschungen über die Gegend angestellt«, sagte Kellogg. »Ich dachte, wir könnten heute Abend nach Big Sur fahren. Zu einem Laden namens Ventana.«

»Es ist wunderschön dort. Ich war schon seit Jahren nicht mehr da. Die Küche ist erstklassig. Aber es ist ziemlich weit von hier.«

»Ich bin zu allen Schandtaten bereit. Wir müssen den Highway eins nehmen, nicht wahr?«

Womit sie genau am Point Lobos Inn vorbeikommen würden. Dance dachte sofort an die Schüsse, das Blut und an Daniel Pell, der auf dem Rücken lag und aus matten blauen Augen blicklos in den dunkelblauen Himmel starrte.

»Danke, dass du so früh aufgestanden bist«, sagte sie.

»Frühstück und Abendessen mit dir. Die Freude ist ganz auf meiner Seite.«

Sie lächelte erneut. »Also, Folgendes: TJ hat endlich eine Erklärung für >Nimue< gefunden, glaube ich.«

Kellogg nickte. »Das Wort, nach dem Pell von Capitola aus gesucht hat.«

»Zuerst dachte ich, es sei ein Pseudonym, dann kam ich auf die Idee, es könnte etwas mit diesem Computer-

spiel zu tun haben, >Nimue< mit X, das gerade so beliebt ist.«

Der Agent schüttelte den Kopf.

»Offenbar spielt es heutzutage jeder. Ich hätte mich an die Experten wenden sollen - meine Kinder. Wie dem auch sei, ich hatte mir überlegt, Pell und Jimmy könnten zu den Croytons gegangen sein, um irgendeine wertvolle Software zu stehlen, und mir fiel ein, dass Reynolds mir erzählt hatte, Croyton habe all seine Forschungsergebnisse und Programme der Universität von Monterey Bay vermacht. Ich dachte, dass es in den dortigen Archiven vielleicht etwas gäbe, das Pell ursprünglich an sich bringen wollte. Aber nein, wie sich herausgestellt hat, ist Nimue etwas anderes.« »Was denn?«

»Wir sind uns nicht ganz sicher. Ich brauche dabei deine Hilfe. TJ hat in Jennie Marstons Computer eine Datei entdeckt. Der Name war« - Dance zog einen Zettel aus der Tasche und las es ab - »Zitat: >Nimue - Kultselbstmord in L. A.<.«

»Und was stand drin?«

»Das ist das Problem. Er hat versucht, die Datei zu öffnen. Aber sie wird durch ein Passwort geschützt. Wir müssten sie an das CBI-Hauptquartier in Sacramento schicken, um sie knacken zu lassen, aber das würde, ehrlich gesagt, Wochen dauern. Der Inhalt ist womöglich gar nicht wichtig, doch ich würde ihn schon gern erfahren. Ich hatte gehofft, du hättest jemanden beim FBI, der die Datei etwas schneller für uns entschlüsseln könnte.«

Kellogg erzählte ihr, er kenne einen Computerfachmann bei der FBI-Dienststelle San Jose, mitten im Silicon Valley. »Falls überhaupt jemand das Ding öffnen kann, dann er. Ich schicke es noch heute an ihn.«

Sie bedankte sich und übergab ihm den Laptop, der in einer Plastiktüte steckte, an der eine Registrierkarte der

Spurensicherung hing. Kellogg trug sich auf der Karte ein und stellte die Tüte neben sich ab.

Dance winkte abermals der Kellnerin. Sie selbst bekam an diesem Morgen nur ein Stück Toast hinunter, aber Kellogg bestellte sich ein komplettes Frühstück.

»Und jetzt erzähl mir von Big Sur«, sagte er. »Es soll dort sehr hübsch sein.«

»Atemberaubend«, sagte sie. »Einer der romantischsten Orte, die man sich vorstellen kann.«

Kathryn Dance war in ihrem Büro, als Winston Kellogg um siebzehn Uhr dreißig kam, um sie zu der Verabredung abzuholen. Er war leger gekleidet und passte damit gut zu Dance - beide trugen braune Jacken, helle Hemden und Jeans. Seine blau, ihre schwarz. Das Ventana war ein gehobenes Gasthaus, Restaurant und Wein gut, aber sie befanden sich hier schließlich in Kalifornien. Anzug und Krawatte brauchte man lediglich in San Francisco, Los Angeles und Sacramento.

Und natürlich bei Beerdigungen, musste Dance unwillkürlich denken.

»Lass uns zuerst das Berufliche regeln.« Er öffnete seinen Aktenkoffer und gab ihr die Beweismitteltasche mit dem Computer, der im Butterfly Inn sichergestellt worden war.

»Ach, du hast es schon erledigt?«, fragte sie. »Das Geheimnis von Nimue steht also kurz vor seiner Enthüllung.«

Er verzog das Gesicht. »Leider nicht, ich bedauere.«

»Gar nichts?«, fragte sie.

»Die Datei war entweder absichtlich mit wirrem Zeug gefüllt, oder man hat sie mit einer Löschbombe versehen, sagen meine Leute.«

»Eine Löschbombe?«

»Eine digitale Sprengladung. Als TJ versucht hat, die Datei zu öffnen, hat der Inhalt sich in Grütze verwandelt. So haben die Techniker es jedenfalls genannt.«

»Grütze.«

»Eine Folge zufälliger Buchstaben und Zeichen.« »Und man kann sie nicht wiederherstellen?« »Nein. Und glaub mir, diese Jungs sind die besten der ganzen Branche.«

»Es wird wohl ohnehin nichts an den Fakten ändern«, sagte Dance und zuckte die Achseln. »Ich hätte nur gern alle offenen Punkte geklärt.«

Er lächelte. »Ich bin genauso. Ich hasse es, wenn es Überbleibsel gibt. So nenne ich die Dinger.«

»Überbleibsel. Ja, das passt.«

»Können wir los?«

»Einen Moment noch.« Sie stand auf und ging zur Tür. Auf dem Flur standen Albert Stemple und TJ.

Sie schaute zu den beiden, seufzte und nickte.

Der massive, kahl geschorene Kollege betrat das Büro, dicht gefolgt von TJ.

Beide Männer zogen ihre Pistolen - Dance brachte es einfach nicht übers Herz -, und binnen weniger Sekunden war Winston Kellogg entwaffnet und mit Handschellen gefesselt.

»Was, zum Teufel, soll das?«, tobte er.

Dance beantwortete die Frage und war überrascht, wie ruhig ihre Stimme klang, als sie sagte: »Winston Kellogg, ich verhafte Sie wegen Mordes an Daniel Pell.«

... Neunundfünfzig

Sie saßen in Raum 3, dem von Dance bevorzugten Verhörzimmer der CBI-Dienststelle in Monterey. Es war etwas größer als das andere (das Raum 1 hieß; einen Raum 2 gab es nicht). Und die verspiegelte Scheibe war etwas blander. Es besaß außerdem ein kleines Fenster, und wenn der Vorhang geöffnet war, konnte man draußen einen Baum sehen. Dance benutzte diesen Ausblick manchmal, um die Befragten abzulenken oder ihnen

Reaktionen zu entlocken. An diesem Tag war der Vorhang geschlossen.

Dance und Kellogg waren allein. Hinter dem Spiegel stand eine Videokamera und zeichnete alles auf. Auch TJ und Charles Overby waren dort verborgen, wenngleich der Spiegel natürlich auf zusätzliche Beobachter schließen ließ.

Winston Kellogg hatte auf einen Anwalt verzichtet und war bereit zu reden. Was er mit schaurig ruhiger Stimme tat (in praktisch dem gleichen Tonfall wie Daniel Pell während des Verhörs, dachte Dance beunruhigt). »Kathryn, schalten wir doch mal einen Gang zurück, ja? Ging das? Ich weiß nicht, was Sie vermuten, aber dies ist nicht der geeignete Weg, damit umzugehen. Glauben Sie mir.«

Hinter diesen Worten steckte Arroganz - und, als logische Folge, ein Verrat. Sie bemühte sich, den Schmerz zu verdrängen, und erwiderte einfach: »Lassen Sie uns anfangen.« Dann setzte sie die Brille mit dem schwarzen Gestell auf, die »Raubtierbrille«.

»Vielleicht liegen Ihnen irgendwelche falschen Informationen vor. Warum verraten Sie mir nicht, worin das angebliche Problem besteht, und dann sehen wir ja, was wirklich los ist?« Als würde er mit einem Kind reden.

Sie musterte Winston Kellogg eingehend. Das ist ein Verhör wie jedes andere, ermahnte sie sich. Obwohl es das natürlich nicht war. Hier saß ein Mann, der sie persönlich belogen und zu dem sie sich hingezogen gefühlt hatte. Jemand, der sie benutzt hatte, genau wie Daniel Pell es bei... nun ja, allen Leuten getan hatte.

Dann schob sie ihre eigenen Gefühle beiseite, so schwierig das auch sein mochte, und konzentrierte sich auf die bevorstehende Aufgabe. Sie würde seinen Widerstand brechen. Und nichts konnte sie davon abhalten.

Weil sie ihn mittlerweile gut kannte, ging die Analyse schnell vonstatten.

Erstens, welchen Status besitzt er bei dem fraglichen Verbrechen? Er ist ein Mordverdächtiger.

Zweitens, hat er ein Motiv zu lügen? Ja.

Drittens, was für eine Persönlichkeit ist er? Extrovertiert, denkend, beurteilend. Ich kann ihn so hart rannehmen wie nötig.

Viertens, was für eine Lügnerpersönlichkeit ist er? Ein Machiavellist. Er ist intelligent, hat ein gutes Gedächtnis, beherrscht die Methoden der Täuschung und wird all diese Fähigkeiten einsetzen, um zum eigenen Vorteil zu lügen. Falls er dabei ertappt wird, gibt er die Lüge auf und benutzt andere Waffen, um die Schuld abzuwälzen, Drohungen auszustoßen oder Angriffe zu starten. Er wird beleidigend und gönnerhaft auftreten, um mich zu zermürben und meine eigenen Emotionen auszunutzen - ein dunkles Spiegelbild meiner Arbeit als Verhörspezialistin. Er wird versuchen, an Informationen zu gelangen, die er später gegen mich verwenden kann.

Bei Machiavellisten war größte Vorsicht geboten.

Der nächste Schritt der kinesischen Analyse würde die Bestimmung der Stressphase sein, in der er sich bei seinen Lügen befand -Wut, Verleugnung, Niedergeschlagenheit oder Aushandeln wollen -, und die Vertiefung des jeweiligen Gesprächsthemas, sobald Kathryn eine Unwahrheit auffiel.

Aber hier kam das Problem. Sie war eine der besten Kinesik-Expertinnen des Landes, und doch hatte sie Kelloggs Lügen nicht bemerkt, die er sowohl ihr selbst als auch anderen in Dances Gegenwart aufgetischt hatte. Er griff größtenteils nicht zu direkten Unwahrheiten, sondern wich lieber aus - und das Zurückhalten einer Information ist die Art von Täuschung, die sich am schwierigsten entdecken lässt. Noch wichtiger jedoch war, dass Kellogg ihrer Meinung nach zu den seltenen Individuen gehörte, die nahezu immun gegen kinesische

Analytiker und Lügendetektor-Spezialisten sind: ganz besondere Täter, wie Geisteskranke und Serienmörder.

Auch Eiferer fallen in diese Kategorie.

Und für einen solchen hielt sie Winston Kellogg inzwischen. Nicht wie ein Kultführer, aber ebenso fanatisch und gefährlich -ein Mann, der von der Rechtschaffenheit seines Handelns überzeugt war.

Dennoch musste sie ihn knacken. Sie wollte zur Wahrheit vordringen, und um das zu tun, musste Dance die Stresssignale erkennen, die ihr die nächsten Ansatzpunkte verraten würden.

Also griff sie an. Hart und schnell.

Sie holte ein digitales Diktiergerät aus der Handtasche, stellte es zwischen ihnen auf den Tisch und drückte die Abspieltaste.

Man hörte das Freizeichen eines Telefons. »Technik, Rick Adams am Apparat.« »Mein Name ist Kellogg, aus der Neunten Straße. MVCC.« »Guten Tag, Agent Kellogg. Was kann ich für Sie tun?« »Ich bin bei Ihnen in der Gegend und habe ein Problem mit meinem Computer. Es geht um eine geschützte Datei. Der Kerl, der sie mir geschickt hat, kann sich nicht mehr an das Passwort erinnern. Es ist ein Rechner mit Windows XP.« »Klar, kein Problem. Ich kümmere mich darum.« »Ich würde mit so einem privaten Anliegen lieber nicht auf Ihre Abteilung zurückgreifen. In der Zentrale wird das gar nicht gern gesehen.«

»Tja, es gibt in Cupertino eine gute Firma, an die wir auch manchmal Aufträge vergeben. Aber die sind nicht billig.«

»Sind sie schnell?«

»Bei so einer Datei? Aber ja.«

»Prima. Bitte geben Sie mir die Telefonnummer.«

Dance schaltete das Diktiergerät ab.

»Interessant«, sagte Kellogg und neigte den Kopf. »Das klingt wie jemand, der meine Stimme nachmacht.« Er blieb ruhig.

Er ist gut, dachte sie, obwohl die Pause zwischen seinem ersten Wort und dem Rest sie vermuten ließ, dass er angestrengt nachdachte, während er sich eine glaubhafte Reaktion zurechtlegte.

»Die Stimmanalyse wird in einigen Stunden vorliegen«, sagte sie.

»Oh, die kann man fälschen. Es gibt entsprechende Untersuchungen... Wer würde mich wohl in Misskredit bringen wollen?, frage ich mich. Wissen Sie, ich habe einen Haufen Feinde.«

»Winston, Pell hat nichts über Nimue oder Selbstmorde geschrieben. Ich habe die Datei gestern Abend selbst angelegt.«

Er konnte sie nur anstarren.

»Nimue war eine falsche Fährte«, sagte sie. »Es gab nichts Diesbezügliches in Jennies Computer, bis ich es dort platziert habe. TJ hatte zwar einen Verweis auf Nimue gefunden, aber das war lediglich ein Zeitungsartikel über eine Frau namens Alison Sharpe. Ein Interview in einem Lokalblatt in Montana ->Mein Monat mit Daniel Pell<, irgendwie so was. Die beiden haben sich vor ungefähr zwölf Jahren in San Francisco kennengelernt, wo sie unter dem Namen Nimue in einer Gruppe lebte, die ähnlich wie Pells spätere Familie war. Der Anführer benannte seine Leute nach Gestalten der Artus-Legende. Alison und Pell trampeten kreuz und quer durch den Staat, aber sie verließ ihn, nachdem er in Redding unter Mordverdacht verhaftet worden war. Pell kannte vermutlich nicht ihren Nachnamen und hat daher nach den einzigen beiden Namen gesucht, die er kannte, nämlich Alison und Nimue. Er hatte wahrscheinlich vor, die Frau aufzuspüren und zu töten, weil sie wusste, wo sein Berggipfel lag.«

»Also haben Sie die Datei gefälscht und mich gebeten, bei ihrer Entschlüsselung behilflich zu sein. Warum die Maskerade, Kathryn?«

»Das werd ich Ihnen sagen. Wissen Sie, die Körpersprache beschränkt sich nicht nur auf die Lebenden. Man kann auch aus der Haltung eines Leichnams eine Menge entnehmen. TJ hat mir gestern Abend alle Akten des Falls für den Abschlussbericht gebracht, darunter auch die Tatortfotos vom Point Lobos Inn und dem Strand. Irgendetwas stimmte da nicht. Pell war nicht hinter den Felsen versteckt, sondern lag im Freien auf dem Rücken. Seine Beine waren gebeugt, und an seinen feuchten Knien haftete Sand. An beiden Knien, nicht bloß an einem. Das war seltsam. Man duckt sich, wenn man in Deckung geht, oder behält zumindest einen Fuß auf dem Boden. Ich hatte exakt die gleiche Körperhaltung schon bei einem anderen Fall gesehen. Es ging dabei um einen Mann, der von einer Bande hingerichtet worden war; bevor man ihn erschossen hat, musste er sich hinknien und um Gnadebetteln. Wieso sollte Pell seine Deckung verlassen, auf beide Knie fallen und auf Sie schießen?«

»Ich weiß nicht, wovon Sie da reden.« Ohne jede Regung.

»Und laut dem Bericht der Gerichtsmedizin ergeben die nach unten gerichteten Projektilkanäle in Pells Leib, dass der andere Schütze aufrecht gestanden und sich nicht geduckt hat. Falls das ein echter Schusswechsel gewesen wäre, hätten Sie sich in einer geduckten Verteidigungshaltung befunden... Und ich habe mich an die Abfolge der Geräusche erinnert. Zuerst ging die Blendgranate los, und dann hörte ich nach einer Verzögerung die Schüsse. Nein, ich glaube, Sie haben gesehen, wo er war, haben die Granate geworfen, sind schnell vorgestossen und haben ihn entwaffnet. Dann ließen Sie ihn sich hinknien und haben ihm Ihre Handschellen hingewor-

fen, mit denen er sich fesseln sollte. Als er danach griff, haben Sie ihn erschossen.«

»Lächerlich.«

Sie fuhr unbeirrt fort. »Überhaupt, die Granate. Nach dem Einsatz im Sea View Motel hätten Sie sämtliches Material zurückgeben müssen. Das ist das Standardverfahren. Warum haben Sie sie behalten? Weil Sie auf eine Gelegenheit gewartet haben, sich ihn zu schnappen und ihn zu töten.« Sie hob eine Hand. »Aber ob meine Theorie nun lächerlich ist oder nicht, Pells Tod hat Fragen aufgeworfen. Und denen bin ich nachgegangen. Ich wollte mehr über Sie wissen und habe mir von einem Freund meines Mannes in der Neunten Straße Ihre Akte besorgt. Darin bin ich auf einige interessante Einträge gestoßen. Bei der versuchten Festnahme mutmaßlicher Kultführer sind Sie bereits mehrmals an Schießereien beteiligt gewesen, in deren Verlauf die Verdächtigen ums Leben gekommen sind. Und zwei Kultführer haben unter fragwürdigen Umständen Selbstmord begangen, während Sie für die jeweils zuständigen Strafverfolgungsbehörden als Berater tätig waren.

Der Selbstmord in Los Angeles war der merkwürdigste. Eine Frau, die einen Kult geleitet hat, brachte sich durch einen Sprung aus ihrer Wohnung im fünften Stock um, nur zwei Tage, nachdem Sie eingetroffen waren, um dem LAPD behilflich zu sein. Aber komisch - bis dahin hatte niemand die Frau je von Selbstmord reden gehört. Es gab keinen Abschiedsbrief und, ja, es wurde gegen sie ermittelt, aber nur wegen Steuerhinterziehung. Kein Grund, sich gleich umzubringen.

Also musste ich Sie testen, Winston, und habe dieses Dokument angelegt.«

Die Datei enthielt eine gefälschte E-Mail, in der ein Mädchen namens Nimue behauptete, sie habe dem Kult der Selbstmörderin angehört und verfüge über Informa-

tionen, die belegen würden, dass die Frau nicht freiwillig aus dem Fenster gesprungen sei.

»Ich habe mir einen Abhörbeschluss für Ihr Telefon besorgt, die Datei mit einem simplen Windows-Passwort gesichert und den Computer an Sie ausgehändigt, um zu sehen, was Sie tun würden. Falls Sie mir die Entschlüsselung der Datei und ihren Inhalt gemeldet hätten, wäre die Sache damit erledigt gewesen, und wir beide wären nun unterwegs nach Big Sur.

Aber nein, Sie haben mit dem Techniker telefoniert, Sie haben die Datei gelesen. Es gab keine Löschbombe. Keine Grütze. Sie haben das Dokument eigenhändig vernichtet. Natürlich mussten Sie das tun. Sie haben befürchtet, wir würden mitkriegen, dass Ihr Leben in den letzten sechs Jahren daraus bestanden hat, im ganzen Land herumzureisen und Leute wie Daniel Pell zu ermorden.«

Kellogg lachte auf. Nun gab es zum ersten Mal eine schwache kinesische Abweichung; der Tonfall war anders. Ein besonderer Verdächtiger, ja, aber er empfand allmählich Stress. Sie hatte einen wunden Punkt getroffen.

»Bitte, Kathryn. Warum, um alles in der Welt, sollte ich so etwas tun?«

»Wegen Ihrer Tochter.« Sie sagte dies nicht ohne eine gewisse Anteilnahme.

Und die Tatsache, dass er nicht reagierte, sondern lediglich ihrem Blick standhielt, als empfinde er großen Schmerz, war ein -wenn auch nur winziger - Hinweis darauf, dass sie sich der Wahrheit näherte.

»Es braucht viel, um mich zum Narren zu halten, Winston. Und Sie sind sehr, sehr gut. Die einzige Abweichung von Ihrem üblichen Verhalten, die mir je aufgefallen ist, hatte mit dem Thema Kinder und Familie zu tun. Aber ich habe mir nicht viel dabei gedacht. Zuerst nahm ich an, es liege an der Verbindung zwischen uns. Ich bin

davon ausgegangen, Sie würden sich in Gegenwart von Kindern unbehaglich fühlen und mit der Vorstellung ringen, dass diese ein Teil Ihres Lebens werden könnten.

Dann haben Sie vermutlich gemerkt, dass ich neugierig oder misstrauisch war, und mir gestanden, Sie hätten gelogen und in Wahrheit eine Tochter gehabt, die leider verstorben sei. Das ist ein verbreiteter Trick - eine Lüge zu gestehen, um eine andere dadurch zu vertuschen. Und was war die Lüge? Ihre Tochter ist zwar bei einem Autounfall umgekommen, aber die genauen Umstände haben Sie verschwiegen. Offenbar haben Sie den Polizeibericht in Seattle verschwinden lassen, denn er ist dort unauffindbar, aber TJ und ich konnten uns die Geschichte trotzdem aus diversen Quellen zusammenreißen.

Ihre Tochter ist mit sechzehn von zu Hause weggelaufen, weil Sie und Ihre Frau sich scheiden lassen wollten, und bei einer Gruppe in Seattle gelandet, ganz ähnlich wie Pells Familie. Dort war sie ungefähr sechs Monate. Dann haben sie und drei andere Kultmitglieder gemeinschaftlich Selbstmord begangen, weil der Anführer sie wegen angeblich mangelnder Loyalität rausgeworfen hatte. Die vier haben sich mit ihrem Wagen in den Puget Sound gestürzt.«

Der Gedanke, man könne aus der eigenen Familie verbannt werden, hat etwas ungeheuer Erschreckendes an sich...

»Danach sind Sie der MVCC beigetreten und haben es sich zur Lebensaufgabe gemacht, solche Leute aufzuhalten. Nur dass das Gesetz manchmal nicht greifen konnte und Sie es in die eigenen Hände nehmen mussten. Bevor Sie hergekommen sind, waren Sie in Chicago. Ich habe mit einem Freund bei der dortigen Polizei telefoniert. Sie sind als Kultexperte in beratender Funktion tätig gewesen. In dem Bericht steht, Sie hätten ausgesagt, der Verdächtige habe auf Sie geschossen und Sie

hätten >die Bedrohung ausschalten müssen. Aber ich glaube nicht, dass er geschossen hat. Ich glaube, Sie haben ihn getötet und sich dann selbst eine Verletzung zugefügt.« Sie tippte sich an den Hals, wo er den Verband trug. »Was daraus einen Mord macht, genau wie bei Pell.«

Sie wurde wütend. Es überkam sie ganz plötzlich, wie ein heißer Sonnenstrahl, der durch eine Lücke in der Wolkendecke fiel. Krieg dich unter Kontrolle, ermahnte sie sich. Nimm dir ein Beispiel an Daniel Pell.

Nimm dir ein Beispiel an Winston Kellogg.

»Die Familie des Toten hat Anzeige erstattet. Die Angehörigen behaupten, er sei in eine Falle gelockt worden. Sicher, er hatte ein langes Strafregister, ebenso wie Pell. Aber er hat nie eine Schusswaffe angerührt. Er hatte Angst vor der Strafverschärfung, die bei Einsatz einer tödlichen Waffe droht.«

»Er hat lange genug eine angerührt, um damit auf mich zu schießen.«

Eine kaum merkliche Verlagerung von Kelloggs Fuß. Fast unsichtbar, aber es signalisierte Stress. Demnach war er nicht vollständig immun gegen ihre Art der Befragung.

Und seine Antwort war gelogen.

»Wir werden mehr wissen, nachdem wir die Akten überprüft haben. Und wir stehen auch mit anderen Behörden in Verbindung, Winston. Wie es scheint, haben Sie überall im Land hartnäckig Ihre Hilfe angeboten, sobald die Polizei es mit den Straftaten eines Kults zu tun bekam.«

Charles Overby hatte anfangs durchblicken lassen, es sei seine eigene Idee gewesen, einen Kultexperten des FBI hinzuzuziehen. Gestern Abend jedoch war Dance der Verdacht gekommen, es habe sich in Wahrheit anders verhalten, und sie hatte ihren Chef unumwunden gefragt, wie es zu Kelloggs Mitarbeit am Fall Pell ge-

kommen war. Overby drückste eine Weile herum und gab am Ende zu, dass Kellogg sich bei Amy Grabe von der FBI-Dienststelle San Francisco gemeldet und ihr mitgeteilt hatte, er würde auf die Halbinsel kommen, um bei der Fahndung nach Pell als Berater tätig zu sein; es stand gar nicht erst zur Debatte. Und sobald der Papierkram in Chicago geregelt war, hatte er sich auf den Weg gemacht.

»Ich habe mir den Fall Pell noch mal durch den Kopf gehen lassen. Michael O'Neil war aufgebracht, dass Sie beim Sea View Motel einen Zugriff wollten und keine Überwachung. Und ich habe mich gefragt, wieso Sie darauf bestanden haben, als Erster ins Zimmer zu stürmen. Die Antwort lautet: Damit Sie ungehindert auf Pell hätten schießen können. Und gestern am Strand beim Point Lobos Inn haben Sie ihn niederknien lassen. Und dann ha-ben Sie ihn getötet.«

»Das ist Ihr Beweis dafür, dass ich ihn ermordet haben soll? Seine Körperhaltung? Also wirklich, Kathryn.«

»Die Spurensicherung des MCSO hat außerdem die Kugel gefunden, die Sie auf mich abgefeuert haben.«

Dazu sagte er nichts.

»Oh, Sie wollten mich nicht treffen, das weiß ich. Ich sollte bloß bleiben, wo ich war, bei Samantha und Linda, damit ich mich nicht einmischen konnte und Sie womöglich gehindert hätte, Pell zu töten.«

»Der Schuss hat sich unbeabsichtigt gelöst«, stellte er sachlich fest. »Das war unbedacht von mir. Ich hätte es einräumen sollen, aber es war mir peinlich. Es wirkt nämlich so unprofessionell.«

Eine Lüge...

Seine Schultern sackten unter Dances Blick leicht herab, seine Lippen wurden schmäler. Sie wusste, dass es kein Geständnis geben würde - sie war nicht mal darauf aus -, aber er wechselte in einen anderen Stresszustand. Anscheinend war er keine völlig gefühllose Maschine.

Sie hatte ihn getroffen, und es tat weh. Für Kathryn Dance war das so gut wie ein Geständnis.

»Ich rede nicht über meine Vergangenheit und das Schicksal meiner Tochter. Vielleicht hätte ich Ihnen mehr anvertrauen sollen, aber wie mir aufgefallen ist, erzählen Sie auch nicht gerade viel von Ihrem verstorbenen Mann.« Er hielt kurz inne. »Sehen Sie sich um, Kathryn. Sehen Sie sich die Welt an. Wir sind so verzweifelt, so zerrüttet. Echte Familien werden immer seltener, und dabei sehnen wir uns so sehr nach der Geborgenheit, die sie geben. So sehr... Und was passiert? Es kommen Leute wie Daniel Pell daher. Und sie saugen die Verletzlichen, Bedürftigen regelrecht auf. Die Frauen in Pells Familie - Samantha und Linda. Das waren gute Mädchen, die bis dahin nie etwas wirklich Schlimmes getan hatten. Und sie wurden von einem Killer verführt. Warum? Weil er das eine, was sie nicht hatten, vor ihrer Nase baumeln ließ: eine Familie.

Es war nur eine Frage der Zeit, bis sie oder Jennie Marston oder jemand anders, der unter seinem Einfluss stand, anfangen würden, Morde zu begehen. Oder vielleicht Kinder zu entführen. Sie zu missbrauchen. Sogar im Gefängnis hatte Pell seine Anhänger. Wie viele von denen haben nach ihrer Freilassung das Gleiche getan wie zuvor Pell?... Diese Leute müssen aufgehalten werden. Ich verfolge sie hartnäckig, ich erziele Ergebnisse. Aber ich überschreite dabei keine Grenze.«

»Sie überschreiten dabei nicht Ihre Grenze, Winston. Aber Sie können nicht einfach eigene Maßstäbe anlegen. So funktioniert das System nicht. Daniel Pell hat auch nie geglaubt, er würde etwas Unrechtes tun.«

Er lächelte und zuckte die Achseln, eine symbolhafte Geste, die für Dance zu besagen schien: Sie sehen es auf Ihre Weise, ich auf meine. Und wir werden uns in diesem Punkt niemals einigen.

Das alles fand natürlich nonverbal statt. Aber für Dance war es so eindeutig, als hätte er gesagt: »Ich bin schuldig.«

Dann erstarb sein Lächeln, so wie gestern am Strand. »Eines noch. Was die Sache zwischen uns betrifft, die war echt. Was Sie auch von mir halten mögen, die war echt.«

Kathryn Dance wusste noch, wie sie mit ihm den Korridor im CBI-Gebäude hinuntergegangen war und er wehmütig angemerkt hatte, Pells drei Frauen seien tatsächlich so etwas wie eine Familie. Die Lücken in seinem Leben hatten sich dabei schon angedeutet: die Einsamkeit, die Arbeit als Ersatz für eine gescheiterte Ehe, der unsagbar schreckliche Tod seiner Tochter. Dance zweifelte nicht daran, dass er sie zwar hinsichtlich seiner Pläne getäuscht, ansonsten aber aufrichtig versucht hatte, eine Beziehung zu ihr aufzubauen.

Und als kinesische Analytikerin konnte sie sehen, dass seine Behauptung - »die war echt« - absolut der Wahrheit entsprach.

Doch das war für das Verhör unerheblich, und sie würdigte es keiner Antwort.

Dann bildete sich zwischen seinen Augenbrauen ein leichtes V, und das falsche Lächeln kehrte zurück. »Wirklich, Kathryn. Das hier ist keine gute Idee. In einem solchen Fall zu ermitteln, wird ein echter Albtraum. Für das CBI... und auch für Sie persönlich.«

»Für mich?«

Kellogg schürzte einen Moment lang die Lippen. »Ich meine mich zu erinnern, dass im Hinblick auf das von Ihnen durchgeföhrte Verhör im Gerichtsgebäude von Sahnas einige Fragen aufgetaucht sind. Eventuell wurde ja etwas gesagt oder getan, das Pell die Flucht erleichtert hat. Ich kenne keine Einzelheiten. Vielleicht war es auch gar nichts. Aber ich habe gehört, das Amy Grabe sich ein oder zwei Notizen dazu gemacht hat.« Er zuckte die

Achseln und hob abwehrend beide Hände. Die Handschellen klirrten.

Overbys feige Schutzbehauptung gegenüber dem FBI rächte sich. Dance kochte vor Wut über Kelloggs Drohung, ließ sich aber nicht das Geringste anmerken. Ihr Achselzucken war sogar noch gleichgültiger als seines. »Falls das Thema zur Sprache kommt, werden wir wohl einfach einen Blick auf die Fakten werfen müssen.«

»Das nehme ich an. Ich hoffe nur, es hat keine langfristigen Auswirkungen auf Ihre Karriere.«

Sie nahm die Brille ab und beugte sich in einen etwas persönlicheren Proximalbereich vor. »Winston, ich bin neugierig. Verraten Sie mir: Was hat Daniel Pell zu Ihnen gesagt, bevor Sie ihn getötet haben? Er hatte die Waffe fallen gelassen und sich hingekniet, griff nach den Handschellen und blickte auf. Und er wusste es, nicht wahr? Er war nicht dumm. Er wusste, dass er tot war. Hat er etwas gesagt?«

Er ließ eine Zustimmungsreaktion erkennen, erwiderete jedoch nichts.

Ihr Ausbruch war natürlich unangebracht, und sie wusste, dass das Verhör damit beendet war. Aber das spielte keine Rolle. Sie hatte ihre Antworten und kannte die Wahrheit - wenigstens annähernd. Was gemäß der schwer fassbaren Lehre von der kinesischen Analyse und Befragung für gewöhnlich ausreicht.

... Sechzig

Dance und TJ befanden sich in Charles Overbys Büro. Der CBI-Chef saß hinter seinem Schreibtisch, nickte und betrachtete dabei ein Foto von sich selbst und seinem Sohn beim Lachsfischen. Oder er sah auf die Tischuhr, da war Dance sich nicht ganz sicher. Es war zwanzig Uhr dreißig. Overby hatte schon die letzten bei-

den Abende Überstunden gemacht. Für seine Verhältnisse ein Rekord.

»Ich habe das ganze Verhör gesehen. Sie haben ein paar gute Treffer gelandet. Absolut. Aber er war ziemlich geschickt. Hat eigentlich überhaupt nichts zugegeben. Als ein Geständnis kann man das jedenfalls kaum bezeichnen.«

»Er ist ein Machiavellist mit unsozialer Persönlichkeit, Charles. Leute wie er gestehen nicht. Ich habe lediglich einige Vorstöße unternommen, um seine Art der Verteidigung und die Struktur seiner Täuschungen zu erforschen. Er hat Computerdateien zerstört, weil er glaubte, sie würden ihn mit einem fragwürdigen Selbstmord in L. A. in Verbindung bringen? Er hat eigenmächtig die Blendgranate behalten? Seine Waffe ging zufällig in meine Richtung los? Die Geschworenen würden ihn herzlich auslachen und dann den Schulterspruch verkünden. Für ihn war das Verhör eine Katastrophe.«

»Wirklich? Er sah aber recht zuversichtlich aus.«

»Ja, und er wird im Zeugenstand eine gute Figur abgeben -falls er vor Gericht aussagt. Aber in taktischer Hinsicht ist sein Fall hoffnungslos.«

»Er wollte einen bewaffneten Killer verhaften. Und Sie behaupten, sein Motiv sei der Tod seiner Tochter wegen irgendeiner Kultgeschichte? Das klingt nicht sehr überzeugend.«

»Über das Motiv mache ich mir nie allzu große Sorgen. Wenn ein Mann seine Frau tötet, ist es den Geschworenen relativ egal, ob der Grund dafür war, dass sie ihm ein verbranntes Steak vorgesetzt hat oder dass er an das Geld aus ihrer Lebensversicherung will. Mord ist Mord. Es wird weitaus weniger nach Seifenoper aussehen, wenn wir Kellogg mit den anderen Todesfällen in Verbindung bringen.«

Dance erzählte ihm von den anderen Toten, dem verdächtigen Zugriff in Chicago vor wenigen Tagen sowie

von früheren Ereignissen in Fort Worth und New York. Außerdem von den zwei vermeintlichen Selbstmorden. Ein besonders besorgniserregender Fall hatte sich Anfang des Jahres in Florida zugetragen, wo Kellogg den Dade County Deputies bei der Untersuchung mehrerer angeblicher Entführungen geholfen hatte. Ein Mann aus Miami wohnte dort mit einer Kommune in einem Haus am Stadtrand. Der Latino besaß durchaus einige ergebene Anhänger, manche davon ziemlich fanatisch. Kellogg erschoss ihn bei einer Razzia, als er angeblich nach einer Waffe greifen wollte - die nie gefunden wurde. Später stellte sich heraus, dass die Kommune überdies eine Suppenküche sowie einen angesehenen Bibelstudienkreis betrieb und Geld für eine Kindertagesstätte sammelte, um die alleinerziehenden Berufstätigen des Viertels zu entlasten. Die Entführungsvorwürfe erwiesen sich als haltlos; die Exfrau des Erschossenen hatte sie in die Welt gesetzt.

Für die örtliche Presse galten die Umstände seines Todes nach wie vor als nicht überzeugend geklärt.

»Interessant, aber ich bin mir nicht sicher, ob irgendwas davon zulässig wäre«, sagte ihr Chef. »Was ist mit den Spuren vom Strand?«

Es versetzte Dance einen Stich, dass Michael O'Neil nicht hier war, um die technischen Aspekte des Falls zu beleuchten. (Warum rief er nicht zurück?)

»Die Techniker haben das Projektil gefunden, das Kellogg auf Kathryn abgefeuert hat«, sagte TJ. »Es stammt eindeutig aus seiner SIG.«

»Der Schuss hat sich unbeabsichtigt gelöst«, wandte Overby ein. »Locker bleiben, Kathryn, jemand muss hier schließlich den Advocatus Diaboli spielen.«

»Die Hülsen aus Pells Waffe am Strand lagen näher bei Kelloggs Standort als bei dem von Pell. Kellogg hat Pells Pistole vermutlich selbst abgefeuert, um es wie Notwehr aussehen zu lassen. Oh, und das Labor hat

Sand in Kelloggs Handschellen gefunden. Das bedeutet, Kellogg...«

»Es deutet darauf hin«, korrigierte Overby.

»Das deutet darauf hin, dass Kellogg ihn entwaffnet hat, ihn aus der Deckung hervorkommen ließ und die Handschellen auf den Boden geworfen hat. Als Pell sie aufheben wollte, hat er ihn getötet.«

»Hören Sie, Charles«, sagte Dance. »Ich behaupte ja nicht, dass es ein Spaziergang wird, aber Sandoval kann den Fall gewinnen. Ich kann aussagen, dass Pell keine Bedrohung war, als er erschossen wurde. Das geht aus der Lage des Leichnams klar hervor.«

Overbys Blick glitt über den Schreibtisch und blieb an einem weiteren Angelfoto haften. »Und das Motiv?«

Hatte er vorhin etwa nicht zugehört? Offenbar nicht.

»Nun ja, seine Tochter. Er tötet jeden, der in Zusammenhang mit...«

Der CBI-Chef hob den Kopf und sah sie durchdringend an. »Nein, nicht Kelloggs Motiv für den Mord. Unser Motiv, den Fall zu verfolgen.«

Ah. So war das also. Er meinte natürlich Kathryns Motiv. War es Vergeltung, weil Kellogg sie hintergangen hatte? »Der Punkt wird nämlich zur Sprache kommen. Wir brauchen eine Antwort.« Ihr Boss war heute richtig auf Draht.

Sie aber auch. »Winston Kellogg hat in unserem Zuständigkeitsbereich einen Mord begangen.«

Overbys Telefon klingelte. Er ließ es viermal trillern und hob dann ab.

»Das ist ein gutes Motiv«, flüsterte TJ. »Besser als wenn er dir ein lausiges Steak vorgesetzt hätte.«

Der CBI-Chef legte auf und musterte das Bild mit dem Lachs. »Wir haben Besuch.« Er rückte seine Krawatte zurecht. »Das FBI ist hier.«

»Charles, Kathryn...«

Amy Grabe nahm die Tasse Kaffee, die Overbys Assistentin ihr brachte, und setzte sich. Sie nickte TJ zu.

Dance entschied sich für einen Stuhl mit gerader Lehne neben der attraktiven, aber sachlich-kühlen Leiterin der FBI-Dienststelle San Francisco. Sie wählte nicht die bequemere, aber niedrigere Couch gegenüber der Frau; wenn man auch nur zwei oder drei Zentimeter tiefer sitzt als jemand anders, befindet man sich bereits im psychologischen Nachteil. Dann schilderte Dance der FBI-Agentin die jüngsten Einzelheiten über Kellogg und Nimue.

Grabe kannte einen Teil, aber nicht die ganze Geschichte. Sie hörte stirnrunzelnd und reglos zu, ganz anders als zuvor der zappelige Overby. Ihr rechter Arm ruhte auf dem anderen Ärmel ihres modischen dunkelroten Kostüms.

Dance brachte ihre Argumente vor. »Er hat im Dienst Morde begangen, Amy. Er hat uns angelogen. Er hat auf einen taktischen Zugriff bestanden, obwohl keiner nötig war. Ein Dutzend Leute hätten zu Schaden kommen und einige sogar getötet werden können.«

Overbys Bleistift wirbelte wie ein Trommelstock hin und her, und TJs kinesische Signale besagten: Okay, das ist jetzt ein wirklich peinlicher Moment.

Grabes Augen unter den perfekt gezupften Brauen schweiften über alle Anwesenden. »Das ist alles sehr kompliziert und schwierig«, sagte sie. »Ich bin mir dessen bewusst. Aber was auch immer geschehen ist, ich habe einen Anruf erhalten. Man möchte, dass er freigelassen wird.«

»Man... die Neunte Straße?«

Sie nickte.

»Und höher. Kellogg ist ein Star. Mit einer erstklassigen Festnahmefrage. Er hat Hunderte von Leuten vor diesen Kulpen gerettet. Es wird Sie vielleicht trösten, dass ich mit der Chefetage geredet habe. Man wird eine

interne Untersuchung durchführen, sich die Zugriffe ansehen und überprüfen, ob er unangemessene Gewalt angewendet hat.«

»Mit der durchschlagskräftigsten Faustfeuerwaffe der Welt«, warf TJ ein und verstummte dann unter dem vernichtenden Blick seines Chefs.

»Man wird sich die Zugriffe ansehen?«, fragte Dance ungläubig. »Wir reden hier von fragwürdigen Todesfällen, von inszenierten Selbstmorden, Amy. O bitte. Das ist eine Vendetta. Schlicht und einfach. Herrje, sogar Pell hatte nichts mit Rache am Hut. Und wer weiß, was Kellogg noch angestellt hat.«

»Kathryn«, warnte Overby.

»Er hat als Bundesagent Verbrechen untersucht, die von ausgesprochen gefährlichen und gerissenen Tätern begangen wurden«, sagte Grabe. »In einigen Fällen haben sie bewaffneten Widerstand geleistet und wurden erschossen. Das passiert andauernd.«

»Pell hat keinen Widerstand geleistet. Ich kann diesbezüglich als Sachverständige aussagen. Er wurde ermordet.«

Overby klopfte mit dem Bleistift auf sein makelloses Dienstbuch. Der Mann war ein einziger Haufen Stress.

»Kellogg konnte eine Vielzahl von gefährlichen Individuen verhaften - er hat nämlich durchaus Verhaftungen vorgenommen. Einige der Verdächtigen wurden getötet.«

»Gut und schön, Amy, und wir können das jetzt noch stundenlang fortsetzen. Mir geht es nur darum, Sandy Sandoval einen einzigen Mordfall zu präsentieren, ob es Washington nun gefällt oder nicht.«

»Es lebe der Föderalismus«, sagte TJ.

Tapp, tapp... Der Bleistift hüpfte auf und ab, und Overby räusperte sich.

»Es ist nicht mal ein großer Fall«, wandte Grabe ein. Anscheinend hatte sie die Einzelheiten während der

Fahrt - oder des Hubschrauberflugs - zur Halbinsel gelesen.

»Das muss er auch nicht sein. Sandy kann ihn trotzdem gewinnen.«

Grabe stellte die Kaffeetasse ab, wandte ihr ruhiges Gesicht Overby zu und fixierte ihn mit hartem Blick. »Charles, man möchte nicht, dass Sie der Sache nachgehen.«

Dance würde nicht zulassen, dass sie die Angelegenheit unter den Teppich kehrten. Und ja, okay, ein Teil ihres gottverdammten Motivs war, dass der Mann, der sie um eine Verabredung gebeten und ein Stück ihres Herzens erobert hatte, sie hintergangen hatte.

...hinterher... Was meinst du?

Overbys Augen wanderten mal wieder über die Fotos und Erinnerungsstücke auf seinem Schreibtisch. »Das ist eine schwierige Situation... Wissen Sie, was Oliver Wendell Holmes gesagt hat? Er sagte, dass schwierige Fälle zu schlechter Rechtsprechung führen. Vielleicht hat er auch ‚komplizierte Fälle‘ gesagt. Ich weiß es nicht mehr genau.«

Was soll denn das bedeuten?, fragte Dance sich.

»Kathryn«, sagte Grabe sanft. »Daniel Pell war ein gefährlicher Mann. Er hat Polizisten getötet, darunter Leute, die Sie kennen, und er hat unschuldige Zivilisten ermordet. Sie haben in einer unmöglichen Situation großartige Arbeit geleistet. Sie haben einen wirklich übeln Täter gestoppt. Und Kellogg hat dazu beigetragen. Dies ist ein guter Tag für uns alle.«

»Absolut«, sagte Overby und legte den hüpfenden Bleistift hin. »Wissen Sie, woran mich das erinnert, Amy? An Jack Ruby, wie er Kennedys Mörder umbringt. Erinnern Sie sich noch? Ich glaube, niemand hat sich daran gestört, dass Ruby diesen Oswald erschossen hat.«

Dance biss die Zähne zusammen. Ihr Daumen schnippte gegen ihren Zeigefinger. Genau wie er Grabe »versichert« hatte, Kathryn habe nichts zu Pells Flucht beigetragen, würde ihr Chef sie nun erneut kompromittieren. Indem er es ablehnte, den Fall an Sandy Sandoval weiterzuleiten, sicherte Overby sich nicht nur ab; er machte sich damit genauso an diesem Mord schuldig wie Kellogg selbst. Dance lehnte sich zurück, und ihre Schultern sackten ein Stück herab. Aus dem Augenwinkel sah sie, dass TJ das Gesicht verzog. »Genau«, sagte Grabe. »Demnach...«

Dann hob Overby eine Hand. »Aber bei dem Fall ist etwas Komisches passiert.«

»Bei welchem Fall?«, fragte die FBI-Agentin.

»Dem Fall Ruby. Texas hat ihn wegen Mordes verhaftet. Und wissen Sie was? Jack Ruby wurde verurteilt und kam ins Gefängnis.« Er zuckte die Achseln. »Ich muss ablehnen, Amy. Ich übergebe den Fall Kellogg der Staatsanwaltschaft von Monterey County. Ich werde eine Anklage wegen Mordes empfehlen, ersatzweise wegen Totschlags. Ach, und wegen schwerer tätlicher Bedrohung einer CBI-Agentin. Kellogg hat immerhin auf Kathryn geschossen.«

Das Herz schlug Kathryn Dance bis zum Hals. Hatte sie gerade richtig gehört? TJ warf ihr mit hochgezogener Augenbraue einen Blick zu.

Doch Overby sah Dance an. »Und ich glaube, wir sollten außerdem Amtsmissbrauch und vorsätzliche Behinderung der Ermittlungen hinzufügen. Was meinen Sie, Kathryn?«

Die beiden Punkte waren ihr noch gar nicht eingefallen. »Sehr gut.« Sie registrierte, dass TJ verstohlen seinen Daumen emporreckte.

Grabe strich sich mit einem kurzen, rosa lackierten Fingernagel über die Wange. »Halten Sie das wirklich für eine gute Idee, Charles?«

»Aber ja. Absolut.«

... Samstag

...Einundsechzig

Eine Frau lag mit Tränen in den Augen auf einem der Betten des billigen Durchgangshotels an der Del Monte Avenue, unweit des Highway 1. Sie lauschte dem Rauschen des Verkehrs und starrte an die Decke.

Sie wünschte, sie hätte aufhören können zu weinen.

Aber das konnte sie nicht.

Denn er war tot.

Ihr Daniel war tot.

Jennie Marston griff sich an den Verband. Sie hatte mörderische Kopfschmerzen. Und sie dachte fortwährend an Donnerstag zurück, an die letzten paar gemeinsamen Stunden. Wie sie am Strand südlich von Carmel standen und er den Stein hielt, der wie Jasmine geformt war, ihre Katze, das einzige Geschöpf, dem ihre Mutter niemals wehgetan hatte.

Sie sah wieder vor sich, wie Daniel den Stein von allen Seiten betrachtete.

»Ich habe genau das Gleiche gedacht, Liebling. Der Stein sieht aus wie eine Katze.« Dann drückte er sie fester an sich und flüsterte: »Ich habe die Nachrichten gesehen.«

»Oh, vorhin im Motel?«

»Genau. Liebling, die Polizei hat dich identifiziert.« »Sie hat mich...?«

»Die kennen deinen Namen. Die wissen, wer du bist.«

»Wirklich?«

»Ja.«

»O nein... Daniel, mein Schatz, das tut mir leid...« Sie fing an zu zittern.

»Du hast etwas im Zimmer zurückgelassen, nicht wahr?« Da fiel es ihr ein. Die E-Mail. Das Blatt hatte in ihrer Jeans gesteckt. »Duhattest zum ersten Mal geschrieben, dass du mich liebst. Ich konnte den Brief nicht wegwerfen. Du hast zwar gesagt, ich soll, aber ich konnte einfach nicht. Es tut mir so leid. Ich...«

»Es ist in Ordnung, Liebling. Aber nun müssen wir reden.«

»Sicher, mein Schatz«, sagte sie und rechnete mit dem Schlimmsten. Sie rieb sich die höckerige Nase, und kein stummes Engelsgesänge, Engelsgesänge konnte nun noch etwas nützen.

Er würde sie verlassen. Er würde sie wegschicken.

Aber die Sache war komplizierter. Es schien, dass eine der Frauen aus der Familie mit ihm zusammenarbeitete. Rebecca. Sie wollten eine neue Familie um sich scharen und zu seinem Berggipfel ziehen, um dort ungestört zu leben.

»Du solltest ursprünglich kein Teil davon sein, Liebling, aber als ich dich kennengelernt habe, habe ich meine Meinung geändert. Ich wusste, ich konnte nicht mehr ohne dich leben. Ich werde mit Rebecca sprechen. Es wird ein wenig dauern. Sie ist... schwierig. Aber letztendlich wird sie tun, was ich sage. Ihr beide werdet Freundinnen werden.«

»Ich weiß nicht.«

»Du und ich, Liebling, wir werden das Team sein. Sie und ich hatten nie diese Art von Verbindung. Es war etwas anderes.«

Falls er damit meinte, dass die beiden bloß Sex miteinander hatten, war das okay. Deswegen wurde Jennie nicht eifersüchtig. Sie wäre eifersüchtig, wenn er eine andere lieben, mit ihr lachen und sich Geschichten erzählen würde - wenn eine andere sein Liebling wäre.

»Doch vorerst müssen wir vorsichtig sein«, fuhr er fort.
»Die Polizei weiß, wer du bist, und wird dich leicht aufspüren können. Daher musst du verschwinden.«

»Verschwinden?«

»Für eine Weile. Ein oder zwei Monate. Oh, mir gefällt das auch nicht. Du wirst mir fehlen.«

Sie sah ihm an, wie sehr es ihn quälte.

»Keine Sorge. Alles wird gut. Ich lasse dich nicht mehr weg.«

»Wirklich?«

»Wir werden so tun, als hätte ich dich getötet. Dann wird die Polizei nicht mehr nach dir suchen. Ich werde dir eine Schnitt-Verletzung zufügen müssen. Wir tun etwas Blut auf diesen Stein und die Handtasche. Die werden glauben, ich hätte dich mit dem Stein erschlagen und ins Meer geworfen. Es wird wehtun.«

»Hauptsache, wir können zusammen sein.« (Obwohl sie dachte: Nicht mein Haar, nicht schon wieder! Wie werde ich bloß aussehen?)

»Ich würde mich lieber selbst schneiden, Liebling. Aber es führt kein Weg daran vorbei.« »Schon okay.«

»Komm her. Setz dich. Halt dich an meinem Bein fest. Halt dich ganz fest. Dann tut es weniger weh.«

Der Schmerz war furchtbar. Aber sie biss in den Ärmel, umklammerte mit aller Kraft Daniels Bein und schaffte es, nicht zu schreien, als das Messer schnitt und das Blut floss.

Die blutige Handtasche, die blutige Statue von Jasmin...«

Er gab ihr eine Adresse in San Francisco, ein Hotel an der Sut-ter Street, wo sie bleiben sollte. Er würde sie anrufen, wenn alles sicher war.

Dann fuhren sie zu der Stelle, an der er den bei Moss Landing gestohlenen Ford Focus versteckt hatte, und er gab ihr den Schlüssel. Sie verabschiedeten sich, und sie mietete sich ein Zimmer in diesem billigen Hotel. Als sie

den Raum betrat, den Fernseher einschaltete, sich hingegangen und die peinigende Kopfwunde auf das Kissen bettete, sah sie in den Nachrichten, dass ihr Daniel im Point Lobos State Park erschossen worden war.

Sie schrie in das Kissen und hämmerte mit ihren knochigen Händen auf die Matratze ein. Schließlich weinte sie sich in einen unruhigen Schlaf. Irgendwann wachte sie auf, und seitdem lag sie hier im Bett, starrte nach oben und schaute von einer Ecke zur anderen. Immer wieder. Wie unter Zwang.

Es erinnerte sie an die endlosen Stunden, die sie während ihrer Ehe im Schlafzimmer gelegen hatte, den Kopf weit im Nacken, damit das Nasenbluten aufhörte und der Schmerz nachließ.

Und in Tims Schlafzimmer.

Und in einem Dutzend anderer.

Daliegend und wartend, wartend, wartend...

Jennie wusste, dass sie aufstehen und etwas tun musste. Die Polizei suchte nach ihr - sie hatte ihr Führerscheinfoto im Fernsehen gesehen, wie sie ernst dreinblickte, mit riesiger Nase. Schon der Gedanke an das Bild ließ sie vor Entsetzen schaudern.

Also beweg deinen Hintern...

Doch im Verlauf der letzten paar Stunden, während sie so auf dem billigen Bett gelegen hatte, dessen Lattenrost sich durchbog und dessen Matratzenfedern sie durch das dünne Laken spürte, war ihr etwas Seltsames an ihr aufgefallen.

Eine plötzliche Veränderung, wie der erste Frost im Herbst. Sie fragte sich, was das wohl für eine Regung sein mochte. Dann begriff sie es.

Wut.

Das war für Jennie Marston ein sehr seltenes Gefühl. Oh, sie war hervorragend darin, sich schlecht zu fühlen, Angst zu haben, dienstbeflissen zu sein oder darauf zu warten, dass der Schmerz nachließ.

Oder darauf, dass der Schmerz anfing.

Doch nun war sie wütend. Ihre Hände zitterten, und ihre Atmung beschleunigte sich. Und dann war sie auf einmal völlig ruhig, obwohl die Wut blieb. Es war genau, als würde man Karamell herstellen - man erhitzt den Zucker so lange, bis er kocht, brodelnd und gefährlich (er würde wie brennender Klebstoff an der Haut haften). Und dann schüttet man ihn auf eine Marmorplatte, wo er zu einem brüchigen dünnen Blatt abkühlt.

Das verspürte Jennie derzeit in ihrem Innern. Kalte, harte Wut. Hart...

Sie biss die Zähne zusammen, stand mit klopfendem Herzen auf, ging ins Badezimmer und duschte. Dann setzte sie sich an den billigen Tisch vor dem Spiegel und schminkte sich. Sie brachte fast eine halbe Stunde damit zu.

Sie betrachtete sich im Spiegel. Und ihr gefiel, was sie sah.

Engelsgesänge...

Sie dachte wieder an Donnerstag, als sie beide neben dem Ford Focus gestanden hatten und Jennie weinend die Arme um Daniel schlang.

»Ich werde dich ja so vermissen, Schatz«, sagte sie.

Dann senkte er seine Stimme. »So, Liebling. Ich muss mich nun um etwas kümmern und dafür sorgen, dass unser Berggipfel nicht gefährdet wird. Aber auch du musst noch etwas tun.«

»Was denn, Daniel?«

»Erinnerst du dich an vorgestern am Strand? Als du mir helfen solltest? Bei der Frau im Kofferraum?«

Sie nickte. »Du... du möchtest, dass ich dir dabei helfe, so etwas noch mal zu tun?«

Seine blauen Augen starrten in ihre. »Du sollst nicht dabei helfen. Du sollst es selbst tun.«

»Ich?«

Er beugte sich näher zu ihr. »Ja. Falls nicht, werden wir nie in Frieden leben und auch nie zusammen sein können.«

Sie nickte langsam. Dann gab er ihr die Pistole, die er dem Deputy vor James Reynolds' Haus abgenommen hatte. Er zeigte ihr, wie man die Waffe bediente. Jennie war überrascht, wie einfach das war.

Nun, mit all der Wut in ihr, spröde wie harter Karamell, ging Jennie zum Bett des billigen Hotels und schüttete den Inhalt der kleinen Einkaufstüte aus, die sie als Handtasche benutzte - die Waffe, die Hälfte ihres restlichen Geldes, ein wenig persönliche Habe und etwas, das Daniel ihr gegeben hatte: ein Stück Papier. Jennie faltete den Zettel auseinander und las, was darauf stand: die Namen Kathryn Dance, Stuart und Edie Dance sowie mehrere Adressen.

Sie hörte die Stimme ihres Geliebten, während er die Pistole in die Tüte gesteckt und ihr gegeben hatte. »Hab Geduld, Liebling. Lass dir Zeit. Und was ist das Wichtigste, was ich dir beigebracht habe?«

»Die Kontrolle zu behalten«, hatte sie aufgesagt.

Er hatte gelächelt. »Du bekommst eine Eins plus, Liebling.« Und dann hatte er ihr einen - wie sich herausstellte, seinen letzten - Kuss gegeben.

...Zweiundsechzig

Dance verließ die Zentrale und fuhr zum Point Lobos Inn, um die Rechnung von Kelloggs Kreditkarte auf das Konto des CBI umbuchen zu lassen.

Charles Overby war natürlich nicht erfreut über die Kosten, aber es lag ein gewisser Interessenkonflikt darin, einen Angeklagten für Ausgaben bezahlen zu lassen, die genau der Institution zugutekamen, die ihn verhaftet hatte. Daher hatte Overby eingewilligt, die Hotelrechnung zu übernehmen. Sein großer Moment, in dem er

das Verfahren gegen Kellogg unterstützt hatte, färbte leider nicht auf andere Aspekte seiner Persönlichkeit ab. Er jammerte mächtig über die einzelnen Posten. (»Jordan Cabernet? Wer hat den getrunken? Und gleich zwei Flaschen?«)

Dance erzählte ihm nicht, dass sie Samantha angeboten hatte, noch ein paar Tage zu bleiben.

Auf der Fahrt hörte sie Musik von Altan, der keltischen Gruppe. »Green Grow the Rushes O« hieß das Lied. Die Melodie war beklemmend, was unter den gegebenen Umständen angemessen erschien, denn Dance war zu einem Ort unterwegs, an dem Menschen gestorben waren.

Sie dachte an die Reise nach Südkalifornien, die sie nächstes Wochenende samt Kindern und Hunden unternehmen würde, um die Musik einer mexikanischen Gruppe namens Ojai aufzunehmen. Die Bandmitglieder waren Fans der Internetseite und hatten Martine per E-Mail einige Proben ihrer Musik geschickt. Dance wollte Liveaufnahmen anfertigen. Die Rhythmen waren faszinierend. Sie freute sich schon auf den Ausflug.

Hier in der Gegend war nicht viel los; das schlechte Wetter hatte sich zurückgemeldet. Dance sah auf der ganzen Straße nur ein einziges anderes Auto, einen blauen Mittelklassewagen, knapp einen Kilometer hinter ihr.

Sie bog von der Straße zum Point Lobos Inn ab und warf einen Blick auf ihr Telefon. Noch immer keine Nachricht von O'Neil, stellte sie besorgt fest. Dance hätte einen dienstlichen Grund vortäuschen und Michael so zum sofortigen Rückruf veranlassen können. Aber das gehörte sich nicht. Außerdem war es vermutlich besser, etwas Abstand zu wahren. Es gab einen ziemlich schmalen Grat, wenn man mit einem verheirateten Mann befreundet war.

Sie folgte der Zufahrt des Hotels, parkte und lauschte dem Ende des schwermütigen Liedes. Sie musste an die Beisetzung ihres Mannes denken.

Es war logisch, dass Bill, der eine Frau und zwei Kinder hinterließ und in Pacific Grove gewohnt hatte, auch unweit davon begraben werden sollte. Seine halsstarrige Mutter jedoch bestand darauf, dass man ihn in San Francisco beerdigen würde, einer Stadt, der er im Alter von achtzehn Jahren entflohen war, um danach nur noch an vereinzelten Feiertagen zurückzukehren. Mrs. Swenson ließ sich davon nicht beirren.

Am Ende hatte Dance sich durchgesetzt, obwohl die Tränen ihrer Schwiegermutter ihr zu Herzen gegangen waren und sie für diesen Sieg in den kommenden Jahren immer wieder kleine Opfer hatte bringen müssen. Bill lag nun auf einer Hügelflanke, von der aus man jede Menge Bäume, ein Stück des Pazifischen Ozeans und einen Zipfel des neunten Lochs von Pebble Beach sehen konnte - eine Grabstelle, für die Tausende von Golfern viel Geld gezahlt hätten. Zwar hatten weder Dance noch ihr Mann je Golf gespielt, aber sie wusste noch, dass sie beide irgendwann hatten Unterricht nehmen wollen.

»Vielleicht wenn wir in Pension gehen«, hatte er gesagt.

»Pension. Was hat das doch gleich zu bedeuten?«

Dance stieg nun aus, ging zum Büro des Point Lobos Inn und kümmerte sich um den Papierkram.

»Es gab bereits ein paar Anrufe«, sagte die Hotelangestellte. »Von Reportern, die das Haus fotografieren wollen. Und jemand hat vor, Führungen zu der Stelle zu veranstalten, an der Pell erschossen wurde. Das ist doch krank.«

Ja, das war es. Morton Nagle hätte nichts dafür übrig gehabt; eventuell würde der taktlose Veranstalter sich ja als Fußnote in Die Schlapfpuppe wiederfinden.

Als Dance zum Wagen zurückging, sah sie in der Nähe eine Frau stehen, die durch den Dunst in Richtung Meer schaute und deren Jacke in der Brise flatterte. Sobald Dance sie passiert hatte, wandte die Frau sich von dem Ausblick ab und folgte ihr in gleichbleibendem Abstand.

Dance fiel zudem auf, dass nicht weit von ihr ein blaues Auto geparkt stand. Es kam ihr bekannt vor. War das der Wagen, den sie im Rückspiegel gesehen hatte? Dann bemerkte sie, dass es sich um einen Ford Focus handelte, und erinnerte sich daran, dass der bei Moss Landing gestohlene Ford bisher nicht entdeckt worden war. Auch er war blau gewesen. Gab es noch andere offene Punkte, die...?

In diesem Moment beschleunigte die andere Frau ihren Schritt. »Sind Sie Kathryn Dance?«, rief sie barsch über den Wind hinweg.

Dance drehte sich überrascht um. »Ja. Kennen wir uns?« Die Frau kam bis auf wenige Schritte heran und nahm die Sonnenbrille ab.

Dance hatte das Gesicht irgendwo schon mal gesehen, konnte es aber nicht zuordnen.

»Wir haben uns noch nie getroffen. Aber in gewisser Weise kennen wir uns. Ich bin Daniel Pells Freundin.«

»Sie sind...« Dance stockte der Atem.

»Jennie Marston.«

Dance griff nach ihrer Waffe.

Aber noch bevor sie den Kolben berührte, sagte Jennie: »Ich möchte mich stellen.« Dann streckte sie beide Arme aus, offenbar für die Handschellen. Eine sehr aufmerksame Geste, die Dance in all ihren Jahren als Ermittlungsbeamtin noch nie gesehen hatte.

»Ich sollte Sie töten.«

Die Neugierigkeit beunruhigte Dance nicht allzu sehr, denn Daniel Pell war tot und Jennies Hände waren gefesselt. Weder bei ihr noch in ihrem Wagen hatte Kathryn eine Waffe gefunden.

»Er hat mir eine Pistole gegeben, aber die liegt noch im Hotel. Ehrlich, ich würde Ihnen nie etwas antun.«

Sie schien dazu nicht fähig zu sein, das stimmte. »Er hat gesagt, kein Polizist sei jemals so sehr in seinen Verstand vorgedrungen wie Sie. Er hatte Angst vor Ihnen.« Bedrohungen müssen ausgeschaltet werden... »Er hat also Ihren Tod vorgetäuscht?«

»Er hat mich geschnitten.« Jennie zeigte ihr einen Verband am Hinterkopf. »Ein Stück Haut, Haare und Blut. Eine Kopfwunde blutet sehr stark.« Sie seufzte. »Dann hat er mir Ihre und die Adresse Ihrer Eltern gegeben. Ich sollte Sie töten. Er wusste, dass Sie ihn niemals davonkommen lassen würden.«

»Sie waren einverstanden?«

»Ich hab eigentlich gar nichts dazu gesagt.« Sie schüttelte den Kopf. »Es war fast unmöglich, Nein zu ihm zu sagen... Er hat einfach angenommen, ich würde gehorchen. Weil ich immer getan hatte, was er wollte. Ich sollte Sie töten und dann zu ihm und Rebecca irgendwohin in die Wildnis kommen. Wir würden eine neue Familie gründen.«

»Sie haben von Rebecca gewusst?«

»Er hat es mir erzählt.« Und mit sehr leiser Stimme: »Hat sie die E-Mails an mich geschrieben? Und dabei so getan, als wäre sie Daniel?«

»Ja.«

Sie presste fest die Lippen zusammen. »Die Texte klangen nicht so, wie er gesprochen hat. Ich dachte mir schon, dass sie nicht von ihm stammten. Aber ich wollte nicht fragen. Manchmal will man die Wahrheit einfach nicht wissen.«

Amen, dachte Kathryn Dance. »Wie sind Sie hergekommen? Sind Sie mir gefolgt?«

»Ja. Ich wollte mit Ihnen persönlich sprechen. Ich dachte, falls ich mich einfach der Polizei stelle, bringt man mich sofort ins Gefängnis. Aber ich musste Sie un-

bedingt etwas fragen. Waren Sie dabei, als er erschossen wurde? Hat er etwas gesagt?«

»Nein, tut mir leid.«

»Oh. Nun ja, es hätte ja sein können.« Ihre Lippen wurden wieder schmal, ein kinesischer Hinweis auf Ge-wissensbisse. Dann ein Blick zu Dance. »Ich wollte Sie nicht erschrecken.«

»Ich hab in letzter Zeit Schlimmeres erlebt«, sagte Dance. »Aber warum sind Sie nicht weggelaufen? In ein paar Wochen hätten wir uns vielleicht Gedanken darüber gemacht, wieso Ihr Leichnam nirgendwo angespült wurde. Doch bis dahin hätten Sie längst in Mexiko oder Kanada sein können.«

»Ich schätze, ich habe mich soeben aus seinem Bann gelöst. Anfangs dachte ich, bei Daniel wäre alles anders. Wir hatten uns langsam kennengelernt - Sie wissen schon, ohne gleich im Bett zu landen - und eine echte Verbindung aufgebaut. Zumindest habe ich das geglaubt. Aber dann wurde mir klar, dass alles gelogen war. Rebecca hat ihm wahrscheinlich alles über mich verraten, damit er mich an den Haken bekommen konnte. Genau wie mein Ehemann und meine früheren Freunde. Ich hab mich immer in Bars oder während der Arbeit für den Partyservice aufgabeln lassen. Daniel hat es genauso gemacht, nur dass er sich sehr viel geschick-ter angestellt hat.

Mein ganzes Leben lang dachte ich, ich würde einen Mann brauchen. Ich hatte immer diesen Vergleich im Kopf, ich sei eine Art Taschenlampe und die Männer seien die Batterien. Ohne sie könnte ich nicht strahlen. Doch jetzt, nach Daniels Tod, war ich in diesem Hotel-zimmer und habe mich ganz plötzlich anders gefühlt. Ich wurde wütend. Es war verrückt. Ich konnte es regel-recht schmecken, so wütend war ich. So was ist mir noch nie passiert. Und ich wusste, ich musste etwas tun. Aber weder um Daniel jammern noch ausgehen

und mir einen neuen Mann suchen. Was ich früher stets getan hätte. Nein, ich wollte etwas für Und ich wusste, ich musste etwas tun. Aber weder um Daniel jammern noch ausgehen und mir einen neuen Mann suchen. Was ich früher stets getan hätte. Nein, ich wollte etwas für...

»Ich glaube, es war eine gute Entscheidung.« »Wir werden sehen. So, ich schätze, das ist alles.« Dance war der gleichen Ansicht.

Sie führte Jennie zu dem Taurus. Auf der Fahrt nach Salmas zählte Dance in Gedanken die einzelnen Anklagepunkte auf. Brandstiftung, Beihilfe zum Mord, Verabredung zur Verübung einer Straftat, die Unterstützung eines flüchtigen Verbrechers und noch einige andere.

Andererseits hatte die Frau sich freiwillig gestellt und schien aufrichtige Reue zu empfinden. Falls Jennie einverstanden war, würde Dance sie später befragen. Sollte sich bestätigen, dass die junge Frau tatsächlich ehrlich war, würde Kathryn sich bei Sandoval für sie einsetzen.

Im Gerichtsgebäude regelte Dance die notwendigen Formalitäten und ließ Jennie Marston in Untersuchungshaft nehmen.

»Soll ich jemanden für Sie anrufen?«, fragte Dance.

Jennie setzte zu einer Antwort an, hielt dann inne und lachte leise auf. »Nein. Wissen Sie, ich glaube, es ist am besten, ganz von vorn anzufangen. Es geht mir gut.«

»Man wird Ihnen einen Anwalt besorgen. Danach können Sie und ich uns vielleicht noch ein wenig ausführlicher unterhalten.«

»Gern.«

Und dann wurde sie denselben Gang hinuntergeführt, durch den Jennies Geliebter vor knapp einer Woche entkommen war.

... Dreiundsechzig

Fünfzig oder hundert Meter weiter oben mochte es durchaus ein herrlich sonniger Samstagnachmittag sein, doch das Gelände des Monterey Bay Hospital lag in dichten Nebel gehüllt.

Der Dunst brachte den Geruch von Kiefern, Eukalyptus und Blumen mit sich - Gardenien, glaubte Kathryn Dance, war sich aber nicht sicher. Sie mochte Pflanzen, aber genau wie Mahlzeiten kaufte sie sie lieber in einsatzbereitem Zustand von Leuten, die sich damit auskannten, als sich selbst daran zu versuchen und ein Fiasko zu riskieren.

Dance stand neben einem der Gärten und verfolgte, wie Linda Whitfields Bruder seine Schwester in einem Rollstuhl zur Vordertür hinausschob. Roger war ein schlanker, streng wirkender Mann von unbestimmbarem Alter - irgendwas zwischen fünfunddreißig und fünfundfünfzig. Er entsprach Kathryns Erwartungen, war still und konservativ, trug geplättete Jeans, ein gestärktes und gebügeltes Anzughemd sowie eine gestreifte Krawatte, die mit einer Klammer festgesteckt war, an der sich ein Kreuz befand. Er begrüßte Dance mit sehr festem Händedruck und ohne den geringsten Anflug eines Lächelns.

»Ich hole den Wagen. Bitte entschuldigen Sie mich.«

»Fühlen Sie sich der Fahrt schon gewachsen?«, fragte Dance die Frau, nachdem er gegangen war.

»Wir werden sehen. In Mendocino wohnen einige Leute, die früher zu unserer Gemeinde gehört haben. Roger hat sie angerufen. Vielleicht übernachten wir dort.«

Lindas Augen waren unstet, und sie musste immer wieder ohne ersichtlichen Grund kichern; Dance schloss daraus, dass man ihr offenbar ein überaus wirksames Schmerzmittel verabreicht hatte.

»Ich halte das für eine gute Idee. Gehen Sie es langsam an. Lassen Sie sich verwöhnen.«

»Verwöhnen.« Sie lachte über das Wort. »Wie geht es Rebecca? Ich hab mich gar nicht nach ihr erkundigt.«

»Sie liegt immer noch auf der Intensivstation.« Dance wies auf das Krankenhaus. »Wahrscheinlich nicht allzu weit von dem Zimmer entfernt, in dem Sie untergebracht waren.«

»Wird sie wieder gesund werden?«

»Die Ärzte sind zuversichtlich.«

>Ich werde für sie beten.« Wieder ein Kichern. Es erinnerte Dance an Morton Nagle.

Sie hockte sich neben den Rollstuhl. »Ich kann Ihnen gar nicht genug für Ihre Hilfe danken. Ich weiß, dass es schwierig war. Und es tut mir so leid, dass Sie verletzt worden sind. Aber ohne Sie hätten wir ihn nicht aufhalten können.«

»Gott tut Sein Werk, und das Leben geht weiter. Alles wird gut.«

Dance konnte ihr nicht folgen; es war wie einer von Charles Overbys nicht nachvollziehbaren Gedankengängen. Linda sah sie fragend an. »Wo wird Daniel begraben werden?« »Wir haben seine Tante in Bakersfield angerufen, aber sie kann sich nicht mal mehr an ihren eigenen Namen erinnern. Seinem Bruder Richard ist es egal. Man wird Daniel nach der Obduktion hier in Monterey County beisetzen. Wenn jemand mittellos ist, wird der Leichnam eingäschert und auf einem der Gemeindefriedhöfe beerdigt.«

»Ist der Boden geweiht?«

»Ich weiß es nicht, aber ich nehme es an.«

»Falls nicht, könnten Sie dann eine geeignete Stelle für ihn suchen? Eine anständige Ruhestätte? Ich übernehme die Kosten.«

Für den Mann, der versucht hatte, sie zu ermorden?

»Ich kümmere mich darum.«

»Danke.«

In diesem Moment kam ein dunkelblauer Acura in verwegenum Tempo die Zufahrt heraufgerast und hielt mit quietschenden Reifen ganz in der Nähe. Das alles geschah so plötzlich, dass Dance sich duckte und erschrocken nach ihrer Waffe griff.

Doch gleich darauf entspannte sie sich wieder, denn aus dem Wagen stieg Samantha McCoy und gesellte sich zu ihnen. »Wie fühlst du dich?«, fragte sie Linda.

»Ich stehe unter Medikamenten. Morgen wird es vermutlich nicht mehr so angenehm sein. Nun ja, wohl noch einen Monat lang.«

»Du wolltest abreisen, ohne auf Wiedersehen zu sagen?«

»Nein, wie kommst du denn darauf? Ich hätte dich angerufen.«

Dance erkannte die Notlüge sofort. Samantha wahrscheinlich auch.

»Du siehst gut aus.«

Was Linda ein weiteres undeutliches Kichern entlockte. Stille. Tiefe Stille; der Nebel verschluckte sämtliche Umgebungsgeräusche.

Samantha stemmte die Hände in die Seiten und sah zu Linda hinunter. »Das waren ein paar merkwürdige Tage, was?«

Die Frau stieß ein kurioses Lachen aus, das sowohl benebelt als auch vorsichtig klang.

»Linda, ich würde dich gern mal anrufen. Wir könnten uns treffen.«

»Warum? Damit du mich psychoanalysieren kannst? Um mich aus den Klauen der Kirche zu retten?« Die Worte trieften vor Verbitterung.

»Ich möchte dich einfach sehen. Mehr als das muss es gar nicht sein.«

»Sam, du und ich, wir waren schon vor acht, neun Jahren verschiedene Menschen«, sagte Linda, die sich dafür sichtlich konzentrieren musste. »Heute sind die

Unterschiede zwischen uns sogar noch größer. Wir haben nichts gemeinsam.«

»Nichts gemeinsam? Aber das stimmt nicht. Wir sind gemeinsam durch die Hölle gegangen.«

»Ja, das sind wir. Und Gott hat uns hindurchgeholfen und uns dann in verschiedene Richtungen weitergeschickt.«

Samantha ging in die Hocke und nahm mit Rücksicht auf die Wunde behutsam den Arm der Frau. Sie befand sich nun mitten in Lindas persönlichem Proximalbereich. »Hör mir gut zu... Hörst du mir zu?«

»Was ist?« Ungehalten.

»Es gab da mal einen Mann.«

»Einen Mann?«

»Hör einfach zu. Dieser Mann war in seinem Haus, und es kam zu einem wirklich schlimmen Hochwasser. Der Fluss stieg bis ins Erdgeschoß, und ein Boot fuhr vorbei, um den Mann zu retten, aber er sagte: >Nein, fahrt weiter, Gott wird mich retten.< Er ging in den ersten Stock, doch das Wasser stieg auch bis dorthin. Noch ein Boot kam vorbei, aber er sagte wieder: >Nein, fahrt weiter, Gott wird mich retten.< Dann stieg das Wasser noch höher an, und er kletterte aufs Dach. Ein Hubschrauber kam angeflogen, aber der Mann sagte immer noch: >Nein, fliegt weiter, Gott wird mich retten.< Und der Hubschrauber flog weg.«

»Was redest du da?«, fragte Linda mit schwerer Zunge.

Sam fuhr unbeirrt fort. »Schließlich spülte das Wasser ihn vom Dach, und er ertrank. Als er in den Himmel kam, sah er Gott und fragte ihn: >Gott, warum hast du mich nicht gerettet?< Und Gott schüttelte den Kopf und erwiderte: >Komisch, ich weiß auch nicht, was da schiefgelaufen ist. Ich habe dir zwei Boote und einen Hubschrauber geschickte«

Dance lächelte. Linda nahm die Pointe verwundert zur Kenntnis und hätte am liebsten wohl auch gelächelt, schien es sich aber zu verkneifen.

»Komm schon, Linda - wir sind für einander die Hubschrauber. Gib es doch zu.« Die Frau sagte nichts.

Sam drückte ihr eine Visitenkarte in die Hand. »Hier hast du meine Nummer.«

Linda starrte die Karte an und schwieg lange. »Sarah Starkey?«, fragte sie dann. »Ist das dein Name?«

Samantha lächelte. »Ich kann ihn derzeit noch nicht zurückändern. Aber ich werde es meinem Mann erzählen. Alles. Er ist mit unserem Sohn hierher unterwegs. Wir bleiben ein paar Tage in der Gegend. Wenigstens hoffe ich das. Es könnte nämlich sein, dass er in den Wagen steigt und wieder nach Hause fährt, sobald ich mich ihm anvertraut habe.«

Linda entgegnete nichts darauf. Sie schnippte mit dem Daumen gegen die Karte und schaute einem verbeulten silbernen Pick-up entgegen, der die Zufahrt heraufkam. Der Wagen hielt an, und Roger Whitfield stieg aus.

Samantha stellte sich ihm vor und benutzte dabei ihren richtigen Namen, nicht »Sarah«.

Der Mann begrüßte sie mit hochgezogener Augenbraue und erneut einem förmlichen Händedruck. Dann halfen er und Dance seiner Schwester beim Einsteigen und schlossen die Tür.

Samantha stieg auf das Trittbrett. »Linda, vergiss nicht: Hubschrauber.«

»Auf Wiedersehen, Sam«, sagte die Frau. »Ich werde für dich beten.«

Dann fuhren die Geschwister ohne weitere Worte oder Gesten davon.

Samantha und Dance sahen sie die gewundene Zufahrt hinunterrollen, während die Rückleuchten als glühende Punkte im Nebel immer schwächer wurden.

»Wann kommt Ihr Mann an?«, fragte Kathryn, nachdem die beiden weg waren.

»Er ist vor einer Stunde in San Jose aufgebrochen. Ziemlich bald, schätze ich.«

»Möchten Sie die Hütte noch für eine Nacht behalten?«

»Gern. Vielen Dank.« Sam deutete in Richtung des Pick-ups. »Glauben Sie, Linda wird anrufen?«

Kathryn Dance konnte die Frage nicht beantworten, trotz all ihrer Erfahrung als Ermittlerin und ihrem geschulten Blick für Körpersprache. »Sie hat Ihre Karte immerhin nicht weggeworfen, oder?«, war alles, was ihr dazu einfiel.

»Noch nicht«, sagte Samantha, lächelte matt und ging zurück zu ihrem Wagen.

Der Abendhimmel war klar, der Nebel anderswo beschäftigt.

Kathryn Dance saß allein auf dem Deck, wenngleich Patsy und Dylan durch den Garten streiften und irgendwelche Hundedinge bestaunten. Sie hatte die Vorbereitungen für die am nächsten Abend anstehende große Geburtstagsparty ihres Vaters abgeschlossen und nippte an einem deutschen Bier, während im Radio »A Prairie Home Companion« lief, Garrison Keillors Varieteshow, die sie schon seit Jahren aufmerksam verfolgte. Nach dem Ende der Sendung schaltete sie das Radio aus. Aus Maggies Zimmer erklangen leise Tonleitern, und Wes hatte offenbar seine Stereoanlage aufgedreht.

Hört sich an wie Coldplay, dachte Dance. Sie überlegte einen Moment, nahm dann kurzerhand ihr Mobiltelefon, suchte eine bestimmte Nummer aus dem Adressbuch heraus und wählte sie an.

»Wen haben wir denn da?«, meldete sich Brian Gundersen.

Seit die Kennungen der Anrufer angezeigt werden, gehen die Leute ganz anders ans Telefon, dachte sie. Er hatte volle drei Sekunden Zeit gehabt, sich einen

Schlachtplan für das Gespräch zurechtzulegen, speziell zugeschnitten auf Kathryn Dance.

»Hallo«, sagte sie. »He, tut mir leid, dass ich mich jetzt erst melde. Ich weiß, dass du ein paar Mal angerufen hast.«

Brian lachte auf, und sie dachte an die gemeinsamen Stunden zurück, das Abendessen, den Spaziergang am Strand. Er hatte ein angenehmes Lachen. Und er küsste gut. »Ich würde sagen, falls jemand eine Entschuldigung hat, dann du. Ich hab die Nachrichten gesehen. Wer ist dieser Overby?« »Mein Boss.«

»Ach, der Verrückte, von dem du mir erzählt hast?«

»Ja.« Dance fragte sich, wie taktlos sie wohl gewesen war.

»Er hat dich in einer der Pressekonferenzen erwähnt. Er sagte, du hättest ihm bei der Ergreifung von Pell assistiert.«

Sie lachte. Falls TJ das gehört hatte, war es nur eine Frage der Zeit, bis sie von ihm eine Nachricht für »Assistentin Dance« erhalten würde.

»Du hast ihn also erwischt.«

»Overby hat ihn erwischt.«

Mit etwas Hilfe.

»Wie ist es dir ergangen?«, fragte sie.

»Gut. Ich bin ein paar Tage oben in San Francisco gewesen und habe Leuten Geld abgeschwatzt, die anderen Leuten Geld abgeschwatzt hatten. Und für mich ist ein Honorar herausgesprungen. Alle waren zufrieden.« Er fügte hinzu, auf der Rückfahrt habe er auf dem 101 eine Reifenpanne gehabt. Vier Amateurmusiker, ein Barbershop Quartet, die soeben von einem Auftritt kamen, hätten angehalten, und den Reifen für ihn gewechselt.

»Haben sie dabei gesungen?«

»Leider nicht. Aber ich werde mir einen ihrer Gigs in Burlingame anschauen.« War das eine Einladung?, grübelte sie. »Was machen die Kinder?«, fragte er.

»Denen geht's gut. Wie Kinder nun mal so sind.« Sie hielt inne und wusste nicht, ob sie sich mit ihm auf einen Drink oder direkt zum Abendessen verabreden sollte. Angesichts ihrer Vorgeschichte dürfte ein Abendessen eigentlich kein Problem sein.

»Wie dem auch sei, danke für den Rückruf«, sagte Brian.

»Gern.«

»Aber es war nichts Wichtiges.« Nichts Wichtiges?

»Weswegen ich ursprünglich angerufen habe... Eine Bekannte und ich fahren diese Woche runter nach La Jolla.«

Eine Bekannte. Was für ein erstaunlich vielfältiges Wort das doch ist.

»Wie schön. Gehst du Schnorcheln? Du hast gesagt, es würde dich interessieren. Das weiß ich noch.« Es gab dort ein riesiges Unterwasser-Naturschutzgebiet. Sie und Brian hatten erwogen, gemeinsam mal hinzufahren.

»Ja, klar. Das haben wir fest eingeplant. Ich wollte dich bloß fragen, ob ich das Buch zurückhaben könnte, das ich dir geliehen habe. Das über die Wanderwege rund um San Diego.«

»Oh, tut mir leid.«

»Kein Problem. Ich hab mir ein neues gekauft. Du kannst es behalten. Ich bin sicher, du kommst irgendwann mal dorthin.« Sie musste unwillkürlich kichern. »Bestimmt.« »Sonst alles klar?« »Ja, alles bestens.«

»Ich ruf dich an, wenn ich wieder zurück bin.«

Kathryn Dance, die kinesische Analytikerin und erfahrene Verhörspezialistin, wusste, dass Menschen bei ihren Lügen oft damit rechnen - oder sogar darauf hoffen -, dass der Zuhörer die Irreführung durchschaut. Meistens bei Gelegenheiten wie dieser.

»Das wäre prima, Brian.«

Sie ging davon aus, dass sie für den Rest ihrer beider Leben kein einziges Wort mehr wechseln würden.

Dance klappte das Telefon zusammen und ging in ihr Schlafzimmer. Dort schob sie den Berg Schuhe beiseite und fand ihre alte Gitarre, eine vierzig Jahre alte Martin 00-18 mit Mahagonikorpus und einer Decke aus Fichtenholz, das im Laufe der Jahre die Farbe von Toffee angenommen hatte.

Sie nahm das Instrument mit hinaus aufs Deck, setzte sich und stimmte die Saiten.

Ihre Finger waren klamm - sowohl wegen der kühlen Temperatur als auch aus Mangel an Übung. Dann fing sie an zu spielen. Zunächst einige Tonleitern und Akkordfolgen, danach den Bob-Dylan-Song »Tomorrow Is a Long Time«.

Ihre Gedanken wanderten von Brian Gunderson zu den Vordersitzen ihres Dienstwagens und Winston Kellogg.

Sie schmeckte Pfefferminz, roch Haut, aber kein Rasiervasser...

Während sie spielte, registrierte sie eine Bewegung im Haus. Ihr Sohn steuerte schnurgerade den Kühlschrank an und kehrte gleich darauf mit einem Glas Milch und einem großen Keks in sein Zimmer zurück. Der Raubzug hatte nicht mal dreißig Sekunden gedauert.

Sie ertappte sich bei der Überlegung, dass sie Wes' Einstellung die ganze Zeit als Irrtum angesehen hatte, als Fehler, der korrigiert werden musste.

Eltern neigen zu der Ansicht, ihre Kinder würden stichhaltige Einwände gegen potenzielle Stiefeltern oder auch nur gelegentliche Verabredungen erheben. So dürfen Sie nicht denken.

Doch inzwischen war Dance sich nicht mehr so sicher. Vielleicht erheben Kinder bisweilen doch stichhaltige Einwände. Vielleicht sollten wir ihnen zuhören, und zwar genauso sorgfältig und unvoreingenommen wie bei der Befragung von Zeugen im Zuge einer strafrechtlichen Ermittlung. Vielleicht hatte sie ihn die ganze Zeit

als zu selbstverständlich betrachtet. Sicher, Wes war ein Kind, kein Partner, aber er sollte dennoch ein Mitspracherecht haben. Hier sitze ich nun, dachte sie, eine Kinesik-Expertin, die ständig nach Abweichungen von der Norm Ausschau hält und daraus folgert, dass etwas nicht stimmt.

Bin ich bei Winston Kellogg von meiner eigenen Norm abgewichen?

Die Reaktion ihres Sohnes deutete womöglich darauf hin.

Das musste sie sich mal genauer durch den Kopf gehen lassen.

Dance war mitten in einem Lied von Paul Simon und summte die Melodie, weil sie den Text nicht vollständig kannte, als sie das Quietschen der Pforte hörte, die hinunter zum Deck führte.

Sie hörte auf zu spielen und schaute zur Treppe. Michael O'Neil kam die Stufen empor. Er trug den graubraunen Pullover, den sie ihm vor einem Jahr aus dem Skiuflaub in Colorado mitgebracht hatte.

»He«, sagte er. »Störe ich?« »Nie.«

»Anne hat in einer Stunde eine Ausstellungseröffnung. Aber ich dachte, ich komme vorher kurz hier vorbei und sage hallo.« »Ich freue mich.«

Er nahm sich ein Bier aus dem Kühlschrank, und als sie nickte, gab er ihr auch eines. Dann setzte er sich neben sie. Sie öffneten die Flaschen und tranken beide einen großen Schluck.

Dance fing an, ein Instrumentalstück zu spielen, das für die Gitarre umgeschrieben worden war, eine alte keltische Weise von Turlough O'Carolan, dem blinden irischen Wander-Harfenisten.

O'Neil sagte nichts, sondern trank einfach sein Bier und nickte im Rhythmus der Melodie. Dance bemerkte, dass er in Richtung Meer blickte - obwohl er es nicht sehen konnte; die Aussicht wurde von üppigen Kiefern

verstellt. Sie erinnerte sich, dass sie und Wes vor einer Weile den alten Spencer-Tracy-Film über den besessenen Fischer gesehen hatten. Danach hatte er O'Neil als den »Alten Mann aus dem Meer« bezeichnet. Sie hatten beide herzlich darüber gelacht.

»Es gibt ein Problem in Bezug auf Juan«, sagte er, als sie mit dem Lied fertig war. »Hast du schon davon gehört?«

»Juan Miliar? Nein, was ist denn?«

»Der Autopsiebericht liegt vor. Die Coroner's Division hat verdächtige Umstände festgestellt. Wir haben beim MCSO eine Fallakte angelegt.«

»Was ist passiert?«

»Er ist weder an einer Infektion noch an einem Schock gestorben, wie es normalerweise bei so schlimmen Brandverletzungen geschieht. Die Todesursache war eine Mischung aus Morphium und Diphenhydramin - das ist ein Mittel gegen allergische Reaktionen. Der Morphiumtropf war weiter aufgedreht als eigentlich zulässig, und keiner der Ärzte hatte ihm ein Antihistaminikum verordnet. In Zusammenwirkung mit Morphium ist das nämlich gefährlich.«

»War das Absicht?«

»Es sieht so aus. Allein hätte er das jedenfalls nicht geschafft. Wir haben es vermutlich mit einem Mord zu tun.«

Dance hörte wieder, wie ihre Mutter ihr Millars Worte zuflüsterte.

Tötet mich...

Sie fragte sich, wer hinter diesem Todesfall gesteckt haben könnte.

Dance schüttelte den Kopf. »Und das nach allem, was seine Familie sowieso schon durchmacht. Falls wir irgendwie helfen können, lass es mich wissen.«

Schweigend saßen sie einen Moment lang da. Dance roch von irgendwoher ein Holzfeuer - und abermals

O'Neils Rasierwasser. Die Kombination gefiel ihr. Sie fing wieder an zu spielen, Elizabeth Cottens schnelle Version von »Freight Train«, eine so ansteckende Melodie, wie es sie nur geben konnte. Sie würde ihr noch tagelang im Kopf herumgehen.

»Ich hab das von Winston Kellogg gehört«, sagte O'Neil danach. »Das hätte ich nie gedacht.«

Derartige Neuigkeiten machen schnell die Runde.

»Ja.«

»TJ hat mir die grausigen Einzelheiten geschildert.« Er schüttelte den Kopf und winkte Dylan und Patsy heran. Die Hunde liefen zu ihm. Er gab ihnen Kauknochen aus einer Keksdose, die neben einer Flasche zweifelhaftem Tequila stand. Sie nahmen die Leckerbissen entgegen und rannten davon. »Klingt, als würde es ein schwieriger Fall werden«, sagte er. Ich möchte wetten, Washington wird darauf drängen, die Anklage fallenzulassen.«

»O ja. Das wird hart.«

»Falls du möchtest, können wir ja ein paar Leute anrufen.« »Chicago, Miami oder Los Angeles?«

O'Neil sah sie verwundert an und lachte dann auf. »Du hast also auch schon darüber nachgedacht, ja? Was wäre am vielversprechendsten?«

»Ich würde es mit dem fragwürdigen Selbstmord in L. A. versuchen«, erwiderte Dance. »Es liegt im selben Bundesstaat, fällt also in die Zuständigkeit des CBI, und Kellogg kann nicht behaupten, die Kultführerin sei bei einem Zugriff ums Leben gekommen. Außerdem hat er offenbar die Akte verschwinden lassen. Warum sollte er das tun, wenn er keine Schuld an dem Todesfall trägt?«

Kellogg konnte mit dem Mord an Pell durchaus davonkommen. Dance hatte beschlossen, die Angelegenheit dann nicht auf sich beruhen zu lassen, sondern darauf zu drängen, dass in anderen Gerichtsbezirken Anklage gegen ihn erhoben wurde.

Und anscheinend würde sie dabei nicht allein sein.

»Gut«, sagte O'Neil. »Wir sollten uns morgen treffen und uns das Beweismaterial ansehen.«

Sie nickte.

Der Detective trank das Bier aus und holte sich noch eines. »Ich nehme nicht an, dass Overby einen Ausflug nach L. A. bewilligen würde.«

»Ob du es glaubst oder nicht, ich schätze, er würde.«

»Wirklich?«

»Sofern wir den Bus nehmen.«

»Und ein Last-Minute-Ticket kaufen«, fügte O'Neil hinzu. Sie lachten.

»Irgendwelche Wünsche?« Dance klopfte auf die alte Martin, die prägnant wie eine Trommel widerhallte.

»Nein.« Er lehnte sich zurück und streckte seine verkratzten Schuhe weit von sich. »Wonach dir gerade der Sinn steht.«

Kathryn Dance überlegte kurz und fing an zu spielen.

Anmerkung des Verfassers

Das California Bureau of Investigation gibt es wirklich; es ist dem kalifornischen Generalstaatsanwalt unterstellt. Die pflichtbewussten Männer und Frauen des CBI werden es mir hoffentlich nachsehen, dass ich ihre großartige Behörde etwas umgestaltet sowie eine erfundene Dienststelle auf der malerischen Halbinsel Monterey angesiedelt habe. Auch an dem vortrefflichen Monterey County Sheriffs Office habe ich ein wenig herumgepfuscht.

Darüber hinaus vertraue ich darauf, dass die Einwohner des bezaubernden Capitola, gelegen in der Nähe von Santa Cruz, mir ähnlich großherzig verzeihen werden, dass ich direkt vor ihren Nasen ein fiktives Hochsicherheitsgefängnis aus dem Boden gestampft habe.

Wer sich für die Themen Kinesik und Verhörtechniken interessiert und mehr darüber lesen möchte, dürfte viel Vergnügen mit den folgenden Büchern haben. Ich habe sie als äußerst hilfreich empfunden und ihnen einen Ehrenplatz in Kathryn Dances und meinen Regalen eingeräumt:

Stan B. Walters: Principles of Kinesic Interview and Interrogation.

Stan B. Walters: The Truth about Lying. Aldert Vrij: Detecting Lies and Deceit.

Roger W. Shuy: The Language of Confession, Interrogation, and Deception.

David E. Zulawski & Douglas E. Wicklander: Practical Aspects of Interview and Interrogation.

Paul Ekman & Erika Rosenberg (Hg.): What the Face Reveals. Jo-Ellan Dimitrius & Mark Mazzarella: Reading People. (Deutsch als: Der erste Blick - Anleitung zur Menschenkenntnis.)

Ray L. Birdwhitsell (der Tänzer und spätere Anthropologe, dem die Prägung des Begriffs »Kinesik« zugeschrieben wird).

ben wird): Introduction to Kinesics: An Annotation System for Analysis of Body Motion and Gestures.

Und wie immer vielen Dank an Madelyn, Julie, Jane, Will und Tina.